Moritz Lazarus und Heymann Steinthal

Band I

Mit einer Einleitung herausgegeben von
INGRID BELKE

Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts
21

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

21

MORITZ LAZARUS
UND
HEYMANN STEINTHAL

Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

INGRID BELKE

1971

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Library of Congress Card Number
75 – 172987

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

©
Leo Baeck Institut
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1971

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International' (CC BY-SA 4.0).
Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter:
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Printed in Germany
Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 978-3-16-930382-3
eISBN 978-3-16-163627-1 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

DIESES BUCH IST EINES DER BÜCHER,
DIE IHR ENTSTEHEN DEM FORSCHENDEN SPÜRSINN VON

Dr. MAX KREUTZBERGER

VERDANKEN. SO SEI ES ZU SEINEM 70. GEBURTSTAG IHM GEWIDMET,
IN DANKBARER ANERKENNUNG DER VERDIENSTE,
DIE ER SICH UM DEN AUFBAU
DES LEO BAECK INSTITUTE IN NEW YORK ERWORBEN HAT.

DER PRÄSIDENT UND VORSTAND
DES LEO BAECK INSTITUTE IN NEW YORK

VORWORT

Die hier erstmals veröffentlichten Briefe von Moritz Lazarus und Heymann Steinthal haben eine lange Geschichte. Sie geht auf eine Sammlung von Abschriften zurück, die Rabbiner Dr. Aron Tänzer, Göppingen, ein Schüler von Moritz Lazarus, noch auf Anregung von Lazarus' zweiter Frau, Nahida R. Lazarus (1849–1927), in den zwanziger Jahren anhand der Originale für eine Publikation zusammenstellte. Von ihm stammt auch ein Teil der Anmerkungen, die in der nunmehr vorliegenden Veröffentlichung jeweils mit dem Zeichen (T.) gekennzeichnet wurden.

A. Tänzer konnte weder die Korrespondenz mit allen notwendigen Annotationen versehen noch die begonnene Lazarus-Biographie vollenden. Auch eine geplante Einleitung von Leo Baeck ist den Zeitumständen zum Opfer gefallen. A. Tänzer starb 1935. Sein Sohn, Dr. Fritz Tänzer, emigrierte und nahm unter recht abenteuerlichen Umständen das unvollendete Manuskript mit nach den USA. Dort gelangte das Leo Baeck Institute, New York, Ende der fünfziger Jahre in den Besitz der Schriftstücke und begann mit der Vorbereitung der Veröffentlichung.

Zunächst wurde Professor Dr. David Baumgardt, New York, mit der Publikation des Manuskriptes beauftragt, nach dessen Tod übernahm Professor Dr. Kurt Wilhelm, Stockholm, die Herausgabe der Korrespondenz. Auch Professor Wilhelm starb leider wenige Monate nach Übernahme der Arbeit. Beide haben die vorhandenen Anmerkungen ergänzt und zahlreiche Abschreibfehler Tänzers beseitigt; es war ihnen jedoch nicht vergönnt, die Arbeit abzuschließen. Ihre Anmerkungen wurden mit den Initialen (B.) und (W.) gekennzeichnet.

Nach Professor Wilhelms Tod entstand insofern eine neue Situation, als die jahrelang ergebnislos verlaufenen umfangreichen Suchaktionen nach den Brieforiginalen durch das Leo Baeck Institute, New York, doch zum Erfolg führten: Der Nachlaß Dr. Tänzers wurde in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem entdeckt, wohin er dem Testament A. Tänzers entsprechend nach dessen Tod gelangt war. In diesem Nachlaß befand sich neben der schon erwähnten, unvollendeten Lazarus-Biographie A. Tänzers auch umfangreiches Schriftgut von M. Lazarus und H. Steinthal. Fast gleichzeitig konnte bedeutendes Material von und zu Lazarus und Steinthal vom Leo Baeck Institute im Moritz-Lazarus-Nachlaß der Universitäts-Bibliothek

der Humboldt-Universität zu Berlin festgestellt werden, ferner die wichtigen Briefe von Lazarus und Steinthal an Paul Heyse im Paul-Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek, München, und der für die Biographie Steinthals außerordentlich aufschlußreiche Nachlaß von dessen Schüler und Freund Gustav Glogau in der Kieler Universitätsbibliothek.

Im Jahre 1967 wurde die Unterzeichnete vom Leo Baeck Institute, New York, mit der Durchsicht des in jahrelanger Sucharbeit zusammengetragenen Materials und der abschließenden Revision und Edition des Tänzerschen Manuskriptes beauftragt. Ohne die Vorarbeiten des Instituts hätte diese zum Teil recht schwierige Edition nicht in so kurzer Frist zum Abschluß gebracht werden können.

Die vorliegende Briefpublikation besteht nunmehr aus drei Teilen:

1. Briefe von Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten. Dieser Teil ist der quantitativ bedeutendste. Bis auf einige nachträglich von Lazarus und anderen Personen angefertigte Abschriften[1] und die Briefe an Paul Heyse stützt sich der Text auf die Tänzer-Abschriften. Die schon von A. Tänzer vorgenommene Angleichung an die heutige Orthographie wurde deshalb beibehalten, zumal auch die von Lazarus veranlaßten Kopien zum Teil von der damals üblichen Schreibweise abwichen.

2. Briefe von H. Steinthal an M. Lazarus. Diese Briefe waren ebenfalls zunächst nur in den Abschriften A. Tänzers vorhanden. Dank des freundlichen Entgegenkommens der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, in deren Besitz sich die Originale befinden, konnte dieser Teil der Korrespondenz neu durchgesehen und verglichen, berichtigt und ergänzt werden.

3. Die Briefe von Berthold Auerbach an M. Lazarus, die ebenfalls zu der Abschriftenauswahl von A. Tänzer gehören, wurden durch zwei Briefe von M. Lazarus an Berthold Auerbach ergänzt, die aus dem Auerbach-Nachlaß im Schiller-Nationalmuseum stammen.

Auch in den Briefen Steinthals und Auerbachs wurde eine leichte Modernisierung der Orthographie vorgenommen. Zusätze der Herausgeberin stehen in eckigen Klammern, Kürzungen wurden durch drei Punkte gekennzeichnet.

Meinen herzlichen Dank möchte ich besonders dem früheren Direktor und jetzigen General Consultant des Leo Baeck Institute, New York, Dr. Max Kreutzberger, sagen, ohne dessen Initiative, unermüdliche Hilfsbereitschaft und zahlreiche sachliche Anregungen diese Veröffentlichung nie entstanden wäre. Auch danke ich der ehemaligen Leiterin der Bibliothek und des Archivs des Leo Baeck Institute, Irmgard Foerg, für mannigfache Unterstützung und

[1] Sie befinden sich im Tänzer-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem.

wichtige Hinweise. Und nicht zuletzt gilt mein Dank dem Präsidenten des Leo Baeck Institute, New York, Dr. Max Gruenewald, der die hebräischen Zitate der Tänzer-Abschriften überprüfte und berichtigte[2] und durch sein stetes Interesse und wertvolle Hinweise hilfreich war.

Folgenden Instituten und Bibliotheken sei für Auskünfte und für die Überlassung von Material besonderer Dank gesagt: Der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, deren Direktor, Dr. C. Wormann, und deren Leiter der Handschriftenabteilung, Dr. M. Nadav, in großzügigster Weise die Benutzung des Tänzer-Nachlasses gestatteten; der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin und Dr. W. Kral; der Bayerischen Staatsbibliothek in München, der Universitätsbibliothek in Kiel, der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin und dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

Basel, im Januar 1971 *Ingrid Belke*

[2] Seine Ergänzungen sind mit (G.) gekennzeichnet.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort VII

Verzeichnis der Abbildungen XII

Einleitung XIII

1. Moritz Lazarus

Zur Biographie XIV
Die Völkerpsychologie XLII
Der Berliner Antisemitismusstreit LXI
„Die Ethik des Judentums" LXXIII
Schlußwort LXXX

2. Heymann Steinthal

Zur Biographie LXXXI
Sprachwissenschaft und Psychologie CIII
Auseinandersetzung mit H. Paul und W. Wundt CXIV
Mythos und Religion CXXII
Judentum und Humanität CXXIV
Die „Allgemeine Ethik" CXXXVI

Briefe

Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten 3
Heymann Steinthal an Moritz Lazarus 251
Berthold Auerbach an Moritz Lazarus 337

Anhang

Stammbaum von Moritz Lazarus 369
Aus den Jugenderinnerungen Steinthals 371
Bibliographie 394
Personenregister 413

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Moritz Lazarus
nach einer Radierung von W. Krauskopf . . . . . nach Seite XVI
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen National-bibliothek, Wien

Heymann Steinthal
nach einer Radierung von H. Struck . . . . . nach Seite XCVI
Aus dem Bildarchiv der Österreichischen National-bibliothek, Wien

Aphorismensammlung zu Lazarus'
70. Geburtstag
ausgewählt und mit Zeichnungen versehen
von Nahida Remy (spätere Lazarus) . . . . . nach Seite 208
Aus dem Besitz des Leo Baeck Institute, New York – Leo Baerwald Collection

Aus den Aphorismen von Moritz Lazarus
ausgewählt und mit Zeichnungen versehen
von Nahida Remy (spätere Lazarus) . . . . . nach Seite 224
Aus dem Besitz des Leo Baeck Institute, New York – Leo Baerwald Collection

Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft
des Judentums in Berlin . . . . . nach Seite 320
Aus dem Besitz des Leo Baeck Institute, New York – Leo Baerwald Collection

EINLEITUNG

Die Vorstellung von einem unwillkürlich schaffenden Volksgeist, der Sinn für die Mannigfaltigkeit und das jeweils Eigentümliche der Einzelvölker, für das historisch „Gewachsene", für das Ursprüngliche, Organische und Naturgemäße entstammen einer neuen Gesamtauffassung des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus der Kritik am Rationalismus und dessen isoliert individualistischer Betrachtungsweise entwickelte. Dieses Erwachen des historischen Bewußtseins, demzufolge sich der Mensch als Teil einer Totalität, einer Familie, eines Standes, Volkes, Staates, einer bestimmten Epoche verstand, ist eng mit der Entstehungsgeschichte der Nationalstaatsidee verbunden. Dabei verschmolz in Deutschland unter dem mächtigen Einfluß der Literatur und Philosophie die Vorstellung von einer einheitlichen deutschen Kulturnation mit der politischen Idee, daß das preußische Staatswesen bestimmt sei, als Kernland den ersten deutschen Nationalstaat zu bilden. Die Konzeption der „Völkerpsychologie" ist eine der Auswirkungen dieser historischen Konstellation.

Die Völkerpsychologie wurde relativ spät, nach dem Fehlschlagen der politischen Einigungsbestrebungen (1848/49), von Moritz Lazarus und Heymann Steinthal als eine eigene wissenschaftliche Disziplin begründet. Ist es ihnen auch nicht gelungen, ein geschlossenes Begriffssystem der neuen Disziplin zu errichten oder auch nur eine eigene selbständige Position innerhalb der schon bestehenden Wissenschaften für sie zu schaffen, so haben sie doch mit der Völkerpsychologie eine fruchtbare Synthese der vorherrschenden Ideen und Probleme um die Mitte des 19. Jahrhunderts hergestellt, die auf alle Nachbargebiete anregend wirkte und mit dazu beitrug, die rein introspektive Psychologie zu überwinden und die Tendenz zu einer Gesamtbetrachtung aller menschlich-sozialen Phänomene und Prozesse zu stärken.

Schon zu ihren Lebzeiten wurden die beiden Begründer der Völkerpsychologie mit den „Dioskuren", den beiden unzertrennlichen Zwillingsbrüdern der griechischen Sage, verglichen. Nicht zu Unrecht: Gemeinsam riefen sie 1859 mit der Ankündigung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" die neue Disziplin ins Leben, gemeinsam formulierten sie deren umfangreiches Programm im ersten Heft. Beide suchten bis zum Ende ihres Lebens die Größe und gestaltende Kraft der jüdischen Tradition darzustellen und an einer Reform des Judentums mitzuwirken, die sich vor allem in den

USA in ungeahntem Ausmaß entfaltet hat. Jeder unterstützte die Bestrebungen und teilte die Interessen des andern; sie selbst empfanden diese gegenseitige Teilnahme und Ergänzung als die belebende Kraft, die die Entfaltung der eigenen Möglichkeiten erst auslöste.

So wurden die beiden Freunde auch in späteren Würdigungen meist zusammen genannt; kein biographischer Abriß, keine wissenschaftliche Monographie, die diese Zusammenarbeit nicht hervorhebt. Oft wird dabei übersehen, wie verschieden die Temperamente, die Begabungen und Leistungen der beiden Gelehrten waren und wie fruchtbar sich gerade diese Verschiedenheit in der gegenseitigen Förderung auswirkte. Diese individuelle Eigenart der Freunde, ihre spezifische wissenschaftliche und persönliche Wirksamkeit und ihren geistigen Standort in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versucht die Einführung im folgenden zu skizzieren.

1. MORITZ LAZARUS

Zur Biographie

Moritz (Moses)[1] Lazarus wurde am 15. September 1824 in Filehne, einer damals etwa 3000 Einwohner zählenden Kleinstadt in Posen, geboren. Er stammte aus einer sehr angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie: Sein Vater, R. Aron Levin (Leb) Lazarus (1790–1874)[2], war ein Schüler von R. Akiba Eger[3], dem größten und einflußreichsten zeitgenössischen Talmudisten im deutschen Sprachbereich. Neben seinem Beruf als Kaufmann war Levin Lazarus – wie es damals üblich war – ehrenamtlich als Mitglied, dann auch als zweiter Vorsitzender des Rabbinatskollegiums und als Mitvorsteher der Talmudschule in Filehne tätig. Darüber hinaus galt er dank seiner talmudischen Ausbildung und eines privaten Studiums des preußischen Landrechts als sehr gewissenhafter und scharfsinniger Jurist; wie Moritz Lazarus später in seinen Jugenderinnerungen erzählte, hat er sich immer wieder als Rechtsbeistand unter seinen jüdischen und christlichen Mitbürgern betätigt und um 1838 etwa 32 Vormundschaften verantwortlich geführt[4].

Der Einfluß des Vaters auf Moritz Lazarus ist nicht hoch genug einzuschätzen. Schon mit fünf Jahren lauschte der Junge den Talmudstudien und Dis-

---

[1] Erst auf Veranlassung seiner Frau Sara(h) L., geb. Lebenheim, wurde allmählich der Name Moritz eingeführt. Lazarus nannte sich nur selten so, sondern zeichnete in seinen Schriften mit „M. Lazarus" und in seinen Briefen vorwiegend ohne Vornamen mit „Lazarus".

[2] Vgl. Stammbaum, S. 369 f.

[3] Geboren 1761 in Eisenstadt, gestorben 1837 in Posen.

[4] Aus meiner Jugend – Autobiographie von Moritz Lazarus. Mit Vorwort und Anhang herausgegeben von Nahida Lazarus, Frankfurt a. M. 1913, S. 24.

puten, denen sich sein Vater, ein Onkel und Rabbi Selig in den frühesten Morgenstunden hingaben. Nach der Entlassung (1836) aus der staatlichen Elementarschule, die in Posen 1833 auch für Juden eingerichtet wurde, und regelmäßigem Privatunterricht bei seinem Onkel, dem Lehrer Abraham Waldenburg (gest. 1838), erhielt der dreizehnjährige Moritz Lazarus jeden Vormittag Unterricht in Bibel und Talmud bei seinem Vater; auch später noch, als er, Dozent der Philosophie in Berlin, geistig und gesellschaftlich in einer ganz anderen Welt lebte, schrieb er seinem Vater hebräisch oder doch wenigstens in hebräischen Lettern. Vorbild war ihm Levin Lazarus auch als Redner: Am Samstagnachmittag hielten die gelehrtesten Männer der jüdischen Gemeinde populär-religiöse Vorträge („Schrifterklärung")[5]; dort sei ihm der Vater als der „beste Redner" erschienen, „der die Regeln der Rhetorik aufs feinste und taktvollste befolgte". Mehr noch: Man pries ihn allgemein als „den klügsten Rater und den eifrigsten Helfer"[6]. Moritz Lazarus' Bemühen, vorbildlich zu wirken, sein sittlicher Ernst, der schon aus den ersten vorliegenden Briefen spricht und den Lazarus überall, als Freund, Kollege und Gemeindemitglied, zu betätigen suchte, haben ihr unmittelbares Vorbild im Leben und Tun des Vaters.

Auf die Eindrücke der frühesten Jugend führte Lazarus – ähnlich wie sein späterer Freund und Mitarbeiter H. Steinthal – auch das Interesse an der Völkerpsychologie zurück. Sein Geburtsort Filehne stellte konfessionell und ethnisch einen Mikrokosmos dar: Von den 3000 Einwohnern war je ein Drittel katholischer, protestantischer und jüdischer Konfession, dem entsprachen die polnische und deutsche Herkunft und in der jüdischen Gemeinde eine große Mannigfaltigkeit von „Nationalitäten": Juden aus Polen, Rußland, Ungarn, Galizien und anderen Ländern. *„Da nun auch die drei Religionsgemeinden des Ortes, die fast zu gleichen Zahlen nebeneinander wohnten, verschiedener Abstammung waren, verschiedene Sprachen redeten, so mag jenes einsame Sinnen und Suchen, das alltäglich durch offenbare Erscheinungen aufgeregt wurde, die tiefste Wurzel der Völkerpsychologie geworden sein,* wie die fortgesetzte Beobachtung des verschiedenen Auftretens der drei Bevölkerungsgruppen in fast allen Lebensäußerungen die persönlichen Anfänge einer vergleichenden Psychologie enthalten hat."[7]

Die erste Begegnung mit der deutschen Literatur und mit Shakespeare verdankte Lazarus der – ebenfalls vom Vater erlernten – Fähigkeit des Bücherbindens; er brachte die kleine Leihbibliothek des Schulwarts in Ordnung und durfte die Bücher dafür lesen. Aber wirklich kennengelernt hat er die Werke der deutschen Klassiker, Schleiermachers, Herders, auch der philosophischen hebräischen Schriften des Mittelalters, hebräische Übersetzungen der griechischen Philosophen, vor allem des Aristoteles, erst durch einen älteren Talmud-

---

[5] Aus meiner Jugend, aaO, S. 33. [6] Ebda.
[7] AaO, S. 32 (Hervorhebung nach dem Original).

schüler, dessen ruheloses, etwas ungeordnetes Streben und Forschen weit über die Grenzen des vorgeschriebenen Studienkreises hinausging, das aber typisch war für den „Bocher" aus dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts, einer Zeit also, in der es osteuropäischen jüdischen Studenten allmählich möglich gemacht wurde, an der Kultur des jeweiligen Landes – der polnischen Provinzen, Böhmens und Österreichs – teilzuhaben und mitzuarbeiten[8]. Der junge Lazarus teilte mit ihm diese Unruhe des Entdeckens, den Enthusiasmus und die Neigung zu vielseitigen und ziemlich unsystematischen Studien, eine Schwäche, die er zeit seines Lebens nicht beseitigen konnte und die ihn in der Ausbildungszeit mehrmals an die Grenze physischer Erschöpfung brachte.

Ein deutsches Gymnasium konnte Lazarus nicht besuchen, da dafür die Mittel der Familie nicht ausreichten; so trat er als Sechzehnjähriger in das Geschäft – Kolonialwaren en gros – einer befreundeten Posener Familie ein. Die Arbeit dort, das Talmudstudium, das er, zusammen mit dem Kaufherrn, fortsetzte, und die regelmäßige, mit Eifer verfolgte Nachtlektüre der deutschen Schriftsteller lösten eine Krankheit aus und damit Abbruch der Arbeit und eine neue Entscheidung, die für die Juden seiner Heimat allerdings ungewöhnlich, weil in keiner Weise aussichtsreich war: Lazarus wollte die Gymnasialausbildung nachholen und studieren.

Unterstützt hat ihn zunächst sein älterer Bruder Leiser[9], der selbst Theologie studieren wollte, deshalb das Gymnasium in Sondershausen besuchte und durch die Unterrichtung des dortigen jüdischen Predigers in rabbinischer Literatur seinen notwendigsten Unterhalt verdiente. Leiser teilte mit seinem Bruder die Unterkunft und bereitete ihn vor allem in Griechisch, Latein, Englisch und Französisch auf den Eintritt in das Gymnasium Martino-Katharineum in Braunschweig vor.

Durch ein Stipendium, für das Lazarus mit dem Landesrabbiner L. Herzfeld[10] talmudische Studien treiben mußte, durch Stundengeben, vor allem aber durch sein eigenes Glücksgefühl, das selbst der Hunger und die schlimmste Kälte nicht beeinträchtigen konnten, wurde es dem Neunzehnjährigen ermöglicht, von 1844 bis 1846 seine Gymnasialausbildung nachzuholen[11]. Es war die entscheidendste Zeit für Lazarus: Er war nun Gymnasiast in einer mitteldeutschen Stadt, deren Einwohner vorwiegend protestantisch und, wie er beteuert, sehr liberal waren; er lernte über die beiden Sprachen, Griechisch

---

[8] AaO, S. 44 ff.

[9] Vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 6.

[10] Vgl. Anm. 11 zu Brief Nr. 1.

[11] Lazarus konnte von zu Hause keinerlei materielle Unterstützung erhalten; wie er damals lebte, erzählte er später in seinen Jugenderinnerungen (aaO, S. 81): „Meine Heimstätte aber war mehr als dürftig, wenigstens im ersten Winter. Auf ein kleines, unheizbares, ungedieltes, nur mit reinlichem Estrich gepflastertes Stübchen mußte ich mich beschränken. In kalten Nächten mußte ich meine Schularbeiten im Bette liegend oder in Filzschuhen sitzend anfertigen und dabei das Tintenfaß in der linken Hand durch meine eigene Wärme vor dem Einfrieren schützen, während die rechte schrieb."

Moritz Lazarus
nach einer Radierung von W. Krauskopf

und Latein, zwei neue Kulturen kennen; sein Lehrer, Friedrich Konrad Griepenkerl[12], selbst noch Schüler und Freund von J. Friedrich Herbart[13], machte ihn mit dem Werk des Philosophen vertraut, das auf Lazarus bis zu dessen Lebensende einen dominierenden Einfluß ausübte. Diese neue Welt, von seiner früheren fast durch Jahrhunderte getrennt, zwang ihn zu einer Auseinandersetzung, die sich um so heftiger und weniger rational vollziehen mußte, als Lazarus zwar eine enge familiäre und religiöse Bindung an die kleine jüdische Gemeinde in Posen hatte, also schwerlich ein „Abtrünniger" werden konnte, andererseits aber so schnell wie möglich und ununterscheidbar von seinen christlichen Altersgenossen für die Kultur und den Staat, nämlich Preußen wirken wollte, dem seine Vorliebe galt. Ein angenehmes Äußeres, sein sehr verbindliches Wesen, das Bedürfnis, allen Menschen und Entscheidungen zunächst Vertrauen und Offenheit entgegenzubringen, begünstigten dieses Streben. Und noch etwas: Lazarus hatte sein Leben lang – auch auf wissenschaftlichem Gebiet – die gefährliche Neigung zu harmonisieren, auszugleichen, damit zu nivellieren und zu generalisieren. Während sein Freund und späterer Schwager H. Steinthal das Mannigfaltige und Verschiedene analysierte, um das Zergliederte zu vergleichen, zu erklären, während er die Vielfalt nicht nur ertrug, sondern sogar dankbar anerkannte, versuchte Moritz Lazarus das Disparateste einem „Gesamtgeist" unterzuordnen, an Unvereinbares lieber nicht zu rühren, Krisen eher zuzudecken als aufzuklären, den Kompromiß der Auseinandersetzung vorzuziehen. Dieses Bedürfnis nach Harmonie und zu harmonisieren entsprang wohl einer inneren Unsicherheit, die durch den latenten oder offenen Antisemitismus seiner nächsten Umgebung noch vergrößert wurde, selbst oder gerade dann, wenn man ihn, Lazarus, ausdrücklich davon ausnahm. Das mag um so seltsamer klingen, als gerade Lazarus – im Gegensatz zu dem viel scheueren, zurückgezogen lebenden Steinthal – glänzende, heute nach Lektüre seiner Reden fast unverständliche Erfolge als Redner hatte, sicher auftrat und in den verschiedensten Gesellschaften gern gesehen und beliebt war. Daß er aber, auch in der hier vorliegenden Korrespondenz, sich dessen rühmt, daß er den Briefpartner eitel über die Ursachen seines Erfolges befragt, beweist nur, wie sehr er der äußeren Bestätigung immer wieder bedurfte – subjektiv, denn objektiv entsprachen der Selbstrechtfertigung und dem Eigenlob durchaus eine außergewöhnliche Leistung und die Anerkennung seiner Lehrer, Mitarbeiter und später auch der Studenten.

Lazarus hat die erste große Krise seines Lebens später in der Autobiographie „Aus meiner Jugend"[14] beschrieben; es war eine Krise, die alle emanzipierten

---

[12] Vgl. Anm. 2 zu Brief Nr. 1.

[13] Der Philosoph lebte von 1776 bis 1841; vgl. Anm. 3 zu Brief Nr. 14.

[14] Lazarus begann Mitte der 80er Jahre Nahida Remy, seiner Schülerin und späteren Frau, seine Jugenderinnerungen zu diktieren. Ihrer Aufmunterung und Mitarbeit ist es zu danken, daß die Arbeit in den 90er Jahren abgeschlossen und 1913 publiziert wurde.

Juden erfaßte und die ihren Ausdruck in der ersten Rabbinerversammlung in Braunschweig (1844) fand. Der junge Lazarus nahm daran teil: „In jenen Tagen habe ich mit heißen Tränen Chazoth[15] gemacht, um mein Judentum nicht zu verlieren." [16] Ein erschütterndes Bekenntnis für einen Menschen, der, fast immer optimistisch, einmal meinte: „Zum Danken viel mehr als zum Beten und Klagen brauchen wir einen Gott" [17], und der diese Krise eigentlich nicht als Theologe und nie – wie Steinthal – bis zu Ende durchgedacht hat. Statt dessen kommt die für Lazarus bezeichnende Wendung: Obwohl er nach den gründlicheren Studien die gesamte griechische Denkweise als „durchaus verschieden und getrennt vom jüdischen Geist" erkannt habe, treibe ihn die Sehnsucht, „diese verschiedenen Weltanschauungen zu vereinen"; „ihre Gegensätze, ihre zum Teil himmelweite Entfernung voneinander, war meine Qual!" [18]. Daß junge christliche Deutsche, Franzosen und Engländer das geistige Erbe so verschiedener Zeiten und Kulturen aufnehmen und ruhig in sich tragen konnten, konstatierte er nur staunend – eine genauere Untersuchung dieses Phänomens hätte wohl die entscheidende Einsicht freigelegt, daß diese modernen Europäer nicht mehr den unbedingten Glauben und die spiritualistische Strenge hatten, die der eigentliche Urheber ihres Bekenntnisses und die ersten Christen noch forderten, daß sie eigentlich recht emanzipierte, aufgeklärte junge Leute waren. Er sah eine Lösung der besonderen Schwierigkeit für die Juden wiederum in der „Harmonie, Übereinstimmung mit den allgemein menschlichen Bestrebungen" [19], ohne daß er damals das „Was" und das „Wie-weit", das Unaufgebbare und Unannehmbare genau zu definieren und zu erörtern imstande war. Lazarus hat später, herausgefordert einerseits durch den Stöckerschen Antisemitismus und dessen Folgen und Fortsetzungen, zum andern durch die Angriffe der eigenen Glaubensgenossen, und nicht nur der orthodoxen, immer wieder zu diesem Problem zurückkehren müssen.

Intelligent, überaus fleißig, begeisterungsfähig und Begeisterung auslösend, hatte sich der junge Lazarus damals in raschem Eifer angeeignet, was das Braunschweiger humanistische Gymnasium bot; folgerichtig ging er 1846 zum Studium nach Berlin. Schon die Wahl der Universitätsstadt ist bezeichnend: Berlin, damals jung und aufstrebend, galt als das zukünftige Zentrum eines ersehnten deutschen Einheitsstaates, für dessen Verwirklichung sich auch der junge Lazarus in seiner ersten öffentlichen Schrift nach der Promotion einsetzen sollte.

Zu Beginn des Studiums wohnte Lazarus bei seinem Bruder Leiser, der inzwischen ebenfalls zum Studium nach Berlin übergesiedelt war. Das ge-

---

[15] Chazoth (hebr. „Mitternacht") bezeichnet die Klagelieder und Gebete, die zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels in Jerusalem um Mitternacht oder auch in den Trauerwochen vor dem neunten Ab um die Mittagsstunde rezitiert wurden.

[16] Aus meiner Jugend, aaO, S. 96.

[17] Brief an Geheimrat A. Graffunder vom 6. Dezember 1874, Nr. 64.

[18] Aus meiner Jugend, aaO, S. 93. [19] AaO, S. 94.

ringe Stipendium eines Braunschweiger Gönners und das schlechte Honorar für geleistete Unterrichts- und Nachhilfestunden waren der einzige finanzielle Rückhalt. Anfänglich studierte Lazarus noch Theologie und Philosophie nebeneinander, stand jedoch dem Kreis seines Bruders „innerlich und äußerlich fern": „Geistig wie sprachlich dialektfrei aus Braunschweig gekommen"[20], habe er mit den neuen Freunden und Kommilitonen in einer anderen Atmosphäre gelebt. „Die deutsch-nationale Bildung der Juden und ihre Teilnahme an den allgemein menschlichen und bürgerlichen Interessen"[21] schienen ihm eine unvergleichlich wesentlichere Aufgabe zu sein als die Beschäftigung mit der Halacha[22]. Folgerichtig gab Lazarus dann 1847 das Theologiestudium auf. Auf eine regelmäßige Lektüre der hebräischen Bibel, zum Teil mit Kommentar, hatte er allerdings nie verzichtet; wie auch die Dialoge Platons im griechischen Original zum festen Bestandteil seiner Privatstunden gehörten. Er wandte sich nun ganz der Philosophie und Psychologie zu. Privat las er weiterhin Herbart und den Herbartianer Moritz W. Drobisch, an der Universität hörte er vor allem Friedrich Eduard Beneke, der zwar wegen des allgemein bevorzugten Hegelianismus wenig Hörer hatte, dessen kritischer Empirismus und dessen pragmatische Psychologie den künftigen Völkerpsychologen aber besonders anzogen. Außerdem hörte er den Aristoteliker Friedrich Adolf Trendelenburg und die Hegelianer Georg Andreas Gabler und Karl Ludwig Michelet. Die Hegelsche Philosophie, mit der er sich bereits nach der Kant-Lektüre in Braunschweig bekannt gemacht hatte, betrachtete er schon als Herbartianer, d. h. kritisch, wenngleich diese auch nicht ohne Einfluß auf sein Denken, besonders auf die Konzeption der Völkerpsychologie blieb. So schrieb Lazarus aus seinem zweiten Semester, am 14. Dezember 1846[23], an seinen ehemaligen Lehrer, den Direktor des Braunschweiger Gymnasiums, Professor Dr. G. Th. A. Krüger, daß die Psychologie – an der er doch vor allem interessiert sei – in Hegels „System fast nichts als eine nach einem bestimmten Plan geordnete, logisch-dialektisch fortschreitende *Schilderung* des menschlichen Geistes und seiner Zustände" sei, ohne daß dieser Geist erklärt werde, so daß er deshalb wieder zu Herbart gegriffen habe, „der dadurch, daß er alle seine Behauptungen auf Empirie basiert, alles a posteriori beweist". Herbarts „empirische Fülle und Genauigkeit", dank deren er der „Newton der Psychologie"[24] geworden sei, erregten Lazarus' Bewunderung, obwohl er bereits als Student in einer Arbeit über „die Grundprinzipien der Herbartschen Psycho-

---

[20] AaO, S. 112. [21] AaO, S. 113.

[22] Halacha (hebr. „Wegrichtung"), im Gegensatz zur Haggada („Erzählung") die gesetzlichen Vorschriften als Grundlage der religiösen Praxis in der nachbiblisch-jüdischen Literatur.

[23] Vgl. Brief Nr. 5.

[24] So nannte ihn Lazarus ein paar Jahre später in einem Aufsatz über „Mathematische Psychologie", in: Cottas Morgenblatt für gebildete Leser, 1855, S. 481–486 und 513–519.

logie" eine durchgehend negative Kritik an dieser und ihren Resultaten übte. Briefe und Arbeiten aus jener und späterer Zeit zeigen, daß Lazarus nach einer Verbindung von Hegelschem und Herbartschem Denken suchte. Der tatsächliche Einfluß des ersten war ihm selbst wohl weniger bewußt, die Auseinandersetzung mit Herbart dagegen war die des Schülers mit seinem Lehrer, also bewußter, gründlicher, konstruktiver, und die Beziehung zu ihm blieb immer die der Hochachtung und Sympathie; bei aller Distanzierung bewunderte er an Herbart „die sittliche Seite dieser Tat", „das unermüdliche, unablässige Ringen und Streben nach Wahrheit aus dem reinsten, im höchsten Sinne des Wortes humanen Interesse" [25]. Wie Herbart wollte er selbst versuchen, sich ein Bild von der Gesamtheit aller menschlichen Interessen und Bestrebungen zu verschaffen. Deshalb zog es ihn immer wieder zu den Vertretern der positiven Wissenschaften. Im Laufe seines Studiums hörte Lazarus bei dem Physiker Wilhelm Dove, dem Botaniker Karl Heinrich Schultz-Schultzenstein, bei dem Physiologen Johannes Müller, in dessen vergleichend-anatomischem Laboratorium nur wenige Jahre später Wilhelm Wundt arbeitete, und mit besonderem Interesse besuchte er die Vorlesungen des Historikers Leopold Ranke, des Sprachwissenschaftlers Carl Wilhelm L. Heyse und des Altphilologen August Böckh. Bei Wilhelm Grimm hat er statt der mehrmals angekündigten deutschen Grammatik schließlich mittelhochdeutsche Literatur gehört.

Leicht urteilt man über die Briefe des jungen Lazarus zu streng: So viel Redseligkeit, so viel Neunmalklugheit und etwas egozentrischer Enthusiasmus! Hält man aber dagegen, daß er sich den Zugang zur Universität und den Genuß seines Studiums zunächst – bis Winter 1847 – mit bitterster Armut, mit Stundengeben und Nachtarbeit erkaufte, so liest man sie mit anderen Augen.

---

[25] M. Lazarus, Die Grundprinzipien der Herbartschen Psychologie, zitiert nach A. Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, Leipzig 1904, S. 67. Leicht zitiert dort auch (S. 66) aus Lazarus' Vorlesungen über Psychologie im Winter 1875/76, in denen er auf sein Verhältnis zu Herbart genauer eingeht: „Ich selbst habe bei verschiedenen Gelegenheiten mich mit Vorliebe einen *Herbartianer* genannt. Ich habe das getan wesentlich aus dem Grunde, weil ich als den Kern und Mittelpunkt aller philosophischen Arbeit die Psychologie betrachte und weil Herbart der Begründer einer wirklich wissenschaftlichen Psychologie geworden ist. Nichtsdestoweniger behaupte ich, daß keiner von den Grundpfeilern der Psychologie, wie Herbart sie aufgestellt hat, so stehen bleiben kann, wenn wirklich ein Gebäude der Psychologie errichtet werden soll. Dies hat nichts Widersprechendes. Vielmehr können Sie daraus eines jener vielfach wiederkehrenden Beispiele aus der Geschichte der Wissenschaft entnehmen, daß nämlich eine Wissenschaft durch gewisse Entdeckungen begründet, daß darauf nach einer bestimmten Methode ein wissenschaftliches Gebäude aufgeführt wird; wenn dann später diese ersten Grundsätze sich als unzulänglich erweisen und lauter entgegenstehende Ansichten in diese Wissenschaft eingeführt werden, bleibt jener dennoch ihr Schöpfer ... Dem halte ich gegenüber, daß es nur eine wahrhafte Dankbarkeit in der Wissenschaft gegen den Meister gibt, und das ist die: mit demselben Eifer, derselben Energie nach der Wahrheit zu forschen, wie er es getan ..."

Weniger selbstbewußt, als er sich nach außen gab, ein wenig eitel und empfindlich, versuchte er die miserable Realität und später die ausbleibende offizielle Anerkennung durch eine desto stärkere Betonung seines inneren geistigen „Wachstums" zu korrigieren. Hinzu kommt, daß Lazarus nicht so offen schreibt, wie Steinthal es an die besten Freunde tat. Er deckt mit schwungvoller Beredsamkeit seine Probleme und Nöte eher zu als auf, deutet sie erst an, wenn sie überwunden sind[26], oder verbirgt sie, wie zum Beispiel den Zweifel, ob er mit dem Rabbinerberuf das Rechte gewählt habe, hinter einem Preislied auf die Fähigkeiten des Bruders[27]. In keinem seiner Briefe steht etwas von Hunger oder Kälte, die er durchlitten hat, erst rückblickend erzählt er in seinen Jugenderinnerungen von dem seltenen warmen Essen, das er sich nie öfter als höchstens dreimal in der Woche leisten konnte[28]. Das ist charakteristisch für Lazarus: Er war sein Leben lang gesellig und ein eifriger pflichtbewußter Briefschreiber. Nun schrieb er zwar mit zunehmendem Alter kürzer, weniger weitschweifig und, gezwungen durch bestimmte Anlässe, auch von praktischen, organisatorischen Dingen; aber Details seiner ganz privaten Welt, Stimmungen, Zweifel, Verzagtheit, Trauer, auch schärfere Kritik, sei es an sich, sei es an andern, teilte er fast überhaupt nicht mit.

Seit Winter 1847 konnte Lazarus endlich von finanziellen Sorgen unbeschwert studieren. Die Familie seiner späteren Frau, Sara(h) Lebenheim, die ebenfalls aus Filehne stammte, unterstützte ihn und gab ihm, der als Jude auf keine Professur und schon gar nicht auf eine der Philosophie rechnen konnte, den Rückhalt und den Mut, ganz den eigenen Neigungen und Interessen nachzugehen. Lazarus heiratete Sara(h) Lebenheim nach seiner Promotion, am 13. Mai 1850[29]. Seine Dissertation, mit der er am 30. November 1849 an der philosophischen Fakultät der Universität Halle sein Doktordiplom erwarb[30], handelte „De educatione aesthetica", von dem Wert und der Notwendigkeit des Schönen als Bildungswert. Hier knüpfte Lazarus an Problemstellungen und Gedanken der Aufklärung bzw. der Klassik an. Hatte Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780) die Religion als das pädagogische

[26] Vgl. den Brief Nr. 6 an den Bruder Leiser über Nanny (vermutlich die Tochter von Lazarus Sander in Hastedt bei Bremen).

[27] Vgl. vor allem den Anfang von Brief Nr. 6.

[28] Aus meiner Jugend, aaO, S. 109.

[29] Das negative Bild, das der Herausgeber Alfred Leicht in Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen (Berlin 1906, S. 383 Anm.) von Sara(h) Lazarus entwirft, muß man mit ebensoviel Skepsis betrachten wie die gesamte Darstellung. Die beiden Herausgeber, Lazarus' zweite Frau Nahida Lazarus und Alfred Leicht, ein Schüler von Lazarus, lassen sich sehr von ihrer überschwenglichen Verehrung für den Lehrer leiten und von einer apologetischen Absicht gegenüber jenen, die Lazarus kritisieren. Daß auch Steinthal in diesem idealisierenden Buch nur hier und da, sogar abwertend erwähnt wird, bestätigt den Eindruck.

[30] Die Kosten für die Prüfungen waren an den einzelnen Universitäten verschieden; das war der Grund, weshalb sowohl Lazarus als auch Steinthal nicht in Berlin promovierten.

Mittel für die Weiterentwicklung der Menschheit angesehen, so wies Schiller in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795) dem Schönen bzw. der Kunst diese Rolle zu. Lazarus interessierte noch ein anderes, nämlich eigentlich schon ein völkerpsychologisches Problem: Was haben die einzelnen Völker originell zur Entwicklung des Schönen in der Menschheit beigetragen[31]? Lazarus habe, wie Leicht erzählt[32], das Interesse an diesem Thema wie an der Völkerpsychologie überhaupt auf Eindrücke der frühesten Kindheit zurückgeführt. Es hänge, so habe Lazarus selbst gemeint, vielleicht damit zusammen, daß im Umkreis seiner Kindheit, in Filehne, das Ästhetische am wenigsten vertreten war: „Mit Ausnahme der Schönheit in der biblischen und dann in der deutschen Poesie war von Schönem kaum die Rede. Auch in Posen (1840–42) gab es noch wenig ästhetische Anregung. Nun hatte ich in den folgenden Jahren eine ganze Welt von Kunst und Schönheit rasch und energisch kennen gelernt, und die Rückerinnerung mußte mir den Mangel in meiner Jugend nahe gelegt haben, der aber auch im Kreise der Gymnasien und Universitäten nicht pädagogisch ausgefüllt zu werden schien. So handelte ich denn von der Notwendigkeit einer ästhetischen Erziehung."

So wandte sich Lazarus, der nach Abschluß des Studiums etwa zehn Jahre lang unabhängig als Privatgelehrter in Berlin lebte, der Literatur zu, nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur überhaupt. Um diesen privaten Studien die notwendige Konzentration und eine feste Ordnung zu geben, trug er das Erarbeitete in dem damals gerade gegründeten „Verein junger Kaufleute" vor[33]. Diese Vorträge erstreckten sich über die Jahre 1850 bis 1856 und behandelten die epische Poesie der verschiedenen Völker der Erde, die Poesie Chinas, Indiens, Persiens, Griechenlands und Roms, Italiens, Frankreichs, Spaniens, Deutschlands, Englands, Finnlands. Allein diese Vorträge, zu denen sich bald manche andere Arbeit und auch schon organisatorische Tätigkeit gesellten, sind in der Breite und Vielseitigkeit des ausgewählten Stoffes bezeichnend für Lazarus.

So vielseitig seine Studien und Tätigkeiten immer waren, so zahlreich und verschieden waren auch die Menschen, mit denen er damals Freundschaft

---

[31] Ob Lazarus Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764; Akademie-Ausgabe, Bd. 2, S. 243 ff.) kannte, ist nicht nachzuweisen. Ein direkter Einfluß dieser kleinen Schrift, in der anhand einer ästhetischen Erörterung über die vier Temperamente und in einem vierten Abschnitt „von den Nationalcharakteren" gehandelt wird, „insofern sie auf dem unterschiedlichen Gefühl des Erhabenen und Schönen beruhen", wäre sehr wohl denkbar, da Lazarus schon in Braunschweig sich eine genauere Kenntnis der Kantschen Philosophie und Schriften verschaffte.

[32] A. Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, aaO, S. 96, Anmerkung.

[33] Zeugnis für die Weltoffenheit und Umsicht des Leiters dieses Vereins, des Handelsschuldirektors Schweitzer, ist die Tatsache, daß er auch Leopold Zunz zu einem Vortrag vor den jungen Kaufleuten verpflichten konnte.

schloß: Der für Lazarus bedeutsamste war Chajim (Heymann) Steinthal; die Bekanntschaft vermittelte beider Lehrer, der Sprachwissenschaftler und Professor an der Universität Berlin, Carl Wilhelm Ludwig Heyse, dessen Sohn, der Romanist und spätere Schriftsteller Paul Heyse, ebenfalls in den Vorlesungen erschien. Steinthal hörte im Winter 1847/48 – und im folgenden Jahr – Heyses sprachphilosophische Vorlesungen, Lazarus kam erst ein Jahr später, im Winter 1848/49, dazu. Beide besuchten die Sprechstunden des Professors, ohne daß sie sich je dort begegnet wären. Heyse hatte Freude und Interesse an den widerstreitenden Ansichten der beiden eifrigen Studenten und provozierte die Gegenmeinung, indem er die Ansicht des anderen mitteilte. Das ging monatelang so, bis Heyse, liebenswürdig, gütig und beiden wohlwollend, zu Lazarus sagte: „Hören Sie mal, Sie sollten doch endlich persönlich Ihre gegenseitigen Ansichten von Mund zu Mund miteinander austauschen! Gehen Sie zuerst zu Steinthal. Er ist der Ältere und der Schwächere – gehen Sie zu ihm." Und Lazarus ging[34]. Von da an datiert ihre Freundschaft; sie ergänzten und halfen einander, und sollte wirklich, wie Ludwig Stein vielleicht mit Recht andeutet[35], Steinthal seinen Freund nur am Anfang „vergöttert" haben, so blieben doch die Beziehungen der Freundschaft, Dankbarkeit und gegenseitigen Achtung bis zum früheren Tode Steinthals bestehen. Welche Bedeutung der in vielem diametral gegensätzliche Freund für Lazarus hatte, geht aus der bei A. Leicht mitgeteilten Äußerung Lazarus' hervor, daß „über Steinthal schreiben für ihn dasselbe [sei], als wolle er von sich selbst reden"[36].

Auch die Freundschaft mit dem seinerzeit viel gelesenen und viel bewunderten Paul Heyse, von dessen Charme und Klugheit so verschiedene Menschen wie der Schriftsteller Theodor Fontane, der Kultur- und Kunsthistoriker Jacob Burckhardt und der Altphilologe Jacob Bernays angezogen wurden, blieb lange über das gemeinsame Studium hinaus erhalten. Heyse schrieb später auch für den ersten Band der 1859 von Lazarus und Steinthal gegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" einen Beitrag „Über italienische Volkspoesie"[37], Lazarus las und diskutierte mit Freunden die Dramen und Novellen des inzwischen nach München verzogenen Freundes, und umgekehrt verfolgte Heyse die Produktion von Lazarus, bat ihn überdies um Rat in Erbschafts- und Nachlaßangelegenheiten – es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen bis in die achtziger Jahre. Die hier vorliegenden Briefe von Lazarus an Heyse sind ein Spiegel dieser schönen Beziehung, die schließlich durch eine Geldsache getrübt wurde, in die sich Lazarus unglücklicherweise eingelassen und durch die er Heyse geschädigt hatte.

---

[34] Vgl. zur Entstehung dieser Freundschaft: Nahida Lazarus, Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden. Ein biographisches Fragment, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, 3. Bd., Berlin 1900, S. 149–166.

[35] Ludwig Stein, Moritz Lazarus, in: Biographisches Jahrbuch, Bd. 8, Berlin 1905, S. 126.

[36] A. Leicht, aaO, S. 27.

[37] ZfV I (1860), S. 181–212.

Mit den beiden Braunschweiger Jugendfreunden, dem späteren Rechtsanwalt B. Abeken und Oberst E. Rese, die auch einmal zum Studium nach Berlin gekommen waren, verbanden Lazarus wohl mehr die gemeinsame Erinnerung und ein herzliches Vertrauen als gegenseitige Anregung und geistige Auseinandersetzung[38]. Beides hatte Lazarus in um so höherem Maß bei Wilhelm Dilthey, auch wohl bei Wilhelm Wehrenpfennig, der zu Diltheys Freundeskreis gehörte. Dilthey kam erst im Winter 1853/54 als Student nach Berlin und erst 1856 in engeren Kontakt mit Lazarus. Lazarus, um neun Jahre älter als Dilthey[39], war damals nicht mehr der ungebundene Student; er besaß bereits eine schöne Wohnung am Exerzierplatz (später: Königsplatz) in Berlin, hatte eine Frau, deren lebhaftes Temperament und kluges Einfühlungsvermögen Dilthey wiederholt bewundernd schildert[40], war bereits mit einem Buch an die Öffentlichkeit getreten[41], schrieb an einem weiteren (nie vollendeten) Werk über Spinoza und vor allem regelmäßige Beiträge für das von Friedrich Eggers redigierte Literaturblatt des Kuglerischen „Deutschen Kunstblatts", durch die er in weiteren Kreisen bekannt wurde. So war Lazarus äußerlich „viel fertiger und ruhiger"[42], in manchem, zum Beispiel im Hebräischen, auch kenntnisreicher, so daß Dilthey regelmäßig seine Gesellschaft suchte, mit ihm den Jesaja las, auch gern philosophierte[43]. Andererseits aber arbeitete Dilthey sehr konzentriert und gründlich – im Gegensatz zu Lazarus, der sich immer etwas zu zersplittern drohte –, dachte sehr viel genauer und erfaßte schon als Student bei außergewöhnlicher Detailkenntnis die großen

---

[38] Eduard Rese hatte zunächst mit Lazarus Philologie und Geschichte studiert, entschied sich aber dann für die Offizierslaufbahn; in den fünfziger Jahren besuchte er die Kriegsakademie in Berlin, an der Lazarus 1868 Dozent werden sollte. Er hatte sich später oft monatelang auf Lazarus' Landsitz Schönefeld bei Leipzig aufgehalten und dort das für ihn reservierte Domizil, das „Rese-Stübchen", bewohnt. – Auch mit dem scheueren Abeken hielt Lazarus die Verbindung aufrecht: Noch auf dem Schriftstellertag 1881 in Braunschweig vermittelte Abeken für Lazarus die Bekanntschaft mit Wilhelm Raabe.

[39] Dilthey war 1833 geboren; vgl. dazu Anm. 1 zu Brief Nr. 178.

[40] Vgl. Der junge Dilthey – Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern, hrsg. von Clara Misch, geb. Dilthey, Leipzig/Berlin 1933, u. a. S. 72, 75, 115. Negativ äußert sich Dilthey nur dann, wenn er Sara(h) Lazarus als den Typus der emanzipierten Jüdin charakterisiert, für die sozialer Aufstieg und gesellschaftlicher Rang als bisher entbehrte Möglichkeiten von besonderer Wichtigkeit seien.

[41] Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland, Berlin 1850.

[42] Der junge Dilthey, aaO, S. 71 f.

[43] Dilthey studierte neben Philosophie, Geschichte und etwas Philologie auch Theologie und unterzog sich auf Wunsch des Vaters 1856 des theologischen Examens und bald darauf der staatlichen Schulamtsprüfung. Er widmete sich dann der Edition von Schleiermachers Briefen, beteiligte sich weiterhin an historischen und philosophischen Seminaren und promovierte und habilitierte sich 1864 mit einer Untersuchung über die Grundlagen der Schleiermacherschen Ethik. Zunächst Privatdozent in Berlin, erhielt er 1866 eine Berufung als Professor der Philosophie nach Basel, 1868 nach Kiel, 1871 nach Breslau und 1882 wieder nach Berlin.

geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, so daß Lazarus aus diesem Umgang nur Gewinn ziehen konnte und es auch tat. Diltheys sachliche Kritik an Lazarus' Konzeption der Völkerpsychologie war gewiß berechtigt, heilsam und nützlich für den enthusiastischen Entdecker, dennoch hat man den Eindruck, daß hier auch ein wenig Eifersucht die Beziehung trübte[44]. Daß sich Dilthey in einer an ihm ungewöhnlichen „Aufwallung" darüber ärgert, daß Lazarus dem „Titel eines professor honorarius" „nachlaufe"[45], und er, Dilthey, sich deshalb distanzieren wolle, ist nur so verständlich. Schließlich wußte Dilthey, daß Lazarus als Jude in Deutschland keine ordentliche Professur erhalten würde und daß es töricht wäre, diese Möglichkeit in der Schweiz nicht wahrzunehmen. Und zum anderen schreibt Dilthey in einem späteren Brief, am 22. Januar 1866, an die Schwester Marie: „Lazarus kommt im Frühjahr hierher. Leider bleibt seine Stelle in Bern unbesetzt, die ich so gern gehabt hätte: man rechnet darauf, daß er sie später wieder einnehme."[46] Diese spätere, ehrlichere Äußerung wirft ein Licht auf die frühere. Dennoch blieb zwischen beiden ein herzlicher Kontakt; was diesen später störte oder gar gänzlich aufhob, ist aus dem bisher vorliegenden Briefmaterial und den bisher veröffentlichten Schriften von Dilthey und Lazarus nicht ersichtlich[47].

Gemeinsame Interessen und Freundschaft verbanden Lazarus mit Wilhelm Wehrenpfennig, der, fünf Jahre älter als Lazarus, nach Abschluß des Theologiestudiums Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin war[48]. Er zog in dasselbe Haus wie Lazarus und las mit diesem Kants „Kritik der reinen Vernunft". Lazarus habe Wehrenpfennigs „stürmische Natur auf ruhige und zusammenhängende Studien" geleitet, meinte Dilthey[49], der ihn offenbar noch besser kannte. Es war wohl nicht so ganz leicht mit Wehrenpfenning umzugehen; seine Fehler äußerten sich – nach Dilthey – so aggressiv[50], daß man sich entweder ganz unterordnen oder kämpfen mußte; sein uneingeschränkter Patriotismus aber und sein „Stockpreußentum"[51], das er energisch und mit-

---

[44] Natürlich beruhte Diltheys kritische Haltung auch auf sachlichen Gründen – vgl. dazu S. LIII dieser Einleitung und auch den sehr aufschlußreichen Aufsatz von Hans Liebeschütz über „Hermann Cohen and his Historical Background", in: Year Book XIII of the Leo Baeck Institute, London 1968, bes. S. 8 ff. Trotzdem war auch die sachliche Kritik nicht ganz frei von emotionalen Beweggründen, zumal Dilthey, als er das erstemal von der neuen Zeitschrift hörte, anerkennend von Lazarus' „vielen neuen Ideen" sprach, „die sich mit meiner eigentümlichen Art, die historischen Dinge zu betrachten, sehr nahe berühren" (Der junge Dilthey, aaO, S. 50).

[45] AaO, S. 101 f. Lazarus hatte 1860 eine Berufung an die Universität Bern bekommen.

[46] AaO, S. 207.

[47] Lazarus erwähnt Dilthey in seinen Lebenserinnerungen überhaupt nicht!

[48] Wilhelm Wehrenpfennig wurde 1863 Leiter der „Preußischen Jahrbücher", von 1867 bis 1883 gemeinsam mit Heinrich von Treitschke. Führendes Mitglied der nationalliberalen Rechten, war er seit 1879 im preußischen Unterrichtsministerium tätig.

[49] Der junge Dilthey, aaO, S. 58.

[50] AaO, S. 72. [51] AaO, S. 76.

reißend darzustellen wußte[52], werden den jungen, für Preußens Aufstieg begeisterten Lazarus nicht nur angezogen, sondern auch noch bestärkt haben[53].

Moritz Lazarus war, wie er selbst erzählte[54], nie Privatdozent gewesen; allein auf seine Schriften hin, die man in weiteren Kreisen kannte, erwogen im Jahre 1859 Professoren und Regierungsbeamte in Bern, ihm eine Professur für Völkerpsychologie an der dortigen Universität anzutragen. Lazarus hatte bis zu diesem Zeitpunkt seinen programmatischen Aufsatz „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie“ [55] veröffentlicht und – neben zahlreichen kleineren Aufsätzen und Besprechungen – vor allem „Das Leben der Seele“ [56], eine Sammlung mehr oder minder zusammenhängender Monographien aus den Gebieten der Psychologie, Sprachphilosophie und Ästhetik, die zwar nicht das geschlossene Bild einer einheitlichen Weltanschauung vermitteln, aber doch die wesentlichen Prinzipien seines Philosophierens erkennen lassen. Auch die Ankündigung einer „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, die Lazarus mit seinem Freund H. Steinthal herausgeben wollte, war wohl bekannt und mit ein Anlaß dieser Berufung gewesen[57].

Um Lazarus kennenzulernen, fuhr der Nationalökonom Bruno Hildebrand[58] – damals Rektor der Universität Bern – Ostern 1859 nach Berlin und ließ sich von Lazarus selbst über dessen Leben und Studien erzählen. Daß der Wissenschaftler nicht nur auf ein eng begrenztes Fachwissen bedacht und der Mensch gesellig und ein Erzieher sei, war offensichtlich die besondere Sorge

---

[52] Auf einem Festessen, das vor der Ausschußsitzung des Nationalvereins am 11. März 1860 bei Bennigsen stattfand und an dem auch Lazarus teilnahm, hielt, neben anderen, Wehrenpfennig eine Rede, die „mehr die eines begeisterten Ideologen als eines geübten Politikers war“ (aaO, S. 109).

[53] Vgl. dagegen Steinthals ablehnende Haltung, Brief Nr. 160.

[54] Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor in der Schweiz, Berlin 1910, S. 1 ff.

[55] In: Deutsches Museum, Jg. 1, Leipzig 1851, S. 113–126.

[56] Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, Bd. 1, Berlin 1855, Bd. 2, Berlin 1857. – Nach dem Zeugnis A. Leichts (aaO, S. 39) war dieses Werk die gemeinsame Lektüre eines Lesezirkels von Berner Universitätsprofessoren und Regierungsbeamten, die, angeregt von Lazarus' Ausführungen, die Berufung des Autors nach Bern beschlossen.

[57] Von Lazarus' Erstlingsschrift über „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland“ (Berlin 1850) erfuhren die schweizerischen Dozenten erst später.

[58] Bruno Hildebrand (1812–1878), deutscher Nationalökonom und Statistiker, Vertreter der älteren historischen Schule; 1839 a. o. Professor in Breslau, 1841 o. Professor der Staatswissenschaften in Marburg. 1850 mußte er aus politischen Gründen in die Schweiz fliehen, erhielt eine Professur in Zürich, später das Ehrenbürgerrecht. Von 1856 bis 1861 lehrte er in Bern und schuf dort das erste statistische Büro der Schweiz. Seit 1861 wieder Dozent in Jena. H. begründete 1862 die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“. – Bruno H. war Vater des Bildhauers Adolf (von) Hildebrand.

der Berner Kollegen[59]. Lazarus gewann – durch seinen Charme, die Offenheit, die er neuen Menschen und Dingen entgegenbrachte, durch seine vielseitigen Interessen und Studien, den Fleiß und den Enthusiasmus, mit dem er diese verfolgte, durch sein großes Einfühlungsvermögen, das dem andern das Fragen und Sprechen erleichterte. Und er gewann durch seinen Freimut: Es ist ein sehr sympathischer Zug an Lazarus, der in den entscheidenden Situationen seines Lebens immer zutage trat, daß er nämlich seine Herkunft nicht verhehlte; er erzählte von seinem Vater, dem kleinen jüdischen Kaufmann aus Filehne, der zwar geistig sehr geschult und gemessen an seiner Umgebung ein besonderer und gebildeter Mann war, der aber in den Augen des Schweizer Professors doch nur den Talmud verstand und von allem, was in Europa gedacht und erstrebt wurde, nicht viel Ahnung haben konnte. So weit sich Lazarus von der Welt seines Vaters entfernt hatte, so sehr ihn griechische Kultur, deutsche Philosophie und Literatur fasziniert und geprägt hatten, so begeistert er für Preußens Aufstieg war – so sehr, daß er mit einer patriotischen Verteidigungsschrift für den preußischen Staat öffentlich dazu Stellung nahm –, kurz: so schnell und glänzend ihm der Übergang aus der engeren jüdisch-traditionellen Geisteswelt in die deutsche gelungen war[60], seine Herkunft hat er nie verleugnet. Er hätte leicht sein Judentum und das bescheidene Zuhause übergehen können. Und in der Schweiz fragte man ja gar nicht so inquisitorisch danach. Im Gegenteil: Lazarus war stolz, ein Jude zu sein, stolz auf einen Vater, der zwar zu arm war, um seinen Sohn aufs Gymnasium zu schicken, der aber in seiner „humanen Gesinnung", seinem hingegebenen Studium und dem „Verständnis für alle Dinge, die in unserem Bereich lagen"[61], beste jüdische Tradition verkörperte. Mehr noch: Lazarus betonte Hildebrand gegenüber sogar, daß sein Streben nach Universalität des Wissens auf früheste Jugendeindrücke zurückgehe. Er muß dem Berner Professor gefallen haben, denn nach „mehrstündiger, höchst anregender Unterhaltung"[62] verriet dieser, daß er beauftragt sei, ihm eine Professur anzubieten.

Lazarus nahm an, und seine Wirksamkeit in Bern wurde ein einzigartiger Erfolg. Schon die wichtigsten Daten zeigen das: Vom Wintersemester 1859 bis 1862 lehrte er als Honorarprofessor, von 1862 bis 1866 als ordentlicher Professor der Psychologie und Völkerpsychologie in Bern[63]. Von 1862 bis

---

[59] Später hat Lazarus selbst für seine ehemaligen Berner Kollegen diese Art der Prüfung und der Empfehlung übernommen; vgl. Nahida Lazarus, aaO, S. 150 ff.

[60] Gershom Scholem nannte den Herbartianer Moritz Lazarus vor allen anderen als einen „ganz reinen Vertreter dieser [d. h. der Assimilations-] Tendenz, der den Übergang vom reinen talmudischen Judentum zu dieser neuen deutsch-jüdischen Lebensform in fünf Jahren vollbracht hat" (aus: Deutsche und Juden, Beiträge von N. Goldmann, G. Scholem, G. Mann u. a., Frankfurt a. M. 1967, S. 33 f.).

[61] Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor in der Schweiz, aaO, S. 2.

[62] AaO, S. 4.

[63] So wurde 1862 in Bern der erste schweizerische Lehrstuhl für Völkerpsychologie eingerichtet.

1866 war er überdies Dekan der philosophischen Fakultät, 1864 gleichzeitig Rektor der Berner Universität. Als die Universität Wien 1865 ihr 500jähriges Bestehen feierte, wurde Lazarus – man beachte: ein Ausländer! – als Deputierter der Universität Bern nach Wien gesandt. Seit 1863 versuchten Professoren und Vertreter der Kantonsregierung in Zürich, Lazarus für die dortige Universität zu gewinnen [64]. Im März 1866, bevor Lazarus Bern verließ, wurde er zum korrespondierenden Mitglied der Société d'Anthropologie de Paris ernannt. Und lange nach seiner Lehrtätigkeit in Bern, am 15. September 1894, erhielt er – zum siebzigsten Geburtstag – den Ehrendoktor der Rechte von der juristischen Fakultät der Universität Bern.

Bern, damals noch eine junge (seit 1848) Hauptstadt des eidgenössischen Bundesstaates, in der die Ideale der Aufklärung lebhaft aufgenommen und praktiziert wurden, hatte Lazarus geboten, was er brauchte, und ihm das Beste abgefordert. Vielleicht wirkte keine der Tätigkeiten, die er später ausübte, so heilsam und anspornend auf ihn selbst zurück wie diese des Lehrens und Lernens in Bern. Lazarus war, als er 1859 seine Professur antrat, noch sehr jung; sechsunddreißig Jahre alt, auf der Höhe seiner Kräfte, unbelastet von Vorurteilen oder schlechter Erfahrung, unbekannt mit Routine und Intrigen, konnte er mit Elan und Überzeugungskraft einen Idealismus verkünden, der nach seiner Ansicht als der bessere Teil des Menschen den Pessimismus des Zweiflers und den in diesem Jahrhundert vielgeschmähten Materialismus von selbst ad absurdum führe. Die sehr melodiöse Stimme und eine natürliche Redebegabung unterstützten die Wirkung seines Enthusiasmus. Lazarus sprach frei, nie verletzend, nie pedantisch, nie trocken; eher feierlich, wenn es ihm darum ging, den jungen Schweizern die Größe der sittlichen Weltordnung vor Augen zu führen, deren letzter Grund in Gott liege [65], oder wenn er an sie als Bürger eines republikanischen Staates appellierte, deren Pflicht es sei, einen Teil ihrer Kraft und Zeit den staatsbürgerlichen Pflichten zu widmen. Die Darstellung verlor sich weder ins Dunkle oder allzu Abstrakte noch war sie befrachtet mit vielen Details und Verweisen auf Spezialliteratur. Er wollte über Dinge sprechen, die alle angingen, und er wollte, daß ihn alle verstehen. So las er über „Allgemeine Wissenschaftslehre", über „Angewandte Psychologie", „Beruf und Genuß", die „Psychologie des Staatslebens", die „Psychologie in ihrer Anwendung auf Rhetorik und Didaktik", „Kunstgeschichte im völkerpsychologischen Überblick" [66] und ähnliches mehr. Der Erfolg war großartig, es kamen schließlich Hörer aller Fakultäten, Juristen, Theologen, Mediziner, Lehrer; und nicht nur sie: es erschienen Mitglieder der Regierung, der Gesandtschaften, der Behörden, des Statistischen Büros – dessen Material

[64] Vgl. Lazarus' Brief vom 5. November 1863 (Nr. 32) an Erziehungsdirektor Dr. H. E. Suter.

[65] Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor..., aaO, S. 50 ff.

[66] Mit diesem Thema nahm er Gedanken wieder auf, die er erstmals in seiner Dissertation „De educatione aesthetica" (Halle 1849) abgehandelt hatte.

Lazarus oft für seine Arbeit heranzog –, so daß er auch Zugang zum Berner Patriziat bekam, eine keinesfalls selbstverständliche Gunst[67]. Der württembergische Gesandte in Bern, Carl Freiherr von Spitzemberg, gehörte zu seinen treuesten Hörern, damals und zehn Jahre später in Berlin.

So anfeuernd seine Rede wirkte, so spontan und unkonventionell war Lazarus im persönlichen Umgang und Gespräch. In dankbarer Erinnerung an den Lehrer und Freund F. K. Griepenkerl wollte Lazarus seinen Studenten sein, was dieser für ihn während der Braunschweiger Gymnasialjahre war. Er kümmerte sich wenig um Autorität und Konventionen, die einen herzlichen Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden nur erschweren. Andererseits empfand er auch sich selbst so sehr als Lernenden, daß ihm die gegenseitige Teilnahme und Förderung wichtiger waren als der gesellschaftliche Abstand. So zog er einmal wöchentlich mit seinen Studenten hinaus ins Freie und hielt mit ihnen auf einer Anhöhe bei Bern das philosophische „Disputatorium" ab; dort konnten alle bei einem Glas Wein ungezwungen ihre Meinungen, Einwände und Fragen äußern. Mehr noch: Wenn im Bundesrat debattiert wurde, wenn Lazarus zu den Sitzungen der eidgenössischen Räte oder des Berner Großrates ging, so erlaubte er stets einigen Studenten, ihn zu begleiten, und spornte sie so zu eigener Beobachtung und Kritik an.

Lazarus' Stärke war die freie Rede: Er konnte fast über jedes Thema mit großer Suggestionskraft sprechen. So ist er denn auch nach dem berühmtesten jüdischen Kanzelredner seiner Zeit „ein Jellinek des Katheders" genannt worden[68]. Er hat dieses Talent in Bern nicht nur als Universitätsdozent betätigt, sondern auch in Handwerkervereinen, Gesellenzusammenkünften, in Volksbibliotheken, im Vorstand des deutschen Hilfsvereins und privat unter Freunden. Es entsprach seiner geselligen Natur und seinem Bedürfnis nach Resonanz. Er spürte intuitiv, was die Hörer als Gesamtheit ergreifen, was die Gegner versöhnen, die Skeptiker überzeugen und die Trägen mitreißen würde. Was uns heute, die wir seine Reden nur noch lesend aufnehmen können, oft als überladen, pathetisch oder gar salbungsvoll erscheint, hat die Zeitgenossen hypnotisiert. Leichter nachvollziehbar ist uns die Wirkung seines Witzes, der sich vor allem in improvisierten Reden äußerte. Als zum Ende des 500jährigen Stiftungsfestes der Wiener Universität ein Überdruß an Reden und Unaufmerksamkeit unter den Versammelten sich einschlichen und ein Redner abbrechen mußte, weil niemand mehr zuhörte, bat man dringend den gefeierten Deputierten aus Bern, mit ein paar Worten die Aufmerksamkeit wieder auf

---

[67] Dilthey berichtet darüber Anfang Juni 1865 an seinen Vater: „Ebenso ist's mit Lazarus, dessen gesellige Art zu sein, sich aber so entwickelt hat, daß er in Bern die Hauptperson der Universität ist, mit den Hauptpersonen der Schweizer Regierung in Verhältnissen, wie kein Deutscher je vor ihm in der Schweiz (das sagt Usener, nicht Lazarus) und der hier im Winter ungemein gefallen hat (Der junge Dilthey, aaO, S. 200).

[68] Vgl. Ludwig Stein, aaO, S. 131.

das Rednerpult zu lenken. Ein Leichtes für Lazarus, der unmittelbar an die Rede seines Vorgängers anknüpfte und die entzückende kleine Geschichte vom „Bäuerlein aus dem Flachlande" improvisierte[69].

Andererseits verbarg sich hinter dem rhetorischen Talent und der Vielseitigkeit auch eine Schwäche: die Unfähigkeit, einen Gedanken oder ein Problem konsequent bis zu Ende durchzudenken, die Konzeptionen seiner geistigen Widersacher gründlich darzustellen und im einzelnen durchzudiskutieren, der Mangel an Ausdauer, die Neigung, im Allgemeinen zu bleiben, zu improvisieren, zu harmonisieren und sich in vielen Dingen zu verzetteln. Lazarus war kein Systematiker. Zu keiner Zeit aber hat er sich so zusammengefaßt und dieser Schwäche entgegengearbeitet wie in Bern; regelmäßige Vorlesungs- und Examensarbeit und ein relativ kleiner Kreis wohlgesinnter Freunde begünstigten diese Konzentration. Waren auch die literarischen Resultate der wissenschaftlichen Selbstbeschränkung nur Reden – das bevorzugte Genre von Moritz Lazarus – oder zu Aufsätzen umgearbeitete Reden, so sind sie doch das Konzentrierteste und Abgerundetste, was er geschrieben hat. Alle Arbeiten erschienen in der neugegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft"[70].

Um so merkwürdiger erschien es allen, daß Lazarus 1866 Bern verließ. Im Jahre 1865 hatte er noch einen kleinen Geldfonds gestiftet, der es der Universität Bern gestattete, jährlich eine philosophische oder psychologische Preisaufgabe auszuschreiben und mit einem bescheidenen Betrag zu dotieren[71]. Er selbst hat seinen Abschied so begründet: „Als ich nach schwerwiegenden Erwägungen in Rücksicht auf meine zukünftige Wirksamkeit als deutscher Staatsbürger mich von dem liebgewordenen Kreise losriß, empfanden wir alle es schmerzlich. Man wollte es gar nicht glauben! Man hatte mich geliebt, verwöhnt, und ich sollte nicht bleiben können? ... Und doch! ich war erst 42 Jahre alt. Durfte ein Mann in seiner besten Kraft sich auf die Dauer in den engen Grenzen der engbegrenzten Schweiz bannen lassen? Mir wäre ja nichts lieber gewesen – aber war ich nicht auch meinem Vaterlande verpflichtet?"[72] Um es vorwegzunehmen: Dieses „Vaterland" hat ihm niemals eine ordentliche Professur übertragen.

Ganz sicher ist diese Tatsache, „daß er als *Deutscher* Pflichten für sein Geburtsland habe"[73], das treibende Motiv gewesen. Aber dieses Pflichtbewußt-

---

[69] Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 348 f.

[70] Vgl. Bibliographie im Anhang dieses Bandes, S. 395.

[71] Diesen Lazarus-Preis erhielten u. a. L. Schweiger für die Arbeit „Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Soziologie", in: Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, Bd. XVII, 1900, und J. Seliger, „Das soziale Verhalten des menschlichen Individuums zur menschlichen Gattung", in: Berner Studien, Bd. XXXVI, 1904, und Hermann Klein, „Individual- und Sozialethik in ihren gegenseitigen Beziehungen", in: Berner Studien, Bd. XXXVII, 1904.

[72] Nahida Lazarus, Ein deutscher Professor..., aaO, S. 120 (Hervorhebung nach dem Original).

[73] AaO, S. 116.

sein verband sich wohl mit dem mehr oder weniger bewußten Empfinden, daß ihm Bern auf die Dauer vielleicht doch ein bißchen zu eng werde, daß es zu fernab von den Brennpunkten Europas, vor allem der mächtigen Staaten, liege, die auf einen Typ wie Lazarus einige Anziehungskraft ausübten. Mußte er nicht fürchten, in Bern von der übrigen Welt vergessen zu werden, und verrät die kleine rhetorische Spielerei des letzten Zitates von den „engen Grenzen der engbegrenzten Schweiz" vielleicht doch mehr von den eigentlichen Beweggründen als das patriotische Bekenntnis? Hatte Alfred Hartmann also doch ein wenig recht, wenn er am 9. Februar 1866 aus Solothurn an den scheidenden Lazarus schrieb: „... Sie haben nun einmal die derbe Schweizerkost genossen und satt bekommen und sehnen sich nach einer feineren geistigen Atmosphäre. Man kann auch an Jeremias Gotthelf sich eine Indigestion essen und selbst Berthold Auerbach empfand schließlich das Bedürfnis, sich aus dem Harzduft des Schwarzwaldes in die Patschulidüfte geistreicher Hofzirkel zu salvieren. Einmal in Berlin, dem gelehrten Mittelpunkte Deutschlands, dem Stelldichein so vieler wissenschaftlicher und literarischer Notabilitäten, wird Sie kaum je wieder das Gelüst anwandeln, einen Berner Winter durchzukosten, wenn Ihnen nicht etwa ‚die Richter von Berlin', vor welchen einst der Müller von Sanssouci so großen Respekt hatte, in ihrer neuesten Umwandlung ein heilsames Grauen einflößen sollten. Ich darf kaum hoffen, Sie je wieder anderswo in unserem Gesichtskreise erscheinen zu sehen, als etwa wieder einmal als Zugvogel auf der Asphaltterrasse von Rigi-Kaltbad oder vielleicht einmal zur Abwechslung auf den grünen Höhen des Weißensteins ..." [74]

Gewiß erleichterte auch dies die Entscheidung: Lazarus war damals durch die vielfachen Aufgaben, die er als Dozent, Dekan und Rektor, überdies durch gesellschaftliche Verpflichtungen übernommen hatte, ziemlich erschöpft gewesen. Fast in jedem Brief seiner Frau steht etwas von dieser Überlastung, daß er an Schlaf- und Appetitlosigkeit leide und daß die Arbeit zu viel und vielseitig sei [75] – eine Tatsache, die für Lazarus' ganzes Leben gilt, da sie aus seiner vielseitigen Begabung resultiert und aus der Unfähigkeit, sich länger auf eine Sache zu konzentrieren. Zum andern hatte Lazarus' Frau ein beträchtliches Vermögen geerbt, das ihnen nicht nur später den Erwerb des Landhauses in Schönefeld bei Leipzig ermöglichte, sondern überhaupt die materielle Voraussetzung für den Abschied von Bern schuf. Denn Lazarus gab die angesehene, gutbezahlte Stellung in der Schweiz auf, ohne daß er etwas Entsprechendes in Berlin gehabt hätte.

Ob er richtig gehandelt hatte? Es scheint so, als habe Lazarus die Entscheidung später anders beurteilt als 1866. An Alfred Graffunder schrieb er einmal: „Carrière habe ich, mit Ausnahme der in der Schweiz, nicht gemacht." Er

[74] AaO, S. 121/122. Nahida Lazarus kommentiert nach Wiedergabe des sympathisch-ironischen Briefes, daß „auch der feinsinnige Hartmann" die tieferen Beweggründe nicht erkannt habe.

[75] AaO. S. 112 f.

bewahrte Bern eine rührende Anhänglichkeit; Korrespondenzen und Sommerreisen hielten die Verbindung aufrecht. Als er 1895 in zweiter Ehe die Schriftstellerin Nahida Remy heiratete, war sein erster und größter Wunsch, ihr Bern zu zeigen und dort persönlich für den empfangenen Ehrendoktor zu danken. Eine letzte größere Reise in die Schweiz unternahm Lazarus nochmals zwei Jahre vor seinem Tode. Hatte er schon vorher in seinem Heft „Aus meinem Leben" den Tag, da er 1864 in Bern Rektor und Dekan wurde, als den „glänzendsten" und „schönsten" bezeichnet[76], so bekannte er nun, 1901 in Bern, rückblickend und ein wenig wehmütig: „Die Berner Zeit war doch der Lichtpunkt meines Lebens." [77]

Als Lazarus 1866 wieder nach Berlin ging, bedeutete das die Rückkehr in die Heimat und damit in die zahlreichen Freundeskreise, die er sich schon in den zehn Jahren nach Beendigung seines Studiums geschaffen hatte. Er bezog wieder die schöne Wohnung am Königsplatz, die in der Zwischenzeit sein Freund Steinthal bewohnt hatte und die nun Mittelpunkt freundschaftlicher, literarischer, wissenschaftlicher und politischer Gespräche wurde, einer der letzten Berliner „Salons".

Ernst Curtius, Archäologe und Erzieher des späteren Kaisers Friedrich III., der Politiker Ludwig Bamberger, der Geodät General Joseph Jakob Bayer, der hanseatische Ministerresident Krüger, Offiziere des Generalstabs, der Pädagoge und Stadtschulrat Karl Bormann, der Maler Adolf Menzel, die Schriftsteller Theodor Fontane, Berthold Auerbach, Bernhard von Lepel gehörten neben einigen Studenten[78] zu den regelmäßigen Gästen des geselligen Hauses, in dem vor allem den schönen Künsten eine große Bedeutung zugesprochen wurde: Hier warben die beiden Lazarus schon für das Meininger Hoftheater, bevor noch die epochemachende Künstlertruppe selbst nach Berlin gekommen war[79]; Clara Schumann spielte am Königsplatz vor kleinem privatem Kreis;

---

[76] AaO, S. 116. [77] AaO, S. 196.

[78] Daß Lazarus „ein Sammelsurium aus allen Ständen" zu Gast hat, bemängelte denn auch die Baronin von Spitzemberg (in: Das Tagebuch der Baronin Spitzemberg, geb. Freiin von Varnbüler. Aufzeichnungen aus der Hofgesellschaft des Hohenzollernreiches. Ausgew. und hrsg. von R. Vierhaus, Göttingen 1960): „... wir, die Gutzkows, Menzel, Frau Prof. Griesinger, Prof. Curtius ... einige Juden und Studenten, für mich fast lauter Unbekannte, und die Unterhaltung war auch darnach". Bezeichnend für die Baronin ist der latente, sozial begründete Antisemitismus gegenüber gesellschaftlich „niedrig" stehenden Juden; während sie mit Begeisterung zu Bleichröders Hausball ging und die Zurücksetzung des hochgeschätzten Professor Lazarus beklagte, störte sie die „sonderbar zusammengewürfelte Gesellschaft", d. h. die „vielen ganz unbekannten Juden und Literaten" (aaO, S. 131).

[79] Das „naturalistische" Theater der Freien Bühne wird Lazarus dagegen kaum geschätzt haben; er äußerte sich allerdings nie darüber, erklärte aber in seinen Erinnerungen an das „Nationaltheater" von Robert Buchholz, daß es „das Tragische in der modernen Richtung" ausmache, „daß sie das Ideale als veraltet verpönt und seinen Erfolg bekämpft" (Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 206).

die Sänger Julius Stockhausen und Tommaso Salvini waren Gäste in Lazarus' Haus.

Zu den ältesten und von Lazarus mit besonderem Interesse gepflegten Beziehungen gehören die zu literarischen Zirkeln und Schriftstellern. Einer der ersten, die Lazarus kennen und hoch schätzen lernte, war Friedrich Rückert gewesen, ein großer Kenner der Weltliteratur, den völkerpsychologischen Fragen gegenüber besonders interessiert und aufgeschlossen. Lazarus hatte den Freund verloren, kurz bevor er wieder nach Berlin übersiedelte[80]. Bis in die 90er Jahre kämpfte er mit den Angehörigen Friedrich Rückerts um die Erhaltung des Gutes Neuseß und kümmerte sich um die Tochter Marie Rückert, die den Vater bis zuletzt aufopfernd gepflegt hatte.

Eine innige Beziehung verband Lazarus mit Berthold Auerbach, der dem Freund in vielem ähnlich war: Eine verbindliche, Vertrauen suchende und stiftende Natur, die zu Vertretern aller gesellschaftlichen Schichten Kontakt hatte und mit den verschiedensten Menschen in Europa befreundet war. Die Auswahl der hier publizierten Briefe sind ein Zeugnis dieser anregenden und treuen Freundschaft, die sich bei Lazarus hochgestimmter im Ton, enthusiastischer, stilisierter äußerte als bei dem spontan und innig schreibenden Auerbach.

Berthold Auerbach gehörte zu dem Dresdner Schriftstellerkreis, dessen Gründung Lazarus mitangeregt und den er seit 1853 öfter besucht hatte. Dort traf er die Schriftsteller Karl Gutzkow und Otto Roquette, den Kunst- und Literarhistoriker Hermann Hettner, den Dramatiker und Mitbegründer des „Deutschen Museum", Wilhelm Wolfsohn, den Schauspieler Bogumil Dawison. In diesem Dresdner Kreis wurden auch die ersten Pläne für die 1855 gegründete Deutsche Schiller-Stiftung diskutiert, aus deren Fonds später zahlreiche bedürftige deutsche Schriftsteller einen „Ehrensold" und die Nachkommen – unter anderen diejenigen von B. Auerbach, F. Rückert, J. G. Herder, E. Mörike, Joseph Freiherr von Eichendorff – Unterstützung erhielten. In Berlin wurde unter kräftiger Mithilfe von Lazarus der erste Zweigverein der Schiller-Stiftung gegründet; es wurden Friedrich Eggers, Franz Kugler, Bernhard von Lepel und Theodor Fontane für die Sache der Schiller-Stiftung gewonnen. Das Präsidium der ersten konstituierenden Versammlung am 8.–10. Oktober 1859 in Dresden übernahm der berühmte Arzt und Schriftsteller Gustav Carus (1789–1869). K. Gutzkow war Vizepräsident. Lazarus kam gerade noch rechtzeitig als Delegierter von Berlin, um durch eine mitreißende Rede zu verhindern, daß Schiller-Stiftungsgaben nur auf die Vertreter der schöngeistigen Literatur beschränkt werden. Lazarus war dann 1860 aus der Schiller-Stiftung ausgeschieden, trat aber nach seiner Rückkehr aus der Schweiz 1866 wieder ein und widmete ihr nun unausgesetzt seine Zeit, seine Kraft und seinen nie versiegenden Enthusiasmus.

Mit der Aufnahme in den literarischen Sonntagsverein „Tunnel über der

[80] Friedrich Rückert starb am 31. Januar 1866.

Spree" – im Jahre 1857, dem Jahr des 30. Stiftungsfestes –, erschlossen sich Lazarus viele künstlerisch aktive und interessierte Berühmtheiten des damaligen Berlin. Hier trafen sich Paul Heyse, Theodor Fontane, der Kunsthistoriker Franz Kugler, Adolph (von) Menzel, der Balladendichter Moritz Graf v. Strachwitz, der Lyriker Christian Friedrich Scherenberg, der Kunstschriftsteller und Herausgeber des „Deutschen Kunstblatts" Friedrich Eggers, der Kammergerichtsrat T. Wilhelm von Merckel, der sich vor allem gegen den Apotheker Theodor Fontane, der schon 1844, noch völlig unbekannt, in den „Tunnel" aufgenommen wurde, als sehr freundschaftlich erwies. Emanuel Geibel entzog dem Tunnel bald seine Sympathie und spottete über die „Kleindichterbewahranstalt"; auch Gottfried Keller mochte den „Tunnel" nicht; einige lehnten ihn aus politischen Gründen ab: Es war ein Sammelpunkt konservativer, preußisch-patriotischer, standesbewußter Männer, die soziale und politische Probleme in ihren Diskussionen mieden, um desto gewissenhafter, wenn nicht pedantisch an den literarischen Erzeugnissen der Tunnelmitglieder Kritik zu üben. Fontane hat diesen Zirkel, seine Mitglieder und seine Praxis in „Von Zwanzig bis Dreißig" (1898) und in „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860" (1885) ausführlich geschildert. Ironisch schrieb er Ende des Jahres 1881, als nach Friedrich Eggers' Tod der „Tunnel" nur noch so dahindämmerte, an Moritz Lazarus: „Ich habe immer eine ganz unbändige Freude, wenn Institute, Schöpfungen, überhaupt Dinge, die nicht leben, nicht sterben können und schon bei Lebzeiten als ihr eigenes Gespenst umgehen, endlich die längst verdiente Ruhe finden. Natürlich sage ich das wegen des Tunnels: er lebt noch, unglaublich, aber wahr. Leo Goldammer, der Bäcker, präsidiert, und der alte Kupferstecher Lüderitz ist Vize. Daneben existieren noch zwei ganze Mitglieder: Graf Wartensleben, der natürlich das restierende vierte bürgerliche Mitglied paralysiert oder auffrißt und wenn es ein Gott wäre." [81]

---

[61] M. Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 568. – Die Beziehung zwischen Fontane und Lazarus, die wahrscheinlich von Beginn an etwas ambivalent war, wurde von Fontane 1897 ganz abgebrochen, nachdem ihm Eduard Rese, Lazarus' langjähriger Freund, bestätigt hatte, daß Heyse durch Lazarus' Geldgeschäfte geschädigt worden war, und Fontane auch von Rese „viel Grauslicheres" erfuhr, als „was er *selber* mit Lazarus erlebt hat" (Th. Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, hrsg. Kurt Schreinert, Heidelberg 1954, S. 312 und 389; vgl. auch Th. Fontane, Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe, Berlin 1937, S. 257, und Briefwechsel von Th. Fontane und Paul Heyse 1850–97, hrsg. von Erich Petzet, Berlin 1929, S. 257 f.). – In M. Lazarus' Lebenserinnerungen wurde Th. Fontane ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 536 bis 559). Darin werden anhand von Briefdokumenten Lazarus' Bemühungen geschildert, Fontane aus der französischen Kriegsgefangenschaft zu befreien, in die dieser im Herbst 1870 als Berichterstatter geraten war. Lazarus hatte sich sofort mit Briefen an den französischen Justizminister Adolphe Crémieux und an den schweizerischen Bundespräsidenten J. Dubs gewandt. Lazarus, der sich in den Lebenserinnerungen bitter über die Undankbarkeit Fontanes beklagte, hatte nie von dem Brief Bismarcks erfahren, den dieser am 29. Oktober 1870 an den Gesandten der USA, der Schutzmacht

Ein weiterer literarischer Zirkel war das „Rütli", nach Fontane „eine Art Neben-Tunnel, eine Art Extrakt der Sache" [82]. Er hatte ähnlichen Charakter wie der „Tunnel", zum Teil waren ihre Mitglieder die gleichen. Sein eigentlicher Begründer war der Kunsthistoriker Franz Kugler, der vor seinem plötzlichen Tod (1858) mit Lazarus noch das gemeinsame Unternehmen einer umfassenden Kunstgeschichte auf völkerpsychologischer Grundlage geplant hatte. Weitere Mitglieder waren: Friedrich Eggers (mit dem Rütli-Namen „Anakreon"), Paul Heyse („Hölty"), Wilhelm von Merckel („Immermann"), Theodor Fontane („Lafontaine"), Moritz Lazarus („Leibnitz"), Karl Bormann („Metastasio"), Adolph (von) Menzel („Rubens"), Bernhard von Lepel („Schenkendorf") und Theodor Storm („Tannhäuser"). Hinzu kamen noch Gäste, die die einzelnen Mitglieder mitbrachten. Man fand sich regelmäßig zu Diskussionen zusammen, die vorwiegend literarische Ereignisse, Themen der bildenden Kunst, auch des Theaters und der Pädagogik betrafen. Ausgeschlossen war – bezeichnend für das gebildete, literarisch interessierte deutsche Bürgertum des 19. Jahrhunderts – wiederum die Politik. Die Hauptarbeit übernahmen Franz Kugler und Theodor Fontane, die in den Jahren 1854 bis 1857 das belletristische Jahrbuch des Rütli-Kreises, „Argo", herausgaben [83].

Überdies unterhielt Lazarus Beziehungen zu den Schriftstellern Georg Ebers, Gustav Freytag, Felix Dahn, Heinrich Seidel und zu den Literarhistorikern Georg Brandes, Michael Bernays, Beziehungen, die er unermüdlich in Gespräch und Korrespondenz pflegte. Allein im Jahre 1868 schrieb Lazarus 1500 Briefe, und in dieser Anzahl sind noch nicht diejenigen einbegriffen, die seine Ehrenämter erforderten. Überdies ist es für Lazarus noch eine verhältnismäßig ruhige Zeit: Erst in den folgenden Jahren traten Ereignisse ein und Aufgaben an ihn heran, für die hingegeben zu wirken Lazarus sich nie zu gut

---

der in Frankreich lebenden Deutschen, Fontanes wegen schrieb. Er forderte darin die Freilassung Fontanes und erklärte, „daß wir im Weigerungsfalle eine gewisse Anzahl von Personen in ähnlicher Lebensstellung in verschiedenen Städten Frankreichs verhaften und nach Deutschland schicken und ihnen dieselbe Behandlung zuteil werden lassen, die dem Dr. Fontane in Frankreich beschieden ist". Am 5. Dezember 1870 konnte Fontane daraufhin über die Schweiz nach Berlin zurückkehren. (Vgl. dazu auch Helmuth Nürnberger, Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt-Monographie 145, Hamburg 1968, S. 115, mit großem bibliographischem Anhang, S. 173 ff.) – Nicht zu überhören ist übrigens in den enttäuschten Bemerkungen Fontanes über Lazarus – in dem genannten Brief an G. Friedlaender – der antisemitische Ton: „Die Juden (sic!) bringen es fertig, im höchsten Maße feingeistig, auch wirklich *ehrlich* mit idealen Dingen beschäftigt zu sein, allerlei Gutes zu thun, zu geben und zu helfen und dabei beständig zu mogeln oder auch direkt zu betrügen ..."

[82] Sämtliche Werke (Nymphenburger Verlagsbuchhandlung), München 1959 ff., Bd. XV, S. 206.

[83] In diesem Jahrbuch erschien u. a. Heyses berühmt gewordene Novelle „La Rabbiatta", von Theodor Storm „Ein grünes Blatt", von Theodor Fontane mehrere Prosastücke und Balladen u. a. m.

fand, die ihn viel Zeit kosteten, ihm aber nie mehr als ephemere Anerkennung einbrachten.

Lazarus gründete 1867, nach seiner Rückkehr von Bern, mit dem Schweizer Psychiater Wilhelm Griesinger die Medizinisch-psychologische Gesellschaft[84]; er betätigte sich im Kuratorium des Berliner Victoria-Lyzeums; er war wesentlich beteiligt an dem Plan, dem Philosophen und Pädagogen J. Friedrich Herbart (1776–1841) zum 100jährigen Geburtstag in dessen Geburtsstadt Oldenburg ein Denkmal zu errichten; 1881 regte er an, Lessing zum 100jährigen Todestag ein Denkmal zu setzen. Daneben war er ein gesuchter und stets enthusiastisch gefeierter Festredner: Er sprach bei der Enthüllung des Herbart-Denkmals in Oldenburg[85], bei einer ganzen Anzahl von Schiller-Feiern (z. B. 1859, 1871 in Berlin, 1876 in Leipzig, 1884 in Weimar auf Wunsch des Großherzogs und am 10. und 22. November 1884 in Berlin[86]), „Über Lebensdauer" 1867 in der Museumsgesellschaft in Frankfurt am Main; mehrere Vorträge hielt Lazarus im Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie Berlin: „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit (1872), „Das Herz" (1877), „Über Gespräche" (1876); im Rheinland hielt er 1885 einen ganzen Zyklus von Vorträgen über die Entwicklung des Kindes: „Von der Wiege bis zur Schule". Und das ist nur eine Auswahl[87].

Seine größte Aufmerksamkeit und Sorge aber galt jüdischen Fragen und Aufgaben; ihnen widmete er im Laufe der Jahre immer mehr Zeit und Kraft. Im Jahre 1869 fand die erste israelitische Synode in Leipzig statt: Lazarus wurde zu ihrem Präsidenten gewählt und hielt als solcher am 4. Juli die Schlußrede; er wurde wiederum Präsident der zweiten israelitischen Synode in Augsburg und hielt dort am 11. und 17. Juli die Eröffnungs- und Schlußrede[88]. Diese Synoden sollten an der „Neugestaltung" des Judentums mitwirken, die nach Ansicht der Teilnehmenden und weiter jüdischer Kreise durch die fortschreitende Emanzipation, durch gesellschaftliche und soziale Veränderungen unter den Juden in Europa und durch ihre Auseinandersetzung mit den neuesten wissenschaftlichen Forschungsergebnissen, besonders der vergleichenden Religionswissenschaft und philologisch-historischen Bibelkritik, dringend notwendig geworden war: „Das Judentum hat von seinem Anbeginne auf

[84] Zum ersten Stiftungsfest der Gesellschaft, am 21. Januar 1868, hielt Lazarus eine Rede „Über natürliches und künstliches Denken", ein Problem, das ihn lange beschäftigt hatte. Leider wurde schon ein paar Monate später durch den Tod W. Griesingers der fruchtbaren Zusammenarbeit ein Ende gesetzt; am 17. November 1868 hielt Lazarus eine Rede zum Gedächtnis des Freundes. – Die Gesellschaft wurde später umbenannt in „Gesellschaft für Psychologie und Nervenkrankheiten".

[85] Am 4. Mai 1876. Diese Rede erschien gedruckt in Berlin 1876.

[86] Die Reden vom 10. und 22. November 1884 wurden unter dem Titel „Schiller und die Schillerstiftung" 1885 in Berlin veröffentlicht.

[87] Vgl. auch die Bibliographie, S. 394 ff. dieses Bandes.

[88] Abgedruckt in: Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judentum, Leipzig 1887.

Erkenntnis gedrungen und in gleicher Weise stets die Übereinstimmung zwischen Gedanken, Gefühl und Tat vorausgesetzt und gefordert ..." So hieß es abschließend über „Die Aufgabe der Synode" [89]. Diese Formulierung ist nicht nur bezeichnend für den Geist der Synode, sondern auch für deren Präsidenten Moritz Lazarus, der es schon anläßlich der ersten Rabbinerversammlung in Braunschweig (1844) als vordringlichste Aufgabe ansah, nach einer Übereinstimmung des Judentums mit den allgemein menschlichen Bestrebungen seiner Zeit und seiner Umwelt zu suchen [90].

Seit 1872 war M. Lazarus als hervorragender Mitarbeiter von Moritz Kohner an der Leitung des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes beteiligt.

Auf eine Anregung von Moritz Lazarus geht auch die bedeutsame Gründung der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums zurück. Neben Sanitätsrat Salomon Neumann und dem Berliner Stadtrat Moritz Meyer gehörte er zu ihren ersten wichtigen Förderern. Diese Hochschule, die am 26. Dezember 1869 begründet, aber erst am 6. Mai 1872 eröffnet wurde, sollte unabhängig von Staats-, Gemeinde- und Synagogenbehörden und an keine Partei oder religiöse Richtung gebunden sein: Forschungsarbeit und Lehrtätigkeit sollten „ausschließlich im reinen Interesse der Wissenschaft des Judentums, ihrer Erhaltung, Förderung und Verbreitung" geleistet werden. Hatten ihre Gründer auch in erster Linie ein wissenschaftliches Zentrum für das deutsche Judentum aufbauen wollen, das auch Nicht-Theologen anziehen sollte, so blieb es doch vorwiegend eine wissenschaftliche Ausbildungsstätte für liberale Rabbiner und Religionslehrer. Eine Ursache lag in der mangelnden finanziellen Unterstützung. Das Geld reichte nur für insgesamt vier Dozenten, von denen überdies nur einer als vollbeschäftigt angestellt und bezahlt wurde. Moritz Lazarus hat sich als Kurator für die Hochschule bis zu seinen letzten Lebensjahren eingesetzt. Auch als Vortragender: Zugunsten des Stipendienfonds der Hochschule wurden von den Dozenten und von geladenen Rednern die sogenannten Montagsvorträge gehalten. Lazarus' Erinnerungen „Aus einer jüdischen Gemeinde vor fünfzig Jahren" sind ein solcher „Montagsvortrag" [91].

Eine weitere Belastung erwuchs Lazarus aus den Verfolgungen der Juden in Rußland und vor allem in Rumänien. Seit der Pariser Konvention vom 19. August 1858, durch die die völkerrechtlichen Regelungen für die Fürstentümer Walachei und Moldau durch Österreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen, Rußland, Sardinien und die Türkei getroffen wurden, stand das Problem der rumänischen Juden ständig auf der Tagesordnung europäischer Politiker. Vor allem die Alliance Israélite Universelle unter der Präsidentschaft von I. Adolphe Crémieux intervenierte zugunsten der rumänischen Juden; um jedoch auf die deutsche Regierung Einfluß nehmen zu können, hielt

---

[89] AaO, S. 51. [90] Vgl. dazu M. Lazarus, Aus meiner Jugend, S. 94 f.
[91] Abgedruckt in: M. Lazarus, Treu und Frei, S. 281–309.

man es für günstiger, eine eigene, vom Ausland unabhängige Körperschaft zu gründen; dieses Initiativkomitee, kurz „Rumänenkomitee" genannt, wurde 1872 in Berlin ins Leben gerufen[92]. Diesem Komitee gehörten an: Berthold Auerbach, Julius Bleichröder, Salomon Neumann, Mayer Cohn, Ulrich Herz, Ferdinand Reichenheim, M. Lewinstein, Geheimrat Meyer Magnus, Benjamin Liebermann, Samuel Kristeller, Heinrich Bernhard Oppenheim. Zum Präsidenten wählte das Komitee Moritz Lazarus. Es entfaltete nun eine lebhafte Aktivität: Bereits im Oktober 1872 wurde eine Konferenz nach Brüssel einberufen, auf der 35 Delegierte aus Frankreich, England, Deutschland, Österreich, Belgien, Holland und Amerika ausschließlich die Judenfrage in Rumänien erörterten. Der Präsident war Adolphe Crémieux, und Vizepräsidenten waren der Engländer Francis Goldsmith, Leopold Kompert aus Wien und Moritz Lazarus. Auch zu den Mitgliedern des in Brüssel gegründeten Exekutivkomitees mit Sitz in Wien gehörten A. Crémieux als Ehrenpräsident und je ein Mitglied der verschiedenen Rumänenkomitees – aus Berlin Benjamin Liebermann und Moritz Lazarus[93]. Diese Komitees traten zu verschiedenen Konferenzen und kleinen Beratungen zusammen, hinzu kamen Reisen, Gespräche und Korrespondenzen, die zur Information der einzelnen verantwortlichen Mitglieder der Komitees dienten – Aufgaben, die Lazarus, inzwischen wieder Universitätsprofessor, neben der wissenschaftlichen Arbeit erledigen mußte[94].

Durch diese seine Wirksamkeit als Organisator und Sprecher der beiden israelitischen Synoden, als Vermittler und Delegierter jüdischer Komitees, als Mitbegründer und Kurator der Hochschule, als Aufklärer und Verklärer jüdischer Tradition wurde Moritz Lazarus eine der führenden Gestalten des liberalen Judentums in Deutschland.

Erst am 13. Mai 1868 hatte Lazarus die für einen jüdischen Dozenten ganz ungewöhnliche Berufung an die preußische Kriegsakademie in Berlin erhalten[95], eine Ausbildungsstätte, die von den besten preußischen Offizieren besucht wurde[96]. Die Berufung erfolgte durch eine Kommission von fünf Mit-

---

[92] Eine sehr anschauliche und gut dokumentierte Darstellung der Initiativen und Erfolge des Rumänenkomitees, auf die sich auch die vorliegenden Angaben stützen, gibt N. M. Gelber, Jüdische Probleme beim Berliner Kongreß 1878, in: Deutsches Judentum – Aufstieg und Krise, hrsg. von Robert Weltsch, Stuttgart 1963, S. 216–252.

[93] Auf Lazarus geht auch der Vorschlag zurück, den hebräischen Schriftsteller Perez Smolenskin als Berichterstatter nach Rumänien zu schicken.

[94] Über Lazarus' Initiativen anläßlich der antisemitischen Agitation 1879/80 in Berlin vgl. S. LXIV dieser Einleitung.

[95] Die Stelle an der Kriegsakademie hatte vor ihm Jürgen Bona Meyer inne, der 1868 als Professor der Philosophie nach Bonn berufen wurde.

[96] Von dem gesamten preußischen Offizierkorps wurden jährlich 200 zum Aufnahmeexamen zugelassen und unter diesen schließlich etwa 50 Kandidaten ausgewählt (vgl. dazu Moritz Larazrus' Lebenserinnerungen, S. 533, und B. Schwertfeger, Die großen Erzieher des deutschen Heeres, Potsdam 1936).

gliedern, drei Militärs und zwei Zivilisten, und bedurfte der Bestätigung des Königs; Lazarus dankte sie vor allem der lebhaften Fürsprache der beiden ersten Militärs an der Akademie: General Friedrich August von Etzel, der seit 1866 Direktor der Kriegsakademie war, und General Eduard von Peucker. Mit dem hochgebildeten General von Etzel blieb Lazarus bis zu dessen Tod (1888) freundschaftlich verbunden. Ähnliches gilt auch für den sehr vorurteilsfreien General von Peucker, der von 1854 bis 1872 Chef [97] und Reformator der preußischen Militärlehranstalten gewesen ist.

Lazarus las dort über Einführung in die Philosophie, über Psychologie und Völkerpsychologie – nach dem Zeugnis der „Lebenserinnerungen“ [98] und den dort abgedruckten Briefen seiner Schüler – mit außergewöhnlichem Erfolg: Im letzten Jahr seiner Lehrtätigkeit hatten sich alle Offiziere – bis auf einen! – bei ihm eingeschrieben. Dieses letzte Jahr war allerdings bald gekommen. 1872, als der besonders freisinnige und Lazarus sehr gewogene Kronprinz Friedrich sich bei seiner Schwiegermutter, der Königin Viktoria, in England aufhielt, setzte der reaktionäre, „christlich-germanische“ (sein Lieblingswort!) General von Ollech, seit 1871 Nachfolger von General von Etzel, die Philosophie vom Lehrplan der Kriegsakademie ab [99]. Diese Tatsache teilte er Lazarus am 13. September 1872 mit Wirkung ab 1. Oktober mit und bot ihm „zufolge Befehls“ nur das Honorar für ein weiteres Lehrjahr an, was Lazarus knapp und kühl ablehnte.

Lazarus' Sehnsucht war und blieb, und nun um so mehr, die Professur an einer deutschen Universität. Als 1867 der ordentliche Professor für alte Sprachen und damalige Dekan der philosophischen Fakultät der Kieler Universität, Otto Ribbeck (1827–1898), versuchte, Lazarus als Nachfolger von Friedrich Harms nach Kiel zu holen, war er noch gern bereit, einer solchen Berufung zu folgen [100]. Mit Rücksicht auf die Theologen (!) der Kieler Universität unterblieb diese Berufung aber. Ribbeck schätzte Lazarus sehr, er bemühte sich weiterhin [101], und als er sich im Auftrage der Fakultät im Sommer 1871 abermals mit der Anfrage an Lazarus wandte, ob er einen Ruf nach Kiel annehmen würde, hielt dieser es nicht für angemessen, eine entscheidende Willensmei-

---

[97] 1872 wurde die Akademie dem Chef des Generalstabs der Armee unterstellt.

[98] Der „Kriegsakademie“ ist ein eigenes Kapitel, S. 514–535, gewidmet.

[99] Der Kronprinz, der selbst Lazarus' Vorlesungen oft besucht hatte und nicht wünschte, daß Lazarus an die neugegründete Straßburger Universität ging, hatte sich sehr bemüht, Lazarus in Berlin zu halten. „Ich habe mich“, so sagte er auf einer Soiree in bezug auf die unerquickliche Angelegenheit zu Lazarus, „inzwischen viel Ihretwegen geärgert, nicht über Sie, aber für Sie“ (Lebenserinnerungen, S. 534).

[100] An erster Stelle der Bewerberliste stand F. Ueberweg, an zweiter Lazarus und an dritter W. Dilthey, für den die Theologische Fakultät ein besonders günstiges Gutachten ausgestellt hatte und der dann schließlich auch der Nachfolger von Fr. Harms geworden war (vgl. dazu: Wilhelm Dilthey, Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, Ges. Schriften, Bd. XV, Göttingen 1970, S. XXIV).

[101] Vgl. die Briefe Nr. 48 und 49, vom 21. und 27. Juni 1871.

nung zu äußern, bevor er „den Beweis sehe, daß die Kultusbehörde nicht mehr – hinter die Zeit der Berufung Spinozas nach Heidelberg zurückgehend – den Juden und das philosophische Lehramt für unvereinbar halte". Und Ribbeck selbst äußerte schon Bedenken, ob Lazarus kommen werde: „Man wird ja in Berlin gewiß Anstrengungen machen, Sie zu halten, die vielen Fäden, die Sie dort binden, fester zu knüpfen. Können Sie übersehen, ob wir aus einem solchen Kampfe schließlich dennoch als Sieger hervorgehen würden?"

Lazarus hoffte wohl damals schon, 1871, auf eine Professur an der Universität Berlin – um so dringlicher ein Jahr später, als er seine Dozentur an der Kriegsakademie verlor. Er war nicht der stille Gelehrte, dem die reine Forschungsarbeit genügte; er besaß das Talent, mit Menschen umzugehen und auf sie zu wirken, und es war ihm Bedürfnis, dieses Talent zu betätigen, lebendige persönliche Beziehungen herzustellen und zu pflegen. So bedeutete es subjektiv für ihn ein ganz großes Glück, als er 1873 zum „ordentlichen Honorarprofessor" an der Universität Berlin ernannt wurde. Er schrieb auch so beschwingt und dankbar von dieser Professur, daß man leicht darüber außer acht läßt, was er eigentlich erwartet – und viele für ihn erhofft – und was er nun wirklich erhalten hatte: zwar die Gelegenheit zu lehren, aber diese doch ohne Besoldung[102]. Bereits im ersten Semester, im Winter 1873/74, in dem er ein „Publikum" über Völkerpsychologie hielt, hatte er eine so große Zuhörerschaft, daß er den Hörsaal – der knapp 150 Personen faßte – gegen den geräumigsten der Universität tauschen mußte. Für damalige Zeiten eine ungewöhnlich hohe Hörerzahl!

In Berlin lehrte Lazarus – mit häufigen Unterbrechungen – bis zum Abschied von der preußischen Hauptstadt, Ostern 1896, viel gefeiert, viel bewundert. Erhielt er auch nie eine ordentliche Professur, so bezeigte man ihm doch schließlich offiziell Dank und Anerkennung: Zur Feier seines siebzigsten Geburtstages übertrug ihm Kaiser Wilhelm I. den Titel eines Geheimen Regierungsrates, das Hebrew Union College in Cincinnati (USA) verlieh ihm den Doktor der Theologie. Sein Hauptwerk, „Das Leben der Seele", hatte inzwischen die dritte Auflage erlebt[103] und gehörte zum Gemeingut der Gebildeten. Das gilt auch für die übrigen Titel seiner philosophischen Arbeiten, meist erweiterten Vorträgen, die 1878 gesammelt unter dem Titel „Ideale Fragen" erschienen und 1879 in zweiter Auflage. Darin konnte sich Lazarus mit dem Autor des „Mikrokosmos", dem verehrten Rudolf Hermann Lotze, vergleichen: Er war einer der gefeiertsten populär-philosophischen Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden.

Zur Zeit der offiziellen Anerkennung hatte Lazarus allerdings den Gipfel seiner Wirksamkeit und seines Ansehens schon überschritten. Er bekam zu spüren, daß er der Typus einer früheren, nun vergangenen Epoche war, daß

[102] Vgl. den Brief vom 20. Mai 1873 an Eduard Rese, Nr. 53.

[103] Erschienen Berlin 1883/84.

auch die Diskussion über die Völkerpsychologie, die er begründen half, zu der er aber in den letzten zwanzig Jahren nichts Neues mehr beigetragen hatte, über ihn hinwegging. Die Tatsache, daß er noch im Winter 1895/96, also in seinem letzten Semester, ein Kolleg über „Psychologie nebst Grundlinien der Völkerpsychologie" hielt, ändert daran nichts. Lazarus lebte da von dem einmal Erarbeiteten. Sein aktives Interesse galt schon in den 80er Jahren der jüdischen Ethik. Ein erstes Resultat dieser Arbeit war 1894 „Der Prophet Jeremias".

Hinzu kamen persönliche Ereignisse, die einen Einschnitt in seinem Leben markierten. Am 31. März 1894 starb seine Frau, Sarah Lazarus. Im April 1895 schloß er eine zweite Ehe mit der Schriftstellerin Nahida Ruth Remy [104]. Im Frühjahr 1896 erlitt Lazarus einen Unfall, dessen Folgen er nie mehr ganz überwinden sollte. Ostern 1896 verließ er Berlin. Im Anschluß an seine Genesungszeit hielt er noch eine Reihe von Vorträgen: Noch einmal feierte er in Wien glänzende Triumphe mit der Rede „Eine völkerpsychologische Betrachtung des Judentums", übrigens ergänzt durch seine Frau, die über ihre religiöse Entwicklung sprach [105].

Im Herbst 1897 siedelte Lazarus nach Meran über; dort, fern der Großstadt, die trotz gelegentlichen Rückzugs nach Schönefeld sein Lebenselement gewesen war, mußte er resigniert feststellen, daß die Zeitgenossen ihn rasch vergaßen und daß auch die schnelle Entwicklung der Wissenschaften dazu beitrug, daß man die Wirksamkeit und Wirkung des anregenden Mittlers und Popularisators nicht mehr gerecht beurteilte. Diese Vereinsamung erklärt auch die heftige Reaktion, die Hermann Cohens scharfe Kritik an Lazarus' „Ethik des Judentums" (Frankfurt 1898) auslöste [106]. Er betrachtete die allerdings aggressive Rezension als eine persönliche Invektive und hatte nicht mehr die Kraft, nach einer objektiven Berechtigung dieser Kritik zu suchen [107].

Dank der unermüdlichen Unterstützung und Mithilfe seiner Frau arbeitete Lazarus an dem zweiten Band seiner „Ethik des Judentums" bis zum letzten Tag. Ihn abzuschließen blieb ihm versagt. Er starb am 13. April 1903 in Meran und wurde dort begraben.

So heftig Moritz Lazarus schon zu Lebzeiten angegriffen wurde, so leidenschaftlich ist er auch von seinen Verehrern verteidigt worden. Bestritt die eine Partei seinen wissenschaftlichen Rang und die Integrität seiner politischen Haltung, so versuchte die andere Partei, ihm bei der Begründung der Völker-

---

[104] Vgl. Anm. 21 zu Brief Nr. 128.

[105] Nahida Ruth Remy hatte sich anläßlich der antisemitischen Agitationen intensiv mit der religiösen Tradition der Juden beschäftigt, auch darüber publiziert, und trat vor ihrer Ehe mit M. Lazarus zum Judentum über.

[106] Erschienen in: Monatschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Bd. 43 (1899), S. 385–400 und 433–449.

[107] Vgl. Brief Nr. 144.

psychologie die alleinige Priorität zuzusprechen und ihn als „Seher unseres Volkes" zu feiern [108].

So erscheint es mir notwendig, jetzt, da der zeitbedingte Streit von Anhängern und Gegnern ferngerückt ist, den historischen Ort von Lazarus' Tätigkeit und Wirkung in jenen drei Bereichen zu bestimmen und zu skizzieren, denen sein zentrales Interesse galt und in denen ihm auch heute noch Bedeutung zuerkannt wird.

Die Völkerpsychologie

Die vergleichende Völkerkunde hat eine lange Geschichte, die man bis zu Herodot und Platon zurückdatieren kann. Eine breitere oder gar systematische Abhandlung unter völkerpsychologischem Aspekt gibt es allerdings in der Antike noch nicht; es handelt sich nur um vereinzelte Vergleiche meist zwischen Griechen und „Barbaren", so bei Platon, Aristoteles, Isokrates, Plinius u. a. Größere Aufmerksamkeit widmete Caesar den Galliern und besonders Tacitus den Germanen. Allerdings fragten schon Hippokrates und Galen nach den Ursachen der ethnischen Mannigfaltigkeit; die Erklärung, daß die „Körpersäfte" die seelische Struktur beeinflussen, wurde dabei vom Individuum auf das gesamte Volk übertragen.

Von völkerpsychologischen Beobachtungen im Mittelalter wissen wir wenig. Das ändert sich mit der Erweiterung des Weltbildes im 16. und 17. Jahrhundert: Man wird sich der Verschiedenheit der Völker wieder neu bewußt. Zeugen dieses lebhaften Interesses für die seelische Eigenart der Völker sind vor allem die Reiseberichte, die für die später einsetzende Aufklärung insofern eine bedeutende Rolle gespielt haben, als sie auf die „pluralité des mondes" und auf die Relativität der eigenen sittlichen und religiösen Vorstellungen und Institutionen hinwiesen [109].

---

[108] So Alfred Leicht in seiner Schrift „Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie", Leipzig 1904, S. 102. Leicht gehörte, mit N. Lazarus und Aron Tänzer, zu den eifrigen Verteidigern. Kritische Stimmen werden zwar in diesem Bändchen zitiert, aber ohne detaillierte Widerlegung zornig zurückgewiesen. Besonders scharf fiel die Kritik von seiten der Zionisten aus, z. B. von J. Meisl (in: Jüdische Fragen, Sammlung von wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Seminar des Vereines Zionistischer Hochschüler Theodor Herzl in Wien, 1919, S. 136–140). Persönliches Verständnis und kritische Distanz zeichnen den wohl abgewogensten Artikel über M. Lazarus aus, den Ludwig Stein für das Biographische Jahrbuch, Bd. 8, aaO, geschrieben hat.

[109] Einen knappen Abriß der Entwicklungsgeschichte der Völkerpsychologie und Beispiele dieser Reiseliteratur bringt E. Hurwicz, Die Seelen der Völker, ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben. Ideen zu einer Völkerpsychologie, Gotha 1920. Nicht genannt wird dort die für die Geschichte völkerpsychologischer Beschreibung sehr aufschlußreiche „Vermehrte Moscowitische Persianische Reisebeschreibung" von Adam Olearius (1656). – In diesem Zusammenhang vgl. u. a.: J. Frankenberger, Objektiver Geist und Völkerpsychologie. Eine Studie zum Verständnis der alten Völkerpsychologen, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 154

Einen ersten umfassenden Versuch kollektiv-sozialer Betrachtungsweise gibt der neapolitanische Philosoph Giambattista Vico (1668–1744) in seinen „Principi di una scienza nuova dintorno alla commune natura delle nazioni" (Milano 1725). Trotz des metaphysischen Hintergrundes einer göttlichen Vorsehung, die den menschlichen Willen lenkt, kommt bei ihm die empiristisch-positivistische Betrachtungsweise schon sehr deutlich zum Vorschein. Sein Werk enthält im Keim die im folgenden Jahrhundert sich reich entfaltenden modernen sogenannten Geisteswissenschaften: die vergleichende Rechtsgeschichte und Sprachwissenschaft, Geschichtsphilosophie, Soziologie und Völkerpsychologie. Vicos Ideen standen aber zu der allgemein individualistischen Anschauungsweise seiner Zeit in starkem Gegensatz. Erst fünfzig Jahre später, mit der Reaktion gegen die Aufklärung erfuhr die universalistische Betrachtungsweise eine Fortführung. – In Frankreich hat zwei Jahrzehnte später Montesquieu (1689 bis 1755) den „Geist der Gesetze" (De l'esprit des lois, Paris 1748) auf den Geist des Volkes („l'esprit général d'une nation") zurückgeführt, d. h. auf die Summe seiner natürlichen und geschichtlichen Bedingungen, auf Klima, Bodenbeschaffenheit, Sitten, Religion, Sprache u. ä.

Mit der „Eroberung der geschichtlichen Welt" (E. Cassirer), die ihren Ausgangspunkt in der Aufklärung hatte, sich aber oft gegen sie richtete wie in Deutschland Herders Geschichtsphilosophie, entwickelte sich auch ein stärkeres National- bzw. Volksbewußtsein, ein Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb des gemeinsamen Sprach- und Kulturgebietes. Das oft sehr gefühlsmäßig bestimmte Interesse wandte sich der Geschichte, sowohl der eigenen als auch der fremder Völker, zu; man versuchte sich mit Hilfe einer enthusiastisch betriebenen Erforschung aller geistigen Äußerungen in frühere Zeiten einzufühlen. Gleichzeitig entwickelte sich ein soziales Bewußtsein: Man begann die Bedeutung gesellschaftlicher Zusammenhänge theoretisch zu untersuchen und zu würdigen. So mußte der Begriff des „Volksgeistes" oder der „Volksseele" fast notwendig entstehen.

Erkenntnisgeschichtlich hat die Völkerpsychologie mehrere Wurzeln:

1. in der Geschichtsphilosophie C. F. W. Hegels (1770–1831), die der Völkerpsychologie leitende Gesichtspunkte gab: Die Menschheitsgeschichte wird als ein immanenter logischer Prozeß des Weltgeistes verstanden, die einzelnen

---

(1914), S. 68–83 und 151–168; L. H. Ad. Geck, Sozialpsychologie in Deutschland. Eine Einführung in die Literatur, in: Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. 22 (1928/29), S. 544–615; Georges A. Heuse, La psychologie ethnique, Paris/Bruxelles 1953; K. Haase, Die Entwicklung der Sozialpsychologie in Deutschland, Münster 1927; L. Schweiger, Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Soziologie in ihren gegenseitigen Beziehungen, Bern 1899; C. Sganzini, Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt, Bern 1913; R. Thurnwald, Völkerpsychologie, in: E. Saupe (Hrsg.), Einführung in die neuere Psychologie, Osterwieck a. H. 1927. – Vgl. auch F. Jonas, Geschichte der Soziologie II, Hamburg 1968.

Volksgeister stellen nur Ausprägungen des Weltgeistes und Stufen seiner historischen Entwicklung dar.

2. im englischen und französischen Positivismus, der die Abkehr von Idealismus und Romantik beschleunigte und zur bedeutsamsten Richtung der 40/50er Jahre wurde. In Frankreich ist es vor allem Auguste Comte (1798 bis 1857), der in seiner „Sociologie“ [110] die Entwicklungsgesetze menschlicher Gesellschaften und gesellschaftlicher Vorgänge als sozialpsychologische erklärt. Nach Comte kann alle Psychologie nur eine soziale sein, da das individuelle Bewußtsein nicht ohne gesellschaftliche Beeinflussung, ja Prägung denkbar ist. Die Methode der Soziologie müsse die „positive“ (exakt-wissenschaftliche) sein, d. h. ihr erster Schritt sei die Beobachtung, der Analyse, Vergleichung und Induktion folgen [111]. In England war J. St. Mill (1806–1873) der einflußreichste Vertreter des Positivismus; lange Zeit Freund von Auguste Comte, setzte er sich kritisch mit dessen Lehre auseinander („Auguste Comte and Positivism“, 1865). Er unterscheidet drei Geisteswissenschaften: Psychologie (eine Assoziationslehre im Sinne seines Vaters James Mill), Ethologie (Wissenschaft von der Bildung des Charakters) und Gesellschaftswissenchaft (Soziologie). Die Gesellschaftswissenschaft soll in ihrem allgemeinen Teil nach der „konkret-deduktiven“ Methode der Physik verfahren, für ihre besonderen Anwendungen die „umgekehrt-deduktive“ oder historische Methode anwenden. – Auf der positivistischen Philosophie und der Wiederentdeckung Vicos beruht die Völker- oder Sozialpsychologie des Mailänder Philosophen Carlo Catteneo (1801–1869); seine Entwürfe zu einer „psicologia delle menti associate“ blieben leider Fragment.

3. in den naturwissenschaftlichen [112], historischen [113] und sozialhistorischen [114]

---

[110] Die „sociologie“ oder „physique sociale“ bildet den Schlußstein in der Hierarchie der Wissenschaften und wird ausführlich abgehandelt in den drei letzten Bänden der „Cours de philosophie positive“ (6 Bde. 1830–42).

[111] Zu Steinthals Urteil über Comte vgl. Brief Nr. 157.

[112] Zum Beispiel die Entdeckung, daß Pflanzen und Tiere aus Ansammlungen zahlreicher Zellen bestehen (1838/39 durch M. J. Schleiden und Th. Schwann). Von Bedeutung sind auch die ersten Evolutionstheorien (J. B. de Lamarck, Philosophie zoologique, 1809, W. Lawrence, Natural History of Man, 1819, in der Geologie: Ch. Lyell, Principles of Geology, 1830–33, und 1859 Ch. Darwins „On the Origin of Species“, dessen Evolutionstheorie bereits 1855 von A. R. Wallace vertreten wurde).

[113] Die Geschichtsschreibung erlebte in fast allen europäischen Ländern eine unerhörte Blüte, besonders in Frankreich: A. Thiers, Aug. Mignet, A. Lamartine, J. Michelet u. a.

[114] Von großer Wirkung waren da die ersten systematischen Bevölkerungstheorien von Th. R. Malthus und besonders von Adolphe Quételet (Sur l'homme, 1835), der aufgrund von Bevölkerungsstatistiken zu bestimmten Gesetzmäßigkeiten gelangte, denen gesellschaftliche Erscheinungen wie Selbstmord, Verbrechen u. ä. unterworfen seien. – Einflußreich waren auch die Gesellschaftslehren von Bonald und Lamennais.

Einzelwissenschaften: Kulturgeschichte[115], Ethnologie[116], historische Rechtsschule[117], Philologie[118] u. a.

4. in der Psychologie Johann Friedrich Herbarts (1776–1841), der in Deutschland als erster versuchte, eine systematische, exakt wissenschaftliche Sozialpsychologie zu begründen. Herbart geht von zwei Grundvoraussetzungen aus: daß die Psyche des Individuums sozial bedingt ist[119] und daß andererseits die Psychologie der Gesellschaft die einer Menschenmehrheit ist; die in der Gesellschaft wirkenden Kräfte sind ihrem Ursprung nach psychologische Kräfte, die analog zu den psychischen Prozessen im Individuum verlaufen: „In dem Ganzen jeder Gesellschaft verhalten sich die einzelnen Personen fast so, wie die Vorstellungen in der Seele des Einzelnen..." [120] Der Vorstellungsmechanik im Einzelbewußtsein, den Hemmungen, Verschmelzungen, Komplikationen, Apperzeptionen, entsprechen im Staat der Widerstreit und das Zusammenwirken von Einzel- bzw. Parteimeinungen und -interessen. Wichtig ist für die sozialpsychologische Untersuchung die Kontinuität der Generationen: „Die Überlieferungen gehören zu den stärksten psychologischen Kräften, die es geben kann." Auch die später von Steinthal und Lazarus besonders herausgestellte Bedeutung der Sprache wurde bereits von Herbart gesehen, der ihr eine wichtige Funktion in den Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft zuschrieb[121].

---

[115] Berühmt wurde das Buch „History of Civilisation in England" (1857 ff.) von Th. H. Buckle, der Gesetzmäßigkeiten in der historischen Entwicklung zu gewinnen suchte.

[116] In Paris wurde 1839 die erste, in England 1843 die zweite ethnologische Gesellschaft gegründet, durch die die ethnologische Forschung in Europa sehr belebt wurde.

[117] Ihr Begründer war Friedrich Carl von Savigny (1779–1861), der auf die Bedeutung der rechtsbildenden Kräfte hinwies (Sitte, Gewohnheit, schöpferischer Richtspruch u. ä.).

[118] Sie erfuhr eine besondere Ausprägung und Blüte in Deutschland, wo Franz Bopp, die Brüder Grimm u. a., analog den statistisch arbeitenden Sozialwissenschaften, die Evolutionsgesetze der menschlichen Kommunikation (d. h. der Sprache) entdeckten.

[119] „Der Mensch ist Nichts außer der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht; wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, daß die Humanität ihm fehlen würde." (Einleitung zum zweiten Teil von „Psychologie als Wissenschaft", in: Herbarts Sämtliche Werke, hrsg. von G. Hartenstein, Bd. 6, Leipzig 1850, S. 20.)

[120] Lehrbuch zur Psychologie, 2. Auflage 1834, § 240. – Vgl. dazu auch ähnliche Formulierungen in der Einleitung zum 2. Teil der Psychologie als Wissenschaft: „Der Einzelne ist nicht vollständig aufgefaßt ohne die Geschichte; aber die Geschichte entsteht rückwärts aus der Zusammenwirkung der Einzelnen; und aus diesem Grunde sollte die Psychologie zuerst das Individuum erklären, und erst später zur Geschichte kommen." (AaO, S. 21.) Herbart ist also letztlich Individualist geblieben, er operierte auch nicht mit dem Begriff eines „Volksgeistes" oder eines Allgemeinbewußtseins.

[121] „Die erste recht deutliche Spur aber, welche auf die Ähnlichkeit zwischen Geist und Staat hinweist, liegt in dem Umstande, daß die *Sprache* es ist, welche das Band

Nur innerhalb dieser, zur Mitte des 19. Jahrhunderts mächtig anwachsenden Tradition kann die Leistung der beiden deutschen Begründer der Völkerpsychologie gesehen und gewürdigt werden. Lazarus, der von seinem Braunschweiger Gymnasiallehrer F. K. Griepenkerl in die Philosophie und Psychologie Herbarts eingeführt wurde, erfuhr durch diesen seinen entscheidenden Einfluß. Später, als Student in Berlin, ging er durch die Schule Hegels, dessen wichtigste Gesichtspunkte – die Lehre vom subjektiven und objektiven Geist, vom Geist der einzelnen Völker und der Menschheit – er mit der Herbartschen Psychologie in einer Synthese zu vereinigen suchte. Im übrigen war Lazarus immer ein eifriger und vielseitiger Leser gewesen; so wird ihm bei Herder[122], Kant[123], Humboldt[124], Savigny[125], Fichte[126] u. a., die er häufig zitiert, auch der völkerpsychologische Aspekt mehrfach begegnet sein; daß er begrifflich nicht geklärt und auch deskriptiv nirgends erschöpfend behandelt worden war, wird Lazarus in seinem Interesse nur bestärkt haben. Er selbst zitierte in der mit Steinthal gemeinsam verfaßten Programmschrift im ersten Band der von ihnen gegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" (1860) neben den bereits genannten und einigen heute vergessenen Wissenschaftlern den großen Geographen Carl Ritter (1779–1859) und sein Hauptwerk „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte der Menschen" (1818). Hinzu kommt die persönliche Erfahrung, die ihm die Herkunft aus einer besonderen Religions- und einer farbig vielfältigen Sprachgemeinschaft einbrachte.

Schon im ersten Brief des vorliegenden Bandes, am 1. August 1845, schreibt der Gymnasiast an seine Kusine Johanna Berendt, daß es ihm beim Studium der Vergangenheit immer scheine, „als sei der Geist, der Gesamtgeist der ganzen Menschheit *Ein Geist*" – der ganze Brief verrät übrigens deutlich den Ein-

---

der menschlichen Gesellschaft knüpft." (Über einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft, in: Herbarts Sämtliche Werke, hrsg. von G. Hartenstein, Bd. 9, Leipzig 1851, S. 203.)

[122] Johann Gottfried Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Riga und Leipzig 1784–91 (schon Herder prägte den Begriff des „Volksgeistes"!).

[123] Kant widmete in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) eine eigene Betrachtung den „Nationalcharakteren, insofern sie auf dem unterschiedlichen Gefühl des Erhabenen und Schönen beruhen" (Akademie-Ausgabe, Bd. 2, Berlin 1912, S. 243 ff.), und unterscheidet in seiner „Anthropologie" den „Charakter der Person, den „Charakter des Geschlechts" und den „Charakter des Volkes"; um diesen „Charakter des Volkes" zu demonstrieren, schildert er die hervorstechendsten Eigenheiten der Franzosen, Engländer, Italiener und Deutschen (Akademie-Ausgabe, Bd. 7, Berlin 1917, S. 311 ff.).

[124] W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts (Berlin 1836, postum von Alexander v. Humboldt herausgegeben).

[125] Friedrich Karl v. Savigny, Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Heidelberg 1814.

[126] J. G. Fichte beschränkte sich auf die Darstellung des Gegensatzes zwischen den Deutschen und der Gesamtheit der übrigen „Kulturvölker".

fluß der Hegelschen Philosophie –, andererseits habe Lazarus, wenn wir der Nachricht A. Leichts glauben dürfen, im selben Jahr eine Abhandlung „Über den deutschen Nationalstolz" geschrieben, in der er „auch aus patriotischem Interesse" bereits den Begriff der „Nationalität" und das Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit erörterte[127]. Die Dissertation „De educatione aesthetica" (1849), die ein ästhetisches Problem auch vom völkerpsychologischen Standpunkt aus behandelt und die Völker nach den künstlerischen Leistungen einzelner nicht nur charakterisiert, sondern auch bewertet, wurde schon erwähnt. Aus dem Jahre 1851 stammt ein Manuskript, das selbst A. Leicht als „überaus merkwürdig" bezeichnet. Es trägt den Titel „Entwurf zur Gründung einer Humanitätsgesellschaft ohne Grenzen des Staates, der Nation und der Religion" und hat das Motto: „Alle Ströme gehen ins Meer, und das Meer wird nicht voll."[128] Zwei Ideen sind es also auch noch bei Lazarus, die zum Teil schon von den Klassikern und von den Frühromantikern (Novalis, Friedrich Schlegel) nebeneinander vertreten wurden und die sich mit dem erstarkenden deutschen Nationalgefühl verbanden: die Idee von der deutschen Nation als der reinsten Geistes- und Kulturnation und die Vorstellung von einer europäischen Staatenverbindung oder gar – bei Humboldt – einer alle Mannigfaltigkeit der Einzelnationen umfassenden Menschengesellschaft[129]. Lazarus' „Entwurf zur Gründung einer Humanitätsgesellschaft" bildet – nach A. Leicht – „das ethische Seitenstück" zu jener völkerpsychologischen Grundlegung, die er wahrscheinlich kurze Zeit darauf schrieb und die im ersten Band der Zeitschrift „Deutsches Museum" erschien. In diesem Aufsatz, der den programmatischen Titel „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" trägt, begründete Lazarus die Notwendigkeit einer neuen Wissenschaft, die er „Völkerpsychologie" nannte.

Lazarus' Grundvorstellungen kann man allerdings schon in seiner ersten, für ein breiteres Publikum bestimmten Veröffentlichung feststellen; das kleine Bändchen mit dem Titel „Über die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland"[130] hat Lazarus vor allem auch in politisch interessierten und politisch aktiven Kreisen bekannt gemacht. Wenn auch noch vage und nur im Zusammenhang einer ziemlich hymnisch gehaltenen Verteidigung Preußens treten hier bereits alle Vorstellungen auf, die Lazarus in den Beiträgen der später gegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" ge-

---

[127] Vgl. A. Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, Leipzig 1904, S. 18 f.

[128] AaO, S. 12 f. Leicht berichtet dort, daß Lazarus dieses Manuskript besonders werthielt und es deshalb aus zahlreichen anderen auswählte und seiner Frau zum Geschenk machte.

[129] Über die „Nationalisierung" des preußischen Staates durch übernationale, universale Ideen vgl. Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates, München und Berlin 1928[7], bes. Buch 1.

[130] Berlin 1850.

dauer definieren sollte; Lazarus hat sie zuerst angewandt, dann begrifflich definiert. Die kleine Schrift ist deshalb und weil sie die Folgerungen aus seiner vorwiegend kollektivistischen Betrachtungsweise gut demonstriert, von Interesse. Er hat sich in der Verherrlichung des Staates nie wieder so weit vorgewagt wie in dieser ersten Publikation, in der er nachzuweisen sucht, daß der kulturellen Priorität Preußens auch die staatliche Vormacht entsprechen müsse.

Lazarus geht in diesem Bändchen von der Annahme eines „Volkskörpers", ja sogar eines „Staatskörpers" aus[131], in dem, dem Individuum entsprechend, eine „Seele" wohne. Von dieser Idee und der Absicht seines Büchleins beschwingt, zögert er nicht, sogar einen „germanischen Nationalgeist" anzunehmen, als dessen „wesentlichsten Grundzug" er das Streben bezeichnet, „sich alle geistigen und sittlichen Resultate der ihm voraufgegangenen Geschichte... anzueignen, so daß sie in ihm als dem Centrum harmonisch vereinigt ... werden"[132]. Auch hier ist die persönliche Sehnsucht nach Harmonie Vater des angreifbaren Gedankens. In keinem Volk habe sich der „germanische Geist" mit dem Christentum, d. h. mit dem Protestantismus – denn als Katholizismus sei das Christentum „dem deutschen Geiste unangemessen" – so harmonisch verbunden wie im „Geist der deutschen Nation"; dieser aber sei einzigartig verkörpert im preußischen Staat, dem „Staat der Intelligenz" und „Schutz-[herrn] der protestantischen Kirche", der, bar des „egoistischen und particularistischen Strebens nach Selbständigkeit und Eigenmacht" (sic!), sich „ächt nationalsittliche Macht" und damit den dominierenden Platz unter den deutschen Staaten erworben habe. Er sei „der deutscheste, ja der erste reindeutsche Staat"[133].

Es ist eine Jugendschrift, geschrieben kurz nach der Niederlage der Revolution von 1848, die er nicht einmal erwähnt. Ein geeintes und mächtiges Deutschland wurde bereits allgemein für so viel wichtiger gehalten, daß man die demokratische Freiheit des einzelnen darüber ganz vergaß. Lazarus war nicht der einzige, der damals den „Fortschritt" und Aufstieg Preußens so emphatisch feierte und andere Staaten, nicht nur die süddeutschen und Österreich, sondern auch Frankreich und England dagegen ohne Skrupel herabsetzte[134]. Er zitiert auch seine schon angeseheneren Gewährsmänner, Jacob Grimm und vor allem Professor W. Adolf Schmidt, der Lazarus nahestand und dessen Vorlesungen über „Universalgeschichte im philosophischen Überblick" einen tiefen Eindruck auf Lazarus gemacht haben; Schmidts Schrift

---

[131] AaO, S. 3. [132] AaO, S. 8. [133] AaO, S. 11–27.

[134] Zeugnis dafür, daß Lazarus nur die allgemein im deutschen Bürgertum vorherrschenden Meinungen aussprach, sind die wenigen kritischen und warnenden Stimmen, z. B. von A. Ruge: „Der Patriotismus" (1844), in: Sämtl. Werke Bd. VI, Mannheim 1847, S. 237–346; „Auch ein Politiker" (Offener Brief zur Verteidigung des Humanismus an Robert Prutz), in: Politische Bilder aus der Zeit, Bd. I, Mannheim 1847.

über „Preußens deutsche Politik" habe ihn eigentlich angeregt, eine Ergänzung dazu zu schreiben[135].

Bezeichnend für den angehenden Völkerpsychologen ist, daß und wie er bereits hier das Grundthema dieser Wissenschaft erörtert, nämlich das Verhältnis des einzelnen zur Allgemeinheit: Daß er Kant kritisiert, weil dieser die „moralische Beschaffenheit des Einzelnen für die Summe des sittlichen Lebens und Strebens halte"[136], daß er Hegel zwar vorwirft, nun umgekehrt „die Bedeutung des Einzelnen über die Schätzung des Allgemeinen vernachlässigt"[137] zu haben, daß er dann aber resümierend doch zu Hegel zurückkehrt, ist nicht zufällig und nicht nur ein Jugendirrtum. Lazarus hat in Übereinstimmung mit den meisten seiner Zeitgenossen die Verwirklichung der sittlichen Idee im Staat schließlich doch als das Höchste betrachtet[138]. Die daran geknüpfte Bedingung, daß der Staat seine höchste Aufgabe darin sehen müsse, „die moralische Bildung seiner Glieder um ihrer und seiner selbst willen zu befördern"[139], bedeutet keine Einschränkung, sondern eine Aufwertung des Staates als moralische Anstalt. Nur konsequent rühmt Lazarus „die innige Treue und Anhänglichkeit an den Fürsten", den „willigen Gehorsam gegen ihn", der in Preußen „vor Allem das Nationalgefühl und die Fürstenliebe zur einen und untheilbaren sittlichen Kraft des *Patriotismus* zusammenschmolz"[140].

Dieses Vertrauen in den Staat und dessen Repräsentanten ist bezeichnend für den jungen Lazarus, der auch später, trotz mannigfacher Enttäuschungen, diese Haltung im Grundsätzlichen nicht aufgegeben hat.

Schon 1851, in seinem ersten Aufsatz „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie", entwickelte Lazarus einen Begriff, den er zwar formal von Hegel übernahm, dessen Bedeutung er aber wesentlich veränderte: den Begriff des „objektiven Geistes" oder, wie ihn Lazarus auch bezeichnete, des „Gesamtgeistes". Weist ihm Hegel in seiner ideellen Konstruktion der Entwicklung des Geistes noch eine Stufe zwischen dem „absoluten" und dem „subjektiven Geist" zu und versteht er unter „objektivem Geist" Sittlichkeit,

---

[135] Der Historiker Wilhelm Adolf Schmidt (1812–1887) war seit 1845 a. o. Professor in Berlin, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, seit 1851 o. Professor der Geschichte in Zürich, 1860 in Jena; von 1874 bis 1876 Mitglied des Reichstags (nationalliberal). Auf das von Lazarus genannte Werk „Preußens deutsche Politik" (Berlin 1850) folgte ein Jahr später die „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen" (Berlin 1851). – Über den Einfluß Schmidts auf Lazarus vgl. auch A. Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, aaO, S. 8.

[136] Lazarus, Sittliche Berechtigung . . ., aaO, S. 51.

[137] AaO, S. 54. Damit wird der Gedanke des Aristoteles wiederaufgenommen, daß das Ganze dem einzelnen vorangehe.

[138] „Der Inhalt dieses sittlichen Lebens und sein Werth darf sich aber nicht blos – wie bei Kant – auf die Würde des Einzelnen, sondern muß sich vielmehr auf den Bestand und die Fortentwicklung des Allgemeinen, zumal des Staates beziehen" (aaO, S. 55).

[139] AaO, S. 55.

[140] AaO, S. 20 (Hervorhebung nach dem Original).

Moralität, Recht, wie sie sich in Familie, Gesellschaft, Staat äußern, so umfaßt der gleiche Begriff bei Lazarus alle überindividuellen Äußerungen und Objektivationen des Geistigen in einer Gemeinschaft. In dieser neuen Bedeutung hat der von Lazarus entwickelte Zentralbegriff der Völkerpsychologie nicht nur auf das Werk Steinthals[141], sondern auch auf W. Dilthey, G. Simmel und R. Eucken großen Einfluß gehabt. Die Begriffsbestimmung des objektiven Geistes als eines unmetaphysischen, rein empirischen Begriffs ist Lazarus' große Leistung. Inwieweit Dilthey, der in seiner letzten Abhandlung „Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften" [142] ebenfalls den Begriff des „objektiven Geistes" neu formulierte und im gleichen Sinn wie Lazarus auf alle Objektivationen des Geistigen in der gesellschaftlich-geschichtlichen Wirklichkeit bezieht, von Lazarus beeinflußt wurde oder ob der Einfluß wechselseitig war, läßt sich bei den engen persönlichen Beziehungen, die beide in den 50er Jahren in Berlin pflegten, nicht mehr feststellen.

Eine Erweiterung und detaillierte Begründung dieses programmatischen Entwurfs gaben dann neun Jahre später Lazarus und Steinthal gemeinsam in dem schon erwähnten Artikel „Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie", der auf 73 Seiten ein sehr umfangreiches Programm vorlegte[143]. Lazarus hat dieses Programm in seinen eigenen folgenden Beiträgen für die vornehmlich von Steinthal redigierte Zeitschrift nur weiter ausgebaut. Es handelt sich da vor allem um die Antrittsrede in Bern „Über den Ursprung der Sitten" [144], den Vortrag „Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit" [145] und die Rektoratsrede „Über die Ideen in der Geschichte" [146], die er ebenfalls in Bern gehalten hat, und um die Arbeiten „Verdichtung des Denkens in der Geschichte. Ein Fragment" [147], und „Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie" [148].

Ausgangspunkt der Völkerpsychologie, zu deren Begründung als Wissenschaft Lazarus und Steinthal nunmehr ausdrücklich aufrufen, ist die Annahme eines „Volksgeistes" oder „Gesamtgeistes". Der Mensch sei primär ein „gesell-

---

[141] Vor allem auf Steinthals „Allgemeine Ethik", in deren Vorwort Steinthal ausdrücklich darauf hinweist (Berlin 1885, S. VII und VIII). Vgl. auch die rückblickende Feststellung Steinthals in ZfV, Bd. XVII (1887), S. 255: „Wer aus der Völkerpsychologie nicht den Begriff des ‚objectiven Geistes' gewonnen hat, der versteht nichts von Geschichte, weder von ihrem Objecte noch von der Weise ihres Fortganges!"

[142] Erschienen Berlin 1910, in: Gesammelte Werke, Bd. 7, Leipzig/Berlin 1927; vgl. dort vor allem S. 146 ff.: Im Gegensatz zu dem von Hegel „tiefsinnig und glücklich geprägten" Begriff müßten wir „heute von der Realität des Lebens ausgehen; im Leben ist die Totalität des seelischen Zusammenhanges wirksam. Hegel konstruiert metaphysisch; wir analysieren das Gegebene" (S. 150). Vgl. zur Begriffsgeschichte des „objektiven Geistes" auch: Julius Frankenberger, aaO, S. 68 ff. und 151 ff.

[143] ZfV I (1860), S. 1–73.

[144] Diese und die beiden folgenden Reden wurden in überarbeiteter und erweiterter Fassung veröffentlicht; ZfV I (1860), S. 437–477.

[145] ZfV II (1862), S. 393–453.

[146] ZfV III (1865), S. 385–486.

[147] ZfV II (1862), S. 54–62.

[148] ZfV III (1865), S. 1–94.

schaftliches Wesen"; „innerhalb des Menschen-Vereines aber treten ganz eigenthümliche psychologische Verhältnisse, Ereignisse und Schöpfungen hervor, welche gar nicht den Menschen als Einzelnen betreffen, nicht von ihm als solchem ausgehen. Es sind nicht mehr sowohl Verhältnisse im Menschen, als zwischen Menschen; es sind Schicksale, denen er nicht unmittelbar unterliegt, sondern nur mittelbar, weil er zu einem Ganzen gehört, welches dieselben erfährt. Kurz, es handelt sich um den Geist einer Gesammtheit, der noch verschieden ist von allen zu derselben gehörenden einzelnen Geistern, und der sie alle beherrscht." [149] Dieser Gesamtgeist, der dann von Lazarus auch als „objektiver Geist" bezeichnet wird, habe eine Priorität vor dem individuellen Geist. Er umfasse „die ganze Masse alles geistigen Thuns, welches sich im Volke vollzieht" [150] und welches sich durch seine Tätigkeit zu einem *„folgerichtigen System* von Anschauungen, Vorstellungen, Begriffen und Ideen" gestaltet, „wodurch dieser objektive Volksgeist von allen andern sich unterscheidet" [151]. Lazarus unterscheidet weiterhin dessen Manifestation „innerhalb oder außerhalb des Bewußtseins", innerhalb als Gefühl, Wille u. ä., außerhalb in Büchern, Baudenkmälern, Kunstwerken, Werkzeugen, Verkehrs- und Tauschmitteln, Kriegsgeräten, Institutionen u. ä. [152]. Da der Mensch, wenn er in das Leben eintrete, diese objektive Welt des Geistes neben der Natur nicht nur bereits vorfinde, sondern in dem überlieferten objektiven Geist auch „Form und Organ" erhalte, mit denen er Welt und Natur auffasse, so ist er, der einzelne, nicht „Schöpfer", sondern nur „Träger des objektiven Geistes"; die einzelnen Geister der Individuen „erzeugen ihn nicht, sie erhalten ihn nur" [153].

Zu dieser Konzeption des „Gesamtgeistes" oder „objektiven Geistes", der eine ähnliche Struktur aufweise wie der individuelle Geist, wurde Lazarus durch Herbart angeregt. Herbart sei nahe daran gewesen, die Völkerpsychologie zu finden. Wie schon angedeutet, ist auch nach Herbart die Gesellschaft von einem gemeinsamen Wollen beseelt: „Die in der Gesellschaft wirkenden Kräfte sind psychologische Kräfte. Wir nehmen also an, daß unter zusammenlebenden Menschen dieselben Verhältnisse eintreten, die unter Vorstellungen in einem Bewußtsein stattfinden." [154] Diesen Gedanken brauchte Lazarus nur herauszulösen und zur Hypothese seiner neuen Wissenschaft zu erheben. Dann mußte man die in der Gesellschaft wirkenden Vorgänge analog den Prozessen im individuellen Geist bestimmen können; denn – so heißt es gleichsam als Auftakt in den „synthetischen Gedanken zur Völkerpsychologie" – „im Ge-

---

[149] ZfV I (1860), S. 5.

[150] ZfV III (1865), S. 43. Lazarus macht hier (Anm. S. 41) selbst auf die andere Bedeutung des Hegelschen „objektiven Geistes" aufmerksam, der „nur den praktischen Geist bedeutet, während er in unserem Sinn eben so sehr im theoretischen und künstlerischen Gebiete sich darstellt".

[151] ZfV III (1865), S. 44 (Hervorhebung nach dem Original).

[152] ZfV III (1865), S. 44 f. [153] AaO, S. 56 ff.

[154] J. Fr. Herbart, Sämtliche Werke, aaO, Bd. VI, S. 33.

samtgeist ... verhalten sich die Einzelgeister so, wie sich im Individuum die einzelnen Vorstellungen oder überhaupt geistigen Elemente verhalten“ [155]. Der Volksgeist wohne in allem, was den Staat ausmache [156], „wie eine Seele in ihrem Leibe“, er sei „die Ausprägung eines Innern“ [157]; seien die staatlichen Verhältnisse schlecht, so leide der Volksgeist darunter wie der Geist des einzelnen unter einem kranken Körper. Da sich der Gesamtgeist in den einzelnen Individuen manifestiere, sei es „nächste und wichtigste Aufgabe der Völkerpsychologie, das Verhältnis der Gesammtheit zum Einzelnen zu untersuchen und festzustellen“ [158].

Die Völkerpsychologie, eine eigene Disziplin, gliedere sich in zwei Teile: 1. in die *völkergeschichtliche* (ethnologische und politische) *Psychologie* und 2. in die *psychische Ethnologie*.

Der erste Teil, die völkergeschichtliche Psychologie, soll zeigen, was der Volksgeist ist, unter welchen allgemeinen Bedingungen und Gesetzen er entsteht und wirkt, also im einzelnen darlegen, wie sich die einfacheren und elementaren Kräfte des individuellen Bewußtseins zu komplizierten Gesamtkräften und Gebilden des Volksgeistes kombinieren. Dieser Teil ist also allgemein und „rational“.

Der zweite Teil, die psychische Ethnologie, beschreibt, charakterisiert die wirklich existierenden Volksgeister und ihre besonderen Entwicklungsformen. Er ist konkret und deskriptiv und muß der ersten vorangehen: Es sei selbstverständlich, „daß die Völkerpsychologie nur von den Tatsachen des Völkerlebens ausgehen kann, daß sie aus der Beobachtung, Ordnung und Vergleichung der Erscheinungen allein hoffen kann, die Gesetze des Volksgeistes zu finden“ [159].

Das Material der völkerpsychologischen Forschung ist beinahe unbegrenzt. Das gesamte geistige Leben der Völker gilt es zu untersuchen: Sprache, Schrift, Mythos, Religion, Sitte, Rechtspflege, Verfassung, Künste, Wissenschaften, Handwerk und alle Institutionen des öffentlichen Lebens.

Unüberhörbar in Lazarus' ersten Programmschriften ist der apologetische Akzent. Er bemühte sich – allerdings meist ohne Namen zu nennen –, die möglichen und auch erfolgten kritischen Einwände zu entkräften und die neue

---

[155] ZfV III (1865), S. 9.

[156] Hier liegt eine Schwäche der Lazarusschen Konzeption, die nicht deutlich zwischen Staat und Gesellschaft trennt.

[157] ZfV I (1860), S. 10.

[158] AaO, S. 31. Lazarus schränkt zwar die Bedeutung dieser Analogien bereits in dem ersten Artikel „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie“ ein: „Solchen Analogien muß man freilich keine größere Bedeutung als (die) einer Handhabe des Verständnisses beilegen“ (aaO, S. 121). Da er aber über die Einheit der individuellen Seele und der des Volksgeistes nur in diesen Analogien spricht, müssen sich seine Vorstellungen von völkerpsychologischen Zusammenhängen diesen Analogien und Bildern doch weitgehend genähert haben.

[159] Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie ..., in: ZfV I (1860), S. 23.

Disziplin gegen ihre Nachbargebiete abzugrenzen. Es ist hier nicht der Ort, diese Auseinandersetzungen im einzelnen zu verfolgen; hingewiesen sei aber auf die Einwände und Gegenargumente Wilhelm Diltheys (1833–1911), die nicht nur deshalb interessant sind, weil von Dilthey schon unmittelbar nach Erscheinen des ersten Heftes der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" eine negative Kritik kam, sondern weil Dilthey bereits während seines Studiums in Berlin viel mit dem neun Jahre älteren Lazarus arbeitete und „philosophierte", also eine gegenseitige Beeinflussung stattgefunden hat, und Dilthey ja zu ähnlichen Fragestellungen gelangte wie Lazarus [160].

Die Stellungnahme Diltheys ist nicht immer ganz eindeutig. Im Frühling 1859, also nachdem das erste Heft der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" erschienen war, schrieb Dilthey an die Schwester Marie: Er wolle eventuell eine kürzere Anzeige dieser Zeitschrift schreiben, ganz sicher aber keine längere Empfehlung, da ihm „das Loben unter Freunden, der Anfang alles Cliquenwesens, ... höchst widerlich" sei. Und er fährt dann fort: „Ohnehin habe ich gegen die Auffassung der Frage, um die es sich da handelt, vielfache wissenschaftliche Bedenken. Aber da ich fürchte, daß Philologen und Historiker, besonders die ersten, die ja oft so unsäglich eng von Begriffen sind, zu kurz absprechend sein werden und gegen die ganze, offenbar doch richtige Absicht, feindlich gestimmt: so ist es wohl nöthig ..." [161] Aus einem Brief Steinthals, in dem dieser über eine recht heftige Auseinandersetzung mit Dilthey berichtet, erfährt man etwas von diesen „wissenschaftlichen Bedenken" Diltheys: „Neulich sagte mir Dilthey Dinge über unsere Zeitschrift, die teils Unverständnis, teils arges Mißverständnis verrieten. Ich wünsche sehr, daß solche Ansicht nicht verbreitet sei. Wir würden, meint er, ganz andern Erfolg mit der Zeitschrift haben, wenn sie überhaupt für philosophische Geschichte wäre; dann würden wir bedeutende Historiker heranziehen können. Durch unser erstes Heft müßten sich Leute wie Gervinus, die in sich fühlten, daß sie für Philosophie der Geschichte Großes geleistet haben, zurückgestoßen und beleidigt fühlen. Wir erklärten, daß alle Leistungen dieser Männer nichts seien, Vorarbeiten, Material ... Und dann meinte Dilthey, solche geschichtsphilosophischen Entwicklungen seien die Hauptsache und die *ganze* Sache; die psychologischen Gesetze, die wir hinzufügten, seien sehr gleichgültig." [162]

Nun läßt sich auch anhand der Tagebuchnotizen und Jugendbriefe Diltheys

---

[160] Vgl. zu Dilthey und Lazarus auch das Kapitel über Hermann Cohen – einen Schüler von H. Steinthal! – in dem ausgezeichneten Buch von Hans Liebeschütz, Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig, Studien zum Jüdischen Denken im deutschen Kulturbereich, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Nr. 23, Tübingen 1970, S. 7–54. Liebeschütz gibt dort nicht nur eine sehr anschauliche Darstellung von H. Cohens geistiger Entwicklung, sondern auch des zeitgeschichtlich-gesellschaftlichen Hintergrundes, der Cohen beeinflußte bzw. zur Auseinandersetzung zwang – eine Tatsache, die dem anregenden Buch besonderen Reiz und Wert verleiht.

[161] Der junge Dilthey, aaO, S. 69.

[162] Brief vom 1. Dezember 1860 an M. Lazarus, Nr. 178 dieses Bandes.

nachweisen, daß die Anschauungen von Lazarus und Dilthey gar nicht so weit voneinander entfernt sind, wie man nach dieser vorwurfsvollen Kritik annehmen könnte. Schon im Herbst 1858 berichtete er den Eltern von der geplanten völkerpsychologischen Zeitschrift und überhaupt davon, wie anregend der Umgang mit Lazarus sei: „...er [Lazarus] ist sehr angeregt von vielen neuen Ideen, die sich mit meiner eigenthümlichen Art, die historischen Dinge zu betrachten, sehr nahe berühren. Er theilt mit mir die Überzeugung, daß die Bewegungen der Geschichte von Gesetzen beherrscht sind, die erkennbar sind wie die Gesetze der Natur. So ist, so oft wir allein sind, das lebendigste Gespräch sogleich da..." [163] Auch in dem folgenden Brief an den Bruder Karl, Anfang November 1858, betont er: „Von Lazarus werde ich sehr viel haben. Er ist auf einem meinen Gedanken sehr verwandten Weg mit einer Wissenschaft, die er Völkerpsychologie nennt, und ich streite mich sehr heftig mit ihm herum... Vielleicht verleide ich ihm noch den vertrakten Begriff ‚Völkerpsychologie'. Wenigstens soweit habe ich ihn gebracht [d. h. vor Begründung der Zeitschrift], daß er an Richtigkeit von Namen und Begrenzung dieser Untersuchungen zweifelt." [164]

Was störte ihn? Die Tatsache, daß Lazarus die geschichtlich-gesellschaftlichen Erscheinungen durch psychologische Gesetze erklären wollte – so wie es Steinthal in seinem Brief referierte? Damals wohl noch nicht. Schon in einer Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1859, in der er sich übrigens auch fragt, woher nur dies „kräftige Bewußtsein von den die Völker wie die Natur [sic!] durchwaltenden Gesetzen und Formen des Daseins" stamme, schreibt Dilthey von „den psychologischen Gesetzen und Antrieben, welchen Kunst, Religion *und* Wissenschaft gleichmäßig entspringen" [165].

---

[163] Der junge Dilthey, aaO, S. 50.

[164] AaO, S. 51. – An den Vater schrieb er dagegen im November 1860, daß Lazarus für die „vertrackte Völkerpsychologie" nun einmal „die Kenntnisse fehlen" (aaO, S. 136).

[165] AaO, S. 80 (Hervorhebung nach dem Original). Das erste Zitat lautet vollständig: „Woher stammt denn dies kräftige Bewußtsein von den die Völker wie die Natur durchwaltenden Gesetzen und Formen des Daseins? Aus Herders, Wolfs, Grimms Untersuchungen, aus Ritters und der Naturforscher Bestrebungen. In ihnen war es lebendig, eher als in den Philosophen.

Kein anderer ist der Charakter, der unserer Epoche aufgeprägt ist, als die Durchdringung der empirischen Wissenschaften und der Philosophie. Daß wir es auf die Geschichte anwenden, in den Erscheinungen der Religion, der Wissenschaft, Kunst usw. Formen des nationalen Geistes zu sehen, welche von denselben Gesetzen hervorgebracht werden, die allgegenwärtig wirken, dies ist der Geist derselben; wenn Ritter den allgemeinen und gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen dem Boden und der Gestalt der Nationen aufzeigt, wenn man dann nach eben solchen Gesetzen Sprache und Mythus sich individualisieren sieht, was anders liegt hier vor, als eine Anschauung allgemeiner Formen und Gesetze in der Fülle der Tatsachen" (aaO, S. 81 f.). Das könnte auch Lazarus geschrieben haben, der sich, wie erwähnt, in der gemeinsam mit Steinthal verfaßten Programmschrift auch sehr ausführlich auf den großen Geographen Carl Ritter beruft (Einleitende Gedanken..., in: ZfV I, 1860, S. 14).

Zu dieser Zeit hatte die positivistische Strömung aus Westeuropa die akademischen Kreise in den großen Städten, vor allem Berlin, Leipzig und Wien, erfaßt: Die umfassenden Systeme Auguste Comtes, John Stuart Mills, Herbert Spencers, die Werke Hippolyte Taines und vor allem Thomas Buckles waren von gewaltiger Wirkung, die nahezu alle Gebiete umfaßte von der Politik, Gesellschaftswissenschaft und Geschichtswissenschaft bis zur Literatur- und Sprachwissenschaft[166]. Karl Twesten, dessen Werk über „Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Egypter" Lazarus 1872 herausgab, war seit 1851 mit Comte bekannt und gehörte zu den ersten, die in Berlin – auch im Kreise Wilhelm Diltheys – für den Positivismus warben. Auch Diltheys Freund, der Literaturhistoriker Wilhelm Scherer, empfing seit 1860 in Berlin den für seine vergleichende Literaturwissenschaft entscheidenden Einfluß des englischen Empirismus[167]. Dieser allgemeinen Sehnsucht nach dem Konkreten konnte sich auch Dilthey nicht verschließen. Er wandte sich der Anthropologie und den Naturwissenschaften zu. Helmholtz dominierte, „die genialste Figur"[168], der Dilthey jemals begegnet zu sein glaubte; er studierte dessen Optik, dann die Psychophysik Fechners. Die Freundschaft mit Wilhelm His, dem Professor der Anatomie und Physiologie und Kollegen an der Universität Basel, gab ihm die beste Möglichkeit, sich in die damals vordringenden Naturwissenschaften einzuarbeiten, dessen Vorherrschaft in den Geisteswissenschaften er später bekämpfen sollte. „Dort in Basel", so schrieb Dilthey im Mai 1870 an Wilhelm Scherer, „begann ich mit Anthropologie und Psychologie und erhielt dadurch einen ganz neuen Anstoß. Johannes Müller und Helmholtz faßten mich völlig; ich hörte ein Jahr durch die physiologischen Vorlesungen meines Freundes His und erhielt von ihm Anleitung im Präparieren ..."[169] Erst 1867 hatte sich Dilthey intensiv der Psychologie zugewandt. Bevor er seine Dozentur in Basel antrat, schrieb er am 10. März 1867 an Wilhelm Scherer: „Ich habe mich entschlossen, Psychologie zu lesen im Sommer, um diesen letzten großen Block, der mir an vielen Stellen die Aussicht versperrte, gleich wenigstens in eine rollende Bewegung zu bringen. Ängstlich wie ich bin, mich nicht zu präoccupieren durch Aufstellung schöner bestimmter Sätze, die nur falsch sind, und die man dann sein Leben mit sich schleppt, in der Regel wenigstens, auch wo man's gar nicht fürchtet: quälen mich die notwendigsten ersten Annahmen, ohne die man nicht das einfachste Gesetz aussprechen kann, entsetzlich."[170] Hier enthüllt sich ein

---

[166] Vgl. dazu Erich Rothacker, Einleitung in die Geisteswissenschaften, Tübingen 1920, S. 190 ff., und auch H. Liebeschütz, Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig, aaO, S. 15 ff.

[167] Vgl. dazu Diltheys Gedenkrede auf W. Scherer, in: Gesammelte Schriften, Bd. XI (1960), S. 236–253.

[168] Vgl. Briefwechsel zwischen W. Dilthey und dem Grafen P. York von Wartenburg, Halle 1923, S. VI.

[169] Der junge Dilthey, aaO, S. 283 f. [170] Der junge Dilthey, aaO, S. 233.

grundsätzlicher wissenschaftlicher Unterschied zwischen Lazarus und Dilthey, der wohl auch schon die früheren Differenzen bei der Diskussion um die „vertrackte Völkerpsychologie" bestimmte und der in den späteren Schriften Diltheys, d. h. in seiner Ablehnung des westlichen Positivismus eine Entsprechung fand: So leicht es Lazarus fiel, die – von Herbart übernommene – Mechanik der individuellen psychischen Vorgänge auf die geistigen Prozesse in der Gesellschaft zu übertragen, so sehr zögerte Dilthey, überhaupt allgemeingültige psychologische Gesetzmäßigkeiten oder Regeln anzunehmen[171].

Erst nach der naturwissenschaftlichen Arbeit in Basel und eigenen Vorlesungen über Psychologie und Anthropologie hat Dilthey wahrscheinlich den „genauen Entwurf des kleinen Buches Contra Lazarum, Lazaristas, Millium etc." ausgeführt, den er schon Mitte Juli 1866 in einem Brief an seine Eltern angekündigt hatte. Die aus diesem Entwurf entstandene Abhandlung „Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat" erschien 1875 und markiert einen neuen Ausgangspunkt in Diltheys staats- und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungen. In dieser Abhandlung und in der acht Jahre später folgenden „Einleitung in die Geisteswissenschaften" setzte er sich mit dem Empiristen J. St. Mill – der ihn einst sehr beeindruckt hatte[172] –, mit H. Spencer und Auguste Comte auseinander. Dilthey, der sein ganzes Leben eine Abneigung gegen allen Dogmatismus bewahrte, wehrte sich dagegen, daß die naturalistischen Anschauungen in die historischen Studien eindrangen, daß die Psychologie aufgrund einer Hypothese, nämlich des vermeintlichen Parallelismus der physischen und psychischen Vorgänge, der Naturwissenschaft untergeordnet wurde. Die geschichtlich-sozialen Wissenschaften, einst in der „Dienstbarkeit der Metaphysik", drohten in ein neues „Unterwürfigkeitsverhältnis", nämlich in das des Positivismus zu verfallen. Um ihre Unabhängigkeit zu erhalten, schrieb Dilthey die „Einleitung in die Geisteswissenschaften", eine Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte, in der er die spezifisch deutsche „Anschauung

[171] Diese Vorsicht gegenüber voreiligen psychologischen Schlüssen hielt Dilthey auch bei einem Zeitschriftenprojekt für angebracht, das die wissenschaftliche Untersuchung bestimmter Gruppen geistiger Erscheinungen zum Ziel haben sollte. „An diese Untersuchungen", so schrieb er am 20. Mai 1867 an Wilhelm Scherer, „würde der Anspruch gestellt, daß sie einen wirklichen Fortschritt im Verständnis der betreffenden Gruppe enthielten. Durchaus aber sollten nicht sofort dabei die Zurückführungen auf die sogenannten psychologischen Gesetze stattfinden. Es handelt sich um einen vorsichtigen Fortgang" (aaO, S. 241).

[172] Über Diltheys ambivalentes Verhältnis zum Empirismus vgl. auch die Vorrede von Georg Misch zum 5. Band von Diltheys Gesammelten Schriften (1924), S. LXXIV ff.: Misch weist darauf hin, daß Dilthey auch den Begriff „Geisteswissenschaften" unter dem Einfluß Mills prägte, spricht von der Vorliebe Diltheys für den Empirismus, „weil sich mit ihm etwas anfangen läßt" (Dilthey), andererseits notierte er sich zu Mills Logik: „Nur aus Deutschland kann das *wirklich empirische* Verfahren an Stelle des vorurteilsvollen dogmatischen Empirismus kommen. Mill ist dogmatisch aus Mangel an historischer Bildung."

von geschichtlichem Wachstum" [bei Herder, Niebuhr, Jacob Grimm, Savigny u. a.] hervorhob, die „die Unwahrheit jenes ganzen Systems gesellschaftlicher Ideen [J. St. Mill, Comte u. a.] erwies" [173]. In diesem Zusammenhang distanziert sich Dilthey – allerdings ohne Namen zu nennen – auch von der Völkerpsychologie und führt aus, daß die Begriffe Volksseele, Volksgeist, Organismus des Volkes und des Staates nur durch den Gegensatz zum Naturrecht eine gewisse Berechtigung haben. Seitdem Platon dem Naturrecht der Sophisten, das von dem gesellschaftlich isolierten Einzelindividuum ausging, seine eigene Auffassung vom Staat als dem Menschen im großen gegenüberstellte, haben sich – nach Dilthey – diese beiden Theorien befehdet. Die Einseitigkeit der naturrechtlichen Konzeption, die auch später in der Individualpsychologie wieder aufgenommen worden sei, sei immer wieder durch eine entgegengesetzte Einseitigkeit bekämpft worden. Nur dieser geschichtliche Gegensatz berechtige zu dem Versuch, für die Einheit der Individuen in der Gesellschaft einen Begriff zu setzen. Denn „der Volksseele fehlt die Einheit des Selbstbewußtseins und Wirkens, welche wir im Begriff der Seele ausdrücken" [174]. Der Begriff des Organismus [175] substituiere für ein gegebenes Problem nur ein anderes, und so geeignet er sein mag, für die philosophische oder politische Betrachtung der Gesellschaft „eine anregende Reihe von Analogien" zu bieten, so schnell werde er verschwinden, wenn eine theoretische Grundlegung der Wissenschaften ihn überflüssig mache.

Mit der Kritik an den Positivisten – und in diesem Zusammenhang auch an der Herbartschen Schule [176] – stellte sich Dilthey seine eigene Aufgabe: „Die Wissenschaften, welche die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zu ihrem Gegenstand haben, suchen angestrengter als je zuvor ihren Zusammenhang untereinander und ihre Begründung", so heißt es zu Beginn der „Ein-

---

[173] W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, aaO, S. XV f. – Auf den nationalen Aspekt dieser Grundlegung weist auch H. Liebeschütz hin, aaO, S. 17 ff. – In unserem Jahrhundert setzte sich vor allem Karl R. Popper unter dem Eindruck von totalitären Gesellschaftssystemen und zwei Weltkriegen neu mit diesen Fragen auseinander: Für Popper ist der Unterschied zwischen den beiden von Dilthey skizzierten Richtungen der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften sehr gering, da beiden die Hypothese einer determinierten geschichtlichen Entwicklung zugrunde liege. Popper lehnt nach einer eingehenden Widerlegung beider Richtungen die Möglichkeit einer theoretischen Geschichtswissenschaft überhaupt ab (vgl. dazu vor allem K. R. Popper, Das Elend des Historizismus, Tübingen 1965).

[174] Einleitung in die Geisteswissenschaften, aaO, S. 31.

[175] Die Organismus-Vorstellung gibt es auch bei Albert E. Fr. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers (1875), bei Paul Lilienfeld, Die menschliche Gesellschaft als realer Organismus (1873) u. a.

[176] In der Auseinandersetzung mit dem Herbartianer Th. Waitz weist Dilthey darauf hin, daß er schon im „Novalis" der erklärenden Psychologie den Begriff der Realpsychologie gegenübergestellt habe, die die „ganze Totalität des Seelenlebens" zur Auffassung bringen sollte (Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, Ges. Schriften, Bd. V, S. 156).

leitung in die Geisteswissenschaften". Diese Begründung findet Dilthey in der Psychologie. Grundlage aller Erkenntnis sowohl geschichtlichen Lebens als auch der Gesetze und der Entwicklung der Gesellschaft seien die Anthropologie und die Psychologie. Diese grundlegende Arbeit leiste die Psychologie aber nur dann, wenn reinlich unterschieden werde zwischen der *deskriptiven Psychologie,* die „genaues, unbefangen festgestelltes Material" [177] gewinnt, und der *erklärenden* Psychologie, die anhand der vorliegenden Tatsachen Hypothesen aufstelle. Wenn auch Dilthey in einer viel gründlicheren und vorsichtigeren, begrifflich genaueren Analyse fordert, daß die Beziehung der psychologischen Wissenschaft zu den übrigen Wissenschaften des Geistes und der Wirklichkeit selber genau abgeklärt und immer wieder überprüft werden müsse, so stellt sich doch bei genauem Zusehen heraus, daß die von Dilthey angestrebten Geisteswissenschaften den gleichen Ausgangspunkt, nämlich „eine beschreibende Psychologie, die von den empirischen Gegebenheiten aufsteigt zu den Gesetzen der ‚psychischen Struktur' [178], haben wie die Lazarus-Steinthalsche Konzeption der Völkerpsychologie und übrigens weitgehend auch J. St. Mills Gesellschaftslehre.

Dilthey hebt sich aber dadurch von den Völkerpsychologen – und auch von den westeuropäischen Positivisten – ab, daß er nicht von der Psyche als einem analytisch zu zergliedernden Objekt ausgeht, sondern von einem in der inneren Erfahrung gegebenen seelischen Zusammenhang. Hinter diesen psychischen Strukturzusammenhang weiter zurückzugehen sei dem Menschen nicht möglich. Er enthalte den sicheren Ausgangspunkt für die Psychologie, er ermögliche uns das „Verstehen" und das verstehende Beschreiben der gesellschaftlich-geschichtlichen Welt. Das „Leben und die unmittelbare Selbsterfassung des Lebens ohne naturalistische Hypothesen" ist nach Ernst Troeltsch „das immer wiederkehrende Stichwort" bei Dilthey gewesen [179].

So glaubte Dilthey in der inneren Erfahrung eine Realität zu besitzen, die es ihm ermöglichte, komplizierte gesellschaftliche Komplexe zu erfassen und darzustellen. Die Schwierigkeiten, die sich durch die große Verschiedenartigkeit und Singularität der psychischen Einheiten, durch die Wirkung der Naturbedingungen, durch die Wechselwirkungen zwischen den Generationen ergeben, werden „mehr als aufgewogen durch die Tatsache, daß ich selber, der ich mich von innen erlebe und kenne, ein Bestandteil dieses gesellschaftlichen Körpers bin, und daß die anderen Bestandteile mir gleichartig und sonach für mich ebenfalls in ihrem Innern auffaßbar sind. Ich *verstehe* das Leben der Gesellschaft." [180]

---

[177] Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, S. 32 ff.

[178] Carlo Antoni, Vom Historismus zur Soziologie, Stuttgart [1950], S. 29.

[179] Ernst Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme, S. 515.

[180] Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, aaO, S. 37. Diese Theorie des „Verstehens" erfuhr eine entscheidende Kritik erst durch Georg Lukács, der es als Einfühlung in die vorherrschende bürgerliche Ideologie entlarvt (vgl. G. Lukács, Die

Nun hat auch Lazarus trotz des gelegentlichen metaphorischen Gebrauchs die Annahme einer substantiellen „Volksseele" zurückgewiesen[181]; bereits in seinem ersten Aufsatz „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" (1851), also bevor Gespräche und Auseinandersetzungen mit Wilhelm Dilthey stattgefunden haben, wies er Untersuchungen über die fragliche Substanz der Psyche der Metaphysik oder Naturphilosophie zu[182]. Sowohl in der Individual- als auch in der Völkerpsychologie gehe es um die seelischen Prozesse und um die Gesetze, nach denen diese ablaufen[183]. Allerdings müsse die Völkerpsychologie von einer „Einheit" der individuellen Geister ausgehen, eine Tatsache, die auch Dilthey eigentlich schon mit der Anerkennung der verschiedenen „Nationalcharaktere" akzeptierte[184].

Zerstörung der Vernunft, Werke, Bd. 9, Neuwied 1962, bes. das Kapitel „Dilthey als Begründer der imperialistischen Lebensphilosophie, S. 363–386).

[181] Damit lehnte Lazarus auch die Forderung E. v. Hartmanns ab, der die Berechtigung der Völkerpsychologie von der Existenz einer substantiellen Volksseele abhängig machte (vgl. E. v. Hartmann, Über das Wesen des Gesamtgeistes, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 58 (1871), S. 16–32). Vgl. auch A. Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, aaO, S. 83 f.

[182] In: Deutsches Museum, Jg. 1 (1851), Bd. 2, S. 117. – Steinthal nimmt in seinem letzten Artikel „An den Leser [der ZfV]" diesen Gesichtspunkt gerade zum Anlaß einer Polemik. Auf die Frage, was die Zeitschrift geleistet habe, antwortete er: „ohne in den Irrtum einer mystisch substantiellen Volksseele zu verfallen (und wie gern und vornehm spielen gerade die Gegner der Völkerpsychologie mit der Volks-Seele und dem National-Geiste! Haupt nicht ausgenommen), ist der klare Begriff eines ‚objektiven Geistes' geschaffen und analysiert, ist über dem Natur-Reich, obwohl auf ihm beruhend ... ein ‚intelligibles Reich' oder ein ‚Reich von Intelligibilien' entdeckt" (in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1891, S. 12).

[183] Diese Einschränkung wird immer wieder sowohl von Steinthal als auch von Lazarus sehr deutlich gemacht; vgl. dazu u. a. den Passus in den „Einleitenden Gedanken über Völkerpsychologie ..., ZfV I (1860), S. 27 f.: „Zunächst könnte die Anwendung des Begriffs der Psychologie auf das Völkerleben, d. h. die Gründung einer solchen Wissenschaft, Zweifel gegen sich dadurch erregen, daß, weil eine Psyche des Volkes im eigentlichen Sinne des Wortes undenkbar, die Substanz, welche als Träger der Tätigkeit gedacht werden muß, zu fehlen scheint. Fassen wir aber die Sache näher ins Auge, so leuchtet bald ein, daß die Erkenntnis der Seele, d. h. der Substanz und Qualität derselben, keineswegs das Ziel oder auch nur das Wesentliche der Aufgabe ist, welche die Psychologie zu lösen hat. Vielmehr besteht diese wesentlich in der Darstellung des psychischen Processes und Progresses, also in der Entdeckung der Gesetze, nach denen jede innere Tätigkeit des Menschen ... vor sich geht, und in der Auffindung der Ursachen und Bedingungen jedes Fortschrittes und jeder Erhebung in dieser Tätigkeit ... Wenngleich nun aber auch eine Substanz des Volksgeistes, eine substantielle Seele desselben nicht erfordert wird, um die Gesetze seiner Tätigkeit zu begreifen, so müssen wir doch jedenfalls und nur um so mehr den Begriff des *Subjects* [Hervorhebung nach dem Original] als einer bestimmten Einheit feststellen, um von ihm etwas prädicieren zu können."

[184] Vgl. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, Bd. V, S. 190. – Im Unterschied zu Lazarus aber sieht Dilthey die verschiedenen gesellschaftlichen Komplexe viel differenzierter. Man müsse unterscheiden und in ihren Wechselwirkungen untersuchen: „die äußere Organisation der Gesellschaft, die Systeme

Lazarus ging auch in seinen völkerpsychologischen Abhandlungen mehrfach über eine enggefaßte „Volksgeisteslehre" hinaus, aber einmal stellte er doch im Unterschied zu „allen freien Kulturgesellschaften" die Gemeinschaft des Volkes als „die absolut notwendige und die allerwesentlichste" heraus[185], und zum andern ist es nicht undenkbar, daß Lazarus' wiederholte Hinweise auf übernationale Gruppierungen und größere gesellschaftliche Komplexe in den Auseinandersetzungen mit Dilthey ihren Ursprung haben[186]. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß Steinthal in der dritten Auflage seiner Schrift „Der Ursprung der Sprache" von der „Völker- oder Gesellschaftspsychologie" spricht[187].

Grundlegend verschieden von der Betrachtungsweise der Völkerpsychologen ist jedoch der extrem individualistische Standpunkt Diltheys. Indem er die innere Erfahrung, das subjektive Verständnis zum Ausgangspunkt macht für die Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, erklärt er die Individualpsychologie zur Grundlage der „Geisteswissenschaften", also auch der Gesellschaftswissenschaft.

Beim Vergleich mit dem weitaus systematischeren und großangelegten Werk Wilhelm Diltheys tritt neben den sachlichen Unterschieden bzw. den verschiedenen Akzentuierungen die allgemeine Schwäche der Lazarusschen Abhandlungen besonders hervor. Auf sie bezieht sich schon Diltheys Kritik, die er nach Begründung der Zeitschrift, im Februar 1860, seinem Vater mitteilt: „Wenn Lazarus bei seinem Genie concentrierten Willen hätte: was könnte er leisten!"[188] Diltheys kritische Bemerkung trifft in der Tat den Kern: Lazarus besaß die besten Voraussetzungen für umfassende völkerpsychologische Untersuchungen, nämlich sehr vielseitige Interessen und Kenntnisse – auch in den

---

der Kultur in ihr und die Einzelvölker: dauernde Tatbestände, unter denen der von Volksganzen der am meisten komplexe und schwierige ist. Wie sie alle drei nur Teilinhalte des wirklichen Lebens sind, so kann keiner ohne die Beziehung auf das wissenschaftliche Studium des anderen historisch aufgefaßt oder theoretisch behandelt werden." (Einleitung in die Geisteswissenschaften, Ges. Schriften, Bd. I, S. 41 f.)

[185] Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesammtheit, in: Das Leben der Seele, Bd. 1 (2. Aufl. 1876), S. 335.

[186] Vgl. bes. die unter Anm. 185 genannte Abhandlung.

[187] Berlin 1877, S. 305. – In dem Aufsatz „An den Leser" (in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 1, 1891, S. 15 ff.) weist Steinthal auf die Bedeutung der „Soziologie" hin, die, „da sie ganz und gar psychologisch sein muß, insofern mit der Völkerpsychologie identisch sein müsse. Nach Steinthal liegt der Unterschied nur darin, „daß die Soziologie sich nur mit den praktischen Verhältnissen der Gesellschaft befaßt, also mit der Rechts-Ordnung und der staatsbürgerlichen Verfassung, wie auch mit den nationalökonomischen Beziehungen, dagegen das contemplative Leben nicht berührt". So bilde die Soziologie eben einen Teil der Völkerpsychologie. In diesem Zusammenhang spricht Steinthal voller Anerkennung von der Arbeit G. Simmels, von der „exakten Betrachtung psychischer Verhältnisse und Erscheinungen" in dessen soziologischen Untersuchungen.

[188] Der junge Dilthey, aaO, S. 101.

Naturwissenschaften! –, eine wache Intelligenz und das Gespür für interessante Fragestellungen; allen seinen Ausführungen aber ist anzumerken, daß ihn das Konkrete und Praktische mehr interessierten als eine systematische, begrifflich genaue Darstellung, daß ihn leicht eine glänzende Formulierung über Widersprüche und Probleme hinwegtrug, und daß seine Neigung, zu idealisieren oder an das „Ideal", in diesem Zusammenhang an das Nationalbewußtsein zu appellieren, sich schlecht mit einer nüchternen, realistischen Analyse vertrug.

Sein Verdienst aber bleibt, daß er mit dem Programm für eine Völkerpsychologie große Anregung gegeben und durch die eigene hervorragende Aneignungsgabe auf die Vertreter vieler Nachbargebiete stimulierend und vermittelnd gewirkt hat. Das gilt nicht zuletzt für die Vertreter der späteren Soziologie und Sozialpsychologie, die einen Teil der völkerpsychologischen Themen systematisch bearbeiteten[189]. Verdienstlich bleibt, daß er mit der Begründung der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft ein Forum geschaffen hatte, auf dem so begabte und damals noch junge Forscher wie H. Cohen, W. Dilthey, B. Delbrück, P. Laband, F. Paulsen, G. Simmel, Ad. und L. Tobler u. a. zu Wort kamen, und das in den zwanzig Bänden eine ansehnliche Anzahl wichtiger Arbeiten aus den verschiedensten Bereichen der Geisteswissenschaften geboten hatte, die anregend, vorbereitend und klärend auf die geistige Auseinandersetzung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wirkten.

Der Berliner Antisemitismusstreit

Am 19. September 1879 hielt der Hofprediger und Prinzenerzieher Adolf Stöcker in der christlich-sozialen Arbeiterpartei seine erste antisemitische Rede: „Unsere Forderungen an das moderne Judenthum."[190] Sie sollte die Arbeiter, die seit 1878 durch Bismarcks Gesetz „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" ohne Führung waren, in das christlich-

---

[189] So hatte Lazarus – lange vor dem Erscheinen des angefochtenen Buches Le Bons, „Psychologie des foules" (1895) – schon 1862 in seiner Abhandlung „Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit", wenn auch nur andeutend und unzulänglich, psychologische Bemerkungen über die „Massen" gemacht, in: Das Leben der Seele, Bd. 1, 2. Aufl. 1876, S. 384 f.). – Lazarus' Konzeption der Völkerpsychologie als der rationalen Begründung der Geschichte fand eine originellere und gründlichere Fortführung durch den Historiker K. Lamprecht, der in seinen theoretischen Schriften eine „sozialpsychologische", universale Geschichtswissenschaft forderte und, unter dem Einfluß von Comte und Wundt, nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten in der historischen Entwicklung suchte.

[190] Diese und die bald folgende zweite Rede „Nothwehr gegen das moderne Judenthum" wurden 1880 unter dem Titel „Das moderne Judenthum in Deutschland, besonders in Berlin" im Verlag von Wiegandt und Grieben, Berlin, veröffentlicht.

nationale (d. h. monarchische) Lager locken. Der Zeitpunkt war nicht ungeschickt gewählt: Mit dem „Gründerkrach" von 1873, einer wirtschaftlichen Krise, die weite Kreise erfaßte, wurden der allgemein herrschende Optimismus und der Glaube an die unbegrenzte Macht des neugegründeten Reiches ins Wanken gebracht. Der sogenannte „Kulturkampf" des protestantisch geführten preußischen Staates gegen die katholische Kirche verlor an Interesse, da Bismarck für seine notwendige neue Wirtschaftspolitik (Einführung der Schutzzölle) die Zustimmung des Zentrums, d. h. also auch die Verständigung mit dem Vatikan brauchte. Und so ganz neue Gedanken brauchte Stöcker nicht zu verkünden: Er selbst weist gleich zu Beginn seiner Rede auf Journalisten hin – Wilhelm Marr, Otto Glagau u. a. –, die sich vor ihm antisemitisch geäußert hatten. So konnte er demonstrieren, daß seine Vorwürfe nicht isoliert ständen, daß eine „Judenfrage" nicht nur schon seit langem existiere, sondern „seit einigen Monaten" in Deutschland sogar „in hellen Flammen" stehe: Der deutsche „Volkskörper" weise „Krankheitssymptome" auf[191], er leide unter einem „fremden Geist", nämlich dem Geist „der Lüge, des Hochmuths und des Hasses", den die deutschen Juden angeblich verbreiteten. Ihren Stolz, sich zu hohen „religiösen und sittlichen Ideen" bekennen zu dürfen, legt er als unerträglich und als dem christlich-deutschen (er spricht auch gern vom „germanischen") Volksbewußtsein schädlich aus, ihr Sündenbekenntnis und ihre sprichwörtliche Selbstkritik als nur allzu berechtigt. Seine Angriffe richtete er vor allem gegen „die Judenpresse", „die einen Haß gegen das Christliche athmet", gegen den „jüdischen Mammonsgeist" und die Vorliebe der Juden für den Handel; seine Forderungen an die Juden lauteten: „ein klein wenig bescheidener!", „ein klein wenig toleranter!" und „Bitte, etwas mehr Gleichheit!". Und praktisch sehen die notwendigen Maßnahmen gegen die Juden dann so aus: „... Wiedereinführung der confessionellen Statistik, damit das Mißverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden kann; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unseren Volksschulen, zu dem Allem Kräftigung des christlich-germanischen Geistes; das sind die Mittel, um dem Überwuchern des Judenthums im germanischen Leben, diesem schlimmsten Wucher, entgegenzutreten. Entweder dies gelingt uns, dann mag der Segen wieder über Deutschland kommen, oder der Krebsschaden an dem wir leiden, frißt weiter; dann ist unsere Zukunft bedroht, und der deutsche Geist verjudet, das deutsche Wirtschaftsleben verarmt."[192] Mit Recht weist W. Boehlich auf den militanten Charakter dieses Antisemitismus von 1870 bis 1945 hin, der aus Besorgnis, offensiv zu erscheinen, defensiv zu

[191] Hier zeigt sich, daß die Volkskörper- bzw. Organismus-Konzeption und die dazugehörigen Metaphern („Krebsschaden" u. ä.), die sich sowohl bei Stöcker und Treitschke als auch bei Lazarus finden, meist kennzeichnend für konservatives Denken sind.

[192] Stöcker, Das moderne Judenthum..., S. 19.

sein vorgibt[193]. Vorwürfe und Verleumdungen dieser Art waren bis dahin nur in kleinen Blättern und Broschüren veröffentlicht worden; Stöcker brachte sie nun in die Wahlversammlungen und predigte sie von der Kanzel. Damit sie jedoch auch unter den „gebildeten" Bürgern gesellschaftsfähig wurden, mußten sie vom Katheder herab verkündet werden. Das besorgte in Wort und Schrift aufs gründlichste einer der damals angesehensten und meistgelesensten deutschen Historiker, Heinrich von Treitschke, Professor der Geschichte an der Universität Berlin. Hatte er sich früher nur gelegentlich und ohne den allgemeinen Appell an die Deutschen antisemitisch geäußert, so publizierte er nun im November 1879 in den „Preußischen Jahrbüchern" einen provokativen antisemitischen Aufsatz unter dem Titel „Unsere Aussichten", dem dann weitere Beiträge folgten, vor allem „Herr Graetz und sein Judenthum"[194], „Noch einige Bemerkungen zur Judenfrage"[195], „Zur inneren Lage am Jahresschlusse" und „Erwiderung an Herrn Th. Mommsen"[196], „Die jüdische Einwanderung in Deutschland"[197].

Diese antisemitischen Angriffe, die bezeichnenderweise in der überwiegenden Mehrzahl von Juden und getauften Juden beantwortet wurden, waren ein erstes Symptom des Niedergangs und der Depravation der Gesinnung, so sehr auch der Glanz neu erworbener Macht und ein zunehmendes Selbstbewußtsein vor allem in den bürgerlichen Kreisen Deutschlands darüber hinwegtäuschen mochten. Nur wenige haben die Situation so ernst beurteilt wie Theodor Mommsen, der als einziger nichtjüdischer Professor der Berliner Universität persönlich in öffentlicher Rede und Schrift gegen Treitschkes Artikel und Äußerungen aufgetreten ist und sich damit den Kollegen zum Feinde machte[198]. Er sah in diesem Ausbruch nationalistischen Ressentiments und antisemitischer Agitation die Gefahr eines „Bürgerkriegs einer Majorität gegen eine Minorität": Auch nur die Möglichkeit eines solchen Bürgerkriegs sei eine „nationale Calamität"[199].

---

[193] W. Boehlich (Hrsg.), Der Berliner Antisemitismusstreit, sammlung insel 6, Frankfurt a. M. 1965, S. 239.

[194] In: Preußische Jahrbücher, Dezember 1879.

[195] In: Preußische Jahrbücher, Januar 1880.

[196] In: Preußische Jahrbücher, Dezember 1880.

[197] In: Preußische Jahrbücher, Januar 1881. – Eine ausführlichere Bibliographie zum „Berliner Antisemitismusstreit" gibt Walter Boehlich in dem genannten Dokumentarband „Der Berliner Antisemitismusstreit", auf den sich auch die von mir zitierten Stellen jener Beiträge beziehen, die in diesem Band veröffentlicht sind. Es sei hier besonders auf das ausgezeichnete und kritische Nachwort hingewiesen, das W. Boehlich dieser wichtigen Veröffentlichung beigegeben hat.

[198] Allerdings haben sich – bis auf den Juristen Heinrich Brunner, den Historiker Karl Wilhelm Nitzsch und den Literarhistoriker Herman Grimm – alle Professoren der Berliner Universität von Treitschke distanziert; vgl. dazu W. Boehlich, aaO, S. 245 f.

[199] Th. Mommsen, Auch ein Wort über unser Judenthum, in: Boehlich, aaO, S. 224.

Stand für Stöcker die „Judenfrage" „in hellen Flammen", so sprach Treitschke gleich zu Beginn des ersten Aufsatzes von einer „wunderbaren, mächtigen Erregung", die „in den Tiefen unseres Volkslebens" arbeitet – Worte, die sich an Irrationales wandten und an Vorurteile, an den „Instinct der Massen", dem Treitschke gar die richtige Erkenntnis des „hochbedenklichen Schadens" im „neuen deutschen Leben" zutraut. Natürlich greift er wie Stöcker die liberale Presse an, appelliert wie dieser an das christliche Gewissen, beklagt den steigenden Anteil der Juden in der deutschen Bevölkerung und deren Einfluß auf Börse und Presse, deren Mitschuld an „der frechen Gier des Gründer-Unwesens", an „jenem schnöden Materialismus". Als besondere Eigentümlichkeit kommt bei Treitschke dieser wehleidig-selbstgerechte Ton hinzu, in dem er die Wehrlosigkeit der Deutschen gegen „fremdes Wesen" beklagt und die Tatsache, daß seine „jüdischen Freunde" das „versöhnliche Wort" so leicht mißverstehen, obwohl Treitschke sie doch nicht zu der „Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge" zählte, die „Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege" über die deutsche Ostgrenze strömen[200].

Außer Manuel Joel[201], der sich mit historischen Kenntnissen und Ironie in einem schneidend-gescheiten Stil zur Wehr setzen konnte, waren die Juden hilflos gegen so viel Scheinheiligkeit und geschickt drapierten Antisemitismus. Daß man allerdings heute noch fragen kann[202], ob dieser agitierende Professor Treitschke überhaupt ein Antisemit war, ist ganz unverständlich. Die Hilflosigkeit der Juden fand wohl ihren peinlichsten Ausdruck bei Hermann Cohen, der die wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Fragen einfach überging und im Sinne des Neukantianismus beteuert, daß er „*in dem wissenschaftlichen Begriff der Religion* zwischen dem israelitischen Monotheismus und dem protestantischen Christenthum eine Differenz nicht zu erkennen vermag"[203]. Er greift Lazarus an, um Treitschke zu versöhnen und dessen „Racen-Instinct" als ein „natürliches, national berechtigtes Verlangen" zu legitimieren: „wir wünschen Alle, wir hätten schlechtweg das deutsche, das germanische Aussehen, von dem wir jetzt nur die klimatischen Nebenwirkungen an uns tragen ..."[204].

Moritz Lazarus gehört zu den wenigen Juden, die sich zu diesen Ausbrüchen von Antisemitismus und Chauvinismus öffentlich geäußert haben – wenngleich weniger entsetzt, als man es von einem Mann erwartet, dessen idealistische Verehrung für das „Volk der Dichter und Denker" damals eine empfind-

---

[200] Treitschke, Unsere Aussichten, in: Boehlich, aaO, S. 5–12.

[201] Manuel Joel, Offener Brief an Heinrich von Treitschke, in: Boehlich, aaO, S. 13–25.

[202] Vgl. S. v. Pfeil, Heinrich von Treitschke und das Judentum. In: Die Welt als Geschichte, XXI (1961), S. 49 ff., und bei Boehlich, Nachwort, aaO, S. 258.

[203] Hermann Cohen, Ein Bekenntnis in der Judenfrage, in: Boehlich, aaO, S. 127 (Hervorhebung nach dem Original).

[204] Hermann Cohen, aaO, S. 138.

liche Wunde erhalten haben mußte. Berthold Auerbach, der in politischen und kulturellen Fragen Lazarus' Ansichten meist teilte, d. h. ebenfalls recht konservativ war, äußerte sich sehr viel realistischer, viel enttäuschter und resignierter. „Vergebens gelebt und gearbeitet!" schreibt er am 23. November 1880 aus Berlin an seinen Vetter Jakob, „das ist der zermalmende Eindruck, den ich von dieser zweitägigen Debatte im Abgeordnetenhause habe. Und wenn ich mir auch wieder sage, es ist vielleicht nicht ganz so arg, so bleibt doch die entsetzliche Thatsache, daß solche Rohheit, solche Verlogenheit und solcher Haß noch (sic!) möglich ist ... Man muß die Schande des Vaterlandes mittragen und ausharren." [205]

Wie anders klingen da Lazarus' Briefe, die unter denselben Eindrücken geschrieben wurden; so an Paul Heyse am 23. Dezember 1879: „Aber daß das Ding so ins Kraut schießen würde, hätte ich doch nicht erwartet und noch weniger, daß nicht irgendeine vollblütige Germanenstimme sich erheben werde, um die einfachen Wahrheiten auszusprechen, welche vorzubringen man den semitischen Juden und Christen überläßt ...[206], und am 11. Dezember 1880: „Da die feindliche Agitation nun heuer ärger und bestimmter denn je losbrach, wußte ich, daß Aller Augen auf mich schauen, und man hat es mich, wahrlich nicht bloß mit stummen Winken, wissen lassen. So habe ich denn, wie Du gelesen haben wirst, auf den 1. Dezember ganz allein eine Einladung an etwa 200 der notabelsten jüdischen hiesigen Männer ergehen lassen und ihnen eine Rede geredet. In Folge derselben ist ein Comité zur Abwehr eingesetzt, dem ich natürlich präsidieren muß. So ist Dein alter Freund wieder einmal Moses in der Wüste, in der die Rauchsäulen dicker sind als die Feuersäulen. Dein alter Freund, der den Frieden liebt und braucht, wie der Fisch das Wasser, muß wieder einmal Vorkämpfer, mehr nolens als volens sein, weil ich müssen muß." [207] So notwendig und verdienstvoll die Einberufung der Berliner Notabeln und die darauf erfolgte Einsetzung des „jüdischen Comités vom 1. December 1880" waren, an das sich in den folgenden Wochen Hunderte von Juden mit Zustimmung, Vorschlägen, Klagen wenden konnten, kann man sich des Eindrucks doch nicht recht erwehren, daß der Briefschreiber

---

[205] B. Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Frankfurt a. M. 1884, S. 442. Vgl. auch den Brief vom 6. Oktober 1879, aaO, S. 409: „Es ist so weit gekommen, daß ganz unabhängige patriotische Männer sagen: zur Zeit des Partikularismus und des Bundestages waren wir schlimm dran, aber wir waren reiner." Und am 2. Januar 1880 (aaO, S. 422): „Aber man schämt sich jetzt und man hat sich zu schämen, von absolut Deutschem zu sprechen, denn die Möglichkeit und die Thatsächlichkeit der Judenhetze ist ein Abfall und eine Verunreinigung des deutschen Geistes. Ist das noch das Volk der Humanität?" Und am 19. März 1880: „Es ist zum Verzweifeln. In den Freiesten steckt ein Hochmuth und Widerwille gegen die Juden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu Tag zu kommen. Und was soll denn das, daß die Juden sich gut bewähren sollen? Ist das nicht eine Art Inquisition?"

[206] Brief Nr. 80. [207] Brief Nr. 83.

sich und seine Tätigkeiten wichtiger nahm als diese Eruption bis dahin latenter Haßgefühle der von ihm so verherrlichten „deutschen Nation" gegen die Juden. Mußte nicht für einen Juden, der sich so ungewöhnlich schnell und so enthusiastisch deutsche Philosophie und Literatur erarbeitet hatte und ganz im Sinn von patriotischen Männern wie Treitschke für eine deutsche Einigung unter preußischer Führung geschrieben und gesprochen hatte, eine Welt zusammenbrechen? Erwartet man nicht viel eher von Lazarus, daß er enttäuscht und verzweifelt ausruft: „Vergebens gelebt und gearbeitet!"

Allerdings gibt es diese Worte der Enttäuschung auch. Lazarus ist mit mehreren Reden, die auch gedruckt und viel gelesen wurden, an die Öffentlichkeit getreten: Am 2. Dezember 1879 in der Generalversammlung der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums mit der Rede „Was heißt national?", am 1. und 16. Dezember 1880 mit zwei Reden an seine Religionsgenossen: „Unser Standpunkt"[208]. Dort heißt es dann: „Meine Herren, das Schlimmste für uns deutsche Juden, vollends für diejenigen, welche mitarbeiten an der deutschen Kultur ist eines: unser Stolz ist gebrochen. Wie waren wir stolz auf diesen deutschen Nationalgeist! Er, der tiefste unter allen, die in Europa leben, der reichste an Schöpfungen, der freieste und weiteste im Blick: in seiner Mitte zeigen sich tiefe Schatten ..."[209] Kein Wort zeugt stärker von Lazarus' persönlicher Enttäuschung und Traurigkeit. Und doch rühmte er selbst noch in diesem Augenblick, trotz all seiner Niedergeschlagenheit, „die deutsche Nation" als die „reichste", „freieste" von allen. Und nicht nur an dieser Stelle. Das Idealbild, das er sich vom deutschen Volk gemacht und an dessen Prägung er mitgewirkt hatte, bestimmt durchgehend den Tenor seiner Reden. Natürlich sind seine hymnischen Worte auch ein Appell, der die Mitbürger, die Regierung beschwören möchte, doch so zu sein, wie es dem ersehnten Ideal entspreche. Indessen: auch Harry Bresslau[210] und Ludwig Bamberger[211] glaubten – trotz des virulenten Antisemitismus, den vor allem H. Bresslau sehr genau analysierte – an eine Assimilation der Juden in Deutschland, aber Glaube und Wunsch verführten sie in diesen Tagen doch nicht, „die deutsche Nation als die edelste an Geistes-Kraft und -Tiefe ... zu lieben und zu preisen"[212].

Bei genauem Zusehen bemerkt man, daß sich die Akzente in Lazarus' Reden, verglichen mit denen in der ersten Schrift „Über die sittliche Berechtigung

---

[208] Thematisch gehört zu den genannten eine weitere Rede, „An die deutschen Juden", die Lazarus 1887 anläßlich der preußischen Kartellwahlen seinen Glaubensgenossen hielt. Alle Reden wurden in den 1887 erschienenen Sammelband „Treu und Frei" aufgenommen; vgl. dort S. 53–180.

[209] „Unser Standpunkt", in: Treu und Frei, S. 121.

[210] Harry Bresslau, Zur Judenfrage, in: Boehlich, aaO, S. 52–76.

[211] Ludwig Bamberger, Deutschthum und Judenthum, in: Boehlich, aaO, S. 149 bis 179.

[212] M. Lazarus, Was heißt national?, in: Treu und Frei, aaO, S. 89.

Preußens in Deutschland“ [213] und den programmatischen Beiträgen in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, etwas verschoben haben. Lazarus zitiert zwar, um den Begriff der Nationalität und des Nationalbewußtseins darzulegen und abzugrenzen, Teile aus den Beiträgen der Zeitschrift [214], das heißt, er bekennt sich zu früher geäußerten Gedanken, aber es treten doch bei der Abwehr des Antisemitismus differenzierende Einschränkungen hinzu. Hatte Lazarus bisher einen einheitlichen, in sich harmonischen Nationalgeist für eine fortschrittliche Entwicklung vorausgesetzt und postuliert, der „die ganze Masse alles geistigen Tuns“ [215] des Volkes bzw. der Nation repräsentiere, so hebt er nun vor allem zwei Gesichtspunkte hervor, die in seine bisherige Konzeption des Nationalgeistes nicht so ganz hineinpaßten und die er, wenn sie früher erwähnt wurden, eher als Symptome des Verfalls charakterisierte. Gerade diese beiden Aspekte haben übrigens auch den Unwillen Hermann Cohens erregt, der ja, wie bereits angedeutet, in seiner Antwort an H. v. Treitschke vor allem Moritz Lazarus angriff [216].

Zum einen argumentierte Lazarus, der selbst bisher die Notwendigkeit eines homogenen National- oder objektiven Geistes betont hatte, daß „jedes Volksthum, welches eine hohe Stufe der Entwickelung erreichen soll“, mit „einer großen Mannigfaltigkeit der Bedingungen sowohl wie der Bestrebungen ausgestattet sein“ [217] muß. Diese Ausführungen kulminieren in dem Satz: „Die wahre Cultur aber liegt in der *Mannigfaltigkeit*.“ [218] In der Ablehnung dieser Mannigfaltigkeit liege die „tiefste Wurzel aller Intoleranz“; man rede dann zwar gelegentlich auch noch „von der Menschheit und dem Allgemeinen“, wolle aber im Grunde nur die Herrschaft der eigenen Gruppe verteidigen und damit deren Recht begründen, andere Gruppen zu unterdrücken oder wenigstens zu verachten. Um dieser „leidigen Zuspitzung willen“ ist „dem Katholiken der Protestantismus *nur* Abfall, Ketzerei; dem Protestantismus der Katholicismus nur Vorbereitung“ [219]. Und das gleiche Prinzip gelte auch in kultureller Hinsicht: „Es galt als Ideal, daß alle Welt eines Volkes Cultur aufnehmen soll, alle sollen römisch, alle französisch werden.“ [220] Verurteilt Lazarus hier nicht früher Gesagtes? Hatte er nicht in einer allgemeinen, fortschreitenden Entwicklung Europas den Protestantismus als das vorwärtstreibende Prinzip betrachtet? Galt ihm nicht in dem programmatischen Aufsatz zum ersten Heft der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ der Katholizismus als retardierendes Element in der geistigen Entwicklung

---

[213] Es ist kein Zufall, daß Lazarus damals diese Erstlingsschrift wieder zitierte, die längst vergessen schien.

[214] Vgl. Treu und Frei, S. 63 f. [215] In: ZfV III (1865), S. 43.

[216] H. Cohen, Ein Bekenntnis in der Judenfrage, in: Boehlich, aaO, S. 133 ff.

[217] Was heißt national?, in: Treu und Frei, aaO, S. 91.

[218] AaO, S. 93 (Hervorhebung nach dem Original).

[219] Ebda. [220] Ebda.

Deutschlands?[221] Wollte er nicht preußischen „Geist" zum dominierenden Faktor erklären, war nicht Preußen nach Lazarus' Ansicht als Träger des protestantischen Prinzips zur führenden Rolle in Deutschland bestimmt, hatte er nicht sogar um dieses Prinzips willen Frankreich und andere romanische Völker deklassiert? Wahrscheinlich ist ihm aber dieser Widerspruch gar nicht recht bewußt geworden.

Zum zweiten konstatierte Lazarus in seiner Rede „Was heißt national?", daß bei allen Menschen, also auch bei den Juden, „die individuell bürgerliche, die politische und nationale Thätigkeit durchaus unabhängig von seiner Religion" sei: „ganz besonders aber dann, wenn diese Religion nichts von einer Macht, nichts von einer Herrschaft fordert oder gewährt, wenn sie deshalb auch nie als Religion in Conflict kommen kann mit dem Staat"[222]. Hinter dieser Argumentation steht eigentlich die grundsätzliche Frage, nach welcher Norm der Mensch sein Denken und Handeln bestimmt und beurteilt wissen möchte: Ist es die Nation, die er als das Höchste anerkennt und verehrt und die ihm daher den Maßstab geben müßte, oder ist es ein Sittengesetz, das auch die Äußerungen und Taten des Staatsbürgers kontrolliert, wobei es zunächst gleichgültig ist, woher der Mensch von einem solchen Kenntnis hat. Es ist auffallend, daß diese Prioritätenfrage von den meisten Streitern im Kampf gegen den Antisemitismus nicht erörtert wurde. Paulus Cassel rührt an diese Frage, wenn er sehr hellsichtig die Eitelkeit und nationale Selbstbespiegelung der Deutschen als Ursache des „inneren Schadens" anprangert und ihnen „den echten Kosmopolitismus des Evangeliums" entgegenstellt und damit überordnet[223]. Theodor Mommsen streift dieses Problem, indem er nachweist, daß die alte Welt das, „was wir heute den nationalen Staat nennen" gar nicht kannte[224]. Wie sollten ihm also die Menschen, so konnten seine Leser folgern, verbindliche Wertmaßstäbe entnehmen! Hermann Cohen glaubt – mit Treitschke, gegen Lazarus polemisierend –, daß allerdings jedes Volk eine gemeinsame religiöse Grundlage haben müsse, daß aber die religiöse Entwicklung der Juden „in der geschichtlichen Tendenz des deutschen Protestantismus verläuft"[225], das „weltgeschichtliche Ringen" nach der reineren Form also diese gemeinsame Plattform garantiere. Und was die „allgemein menschheitlichen Principien" angehe, die Lazarus in seiner Antwort an Treitschke als unaufgebbar bezeichne, so sei der „Gott der Väter" allenfalls für die religiösen Traditionen richtungweisend, für die übrigen Bereiche aber könnte „die naturwüchsige Pflege des puren Deutschthums ... uns Allen nur nützen"[226].

---

[221] ZfV I (1960), S. 6. [222] Was heißt national?, aaO, S. 78.

[223] Paulus Cassel, Wider Heinrich von Treitschke. Für die Juden, Berlin 1880³, S. 7.

[224] Theodor Mommsen, Auch ein Wort über unser Judenthum, in: Boehlich, aaO, S. 213.

[225] H. Cohen, Ein Bekenntnis in der Judenfrage, in: Boehlich, aaO, S. 131.

[226] AaO, S. 136.

Trotz Cohens Polemik ist Lazarus' Stellungnahme zu dieser Alternative „Nation – oder – Sittengesetz" nicht ganz eindeutig. An manchen Stellen seiner Reden meint man eine deutliche Höherbewertung des Sittengesetzes erkennen zu können: „Die höchste Entfaltung des Gedankens deutscher Nationalität sei das Banner, um das wir uns schaaren. Aber das Deutschthum, das wir erstreben, muß *ohne* jede Felonie gegen allgemein menschheitliche *Principien* bestehen könnnen" (ein Satz, der besonders Cohens Unwillen erregte). Auf derselben Seite zitiert er auch E. Burke: „Wenn wir unser Vaterland lieben sollen, dann muß unser Vaterland auch liebenswürdig sein", und etwas weiter Gustav Rümelin: „Die Idee der Menschheit steht noch höher, als alles Volksthum." [227] Andererseits heißt es ein paar Seiten weiter: „... wir haben als Gesammtheit wie als Einzelne ja keine anderen Zwecke als die des Vaterlandes, keine anderen idealen Ziele als die der Nation; je höher unsere sittliche Kraft überhaupt, desto bessere Söhne des Vaterlandes, desto bessere Glieder der Nation sind wir." [228] Verdankt aber der Bürger – wie Lazarus doch glaubt – die sittliche Kraft der Religion, so ist die politische und nationale Tätigkeit eines jeden nicht ganz unabhängig von seinem religiösen Bekenntnis, wie Lazarus zunächst in seiner Rede „Was heißt national?" meinte. An anderer Stelle erklärt Lazarus noch dazu, ergänzend, so als spüre er, daß es hier eine „Entweder-Oder-Entscheidung" zu vollziehen gilt: „Das Sittengesetz ist allgemein, aber es beziehen sich die sittlichen Forderungen auf die gegebenen Verhältnisse ... Ganz specifische, ganz bestimmte Forderungen kommen für jeden Menschen ... aus der Familie, dem Stamme, dem Staate." [229] Von welchem Sittengesetz spricht Lazarus, wie sehen die Forderungen aus, durch die es ergänzt und an die gegebenen Verhältnisse angepaßt wird? Ist es nicht denkbar, daß dieses Sittengesetz mit den zusätzlichen Forderungen des Staates kollidiert? „Patriotismus ist eine allgemeine sittliche Pflicht", erklärt Lazarus zwei Zeilen weiter. Und direkt anschließend, ohne eine kausale Motivierung: „Es war immer schwer ein Jude zu sein, aber in den dunkelsten und schwersten Zeiten haben gleichwohl unsere Väter des Morgens gebetet: ‚Ich danke Dir, Gott, daß Du mich einen Israeliten hast werden lassen.'" [230] Ein merkwürdiger Gedankensprung. Wagt es Lazarus nicht, das Problem ausdrücklich zu bezeichnen und die Gegensätze scharf voneinander abzugrenzen, oder ist ihm die sittliche Pflicht des Patriotismus so selbstverständlich, daß er nicht darauf kommt, sie in Frage zu stellen? Auch dann nicht, wenn Beamte des deutschen Staates die Juden, also ihre Mitbürger, als ein „Unglück" für Deutschland bezeichnen. Diese ständigen Widersprüche lassen sich zwar etwas erklären durch die hohe Bedeutung, die Lazarus der Gemeinschaft zumißt. Sie

---

[227] Alle drei Zitate bei M. Lazarus, Was heißt national?, in: Treu und Frei, aaO.
[228] M. Lazarus, Unser Standpunkt, in: Treu und Frei, aaO, S. 127.
[229] AaO, S. 149.
[230] Ebda.

bedeutet für den Völkerpsychologen nicht nur eine „Erweiterung des menschlichen Gewissens“ [231], sondern sie ist nach seiner Auffassung die eigentliche Urheberin auch seines „individuellen“ Gewissens. Er kann also nur im Einklang mit ihr handeln und handeln wollen. Andererseits bilden auch die Juden eine Gemeinschaft, eine religiöse Gemeinschaft; aber der Gedanke einer Kollision liegt ihm anscheinend fern. Denn, so argumentiert Lazarus, hier plötzlich mit Hermann Cohen übereinstimmend, die höchsten Ideale sind Juden und Christen gemeinsam und können und werden daher nur einigend wirken, bis einmal die „Vollendung“ kommt und der Unterschied zwischen Jude und Christ aufgehoben wird [232].

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, wie Lazarus den halachischen Grundsatz דינא דמלכותא דינא („das Staatsgesetz ist gültiges Gesetz“) [233] interpretiert. Er galt als grundlegendes Prinzip für alle Juden im Galuth und besagte, daß in Zivilsachen das jeweilige Landesgesetz für die Juden auch vom religiösen Gesichtspunkt her verbindlich ist. Lazarus geht nun noch einen Schritt weiter und sieht „alles Regiment, das zu Recht besteht und das Recht vertritt als eine Einsetzung, ja als einen Abglanz Gottes“ an [234]. Hier nähert er sich der christlichen Auffassung vom Staat als der Schöpfung Gottes und vom Monarchen als „von Gottes Gnaden“, der ja damals immer noch das Haupt der evangelischen Landeskirche war.

So nimmt es auch nicht wunder, daß Lazarus mit seinem Gegner Treitschke, dessen Auffassungen und Schmähungen er widerlegen wollte, in einigen Zügen übereinstimmte. Schon im Stil haben sie etwas gemeinsam: das Pathos oder, wie der ungleich schärfer argumentierende Manuel Joel es nannte, das „pectus“. Schreibt Treitschke unter der Führung seines „pectus“ leicht beleidigend, militant, wehleidig, so gerät Lazarus oft ins Hymnische oder Sentimentale [235]. Beide appellieren an die Emotionen des Hörers bzw. Lesers; das gilt für Inhalt und Form. Beide sind sie in besonderer Weise voreingenommen für das „germanische Wesen“ und bewerten es höher als das „Wesen“ der Romanen

---

[231] AaO, S. 150.

[232] AaO, S. 151. – Wobei Lazarus mit der Erhebung des Christentums (in Vereinigung mit dem Judentum) zur „höchsten“ Religionsgemeinschaft „im Ganzen der Völkerschaften der Menschheit“ alle übrigen Konfessionsgruppen wieder deklassiert!

[233] Von Mar Samuel, einem bedeutenden babylonischen Amoräer (geb. um 180, gest. 253).

[234] M. Lazarus, Was heißt national?, in: Treu und Frei, S. 78.

[235] So wenn er bekennt, daß „es die Schamröthe des Deutschen ist, die auf unserer Wange brennt“ (Treu und Frei, S. 58), oder die zahlreichen patriotischen Versicherungen, die fast alle, auch für damalige Ohren, ein bißchen zu emphatisch sind und deren rhetorische Mittel – Alliteration, Reim – sich ganz im konventionell-banalen Rahmen halten: „... wir stehen hier wie keiner auf dem Boden rein deutscher Gesittung und rein deutscher Gesinnung, als patriotisch begeisterte Söhne des deutschen Vaterlandes, welche nicht bloß mit Gut und Blut, sondern auch mit der Kraft des Geistes und der Macht des Gemüthes die Ehre des deutschen Geistes an ihrem Theil zu wahren sich gedrungen fühlen“ (Treu und Frei, S. 118).

oder gar der Slawen. Dazu kommt der Appell an die Deutschen, sich immer wieder als solche zu fühlen, endlich einen eigenen nationalen Stil zu schaffen, überhaupt die mehr oder weniger selbstgerechte Reflexion über das eigene Volk: Ist es nach Treitschke „das leidenschaftlichste aller Völker“ [236], so preist es Lazarus als das „edelste an Geistes-Kraft und -Tiefe“ [237]. Beide treten für eine sehr nationalistische Politik ein, für eine Politik der Stärke, beide argumentieren mit einem drohenden Krieg. Der Antisemitismus trat meistens in Verbindung mit anderen Anti-Gefühlen auf, zu denen bei Treitschke einmal die Abneigung gegen das Aufklärerisch-Kritische gehörte; aber auch Lazarus äußerte sich, übrigens schon früher und unabhängig von politischen Ansichten, gegen den Skeptizismus, den Rationalismus, die „Spottlust“ und die „hochmütige Frivolität“ [238]. Treitschkes Aversion gegen den Sozialismus teilte Lazarus zwar nicht so ausdrücklich, dafür aber dessen Kampf gegen den heraufziehenden Unglauben und den „grobsinnlichen Materialismus“, den in düstersten Farben zu malen Lazarus ebenfalls nicht abläßt [239].

Mit diesen Hinweisen auf Ähnlichkeiten zwischen Lazarus und Treitschke soll nicht die verantwortungsbereite Haltung des erstgenannten geschmälert werden. Wir beurteilen heute, retrospektiv, nach einer bitteren historischen Erfahrung den Chauvinismus strenger als es damals allgemein der Fall war; den Stolz zum Beispiel – nicht nur der Juden! –, 1870/71 das Leben für den preußischen Staat eingesetzt zu haben, können wir nicht mehr nachvollziehen; dieser Krieg ist für uns heute ein Symptom der verhängnisvollen Entwicklung, die Deutschland nach 1848 nahm.

Lazarus hat sich in dieser kritischen Situation seiner Überzeugung entsprechend verhalten; er hat gehandelt, während andere nur privat klagten oder sich gar nicht dazu äußerten [240], er hat die Juden zusammengerufen, um sie

---

[236] H. von Treitschke, Unsere Aussichten, in: Boehlich, aaO, S. 12.

[237] Treu und Frei, S. 89. – Die Aufwertung des „Germanischen“ läßt sich nicht nur seit Lazarus' Erstlingsschrift verfolgen, sondern auch in späteren Darstellungen, die er nach dem sog. Antisemitismusstreit geschrieben hat, und das um so stärker, je mehr er sich mit der von ihm geschilderten Person oder Tatsache identifiziert. So hat nach Lazarus die Weltgeschichte „auf germanischem Boden ... zum ersten Male die Thatsache erlebt, daß eine große Umwandlung und Befreiung der religiösen Anschauungen zu gleicher Zeit mit einer religiösen Vertiefung derselben sich vollzog“ (1. Rede über Moses Mendelssohn am 4. Januar 1886, in: Treu und Frei, S. 195). Und ein paar Zeilen weiter: „In Luther wirkte die Macht des Glaubens; aber nicht die düstere romanische Glut, sondern die lichte germanische Flamme, die Flamme, in welcher Licht und Wärme mit gleichen Kräften spielen.“

[238] Zur Abwertung von „Kritik und Negation“ in der europäischen Aufklärung vgl. die erste Rede auf M. Mendelssohn, in Treu und Frei, S. 193. – Übrigens kann man Äußerungen dieser Art schon beim jungen Lazarus finden: Vgl. den Brief vom 1. Juni 1846 (Nr. 3), in dem er von der Angst berichtet, durch den „Skeptizismus früherer Zeiten“ irritiert zu werden und einem „rohen Materialismus“ zu erliegen.

[239] Vgl. Treu und Frei, S. 55, 73, 83 und an andern Stellen im gesamten Werk.

[240] Diese Tatsache spiegelt Lazarus' Rede an seine Religionsgenossen am 1. Dezem-

sprechen zu lassen und sie zu ermahnen, nicht Unrecht mit Unrecht zu vergelten[241]. Er hat auch vieles richtig gesehen und seinen Mitbürgern mit manchem Argument die Augen geöffnet[242], er hat sie wiederholt ermahnt, trotz all der Ungerechtigkeit und Niedertracht, die in den Vorwürfen selbst und in der Verallgemeinerung „die Juden" lagen, strengste moralische Kritik an sich selbst zu üben und alles dafür zu tun, um die Kenntnisse vom Judentum zu heben, um die große leidvolle, aber in ihrem sittlichen Wert eindrucksvolle Tradition der Juden zu erhalten. Der Professor der Philosophie, den Treitschke natürlich nicht treffen wollte, der Verbindung zu den höchsten gesellschaftlichen Kreisen in Berlin, selbst zum Hofe besaß, der es also gar nicht nötig gehabt hätte, sich für die von Treitschke angegriffenen „hosenverkaufenden" Juden zu exponieren, hat sich zu denen bekannt, die die Minorität bildeten und wehrlos waren: „Man gibt zu", heißt es in einer Rede, „daß es Ausnahmen gibt, die man sogar als ‚Freunde' anerkennt. Ich aber für meine Person erkläre hiermit ausdrücklich: ich stehe lieber zu den letzten und niedrigsten, zu den schlichtesten und einfachsten, wenn sie redliche Männer sind; ich stehe zu denen, welche ungekannt angeklagt und ungeprüft verurtheilt werden, viel lieber, als zu der Schaar der als ‚Ausnahmen' Begnadigten." [243]

In dieser Haltung ist Lazarus sich und den Juden immer treu geblieben, darin liegt sein Verdienst in diesem sogenannten „Antisemitismusstreit", den nicht er und seine ebenfalls öffentlich aufgetretenen Glaubensgenossen entschieden hatten, sondern Mommsen – wenn auch nur für den Moment[244]: Aus den Wahlen von 1881 gingen die Linksliberalen, d. h. die Liberale Vereinigung mit 46 und die Deutsche Fortschrittspartei mit 60 Mandaten erfolgreich hervor; sie bildeten damit die stärkste Partei im Reichstag. Doch schon bei den nächsten Wahlen, 1884, erlitt die nun vereinigte linksliberale Partei gegenüber

---

ber 1880: „Nun, meine Herren, unsere vornehmen und stolzen und hohen und zu gleicher Zeit trägen Juden geben die Frage zurück: Was kann man thun? Man kann ja nichts machen!" (Treu und Frei, S. 122.)

[241] „... der größte Schaden dessen, daß nichts von Seiten der Juden geschieht, daß man in Berlin und draußen in ganz Deutschland weiß, daß Nichts geschieht, ist, daß infolge dessen sporadisch unbesonnene Schritte geschehen, weil dem Einzelnen, derb ausgesprochen, die Galle überläuft ... Und auch in der Vertheidigung fordern wir zwar Energie, aber Besonnenheit, Maß; wir wollen uns hüten, daß wir nicht auch in Unrecht verfallen ..." (Treu und Frei, S. 122 f.)

[242] „Was man wieder einmal die Judenfrage nennt, ist lediglich eine *deutsche* Frage. Die Frage der Humanität ist in diesem Falle, da wir das Objekt derselben sind, da wir die Humanität zu erwarten und zu fordern haben, nicht die unsrige, sondern die der ganzen deutschen Nation. Überall und immer ist die Frage der Humanität und der Gerechtigkeit wichtiger für den, der sie zu gewähren, als für den, der sie zu empfangen hat. Aber wir sind Deutsche, als Deutsche muß man reden." (Treu und Frei, S. 57; Hervorhebung nach dem Original.)

[243] Was heißt national?, in: Treu und Frei, S. 88.

[244] Zu Mommsen vgl. Alfred Heuß, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956, bes. S. 203 ff.

den Konservativen eine schwere Niederlage. Bismarck hatte gesiegt. Mommsen schied resigniert aus der parlamentarischen Tätigkeit aus. Daß Lazarus sich fortan nicht von den Nationalliberalen distanzierte[245], daß er nicht eindeutig den Antisemitismus als Symptom einer allgemeinen Krise der bürgerlichen Gesellschaft diagnostizierte, daß er nicht das Dahinschwinden demokratischer Gesinnung in Deutschland erkannte, ist eine Schwäche, die er mit den meisten seiner christlichen Mitbürger nach der deutschen Reichsgründung teilte.

„Die Ethik des Judentums"

Lazarus' Werk „Die Ethik des Judenthums" hat eine längere Vorgeschichte: Anläßlich der antisemitischen Agitationen berief Wilhelm von Gutmann am 29. Oktober 1882 eine Plenarsitzung des Wiener Kultusvorstandes ein und empfahl dringend die Darstellung der jüdischen Ethik. Auf diesen Antrag hin bildete sich ein Komitee von sechs Mitgliedern, das für August 1883 Repräsentanten der vier Gemeinden London, Paris, Wien und Berlin zu einer Konferenz nach Koblenz einlud. Dort hielt Lazarus, der zusammen mit dem Industriellen Ludwig Loewe als Delegierter von Berlin gekommen war, einen umfassenden Vortrag über die Motive zu einer grundlegenden Darstellung der jüdischen Sittenlehre. Daraufhin wurde die Abfassung eines solchen Werkes beschlossen und, auf Anregung von Wilhelm von Gutmann, die Ausführung Moritz Lazarus übertragen, der sich dazu bereit erklärte. Er wollte sich zu diesem Zweck mit drei Mitarbeitern, Prof. H. Steinthal, Prof. Jacob Freudenthal (Breslau) und Dr. Adolph Jellinek (Wien) und fünfzig wissenschaftlichen Hilfsarbeitern aus verschiedenen Ländern in Verbindung setzen. Die

[245] Im Gegenteil hatte es Lazarus bei den Kartellwahlen 1887 als seine Pflicht bezeichnet, einem „reichstreuen" Antisemiten seine „Stimme zu geben, auch dann, wenn ich fürchten muß, daß das spezifische Interesse der Juden darunter leiden könnte" (Treu und Frei, S. 166). Die wenigen Juden, die sich wie Lazarus und Levin Goldschmidt auch noch nach 1880 für die Nationalliberalen aussprachen, gaben neben allgemeinen patriotischen Beteuerungen ein apologetisches Motiv an: Man wollte die in Regierungskreisen Anstoß erregende Verbindung von Jude und freisinniger Opposition entkräften (vgl. Treu und Frei, S. 162). Polemisierte Lazarus auch nicht wie Goldschmidt gegen den Sozialismus, so unterschrieb er doch den Aufruf der reichstreuen Parteien: „Es gilt, das deutsche Heer, diesen Eckstein der Sicherheit, Macht und Größe Deutschlands, vor dem verderblichen Spiel parlamentarischer Machtgelüste zu sichern und damit zugleich dem Unheil vorzubeugen, das bei dem Militärconflict in Preußen nur schwer überwunden worden ist..." (in: Treu und Frei, S. 160). Vgl. auch die aufschlußreiche Arbeit von Jakob Toury, Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland, Von Jena bis Weimar, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 15, Tübingen 1966, bes. S. 170–201. Ebenso die hervorragende Darstellung zur Geschichte der deutschen Juden im 19. und 20. Jahrhundert von Ernest Hamburger, Juden im öffentlichen Leben Deutschlands – Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit 1848–1918. Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 19, Tübingen 1968.

hohen Kosten eines solchen Unternehmens sollten von den vier Gemeinden aufgebracht werden; die Verantwortung dafür übernahmen die anwesenden Vertreter. Wien wurde zum Sitz des Komitees erklärt, dessen Geschäftsführung wurde W. von Gutmann übertragen. Lazarus selbst hoffte, in zwei bis drei Jahren das Werk ausführen zu können.

Diese Koblenzer Beschlüsse, die in mehrfachen Sitzungen vom 11. bis zum 15. August 1883 gefaßt wurden, begegneten jedoch schon bei den ersten Ansätzen zur Realisierung unvorhergesehenen Schwierigkeiten. Lazarus erhielt weder genügend materielle Mittel noch die notwendigen wissenschaftlichen Hilfskräfte. Nach jahrelangen Bemühungen mußte er einsehen, daß Gespräche, Briefe, Reisen nicht zu dem erwarteten Erfolg führten. Eine angebotene Förderung aus Mitteln des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes lehnte Lazarus ab und beschloß schließlich, der erfolglosen Bemühungen und schlechten Erfahrungen überdrüssig, die Ausführung des Werkes allein zu übernehmen[246]. Ihm widmete er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens.

Im Jahre 1898 erschien der erste Band der „Ethik des Judenthums" in Kommission bei J. Kauffmann in Frankfurt am Main[247]. Er war dem ersten Anreger und Förderer und Lazarus' „edlem Freund" Wilhelm von Gutmann gewidmet. Der zweite Band blieb unvollendet; eine fragmentarische Bearbeitung von Lazarus' Vorarbeiten und Notizen wurde 1911 von Jakob Winter und August Wünsche herausgegeben.

„Ich aber will am Schluß dieser Betrachtung über die Quellen, aus denen man die Abfassung der jüdischen Sittenlehre zu schöpfen hat, vor Gott und aller Welt nur erklären: daß ich hier keinen Gedanken vorbringen will, von dem ich nicht nach meiner innersten Überzeugung weiß, daß er dem Gesammtgeiste des Judenthums entstammt. Was ich von Griechen und Römern und aus der philosophischen oder sonstigen Litteratur der modernen Völker gelernt habe, mag in meiner Darstellung sich als formgebende Kraft geltend machen: den Inhalt habe ich nach bestem Wissen und Gewissen lediglich aus dem Judenthum und dem jüdischen Gesammtgeist geschöpft." [248]

[246] Eine Zusammenarbeit kam nur bei der Abfassung, Beratung und Redaktion der „Grundsätze der Jüdischen Sittenlehre" zustande, die 1885 vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebund veröffentlicht wurden. Lazarus hat sie unter § 29 (S. 409–413) im Anhang seiner „Ethik des Judenthums" nochmals veröffentlicht und die Namen der beratenden Kommission genannt. Diese 15 Grundsätze wurden von 350 Rabbinern und Religionslehrern aller Richtungen und 270 jüdischen Juristen Deutschlands und Österreichs bestätigt und angenommen (vgl. Die Ethik des Judenthums, Bd. I, S. 176 f.).

[247] Das Erscheinen des 1. Bandes löste im In- und Ausland eine lebhafte Nachfrage aus: Nach Lazarus' Tod, im Jahre 1904, erschien bereits das 5. Tausend der deutschen Ausgabe. Inzwischen waren auch eine englische und russische Übersetzung erschienen, der 1922 eine hebräische Ausgabe folgte (vgl. die Bibliographie im Anhang dieses Bandes, S. 396).

[248] Die Ethik des Judenthums, Bd. I, S. 82.

So schließt Lazarus das erste Kapitel des ersten Bandes, das „von den Quellen der jüdischen Sittenlehre" handelt. Dieses feierlich-selbstbewußte Bekenntnis provozierte einen der schwerwiegendsten Einwände Hermann Cohens, der als einziger Zeitgenosse – zu Lazarus' großer Enttäuschung [249] – an der „Ethik des Judenthums" scharf und ironisch Kritik übte [250]: „Hat es jemals einen Gesamtgeist des Judentums gegeben, der von den Geistern der Weltkultur abgetrennt und abgeschieden gewesen wäre? Ein solches Ghetto hat es gottlob niemals gegeben" [251], so lautet das Gegenargument Cohens, und es gilt nicht nur dem Verfasser einer jüdischen Ethik, sondern auch dem Völkerpsychologen, der von Anfang an dazu neigte, den propagierten „Volksgeist" zu isoliert zu betrachten. Diese Gesamtgeist-Konzeption sei schon psychologisch falsch – und diese Kritik mag Lazarus noch mehr getroffen haben als mancher andere Gesichtspunkt der Rezension! –, weil jedem Gelehrten, und sei er von dem isolierten Gesamtgeist eines Volkes noch so sehr überzeugt, doch Zweifel über die psychologische Möglichkeit seiner Isolierung, und erst gar an der Isolierung eines religiösen Gesamtgeistes kommen müßten. Daß Lazarus das Wirken dieses jüdischen Gesamtgeistes enden lasse mit den Zeugnissen der Bibel, der talmudischen Schriften und Midraschim, daß er es nicht für nötig halte, die jüdische Religionsphilosophie von Maimonides bis zu Mendelssohn miteinzubeziehen, sei nicht nur eine „persönliche Verirrung", sondern ein „methodischer Fehler" [252].

Was Cohen nicht störte, war überdies der Widerspruch, in den sich Lazarus mit diesem Bekenntnis zu seinen eigenen früheren Äußerungen setzte. Hatte nicht gerade Lazarus immer wieder auf die innige Verschmelzung jüdischen und deutschen Geistes hingewiesen? In seinem Vortrag „Was heißt national?",

---

[249] Vgl. Brief vom 19. Dezember 1899 an S. Maybaum, Nr. 144.

[250] H. Cohen, Das Problem der jüdischen Sittenlehre – Eine Kritik von Lazarus' Ethik des Judentums, in: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, hrsg. von M. Brann, Bd. 43 (1899), S. 385 ff. und 433 ff. Wiederabgedruckt in: H. Cohens „Jüdische Schriften", Bd. III, Berlin 1924, S. 1–35; die hier angegebenen Zitate beziehen sich auf die Ausgabe der „Jüdischen Schriften".

[251] Cohen, aaO, S. 8.

[252] Cohen, aaO, S. 9. – 1957 erschien (in: LBI Year Book II, 1957, S. 205–217) eine vergleichende Darstellung der Lazarusschen „Ethik des Judenthums" und der Steinthalschen „Allgemeinen Ethik" von David Baumgardt, der im ganzen dazu neigt, Lazarus vor den Angriffen Cohens in Schutz zu nehmen. So versucht er, den skizzierten Einwand Cohens mit dem Hinweis auf die spätere historische Entwicklung abzuwehren, die ja Lazarus recht gebe: „In fact, only a few years after Cohen's death, was it no longer difficult to realize who entertained the narrower and, at the same time, more utopian views in these respects. It was Cohen and not Lazarus" (S. 214). Aber entkräftet dieser Hinweis wirklich die Feststellung Cohens, daß im Judentum des 19. Jahrhunderts der Geist eines Lessing, Kant, Schiller, Goethe u. a. nicht ohne Einfluß geblieben sind? Kann man ein Faktum, nämlich den starken Einfluß der deutschen Literatur und Philosophie auf das Judentum, im Nachhinein für „utopisch" erklären?

den er am 2. Dezember 1879 in der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums anläßlich der antisemitischen Agitationen hielt, hatte er erklärt: „... es gibt schlechterdings keinen Juden mehr, der nur noch einen jüdischen Geist hat. Darum schöpfen sie [d. i. die Juden] nothwendig aus allen Volksgeistern, deren Theile sie geworden sind, und wirken auf dieselben zurück; auch in ihrem Ursprünglichsten und Eigensten, in ihrer Religion selbst, sind sie wesentlich zugleich nach den Nationen, in denen sie leben, individualisiert, und können darum desto energischer ihre receptive Theilnahme an der Cultur auch in eine productive verwandeln. *Philo* hat griechisch, *Maimonides* arabisch, *Spinoza* lateinisch, *Munk* und *Dernburg* französisch, *Mendelssohn* deutsch geschrieben." [253] Nun mag man zu bedenken geben, daß Lazarus vielleicht gerade durch die bittere Erfahrung des Antisemitismus diese Anschauung aufgegeben, an einer deutsch-jüdischen „Symbiose" gezweifelt habe und zu den „Quellen" zurückgekehrt sei. Aber da war er wirklich „treu", er hat seine Auffassungen höchstens in geringfügigen Details geändert. Er selbst war durch deutsche Literatur im weitesten Sinn so sehr geprägt worden, daß er das nie hätte verleugnen können oder wollen. Und so heißt es auch noch in seiner ersten Rede auf Moses Mendelssohn, die er am 4. Januar 1886 in Dessau hielt: „Vor und nach Allem ist es der Deutsche und der Jude, die zusammen in ihm leben", und um wieder zu exemplifizieren, daß die Leistung des Individuums aus dem Wirken des Gesamtgeistes hervorgeht: „wahrhaft große, weltbewegende Gedanken zu schaffen ... kann nur ein allgemeiner, ein öffentlicher, nur ein *Gesamtgeist*; und das Zusammentreffen dieser beiden [i. e. der jüdischen und deutschen] Geister, das ist das Eigenthümliche dieser Erscheinung." [254] Diese Stelle steht nicht allein [255].

Hinzu kommt noch ein anderes: Im Jahre 1909, sechs Jahre nach Lazarus' Tod, gab Nahida Lazarus eine kleine Schrift ihres Mannes heraus über „Die Erneuerung des Judentums" [256], die auf Lazarus' persönlichen Wunsch postum erscheinen sollte. Es ist das schärfste und aggressivste Buch, das er geschrieben hat – für die Reformwilligen, gegen die orthodoxen unter den jüdischen Glaubensgenossen. Seinen Vorwurf, den er nicht nur mutig und aggressiv, sondern zuweilen auch rücksichtslos und taktlos sogar gegen einzelne, namentlich genannte orthodoxe Juden richtet [257], faßt er zu Beginn zusammen: „Das Juden-

---

[253] In: Treu und Frei, aaO, S. 95 f. (Hervorhebung nach dem Original).

[254] In: Treu und Frei, S. 200.

[255] Vgl. unter anderem auch die Rede auf Berthold Auerbach an seinem Sarge, in: Treu und Frei, S. 273–278.

[256] Die Erneuerung des Judentums. Ein Aufruf des Judentums von Moritz Lazarus, Berlin 1909.

[257] So heißt es zum Beispiel zur Frage des Leichenkondukts bei einer am 2. Festtage stattfindenden Beerdigung (eine Frage, die in der Repräsentantenversammlung der Berliner Gemeinde diskutiert worden sei): „Um zu ermessen, bis zu welchem Grade des Blödsinns die Orthodoxie mit ihrer Forderung, die Frage zu verneinen, sich versteigt ..." (aaO, S. 66), oder über einen damaligen Kandidaten für das Rab-

tum selbst aber war mit seinem *Lehrgehalt*, seinen *Satzungen* und *Vorschriften* in der Absonderung stehen geblieben." [258] Aber wie sollte, wenn das wirklich zutraf, eine Reform, eine Erneuerung des Judentums herbeigeführt werden, ohne Einbeziehung z. B. der jüdischen Religionsphilosophie? Und welches Kriterium sollte den Reformern bei der Neuinterpretation bzw. der Aussonderung des nur Zeitgebundenen gelten?

Über dieses Kriterium, das „Prinzip" seiner „Ethik des Judentums", handelt Lazarus ausführlich im zweiten Kapitel seiner jüdischen Sittenlehre. Auch die Erörterungen über das „Prinzip" enthalten mehrere Widersprüche, die Cohen einen nach dem andern herausarbeitet. Im Grunde sind sie alle auf die schwankende, Zweifel zudeckende, Widersprüche harmonisierende Haltung von Lazarus zurückzuführen, der den „Gott der Väter" zwar noch nannte, aber an ihn als eine wirksame Kraft nicht mehr glaubte und das zu verdecken suchte, sei es, weil er sich vor sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wagte, sei es aus opportunistischer Vorsicht gegenüber gläubigen Juden und Christen. Denn auf „das Eine, Wichtigste: Die große allseitige Anerkennung" sowohl der liberalen als auch der konservativen Blätter, kam es ihm offensichtlich an, denn er bucht sie als einen „Erfolg von unübertrefflichem Wert", der „gerade daher stammt, daß ich alles vermieden habe, was dieser Mensch [gemeint ist Cohen] fordert (dogmatische Ableitung u.s.w.)" [259]. Eine etwas fragwürdige Haltung, gemessen an der später veröffentlichten, gegen das orthodoxe Judentum gerichteten Schrift über „Die Erneuerung des Judentums".

Über das „Prinzip" der jüdischen Ethik äußert sich Lazarus auf wenigen, einander unmittelbar folgenden Seiten recht verschieden. Zunächst stellt er einmal fest, was man erwartet: „Die jüdische Ethik ist ursprünglich (sic!) eine theologische ... Die gesamte jüdische Weltanschauung kann nicht gedacht werden ohne Gott ... Gott aber ist der Gesetzgeber; sittlich gut und gottgefällig, sittliches Gesetz und göttliche Verordnung sind für das Judenthum völlig untrennbare Begriffe." [260] Danach hat Gott bestimmt und verkündet, was sittlich ist, ist also er das Prinzip der jüdischen Ethik. Schon eine Seite weiter spricht er aber von der Priorität und Autonomie des Sittengesetzes, das Gott geboten habe, weil es sittlich ist: „nicht zur Begründung des Sittlichen, sondern

---

binat in Berlin, der, auf dem Standpunkt der „strikten Observanz", sich gegen die Beschlüsse der Synode wandte, „weil er die Gebete um Wiederherstellung der Tieropfer beibehalten" wollte: „Das Gemüt dieses Mannes steht um zwei Jahrtausende hinter der allgemeinen Kultur zurück, und er ist nach meiner Überzeugung vollkommen unfähig, ein Lehrer der jüdischen Religion zu sein; in ihm lebt eine rein äußerliche Kenntnis, aber nicht der tiefe innere Sinn des Judentums" S. 100 f.).

[258] AaO, S. 6 (Hervorhebung nach dem Original).

[259] M. Lazarus an S. Maybaum, Brief Nr. 144.

[260] Die Ethik des Judenthums, aaO, S. 85.

zur Einschränkung desselben gehört die Beziehung auf Gott“ [261]. Gott ist nur noch „das Vorbild aller Sittlichkeit“. Schließlich sieht Lazarus ganz von Gott ab [262]: „Das Sittengesetz ist autonom, weil es aus dem Wesen des menschlichen Geistes und aus ihm allein stammt“, und er fährt fort, obwohl das seiner historischen Erforschung des jüdischen „Gesamtgeistes“ widersprechen müßte: „Diese erhabene Reinheit und Würde des Sittlichen ist von jeder theistischen Vorstellung unabhängig.“ [263] Hier trägt Lazarus ein Kantisches Prinzip in die jüdische Ethik, was um so fragwürdiger ist, als Lazarus sich damit in einen Widerspruch zu seinen eigenen Vorsätzen begibt. Denn gerade er hatte ja Wert darauf gelegt, die jüdische Sittenlehre nur aus dem sogenannten „Gesamtgeist“ des Judentums erklären zu wollen. Nun begeht er aber einen ähnlichen Fehler wie Maimonides, dem Lazarus vorwirft, daß er die systematische Form und die Prinzipien von Aristoteles entlehnt habe [264]. Hinzu kommt noch eine weitere fragwürdige Interpretation des „menschlichen Geistes“, der einmal mit dem „Gefühl der Verpflichtung“ gleichgesetzt [265] und zu dem an anderer Stelle bemerkt wird, daß es „nur einen psychologischen, aber keinen ethischen Unterschied“ ausmache, ob man die „Forderung des Gemüthes“ als einen „Imperativ der praktischen Vernunft“ (Kant), als ein „unwillkürliches nothwendiges Urtheil“ (Herbart), als „eine in der Form des (Ideal-)Gefühls gegebene Beurtheilung“ (Steinthal) oder gar als „einen ursprünglichen Trieb“ (Rümelin) ansehe. Schließlich ist Lazarus damit zum Geist der ganzen Menschheit gelangt, in der der Fortschritt des Sittengesetzes sich mehr und mehr entwickelt und durchgesetzt habe. So sind also am Ende der reichen Umschreibungen Gott und Menschengeist identisch und also auch der „Gesamtgeist“ des Judentums von dem der übrigen Menschheit gar nicht so verschieden [266].

---

[261] AaO, S. 94.

[262] Dies mußte Cohen, der für alle Ethik die religiöse Verankerung forderte, besonders anstößig sein. Mit seiner Erwiderung, daß Gott als „das Oberhaupt der Sitten“ auch etwas zu leisten habe, deutet er schon hier an, welche Bedeutung dem „Begriff der Religion im System der Philosophie“ zukommt (eine Frage, die er erst später, 1915, unter dem zitierten Titel ausführlich behandelt): *„Das Oberhaupt im Reiche der Sitten bedeutet die Gewähr: daß die Gesetze,* welche die sittliche Vernunft in der ethischen Wissenschaft entdeckt und vorschreibt, *in der Ferne der Zeiten zur vollen Wirklichkeit gelangen,* und daß keine Skepsis dagegen aufkommen dürfe ... Ohne die Idee Gottes hat die Ethik keine Gewähr, daß ihre Gesetze mehr als Hirngespinste einer methodischen Erkenntnis seien. Mit der Idee Gottes gibt sie sich die Gewißheit, daß das Sittengesetz Wirklichkeit entfalte bis ans Ende der Tage.“ (Cohen, aaO, S. 18. Hervorhebung nach dem Original.) Womit Cohen den zeitbedingten bzw. den in jeder Zeit neu aufgegebenen sittlichen Erfordernissen keine Rechnung trägt. Aber diese historisch-soziologische Frage nach dem Wandel und dem Kontinuum ethischer Grundhaltung hat Lazarus leider auch nicht erörtert. Vgl. dazu auch H. Liebeschütz, Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig, aaO, S. 46 f.

[263] Die Ethik des Judenthums, aaO, S. 104.

[264] AaO, S. 11.

[265] AaO, S. 116.

[266] Vgl. aaO, S. 116–119.

An diesem widersprüchlich definierten Prinzip der jüdischen Ethik, ferner an der von Lazarus nur erwähnten, nicht demonstrierten „Kontinuität" des jüdischen Geistes, d. h. der ethischen und religiösen Grundbegriffe, an Lazarus' Neigung, die ihm weniger sympathischen Tendenzen und Einrichtungen des Judentums, wie die national-partikularistische Richtung oder das Zeremonialgesetz „psychologisch" zu erklären, an der bei Lazarus allerdings sehr eigenartig berührenden Geringschätzung der griechischen Kultur entzündete sich die schroffe Kritik Cohens: Bis zur letzten Zeile kein versöhnendes Wort, kein Versuch, auch nur die guten Absichten des Verfassers zu würdigen.

Diese Heftigkeit der negativen Kritik erklärt Liebeschütz[267] wohl mit Recht aus der Tatsache, daß Cohen einst, als Schüler und Freund Steinthals und als Mitarbeiter der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", selbst die Ansicht von der Fruchtbarkeit der Psychologie für die philosophische Forschung vertreten hatte, daß er sich aber nach seinem intensiven Kant-Studium um 1870 von diesen eigenen Anschauungen abgewandt und nun deren vermeintliche Unhaltbarkeit bei Lazarus desto schärfer herausstellte.

Aber selbst wenn das Urteil Cohens aus dieser psychologischen Situation heraus erklärt und gemildert, also auch sachlich als zu scharf und ungerecht betrachtet wird, so wird man doch anerkennen, daß Cohen mit seiner Kritik die grundlegende Schwäche des Lazarusschen Werkes getroffen hat. Daß Lazarus es nicht für nötig hielt, sich mit dieser Kritik auseinanderzusetzen und zu präzisieren, was er nun letztlich als Prinzip der jüdischen Sittenlehre verstehe und wie sich der jüdische Gesamtgeist von anderen „Geistern" abstrahieren und darstellen ließe, daß er diese Kritik brieflich und öffentlich so hochmütig und unsachlich abtat[268], gibt der Schärfe der Cohenschen Kritik, so viel persönliche Feindseligkeit ihr ursprünglich beigemischt gewesen sein mag, im nachhinein Berechtigung. Der Cohensche Vorwurf wiegt schwerer als der allgemeinere, daß Lazarus wie die meisten Ethiker seiner Zeit einem allzu naiven, allzu unrealistischen Glauben an den ständigen moralischen Fortschritt der Menschheit huldigte[269], daß er Stirner, Engels, Marx, auch seinen Zeitgenossen Nietzsche nicht zur Kenntnis nahm[270] und – das gilt für sein gesam-

---

[267] H. Liebeschütz, Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig, aaO, S. 44 ff.

[268] Vgl. dazu Lazarus' Brief an S. Maybaum (Nr. 144): „Das Meiste [ist] scholastisches Gerede, sophistische Nörgelei, über welche endlos geschwätzt werden kann. Diese Art von Gedankentänzelei hat keine Ahnung davon, wie man große Dinge auf dem königl. Wege großen und schlichten Denkens zustandebringen muß." Offiziell, d. h. im 2. Band der „Ethik des Judenthums", bemerkt Lazarus, daß nur zwei Besprechungen negativ gewesen seien, die eines antisemitischen Oberlehrers und die von Professor H. Cohen: „Die beiden Herren mögen sehr verschieden voneinander sein, meinem Werke gegenüber sind sie durchaus par nobile fratrum" (aaO, S. XXXIX).

[269] So D. Baumgardt, aaO, S. 216.

[270] Im Unterschied zu Steinthal, setzte sich Lazarus auch nirgends mit den Erkenntnissen Darwins auseinander.

tes Werk – mit der optimistischen Verklärung der damals geltenden ethischen Werte zur Stabilisierung von Selbstsicherheit und Unrecht in der damaligen bürgerlichen Gesellschaft mit beitrug.

Dennoch hat „Die Ethik des Judentums" von Lazarus für die Wissenschaft des Judentums einen unübersehbaren Wert gehabt. Er liegt in der konkreten Ausführung, in der Ausbreitung und im Reichtum der mitgeteilten Details und in der feinsinnig-einfühlsamen Interpretation der ethischen Haltung und Verhaltensnormen und in der Aufklärung der sie bedingenden Zeitumstände. Allerdings enthüllt sich gerade darin Lazarus' größeres Verständnis für die „ihm gemäßen Züge ausgeglichener sittlicher Harmonie" [271] in den talmudischen Schriften, denen er deshalb auch gerechter wird als dem gewaltigen leidenschaftlichen Ethos der Propheten.

Es ist für immer schade, daß die Bemühungen um eine großangelegte, von mehreren Verfassern erarbeitete und redigierte, wissenschaftliche „Ethik des Judentums" gescheitert sind. Lazarus versuchte daraufhin natürlich, diese Gemeinschaftsarbeit allein zu bewältigen. Wahrscheinlich hätte er auch hier mehr geleistet, wenn er weniger hätte leisten wollen.

Schlußwort

Ob Lazarus wirklich, wie Ludwig Stein meint, durch den Verzicht auf öffentliche Wirksamkeit, in Selbstbeschränkung und angestrengter Konzentration auf wissenschaftliche Arbeit ein Großes und Ganzes geschaffen hätte, bleibe dahingestellt. Ganz sicher aber trifft Steins Würdigung zum Schluß seines wohlabgewogenen biographischen Abrisses das richtige Maß an Anerkennung und Kritik, das diesem außergewöhnlich begabten, in seiner Zeit sehr einflußreichen und die Mehrheit des deutschen Judentums repräsentierenden Mann gerecht wird: „Daß er nur das Gute gewollt hat, werden nicht einmal seine erbittertsten Feinde bestreiten; daß er es aber immer erreicht hat, wagen selbst seine feurigsten Fürsprecher nicht zu behaupten. Eine kräftigere Mischung mit den edlen, vornehm-selbstlosen Eigenschaften seines Schwagers Steinthal hätte ihm wie intellektuell, so auch charakterlich treffliche Dienste geleistet. Denn mag er auch der Beste seiner Art gewesen sein, die Art selbst wird nicht als die beste gelten dürfen." [272]

---

[271] Julius Guttmann, Die Philosophie des Judentums, München 1933, S. 344.
[272] L. Stein, aaO, S. 133.

2. HEYMANN STEINTHAL

Zur Biographie

Im Unterschied zu M. Lazarus, der auf Drängen der eifrig sammelnden, notierenden und publizierenden Nahida Lazarus die Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend diktierte, aus seinem späteren Leben, besonders von der Lehrtätigkeit in der Schweiz erzählte[1], hat H. Steinthal bis auf ein paar kurze Bruchstücke seiner Jugenderinnerungen fast nichts Autobiographisches hinterlassen. Und auch in diesen Erinnerungen, die als Fragmente der geplanten Memoiren[2] in jüdischen Zeitschriften und Mitteilungsblättern erschienen und die im Anhang dieses Bandes wieder abgedruckt wurden[3], erfährt der Leser mehr über die jüdische Heimatgemeinde Gröbzig als über Steinthal selbst. Ein handgeschriebener Lebenslauf[4], ein mit Kenntnis und Sympathie geschriebener Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie[5], der von seinem Mitarbeiter Michael Holzman[6] stammt, ein paar Nachrufe und Gedenkartikel[7] – das wäre so ziemlich alles, was wir an biographischen Nachrichten

---

[1] Moritz Lazarus, Aus meiner Jugend, hrsg. von Nahida R. Lazarus, Frankfurt a. M. 1913. – Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida R. Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906. – Nahida R. Lazarus, Ein deutscher Professor in der Schweiz, Berlin 1910.

[2] Steinthal schrieb am 11. März 1890 an G. Glogau: „An meine Lebensgeschichte habe ich auch schon gedacht. Ich wollte sie vornehmen, wenn ich nichts Besseres mehr machen kann. Im Sommer 88 auf dem Rigi veranlaßte mich meine Frau, ihr etliche Bogen aus meiner Kindheit zu diktieren. Das hoffen wir in dem bevorstehenden Sommer fortzusetzen. Als Ferienarbeit wird das gehen. Ich werde keine Confessiones schreiben, der Psychologie will ich ein taugliches Material geben. Die Entwickelung eines Menschen darlegen, welche wohl zu den einfachsten gehört und ohne fremde, namentlich ohne gewaltsam störende Eingriffe vor sich ging, scheint mir ein günstiger Stoff." Vor allem die Krankheit im Jahre 1893 mag Steinthal von diesem Vorhaben wieder abgebracht haben.

[3] Vgl. Anhang, S. 371–384.

[4] Dieser Lebenslauf vom 7. Mai 1849 war einem Gesuch um die venia legendi an der philosophischen Fakultät der Universität Berlin beigefügt worden. Er befindet sich jetzt in der Autographensammlung Ludwig Darmstaedter der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

[5] Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 54, Leipzig 1908, S. 467–474.

[6] Der Pädagoge und Schriftsteller Michael Holzman (1841–1929), der Steinthal persönlich kannte, war erst Lehrer am Sophienrealgymnasium in Berlin und leitete dann, von 1882 bis 1911, die Knabenschule und die Lehrerbildungsanstalt der jüdischen Gemeinde in Berlin. Holzman schrieb eine Reihe kleiner Abhandlungen zur klassischen, indogermanischen und semitischen Philologie und veröffentlichte auch mehrere Aufsätze und Rezensionen in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

[7] Theodor Achelis, Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage am 21. März 1899. – Friedrich Paulsen, Vossische Zeitung vom 16. März 1899. – Wilhelm Jerusalem, Neue Freie Presse vom 8. April 1899. – Karl Weinhold, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1899. – Emil G. Hirsch, in: The Reform Advocate, am 25. März 1899. –

besäßen, wäre Steinthal nicht den besten Freunden ein so kluger, mitteilsamer Briefschreiber gewesen, der, wenn er einmal Vertrauen gefaßt hatte, viel mehr von sich erzählte und dem Adressaten viel ausführlicher und offener seine Gedanken enthüllte als Lazarus, freilich kritisch, skeptisch oder gar pessimistisch, wie es seine Art war. Aufschlußreich sind da vor allem – neben den hier erstmals publizierten, sehr lebendigen und persönlichen Briefen an den Freund Moritz Lazarus – die Korrespondenzen mit seinem ehemaligen Schüler und späteren Freund Gustav Glogau[8] und mit Paul Heyse[9], der ihm als Studiengefährte[10] und als Sohn seines liebsten Lehrers, des Sprachwissenschaftlers C. W. L. Heyse, guter Freund geworden war.

Chajim (Heymann, auch Heinemann oder Heinrich[11]) Steinthal wurde am 16. Mai 1823 in Gröbzig (Anhalt) geboren; er war der zweite Sohn des Kaufmanns David Steinthal und dessen Frau Henriette Steinthal, geb. Heinemann. Der Vater, nicht reich, aber wohlhabend, betrieb einen kleinen „Manufaktur-Weiß- und Wollwarenhandel“[12] und gehörte dank einer „gewissen

---

Kaufmann Kohler, in: The Menorah, Bd. 26, 1899, S. 226–228. – Dr. Joseph (Stolp), Zum Gedächtnis Steinthals, in: Ost und West, 3. Jg. (1903), Spalte 484. – Simon Bernfeld, Erinnerungen an Chajim Steinthal, in: Ost und West, 7. Jg. (1907), Spalte 703–708. – Hermann Klein, Hajim Steinthal zum 50. Todestag, in: Der Weg, Nr. 11 (18. März) 1949.

[8] Die Korrespondenz mit Gustav Glogau, der seit 1884 o. Professor der Philosophie in Kiel gewesen war (vgl. Anm. 75, S. C), beginnt 1868 (die ersten Briefe sind unveröffentlicht) und endet – durch den tödlichen Unglücksfall G. Glogaus – 1894. Seine Frau, Marie Glogau, hat später in einem biographischen Abriß einen Teil der Korrespondenz mit Steinthal gekürzt publiziert: Gustav Glogau, sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal, Berlin und Leipzig 1906. Die gesamte sehr interessante Korrespondenz, deren Originale sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek in Kiel befinden, soll in einem folgenden Band veröffentlicht werden.

[9] Die Briefe Steinthals an Paul Heyse befinden sich im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek in München, Paul-Heyse-Archiv. Der erste Brief datiert vom 26. September 1852, der letzte vom 8. Februar 1885.

[10] Paul Heyse hatte zunächst Romanistik studiert.

[11] In der Erinnerung „Die jüdische Volksschule in Anhalt von 1830 bis 1840“ (vgl. Anhang dieses Bandes, S. 379) erklärt Steinthal, weshalb nur sein hebräischer Vorname feststehe, sein deutscher dagegen nicht amtlich beglaubigt und deshalb willkürlich verändert worden sei.

[12] Von der Familie Steinthal und ihrem Weißwarengeschäft berichtet auch Leo Löwenthal: Achtundvierzig! Tragische Erlebnisse einer kleinen Stadt [= Gröbzig], Berlin 1910. Seine Angaben über die Brüder H. Steinthals (S. 101 f.) scheinen allerdings nicht ganz vertrauenswürdig zu sein. Daß der ältere Bruder Eduard auf die Leipziger Messe gefahren sei, dort gespielt und nach großen Verlusten einen Abschiedsbrief geschrieben habe und seither nicht mehr wiedergesehen worden sei, kann nach Steinthals eigenen Angaben allenfalls einige Zeit nach dem Tode des Vaters und nicht, wie L. Löwenthal berichtet, während der Krankheit des Vaters passiert sein (vgl. dazu Anhang S. 376 und den Brief H. Steinthals an den älteren Bruder Eduard aus dem Jahre 1841, der aus dem Nachlaß H. Steinthals in der Allg. Ztg. des Judentums, Jg. 63 [1899], S. 235–236, veröffentlicht wurde). Ganz sicher stimmt nicht, daß Heymann der jüngste der drei Steinthal-Söhne war (vgl. dazu Anhang,

Bildung" und einer großzügig geübten Wohltätigkeit zu den angesehensten Männern der Gemeinde. Er starb bereits 1832, im 42. Lebensjahr, und ließ die Familie in ziemlich „verwickelten" [13], d. h. dürftigen Verhältnissen zurück, die durch seine Wohltätigkeit und die Nachsichtigkeit gegenüber Schuldnern entstanden waren.

Von größerem Einfluß auf den jungen Steinthal waren nach dem Tode des Vaters der ältere Bruder Eduard, der Chasan Reb Hirsch, der ihn auch in das Talmudstudium einführte, und Baruch Herzfeld, der seit 1831 Lehrer der jüdischen Volksschule in Gröbzig war; dort lernte Steinthal neben dem Hebräischen, deutsche Grammatik und Aufsatz, Rechnen, Geographie, Geschichte und – privat bei Baruch Herzfeld – auch Französisch. An beide Männer hatte er sich bis ins hohe Alter gern und mit Dankbarkeit erinnert.

In die Gröbziger Zeit fallen schon die ersten starken Eindrücke und Erfahrungen, die sein weiteres Leben bestimmten und die für die Stetigkeit seiner Interessen und seiner Entwicklung bezeichnend sind. So beobachtete er – ähnlich wie Lazarus – schon als Junge in seinem Heimatort das Nebeneinander verschiedener sozialer Schichten und Sprachen: „Wir Kinder kannten ein vierfaches Deutsch: Unsere Eltern sprachen das eigentliche Jüdisch-Deutsch, mit eingestreuten hebräischen Wörtern, die in der lebendigen Rede oft anders gesprochen wurden als im hebräischen Gebet. Die christlichen Knaben sprachen den mitteldeutschen Volksdialekt. Wir jüdischen Knaben sprachen weder wie unsere Väter und Mütter, noch auch wie die christlichen Kinder, die natürlich genau so wie ihre Eltern sprachen. Es war ein gemäßigtes Judendeutsch. Ich muß hinzufügen, daß manche der älteren Juden und Jüdinnen, die eine gewisse Bildung hatten, z. B. auch mein Vater, der sogar französisch gelernt hatte und ein ziemlich korrektes Deutsch schrieb, im Umgang mit den Christen genau so sprach wie diese: den Dialekt mit den Bürgern; reines oder dem reinen sich näherndes Deutsch mit den Honoratioren." [14] Stammen diese Zeilen auch von dem späteren Steinthal, so gehen sie doch auf die genauen Beobachtungen des jungen zurück, der durch sie bereits sehr fein seine hohe analytische und sprachkritische Begabung demonstriert. Eine andere Erinnerung bezeugt nicht nur das große Interesse für die Geheimnisse der Sprache, sondern auch die für Steinthal bezeichnende Intensität dieses Interesses. Er hat sein ganzes Leben, auch in großer materieller Not, nur für Dinge arbeiten können, die ihn

---

S. 373, und die Tatsache, daß Steinthal die Neue Folge „Zu Bibel und Religionsphilosophie", Berlin 1895, seinem „lieben Bruder Hermann Steinthal zu seinem 70. Geburtstage gewidmet" hat). Eduard Steinthal war 1820, Hermann Steinthal 1825 geboren.

[13] Vgl. dazu Anhang, S. 373.

[14] Vgl. Anhang, S. 375. – Leo Löwenthal erwähnt aaO, S. 110 f., daß dieses „Sprachgemisch aus Hoch-Gröbziger- und Jüdisch-Deutsch beiden Konfessionen verständlich" und auch von beiden benutzt worden sei. Damals lebten etwa 60 jüdische Familien in der 2000 Einwohner zählenden Stadt.

ergriffen hatten und ihm wichtig waren, und sie waren ihm dann so wichtig, daß er die widrigen äußeren Umstände darüber vergaß. Von dem entscheidenden Jugenderlebnis erzählte er dies: „Es ward uns in ein Lehrheft diktiert, welches begann: ‚Orthographie ist die Kunst, richtig zu schreiben, und Grammatik ist die Kunst, richtig zu sprechen.' Obwohl es ein Sommernachmittag war, spielte ich an diesem Tage nach Schluß nicht mit den anderen Knaben, sondern ging einsam und still für mich, im Hochgefühl der erlernten Weisheit. Ich habe ein ähnliches Gefühl im späteren Leben recht oft gehabt; vielleicht aber niemals in solcher Stärke. Es traf damals ein Doppeltes zusammen: Einerseits die mir bis dahin völlig fremde Form der Definition und andrerseits der Parallelismus der beiden Definitionen. Ich sagte mir beide fortwährend vor." [15]

Eine ähnliche, über alles Widrige hinaushebende Kraft hatten auch die jüdischen Melodien, die Steinthal als Kind hörte und sein ganzes Leben im Gedächtnis behielt. Obwohl er, wie er bescheiden 1856 an den Oberkantor J. Singer in Wien schrieb, „von Musik im allgemeinen und von jüdischen Melodien insbesondere eigentlich gar nichts weiß" [16], wirkten doch diese Gesänge bis in sein Alter tröstend und beruhigend: „In trüber Einsamkeit sang ich solche Lieder für mich; beginnend mit den traurigsten und zu immer heitereren Melodien übergehend, erhob ich mich aus tiefer Melancholie zu ruhiger Einsamkeit." [17] Geistig seinen gleichaltrigen Mitschülern weit voraus, an allem interessiert, aber sehr ernst, scheu und sensibel, schon damals „ein Feind aller Kriege" [18] und aller Rohheit, für Praktisches nicht sehr geeignet, fühlte er sich oft einsam [19]. Die geistige Welt, die er schon als Junge suchte und die ihn sein ganzes Leben lang neu beschäftigte, war ihm – neben einigen wenigen wirklichen Freunden – Refugium und Quelle großen Glücksempfindens; trug sie auch dazu bei, ihn von vielen Menschen noch weiter abzusondern, so half sie ihm doch, alle späteren Entbehrungen, Verluste und die Zurücksetzungen als Jude zu ertragen und für sich persönlich zu überwinden.

Noch nicht dreizehn Jahre alt, kam Steinthal 1836 nach Bernburg, das damals noch die freundliche Haupt- und Residenzstadt des souveränen Herzogtums Anhalt-Bernburg war. Dort wohnte er im Hause eines alten Onkels „namens Herz, eines halb witzigen, halb närrischen Junggesellen, eines sogenannten ‚Schauten' mit vergnügten Sinnen, der ihn abgöttisch liebte und

---

[15] Vgl. Anhang, S. 375.

[16] H. Steinthal, Über Juden und Judentum . . ., hrsg. von N. M. Nathan, Berlin 1910², S. 284.

[17] AaO, S. 275.

[18] Vgl. Anhang, S. 383.

[19] Das Wort „Einsamkeit" findet sich häufig in Steinthals persönlichen Äußerungen; Einsamkeit ist allerdings meistens nicht als Ursache schlechten Befindens oder trauriger Stimmung zu verstehen, löst also nicht Klagen und Sehnsucht nach menschlicher Nähe aus, sondern wird sogar gesucht. So vor allem in den späteren Briefen an die Geschwister (z. B. vom 18. August 1887), die sich im Nachlaß A. Tänzers in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek von Jerusalem befinden.

statt der armen verwitweten Mutter die Kosten des Unterhalts und des Schulunterrichts bestritt“ [20]. Steinthal ging in das Bernburger Gymnasium, das von dem hochbejahrten Direktor Herzog, in den 40er Jahren dann von dem klassischen Philologen Herbst geleitet wurde. Obwohl er weder Latein noch Griechisch konnte, wurde er in die Quarta gesetzt und privat in diesen Fächern unterrichtet. Nach einem halben Jahr konnte er als ordentlicher Schüler aufgenommen werden. Er hat sich besonders des Unterrichts in den klassischen Sprachen später dankbar erinnert. Gleichzeitig besuchte er am Sonntagvormittag und Mittwochnachmittag zunächst die jüdische Religionsschule, später nahm er an den Privatstunden teil, die der Landesrabbiner S. Herxheimer [21] einigen Juden in hebräischer Bibel und Talmudkommentaren gab. Damals wollte er noch Theologie studieren.

1842 bestand Steinthal die Reifeprüfung; auf der Entlassungsfeier hielt er eine Rede über Shakespeares „Romeo und Julia“ in englischer Sprache. Ostern 1843 immatrikulierte er sich an der Universität Berlin, zunächst in der theologischen, recht bald aber in der philosophischen Fakultät. Sein Streben nach einer möglichst universalen Bildung und das besonders ausgeprägte Interesse für Sprachwissenschaft und Theologie bzw. Anthropologie finden ihren Ausdruck in der thematischen Vielfalt und der Fülle des Studienprogramms. Er hörte bei dem klassischen Philologen August Böckh, bei Franz Bopp, dem methodischen Begründer der modernen indogermanischen Sprachwissenschaft, Sanskrit, bei dem Ägyptologen K. R. Lepsius über Hieroglyphen, bei dem Philologen Wilhelm Grimm über Freidank, bei dem Literarhistoriker A. Huber Interpretationen altspanischer Gedichte, bei Cybulski Altslawisch, bei dem Orientalisten und Sinologen W. Schott Persisch, Chinesisch, Türkisch, Mongolisch, Mandschu, Tibetisch und Japanisch, die Interpretation des Schi-king und des finnischen Epos Kalewala, bei M. G. Schwartze über koptische Grammatik; bei den drei Hegelianern Karl F. G. Werder Logik und Metaphysik, Psychologie und Geschichte der neueren Philosophie,

---

[20] Zitiert nach Heinemann Rosenthals handschriftlichen Jugenderinnerungen, S. 12 ff., die sich im Besitz des Leo Baeck Institute, New York, befinden. Rosenthal hatte den um zwei Jahre älteren Steinthal, mit dem er bis 1839 das Herzogliche Gymnasium, auch die Jüdische Religionsschule und anschließend die Privatstunden bei Rabbiner Herxheimer besuchte, sehr gern; er habe mit ihm die „lebhafte Lernbegier und den emsigen Fleiß“ geteilt, sei aber weniger begabt gewesen als er. Er charakterisiert den Schulkameraden: „Steinthal war ein still bescheidener, ernster junger Mann von lauterem, edlem Charakter.“ Rosenthal ist wahrscheinlich mit dem von Nahida Lazarus – in: Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden . . ., aaO, S. 153 – zitierten Jugendfreund „Oberstabsarzt Rosenthal in Magdeburg“ identisch.

[21] Salomon Herxheimer (1801–1884) war seit 1831 Kreisrabbiner für Anhalt-Bernburg. Auf den Rabbinerversammlungen vertrat er den Standpunkt der gemäßigten Reform. Seine „Jessode hatora, Israelitische Glaubens- und Pflichtenlehre (Bernburg 1836, 29. Aufl. 1883!) wurde in der Übersetzung auch in England und Amerika eingeführt.

G. A. Gabler über Anthropologie und Psychologie[22] und J. K. W. Vatke Geschichte der Religion des Alten Testaments; bei dem Orientalisten und Alttestamentler F. S. F. Benary über den Ursprung des Pentateuch[23], bei K. H. Schultz-Schutzenstein Botanik[24] und bei dem Geographen Carl Ritter über die alte Geographie von Palästina[25]. Besondere Förderung dankte Steinthal dem Sprachlehrer August Mahn[26], der ihn nicht nur in die romanischen Sprachen, sondern auch ins Baskische und Russische eingeführt und gemeinsam mit ihm die asiatischen Sprachen studiert hatte.

Schon in den ersten Semestern studierte Steinthal ergriffen Wilhelm von Humboldts Schrift „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts“[27], die für seine wissenschaftliche Arbeit sehr entscheidend werden sollte. Humboldt wurde ihm das große Vorbild, mit dem er sich in fast allen Arbeiten auseinandersetzte – das gilt zunächst und vor allem für Humboldts Sprachtheorie, dann aber auch für dessen ethische und politische Anschauungen. Bezeichnend für Steinthal ist auch die Notiz, die er als Student an zweiter Stelle in sein Tagebuch eintrug – es ist der Schlußsatz des Vorworts, das Alexander von Humboldt zu der genannten Schrift seines Bruders schrieb: „Es [= das vorliegende Werk] muß die Überzeugung darbieten, daß eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt“ – ein Wort, das auch für Steinthal selbst, für dessen späteres Werk zutrifft: Gewiß wäre es nicht entstanden ohne seine ungewöhnliche Sprachbegabung und die fast unübersehbaren Sprachkenntnisse, nicht ohne die hohen analytischen Fähigkeiten. Aber auch die seinem „Charakter“ zugehörigen Imponderabilien haben die späteren sprachwissenschaftlichen Werke, seine Aufsätze zur Religionsphilosophie und seine Ethik mitgestaltet: Der leidenschaftliche Ernst und die Ausschließlichkeit, mit denen er nach Erkenntnis strebte, die Hochachtung und Liebe für W. v. Humboldt, die unzer-

---

[22] WS 1843/44. [23] WS 1844/45. [24] SS 1847.

[25] WS 1844/45. – Die Nachschriften dieser Vorlesungen befinden sich im Nachlaß Steinthals in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek von Jerusalem. Außer diesen noch: „Über den Kratylos des Platon“ (SS 1845, evtl. von G. A. Gabler), über „Römische Literaturgeschichte“ (SS 1846) und über „Naturgeschichte“ (SS 1847).

[26] Vgl. auch Brief Nr. 154 und 158. – In dem lateinischen Curriculum vitae (datiert vom 7. Mai 1849; heute im Besitz der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Autographensammlung Ludwig Darmstaedter), das Steinthal dem Antrag auf die venia legendi bei der philosophischen Fakultät der Universität Berlin beigab, hebt Steinthal August Mahn als „virum doctissimum atque modestissimum probissimumque“ hervor.

[27] Die Schrift erschien postum 1836 in Berlin; sie war als Einleitung zu der Abhandlung über die Kawi-Sprache auf Java gedacht.

störbare Freundschaft, die er wenigen, auch Andersdenkenden halten konnte, die persönliche Bescheidenheit und moralische Integrität, das Glücksempfinden, das ein neuer Gedanke bei ihm auslösen konnte und das schon den Studenten die materielle Not vergessen ließ, die ihn zwang, die Rationen trockenen Brotes für die einzelnen Essenszeiten behutsam abzuteilen[28].

Am 1. November 1847 wurde Steinthal in Tübingen – in absentia, was nach der damaligen Prüfungsordnung erlaubt war – zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste promoviert[29]. Die Dissertation, „De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica cum excursu de nominativi particula", enthält im Keim schon alles, was in den späteren sprachwissenschaftlichen Werken zur Entfaltung kommen sollte: Zu Beginn der Arbeit die Verherrlichung Humboldts, schon einzelne Widerlegungen Carl Ferdinand Beckers, die Steinthal später in „Grammatik, Logik und Psychologie . . ." (1855) und andernorts weiter ausführte, die philosophische Betrachtung der sprachlichen Tatsachen und die allgemeine Erörterung über das Wesen und die Aufgabe der Sprachwissenschaft: „So scheint es mir Aufgabe der Sprachwissenschaft zu sein, zu zeigen, auf welche Weise sich die Idee der Sprache, die ihrem Wesen und ihrer Wirksamkeit nach immer dieselbe ist, in den verschiedenen Sprachen des ganzen Menschengeschlechts in vielfältigen Arten und Formen verwirklicht hat und was sie schließlich in ihrer Geschichte bis heute zu erreichen vermocht hat"[30] – eine Art Programm der zukünftigen sprachwissenschaftlichen Arbeit. Die Schrift erschien noch im selben Jahr, 1847, wie alle folgenden sprachwissenschaftlichen Abhandlungen in Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin, mit deren Mitinhaber Dr. Julius Harrwitz[31] ihn später eine gute Freundschaft verband.

---

[28] Vgl. M. Holzman, aaO, S. 468.

[29] In dem angeführten lateinischen Lebenslauf berichtet Steinthal darüber: „. . . ab Amplissimo Ordine Facultatis Philosophicae in Regia Universitate Tubingensi doctor philosophiae et artium liberalium magister creatus, De Pronomine relativo librum edidi, in quo quum quanti Wilhelmum ab Humboldt faciam ac quantopere admirer eloquutus sum, tum quemadmodum, illius rationem esse sequendam, exposita ad exemplum pronominis relativi natura, ostendere conatus sum." – In den Dekanatsakten der Philosophischen Fakultät Tübingen sind die Vorlage von Steinthals Gesuch auf Zulassung zur Promotion und die Vota der Professoren Christian Walz, Karl Haug, Joh. Gottlieb Christian Nörrenberg, I. Hermann Fichte, Friedrich Theodor Vischer und Adelbert von Keller enthalten. Das Diplom befindet sich in der Universitätsbibliothek Tübingen. (Weitere Angaben über Gesuch und Diplom bei: Waltraud Bumann, Die Sprachtheorie Heymann Steinthals. Dargestellt im Zusammenhang mit seiner Theorie der Geisteswissenschaft. Meisenheim am Glan 1965, S. 5.)

[30] Loc. cit., pag. 7: Itaque linguarum scientiae esse mihi videtur demonstrare, quomodo variis totius generis humani linguis orationis idea, quae semper natura ac vi sit una, variis modis et formis ad effectum sit perducta, ac quid tandem omnia per tempora usque ad nostra consequi valuerit."

[31] Seiner Erinnerung widmete Steinthal auch die dritte erweiterte Auflage seines Werkes „Der Ursprung der Sprache", die 1877 nach dem Tode von Julius Harrwitz erschien.

In den folgenden Jahren setzte Steinthal vor allem das Studium W. v. Humboldts und der allgemeinen Sprachwissenschaft fort; intensiv widmete er sich auch dem Chinesischen und den afrikanischen Sprachen. Bald darauf, am 24. November 1849, habilitierte er sich an der Universität Berlin mit einer Arbeit über „Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts und die Hegelsche Philosophie“ [32]; Gutachter waren der Professor für Philosophie Friedrich Adolf Trendelenburg und der Sprachwissenschaftler Franz Bopp. Es ist nicht ganz unwesentlich, daß Trendelenburg Hegels Dialektik, dessen Lehre vom schöpferischen „reinen Denken“ ablehnte; darin folgte ihm Steinthal, der in seiner Arbeit Hegels Standpunkt als einen „Glauben an die Vernunft“ [33] zurückwies und ihm die Vernachlässigung der Empirie vorwarf. Bopp, der ein Freund W. v. Humboldts war, hatte sich der Sprachwissenschaft aus primär philosophischem Interesse zugewandt [34] und stimmte darin Steinthal zu, daß alle Erkenntnis eine empirische und eine apriorische Quelle habe, die es zu vereinen gelte.

Nicht ganz zufällig war die Auseinandersetzung mit Hegel, zu der ihn der Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse anregte, Paul Heyses Vater, den Steinthal später den „eigentlichen Repräsentanten der Hegelschen Philosophie“ innerhalb der Sprachwissenschaft nannte [35]. Steinthal hatte im Winter 1847/48 dessen Vorlesung über Sprachphilosophie gehört, 1848 trat er in nähere Beziehung zu ihm. Sprachwissenschaftliche Fragen hatten den Kontakt hergestellt: Steinthal fand bei Heyse, was er bei Humboldt vermißte, nämlich eine aus den empirischen Einzelbeobachtungen abgeleitete Sprachtheorie. Durch Vermittlung Heyses gelangte Hegels Gedanke von der notwendigen und freien Entwicklung des menschlichen Geistes in Steinthals Sprachtheorie. Andererseits empfand es Heyse, der so spät erst mit der eigenen wissenschaftlichen Arbeit beginnen konnte und sie dann, durch schwere

---

[32] Erschienen in Berlin 1848.

[33] Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts . . ., S. 5.

[34] In den „Vorerinnerungen“, die Bopps Lehrer C. J. Windischmann dem ersten Werk seines Schülers, „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache . . ., Frankfurt a. Main 1816, voranstellt, heißt es: „Ausgezeichnet durch alle Classen ließ er insbesondere in den philosophischen Cursen bedeutenden Scharfblick und vorwaltende Neigung zu ernster Wissenschaft an sich erkennen. Diese widmete er vor allem der Sprachforschung, sogleich vom Anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Geheimnis des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesetz abzugewinnen“ (S. I/II). – Die späteren Werke Bopps beschränken sich allerdings auf die historische und vergleichende Sprachforschung.

[35] Steinthal, Der Ursprung der Sprache . . ., 4. Auflage, Berlin 1888, S. 89. – Über Carl W. L. Heyse (1797–1855) vgl. die „Jugenderinnerungen“ von Paul Heyse, Stuttgart 1912[5], Bd. I, S. 3 und 14–18, ebenso die Abhandlung von Erich Petzet und Gustav Herbig: Carl Wilhelm Ludwig Heyse und sein System der Sprachwissenschaft, in: Sitzungsberichte der Königl. Bayr. Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philologische und historische Klasse, München 1913.

Krankheit gezwungen, immer wieder unterbrechen mußte, als Beglückung, daß dieser begabte und vielversprechende Schüler[36] ihn in seinen Erkenntnissen bestätigte, verehrte und zur Weiterarbeit ermunterte. Nach Paul Heyses Zeugnis hing der Vater an Steinthal „wie an einem zweiten Sohne". So schrieb er auch am 7. Juli 1849 in trüber Vorahnung an seinen Sohn Paul: „Ich zweifle, daß ich noch damit zu Stande kommen werde, meine Sprachwissenschaft in allen Teilen so vollständig und gleichmäßig durchzuführen und zu einem vollkommenen Ganzen zu gestalten, daß ich mich entschließen könnte, sie als Buch zu veröffentlichen, so sehr ich auch von vielen Seiten dazu aufgefordert bin. Sollte ich dieses Ziel nicht erreichen, so ehre Du mein Andenken dadurch, daß Du dies Lebenswerk aus meinen Papieren mit Zuziehung Deines nachgeschriebenen Heftes[37] als ‚Vorlesungen über Sprachwissenschaft' herausgibst. Dr. Steinthal wird Dich dabei gewiß gern mit Rat und Tat unterstützen, und sollte er geneigt sein, eigene Zusätze und Anmerkungen dazu zu liefern, so nimm Alles dankbar auf, was er Dir gibt."[38] Über die außergewöhnliche persönliche und wissenschaftliche Teilnahme, die er Steinthal entgegenbrachte, schrieb er wiederholt an den Sohn[39]. Nicht nur das: Steinthal meinte sogar einmal recht selbstbewußt in einem Brief an Paul Heyse, Heyse habe „in der Sprachwissenschaft von niemandem etwas Wesentliches gelernt, nicht einmal von Humboldt, bloß von mir"[40]. Heyse, der von allen zeitgenössischen Zeugen als ein besonders selbstloser, toleranter und harmonischer Mensch charakterisiert wird, verschmähte es allerdings nicht, von Jüngeren zu lernen. Und keiner stand ihm unter diesen so nahe wie Steinthal. Julius Deuschle, der Heyse dankbar seine Dissertation über „Die platonische Sprachphilosophie" (1852) widmete, war nicht nur mit seinen späteren Werken über Platon wissenschaftlich andere Wege gegangen, er ist auch „ziemlich nüchtern", bei weitem nicht so begabt und beweglich wie Steinthal gewesen[41]. Moritz Lazarus, der ebenfalls die Vorlesungen Heyses besuchte, in dessen Hause verkehrte und mit dem Sohn Paul freundschaftlich verbunden war, ist allgemein

[36] So schreibt Heyse am 8. Mai 1849 an seinen Sohn Paul, daß ihm „der kleine Steinthal" – Steinthal war von kleiner Statur – „wieder eine geistvolle, gediegene Arbeit zur Beurteilung vorgelegt" habe, „Über die Classification der Sprachen". „Das ist wirklich ein eminenter Kopf", gesteht Heyse neidlos zu, „ein Philosoph malgré-lui" (Petzet und Herbig, aaO, S. 41).

[37] Paul Heyse hatte regelmäßig die Vorlesungen seines Vaters gehört.

[38] Vgl. Petzet und Herbig, aaO, S. 23.

[39] AaO, S. 24: „Du weißt, was für ein wunderlicher Kauz und was für ein edler Charakter, was für ein reiner, gediegener Mensch er zugleich ist", und in demselben Brief: „... Er ist doch in der Tat die einzige in meinen späteren Jahren gemachte Bekanntschaft, die mir ins Herz gewachsen ist. Ich betrachte ihn wie einen Adoptivsohn und bin ebenso stolz und ebensowenig eifersüchtig auf seine Leistungen wie auf die eines Sohnes" (am 2. Januar 1855).

[40] Brief vom 3. Januar 1856.

[41] Petzet und Herbig, aaO, S. 24. Vgl. auch die Briefe von Moritz Lazarus an Julius Deuschle, Nr. 11 und 12.

an der Entwicklung einer systematischen Sprachwissenschaft nicht so interessiert gewesen und hatte den Gedankengängen des alten Heyse wohl nur eine mehr äußerliche Teilnahme geschenkt[42]. Steinthal, der wie sein Lehrer nicht den notwendigen materiellen Rückhalt hatte, mag für den kränklichen und von den jungen Vertretern der historischen Sprachwissenschaft ein bißchen verächtlich angesehenen Gelehrten ein besonderes Verständnis gehabt haben – abgesehen von der Hochschätzung, die er Heyse als Sprachwissenschaftler zollte[43]. Wie innig und nachhaltig er seinen Lehrer schätzte, beweist nicht nur die Edition von Heyses „System der Sprachwissenschaft", die er nach dessen Tod, 1856, allein, mit Hingabe und unter Hintanstellung aller eigenen Werke besorgte. Fünfzehn Jahre später schrieb Steinthal noch in der Widmung an Moritz Lazarus, die er der „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft" voranstellte: „Während der Arbeit an diesem Buche glaubte ich mich ... unter den Augen meiner Freunde. Wie oft mußte mir da das milde heitere Antlitz des alten Heyse entgegen lächeln, dessen Werk ich mit dem begonnenen Unternehmen zu ersetzen hoffe, und dessen letzte wissenschaftliche Beschäftigung doch wohl meinem Manuscripte zu dem Buche ‚Grammatik, Logik und Psychologie' gehörte, das hier erneuert und erweitert vorliegt. Wie hätte er sich mit den Fortschritten der Sprachwissenschaft in den beiden letzten Jahrzehnten gefreut! Wie hätte es ihn gefreut zu sehen, daß jetzt schon strenge Historiker Hand an die Systematik legen ... Der alte Heyse verstand es gut, aus den wirren Rufen des Streites die Harmonie herauszuhören; er faßte die Eigentöne der Kämpfenden mit der Grundstimme der Sache zusammen, und dann gab es einen guten Klang." [44]

Carl W. L. Heyse vermittelte die Begegnung zwischen M. Lazarus und H. Steinthal, die für beide von großer Bedeutung gewesen ist. Wer immer

---

[42] Wie Petzet und Herbig, aaO, S. 24, mit Recht andeuten, hatte Lazarus in seinen Jugenderinnerungen (aaO, S. 117) nur einen Mangel Heyses hervorgehoben, in seinen Lebenserinnerungen wurde überhaupt nur Carl Heyses Frau erwähnt.

[43] Steinthal schrieb am 10. Januar 1855 an Heyse: „... Sie müssen länger leben ... Ich verliere in Ihnen meinen einzigen Lehrer; und ich habe keine große Lust für dieses Grimmsche und Beckersche Volk zu schreiben. Das leidige Vergnügen, durch bitteren Spott und heftigen Ernst die Wut und den Schrecken dieser Menschen zu erregen, kann mir doch nicht die Genugtuung aufwiegen, mich von Ihnen gelesen, verstanden, gewürdigt zu wissen. Und ich muß Ihre große Sprachwissenschaft haben ... Was Sie auch jetzt veröffentlichen werden, wird zeigen, daß Sie nicht auf Humboldt hätten zu warten brauchen, und wird Ihnen den Platz in der Geschichte unserer Wissenschaft sichern. Dieser Platz, wenn ich leben bleibe, ist Ihnen gesichert trotz Grimms und Beckers; denn ich werde der Geschichtsschreiber unserer Wissenschaft sein. Ich kann nach Humboldt Niemanden setzen außer Ihnen; und ich kann Sie nur als seinen Nachfolger höher stellen als ihn, da es ja nun doch klar ist, daß Humboldt in der allgemeinen Speculation nicht zu genügender Bestimmtheit gelangt, und sobald er über Sie hinausgeht, wenn er nicht auf das Gebiet der einzelnen Sprachen kommt, in die alte logische Grammatik zurücksinkt ..."

[44] Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, Berlin 1871, S. VIII und IX.

über den einen der beiden Freunde schrieb, mußte des anderen mit gedenken. Nicht selten geschah das zugunsten von Steinthal. Steinthal selbst aber wurde nicht müde, dem Freund zu danken, privat und öffentlich. So schrieb er einmal aus Berlin an Paul Heyse: „Lazarus kann in meiner Liebe nicht mehr wachsen, aber täglich wächst er in meiner Achtung. Das ist ein Charakter von einer Reinheit und Höhe, Kraft und Milde, daß man gern an ihn denkt, um die Überzeugung zu stärken, daß der Mensch dem Ideale sehr nahe kommen kann. Seine Urteile haben eine Klarheit und Feinheit, welche belehrt und beruhigt, eine Festigkeit, die nicht drückt, sondern anregt.“ [45] Steinthal widmete Lazarus – „Meinem lieben, lieben M. Lazarus“ –, wie schon erwähnt, 1871 seine „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“, das Buch, von dem er selbst sagt, es enthalte „von allem was ich Wissenschaftliches weiß das Beste, den Kern, das Erste und Letzte meiner Studien, so zu sagen – meinen inneren Sinn“ [46]. Im Vorwort spricht Steinthal von dieser einzigartigen Freundschaft, in der jeder von ihnen gibt und nimmt: „So kehrt zu Dir zurück was in gewissem Verstande Ausfluß Deiner Persönlichkeit ist. Ob es sich nun mit uns so wiederholen wird, wie wir es erlebt haben? daß wir nämlich *eines* Geistes uns hoben wie ein Turner, welcher, eine Sprosse fassend, sich an der Leiter hinaufzieht, den Körper mit dem einen Arme hebend, während die andre Hand die nächst höhere Sprosse faßt, und dann wieder mit dieser den Körper hochziehend, damit die erstere weiter hinauf greifen könne . . .“ [47]

Aufzuzählen, was im einzelnen diesen hymnischen Dank eigentlich begründe, wehrt Steinthal selbst einige Zeilen vorher ab. Bezeichnend ist aber das Bild, das er gebraucht, um die hilfreiche freundschaftliche Wirksamkeit von Lazarus zu umschreiben: „so etwas wie Sonnenschein“. Trotzdem soll es hier wenigstens angedeutet werden: Steinthal galt zwar nach außen hin den meisten als still, verschlossen, besonnen sogar [48], im Grunde aber war er eine Feuernatur, ein „Krater“, wie er von sich selbst oft sagte; der nicht nur das, was andere, sondern auch das, was er selbst aufgebaut und gestaltet hatte,

[45] Brief an Paul Heyse im März 1858.

[46] Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. VII.

[47] AaO, S. IX.

[48] Der Eindruck heiterer oder besonnener Resignation, den so mancher an dem älteren Steinthal vor allem rühmte, war wohl schwer erkämpft. Als er in den 90er Jahren journalistisch tätig wurde, um die Juden zu mahnen und die Antisemiten zu widerlegen, schrieb er wiederholt an Gustav Karpeles, den Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung des Judentums, wie lebhaft der Ärger, wie tief der Verdruß gewesen sei und wie beides sich auch stilistisch auf den betreffenden Artikel ausgewirkt habe. Es ist nicht anzunehmen, daß das erste offizielle Aufflammen des Antisemitismus 1879/80 ihn weniger erschüttert hatte. Nach außen hin versuchte er aber ruhig zu bleiben, wie das eine Briefnotiz Berthold Auerbachs an seinen Freund Jakob (aaO, S. 395) am 26. März 1879 zeigt: „Ich bin so außer mir und weiß doch nicht wo hinaus. Ich habe eine in allen Zeitungen zu veröffentlichende Erklärung abgefaßt, ich werde damit heut Mittag zu Professor Steinthal gehen, ich will nichts tun, ohne den besonnenen und warmherzigen Mann beraten zu haben.“

wieder niederriß, den geistige Probleme umtrieben und so lange beunruhigten, bis sich eine Lösung ohne Kompromiß in das Erarbeitete einfügen ließ, der unerbittlich auch in der Selbstkritik[49], maßlos in seiner Skepsis und Depression sein konnte, der alles schwer nahm und es sich meist noch schwerer machte, als es ohnehin schon war. Freunde und Außenstehende irritierte er mit seinen ironischen oder spöttischen Bemerkungen oder durch eine knappe unverbindliche Reaktion[50]. Der viel harmonischere Lazarus wirkte nun mit seinem liebenswürdigen Charme und Taktgefühl sehr heilsam auf ihn ein, er besänftigte und beruhigte den „chaotischen" Freund. „Wenn ich das könnte! Sanft sprechen! – Dann wäre ich ja ganz anders! Dann schriebe, dann dächte ich anders, dann wäre ich Dichter und Philosoph, dann wäre ich ein Genie! – Wer sich immer nur quält, kann nicht sanft sein", so schrieb Steinthal einmal selbst an Lazarus[51]. Lazarus' „treffliche" Schwester Jeannette übernahm wohl diese Funktion ihres Bruders, als sie 1861 Steinthal heiratete[52]. Die Maßlosigkeit, die sein Denken, Grübeln, Sorgen kennzeichnete, überraschte seine Umgebung auch in der entgegengesetzten Äußerung, im Humor und im Lachen. „Steinthal konnte lachen, wie ich es nie wieder erlebt habe", berichtete Gotthilf Weisstein[53], „der ernste Mann konnte über unsere altberliner Witze, über Studentenstreiche in einer lauten und intensiven Weise lachen, daß auch der trockenste und verkümmertste Philister in dies innerste Urbehagen des sonst so versonnenen, weltfremden Denkers hineingerissen wurde." Daß Weisstein sich an dieses Lachen, das den „ganzen kleinen zarten Körper" erschütterte, und an die „Blitze" erinnern konnte, die dann aus den „großen feurigen, brau-

---

[49] Vgl. Brief Nr. 154 über seine Predigt, Nr. 160 über seine Unfähigkeit, Geld zu verdienen u. a. m. – Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem der Brief Nr. 162, in dem er Lazarus anhand des Themas „Gesellschaftsspiele" erzählt, daß alles Agonale für ihn keine Bedeutung habe und daß er sich als Fünfzehnjähriger darin übte, jedes Lob, „jedes Urteil des andern über mich, auch meiner Lehrer, zu vollster Gleichgültigkeit für mich herabzudrücken".

[50] Dafür gibt Dilthey, der Steinthal an und für sich sehr hoch schätzte, ein hübsches Beispiel (in: Der junge Dilthey, aaO, S. 72 f.): Sein Bruder Karl, Student der klassischen Philologie, wollte 1859 zur Fortsetzung seines Studiums nach Breslau gehen, wo damals Jacob Bernays lehrte. Da Lazarus und Steinthal mit Bernays befreundet waren, erhoffte sich Dilthey eine Empfehlung von diesen an Bernays. Das Ergebnis sieht dann so aus: „... Karl habe ich eine wunderliche Empfehlung Steinthals an Bernays geschickt: Lazarus war leider nicht da und St. ist eben ein komischer Kautz, von dem man nie voraus weiß was er machen wird. Sie fängt mit der ausdrücklichen Erklärung an, daß er Karl durchaus gar nicht kenne. Hoffentlich tut sie doch Wirkung." Vgl. dazu auch die ähnliche Charakterisierung durch Carl Heyse, S. LXXXIX, Anm. 39.

[51] Nahida Lazarus, Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden. Ein biographisches Fragment. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. III, Berlin 1900, S. 159.

[52] Vgl. den Brief von Jeanette Lazarus an Steinthal, Nr. 185.

[53] Gotthilf Weisstein, Erinnerungen an Lazarus und Steinthal, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, 67. Jg. (1903), S. 378–380.

nen schönen Augen" sprühten, beweist nur, daß auch die Fröhlichkeit etwas auffallend Heftiges hatte, daß er ein Mensch von ungewöhnlicher emotioneller und intellektueller Spannweite war[54]. Um Ruhe, Besonnenheit, Heiterkeit oder Resignation hatte sich Steinthal sein Leben lang bemühen müssen, und Lazarus war ihm da oft ein guter Helfer gewesen.

Diese heilsame Ergänzung konnte ihm Lazarus auch in der Arbeit bieten, wenigstens zu Beginn. Von Lazarus stammte wahrscheinlich die erste Anregung, die „geistige oder ideale Tätigkeit eines Volkes" psychologisch zu erforschen, d. h. eine neue Disziplin zu begründen, die Völkerpsychologie[55]. Steinthal wurde der treueste Hüter und unermüdliche Verfechter dieser Aufgabe. Lazarus war es auch, der Steinthal die Bekanntschaft mit Herbart vermittelte, die Steinthal dann freilich viel gründlicher vollzog, als Lazarus selbst es getan hatte. Das gilt auch für die rein technische Seite der Arbeit; nicht nur daß Lazarus viel gesprächiger und anregender war und Steinthal zur Entdeckung und zur Lösung von Problemen antrieb: Steinthal schrieb dann oft das Ergebnis wochenlanger Arbeit in drei, vier kurzen Sätzen nieder, so daß es für den Leser nahezu unverständlich blieb und auch Steinthal selbst nach einiger Zeit nichts mehr damit anfangen konnte[56]. Lazarus hat ihm da mit seinem besonders guten Gedächtnis und seiner gewandten Art zu schreiben oft helfen können.

Nicht zuletzt konnte Lazarus den Freund materiell unterstützen, vor allem in der wirklichen Notzeit, als Steinthal 1856 ohne Aussicht auf eine Professur von Paris nach Deutschland zurückkehrte. Auch später noch hatte Steinthal sein unentgeltliches Feriendomizil auf Lazarus' Besitzung in Schönefeld bei Leipzig.

Damals, nach der Habilitation 1849, bearbeitete Steinthal mit unerhörtem Fleiß und beharrlicher Zielstrebigkeit alle Themen und Probleme, die er als dringlich ansah. Seit Anfang des Jahres 1850 bis zum Sommer 1852 las er an der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin über Geschichte der Grammatik, Klassifikation der Sprachen, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, über Wilhelm von Humboldt, aus dessen sprachwissenschaftlichen Schriften er schwierige Stellen behandelte, über die provenzalische Sprache im Mittelalter und die Poesie einiger Troubadours und über rabbinische Schriften.

In rascher Folge erschienen die nächsten sprachwissenschaftlichen Schriften: 1850 „Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee"[57], die eine kritische Übersicht der früheren Sprachklassifikatio-

---

[54] Vgl. Brief Nr. 167, S. 297 f.

[55] Moritz Lazarus, Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie, in: Deutsches Museum, 1. Jg. (1851), Bd. 2, S. 112–126.

[56] Nahida Lazarus, Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden, aaO, S. 158.

[57] Sie erschien 1860 überarbeitet und erweitert unter dem Titel „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues".

nen – u. a. der von Friedrich und August Wilhelm Schlegel, August Friedrich Pott und Franz Bopp – enthält. Besonders ausführlich wird W. von Humboldt dargestellt, anhand dessen genialer Leistung und dessen Mängeln Steinthal seine eigene Ansicht vom Wesen der Sprache und über die Ursache der Sprachverschiedenheit erörtert. Zum Abschluß gibt Steinthal eine Einteilung der Sprachen in dreizehn Klassen nach einer den Pflanzen- und Tiersystemen analogen Methode. Diese Schrift sollte eine Reihe von Werken eröffnen, die die von Steinthal „aufgestellten Sprachclassen nach ihrem eigentümlichen Wesen in die vorzüglichsten Einzelheiten verfolgen werden". Zu dieser Fortsetzung kam es nicht mehr.

Auf Steinthals Kritik an den früheren Sprachklassifikationen, besonders an der W. v. Humboldts, antwortete Aug. Fr. Pott mit einer gründlichen Entgegnung[58], in der er zwar den Wert der gesamten Abhandlung hervorhebt, die Kritik an W. v. Humboldt aber scharf und lebhaft tadelt. Gegen diesen Tadel rechtfertigt sich Steinthal 1852 mit einer Untersuchung über „Die Entwickelung der Schrift", in der er nochmals seinen Standpunkt darlegt und begründet und in deren vorangestelltem „Offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott" er sein Verhältnis zu Humboldt erörtert und dessen Versagen psychologisch erklärt.

Auch die nächste Abhandlung, „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens" (1851) hat ihr Fundament in der Auseinandersetzung mit W. v. Humboldt, den er als „Richter" über die sprachphilosophischen Anschauungen Herders und Hamanns ansieht. In den folgenden Auflagen erweiterte Steinthal dieses Werk zu einem Abriß über die wichtigsten Ansichten zum Ursprung der Sprache, denen er die eigene gegenüberstellt. Dieses Bändchen geht, wie der Titel schon andeutet, weit über eine spezielle sprachwissenschaftliche Untersuchung hinaus, denn es zeigt recht eindrucksvoll, daß alle dargestellten Theorien über den Ursprung der Sprache eng mit den Vorstellungen verbunden sind, die die betreffenden Sprachtheoretiker allgemein über Menschliches und Göttliches hatten. Das gilt auch für Steinthal, den im Grunde zwar nicht ein theologisches, aber ein anthropologisches Interesse zur Sprachwissenschaft geführt hatte: Er wollte das Wesen des Geistes ergründen, des menschlichen Geistes. In der Sprache fand er den Geist der Menschheit in seiner konzentriertesten Wirksamkeit – sie sei das „deutlichste und allgemeinste Mittel, die Erwerbungen der Vergangenheit den Genossen der Gegenwart verdichtet zu überliefern" [59].

---

[58] In: Blätter zur literarischen Unterhaltung, Nr. 22, 1852, und in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1852, S. 287–293.

[59] Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen, Berlin 1864, S. 45. – Joachim Wach weist in seinem dreibändigen Werk über „Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert" (Bd. 3, Tübingen 1933, S. 215) auf die sehr ähnliche Formulierung Diltheys hin, daß

Die Oase seines damaligen arbeitsamen und materiell recht kärglichen Lebens war Lazarus' schöne Wohnung am Exerzierplatz (später Königsplatz), wo er sich regelmäßig zum Freitagabend einfand. Hier verbrachte Steinthal, gelöst und heiter, die schönsten Stunden – bis sich allmählich immer mehr Freunde einfanden: Paul Heyse, Friedrich Eggers, Jacob Bernays, wenn er gerade durch Berlin kam, und andere mehr. Je lebhafter und geräuschvoller die Freitagabende waren, um so wortkarger wurde Steinthal. So wählte Lazarus den Sonntagabend für die private Zusammenkunft mit dem Freund. Doch bald sprach es sich herum, wie interessant die Gespräche waren, so daß sich nicht nur die alten, sondern auch neue Freunde einfanden und Steinthal schließlich einige Male verärgert wegblieb. Da wurde denn der Dienstagabend streng für die beiden Freunde reserviert. Gut zwei Jahre lang blieb es bei diesen drei Abenden, an den privilegierten Dienstagabend aber erinnerte sich Steinthal, auch in seinen späteren Briefen, besonders gern [60].

1851 erhielt Steinthal den Volneyschen Preis des Institut de France für eine Abhandlung über vier afrikanische Sprachen, das Soso, Bambara, Mande und Vai, die er später zu dem Werk „Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet" ausgearbeitet und 1867 veröffentlicht hat. Der Preis wurde nicht für Arbeiten über gestellte Themen, sondern für die beste aller gewählten Abhandlungen verliehen. Dieser Preis ermöglichte es Steinthal, zu Ende des Jahres 1852 nach Paris zu gehen und dort seine Sprachstudien zu erweitern und zu vertiefen. Bis auf einige Monate, die er 1853 in London verbrachte, lebte Steinthal bis 1855 in Paris. 1854 gewann er den Volneyschen Preis ein zweites Mal, diesmal mit einer Abhandlung über die Wurzeln der verschiedenen chinesischen Dialekte. Dies bedeute „eine neue Anerkennung in der europäischen Wissenschaft", schrieb ihm daraufhin Adolf Trendelenburg im November 1854, „die der deutschen Philologie, auf welche dabei ein günstiges Licht fällt, nur zur Freude und Ehre gereichen" könne [61].

Erfreute sich Steinthal bei seinen afrikanischen Studien in London der Unterstützung durch Josias von Bunsen, so waren es in Paris vor allem Stanislas Julien und dessen Schüler und Freund Antoine Pierre Louis Bazin, die seine chinesischen Studien förderten. Überdies brachte ihm der Kulturhistoriker Baron von Eckstein die freundlichste Teilnahme entgegen, mit Ernest Renan,

---

in der Sprache allein das menschliche Innere seinen vollständigen, erschöpfenden und objektiv verständlichen Ausdruck finde.

[60] Nach Nahida Lazarus, Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden, aaO, S. 151. – Auch später noch klagte Steinthal über die immer größeren Gesellschaften bei Lazarus, die zu seinem Kummer auch den ursprünglichen Sinn des Feiertags vergaßen; so schreibt er am 26. November 1855 an Paul Heyse: „... Mir scheint, in zehn Jahren werde Lazarus einen Salon haben, in den man sich von allen Seiten drängt, und wo so viel Geist sein wird, als jemals in Soiréen war und wo nur eins fehlt, was allen andern auch fehlte, das Schabboslicht."

[61] Holzman, aaO, S. 471.

der Steinthal in dessen Vorhaben, die religiöse Entwicklung der Chinesen zu schildern, lebhaft bestärkte, schloß er Freundschaft. Trotz der freundlichen Teilnahme und Förderung gefiel es ihm nie so recht in Paris. Wohl fühlte er sich nur über seinen Studien. Das lag zum Teil an seinen dürftigen finanziellen Verhältnissen, die er dadurch aufzubessern suchte, daß er in der Pariser Bibliothek für den Sprachforscher August Mahn provenzalische Texte kopierte und schließlich sogar eine Hauslehrerstelle annahm, die er aber schon nach einigen Monaten wieder aufgab, deprimiert und von der Fähigkeit, einmal den notwendigen Lebensunterhalt verdienen zu können, nicht gerade überzeugt[62]. Wahrscheinlich hatte Steinthal, der sehr mit seinen eigenen Ideen und Sorgen beschäftigt war, der alles schwer und ernst nahm und an Menschen und Zustände immer einen streng ethischen Maßstab anlegte, nicht die Augen und den leichten Sinn, um dieser Stadt etwas abzugewinnen oder sich gar in ihr zu Hause zu fühlen. Abgestoßen berichtet er von einem Ballettbesuch („Can-can in Tricots"), von der vermeintlichen Oberflächlichkeit und, wie ihm schien, fehlenden Innigkeit der Franzosen; eine Dirne, die ihn auf dem Heimweg angesprochen hatte, wurde ihm geradezu zum Inbegriff dieser „Dreckstadt", die er gern gegen London wieder eingetauscht hätte[63].

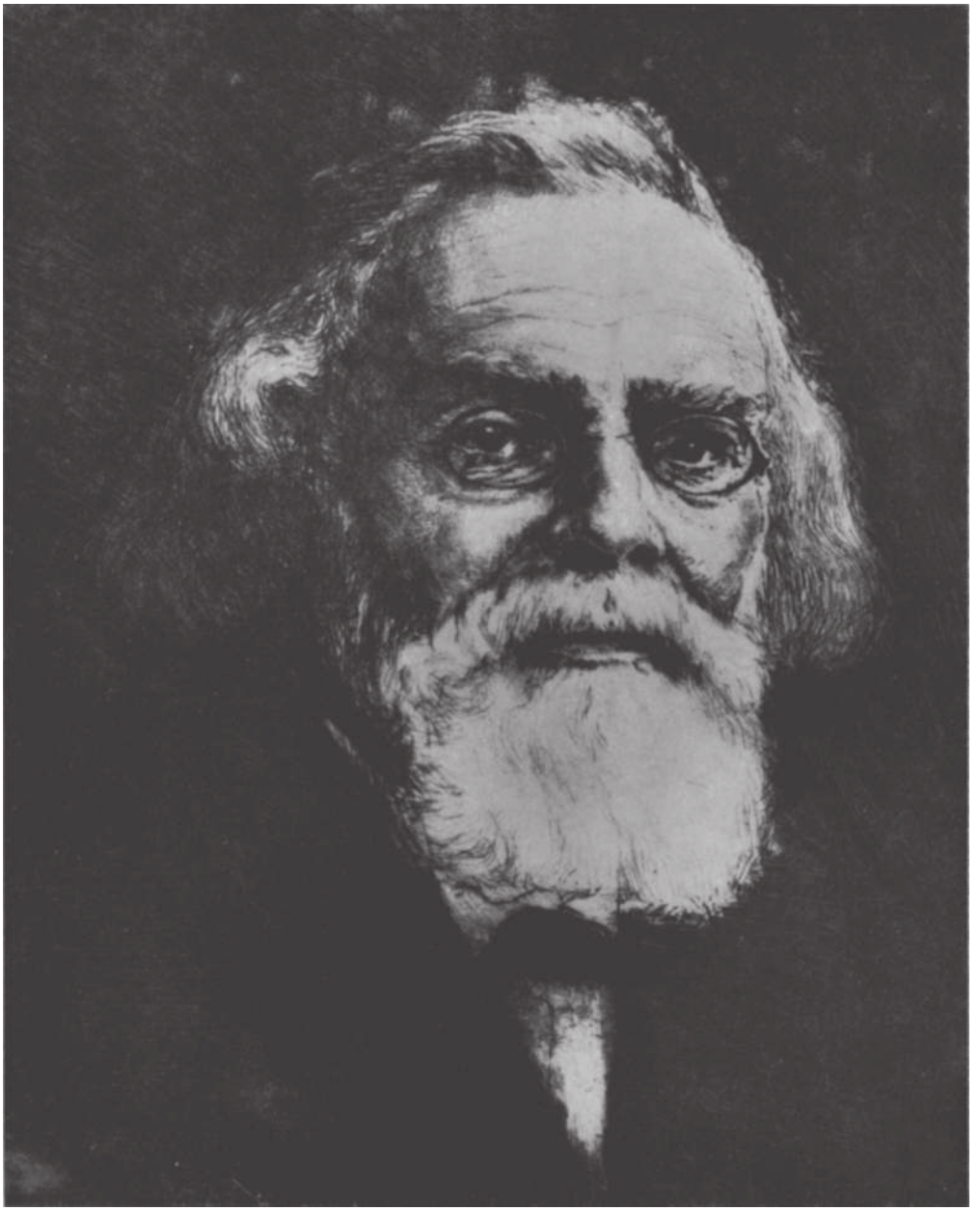
So folgte er seinem Heimweh und lehnte das Angebot der französischen Regierung, als Dolmetscher des französischen Botschafters nach China zu gehen, schließlich ab. Dieses Angebot, das wohl seine Lehrer Julien und Bazin unterstützt hatten, war auf fünf Jahre geplant; für die Zeit nach der Rückkehr wurde ihm eine Anstellung in der Kaiserlichen Bibliothek bzw. eine Dozentur in Aussicht gestellt; während des Aufenthalts sollte er genügend Zeit zu eigenem Studium haben; das Gehalt war so hoch bemessen, daß er mehr als die Hälfte für spätere Zeiten sparen konnte. Das waren sehr günstige Bedingungen. So lebhaft Steinthal auch diese Chance zu Beginn ergriff[64], so schnell ließ er sie wieder fahren, als sich die Angelegenheit sehr verzögerte und Laza-

---

[62] Vgl. Brief Nr. 159 und 160.

[63] Vgl. Brief Nr. 157 und 158. Auch über Italien (das er kaum kennen konnte!) schrieb er einmal, im März 1855 von Paris, abschätzig an Paul Heyse, der ihm seine „Idyllen von Sorrent" geschickt hatte: „Italien soll gar nicht so schön sein; es soll da keine Büsche, keine Wiesen, keine Lerchen geben. Der Chemiker Mitscherlich hat es mir gesagt. Der Ölbaum, Feigen- und Dattelbaum, und wie sie alle heißen, die sich in den Gedichten so hübsch ausnehmen, sollen lange nicht so schön sein, wie unsere Tannen, Eichen (auch die langen Pappeln?). Der Mann hat vielleicht den ‚Mai in Sorrent' nicht gesehen? – Nun aber will ich nichts mehr von Italien schreiben; sonst glaubst Du am Ende gar, ich hätte eine Wut gegen Italien (was Du nicht glauben mußt, wiewohl es nicht ganz unwahr ist)." Mag sein, daß seine persönliche Verstimmung gegen Heyse diese Ausführungen auslöste; aber dieser Polemik scheint doch eine Aversion gegen die romanischen Länder im allgemeinen zugrunde zu liegen, deren Ursache sowohl in einer in Deutschland allgemein zunehmenden Ideologisierung des Nationalen als auch in der Begrenzung von Steinthals Naturell zu suchen ist, das, introvertiert und etwas schwerfällig, sich dem Andersartigen nicht gewachsen fühlte.

[64] Vgl. Brief Nr. 163.



Heymann Steinthal
nach einer Radierung von H. Struck

rus an ihn schrieb[65]: „Laß die Franzosen und die Sinologie laufen, Steinthal! Kehre zurück und mache Dir keine Sorge. So lange ich zu essen habe, hast Du es auch. Du nimmst wieder, wie früher, eine Wohnung in meiner nächsten Nähe. Morgens kochst Du Dir den Kaffee, wie seit fünfzehn Jahren[66] – Mittags und Abends speisest Du mit uns. Du hast also nur für Miete und Kleidung zu sorgen, und auch diese Sorge, weißt Du ja, tragen wir zusammen."

Das war die einzige Zusicherung, auf die sich Steinthal bei seiner Rückkehr nach Deutschland stützen konnte. Sonst bestand keine Aussicht auf einen noch so bescheidenen Lebensunterhalt. Die Bitte um Erteilung einer außerordentlichen Professur für allgemeine Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie an der Berliner Universität, die Steinthal am 8. Dezember 1856 an „Seine Excellenz den Herrn von Raumer, Minister Sr. Majestät, Berlin" richtete[67], wurde abgewiesen. Lazarus' Bemühung, Steinthal ebenfalls in Bern eine Professur zu verschaffen, war vergeblich[68]. Wie aussichtslos und für Steinthal bedrückend die Situation noch 1861 war, zeigt ein Brief Steinthals vom 12. Juni 1861 an Paul Heyse in München[69]: „Lieber Paul, In wenigen Worten eine große Frage: Kannst Du bewirken, daß ich, sei es als Prof. der allgemeinen Sprachwissenschaft oder einer specielleren Disciplin, etwa des Chinesischen, nach München berufen werde? Noch kürzer: Kannst Du mir zu leben schaffen? Herzlichen Gruß! Adieu! Dein Steinthal." Auch diese Hoffnung zerschlug sich wieder.

So hatte Steinthal im Frühjahr 1856 als Privatdozent seine Vorlesungen an der Berliner Universität wiederaufgenommen. Zunächst las er über allgemeine Grammatik, Sprachvergleichung und Sprachschilderung unter Berücksichtigung der Völkerpsychologie, über die formlosen Sprachen, vergleichende Mythologie und Geschichte der epischen Poesie und behandelte chinesische Texte und chinesische Grammatik. Später las er allgemeine und vergleichende Grammatik, allgemeine und vergleichende Mythologie, allgemeine Einleitung in die Literaturgeschichte, über den Ursprung und Charakter der romanischen Sprachen in Vergleichung mit den alten Sprachen und dem Deutschen, über Form und Charakter der indogermanischen Sprachen mit besonderer Rücksicht auf das Griechische, Lateinische und Deutsche, über Völkerpsychologie, Geschichte der Grammatik, Methodologie und Enzyklopädie der Philologie

---

[65] Zitiert nach Nahida Lazarus, Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden, aaO, S. 156.

[66] Nahida Lazarus fügt an dieser Stelle als bezeichnend für Steinthal folgendes hinzu: „Um Zeit und Spiritus zu sparen, hatte Steinthal als Student wochenlang den Kaffee abends mit kaltem Wasser angesetzt, und am anderen Morgen trank er dies Zeug mit Todesverachtung aus!" (aaO, S. 156).

[67] Das Original dieses Schreibens befindet sich in der Autographensammlung Darmstaedter, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

[68] Vgl. Brief Nr. 174.

[69] Der Brief befindet sich im Paul-Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek, München.

(seit dem Winter 1869/70), über den Ursprung der Sprache und des Menschengeschlechts, über die Bibel in historischer und ästhetischer Hinsicht und über provenzalische Gedichte.

Diesen Themen entsprachen die Gegenstände seiner nächsten Publikationen. Steinthal hatte sich in Paris nicht nur mit dem Chinesischen beschäftigt. Schon bei seiner Abhandlung über die vier Sudansprachen stieß er auf die weitverbreitete, nach seiner Ansicht falsche Interpretation des Verhältnisses der Sprachformen zu den logischen Formen. So erörterte er in Auseinandersetzung mit Carl Ferdinand Becker, dem damals einflußreichsten Vertreter der alten Anschauung, daß Grammatik und Logik eine Einheit bilden, seine eigene Ansicht unter dem Titel „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältnis zueinander". Er betont den Unterschied zwischen Grammatik und Logik, zeigt auf, daß die Sprache als ein psychisches Organ Gegenstand der Psychologie sei, und legt seine Anschauung über Wesen und Ursprung der Sprache und über die Sprachverschiedenheit dar. In diesem Werk, das 1855 erschien, erläutert Steinthal auch erstmals ausführlicher die Sprachwissenschaft „als Moment der Völkerpsychologie", so wie sie vier Jahre vorher von Moritz Lazarus in dem ersten programmatischen Aufsatz im Deutschen Museum entworfen worden war.

Daß nicht nur das Wesen der Sprache und die Mannigfaltigkeit ihrer Formen ohne psychologische Deutung nicht verstanden werden können, sondern daß überhaupt alles Geschichtliche unter diesem Gesichtspunkt erörtert und neu dargestellt werden müsse, fordert Steinthal 1864 in der kleinen Abhandlung „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen". Im selben Jahr erschien das grundlegende Werk zur „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik" und 1871 der erste Teil eines Abrisses der Sprachwissenschaft: „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft" [70]. An der Fortsetzung dieses „Abrisses" hat Steinthal weitergearbeitet, hat ihn aber nicht zu Ende geführt.

Franz Misteli gab dann 1893 die „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Neubearbeitung des Werkes von H. Steinthal (1861)" als zweiten Teil des Abrisses heraus. Das sind neben den zahlreichen, nicht weniger bedeutsamen kleinen Arbeiten die wichtigsten und grundlegendsten Werke des Sprachwissenschaftlers Steinthal, den Theodor Benfey in seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland" [71] als einen „Mann von großen philosophischen und kritischen Anlagen, scharfer Denkkraft, reichen Kenntnissen im Gebiete der Linguistik und feinem

---

[70] Dieses Grundwerk enthält eine neubearbeitete Fassung des ersten Abschnittes vom dritten Teil der „Grammatik, Logik und Psychologie ..." (1855) über „das allgemeine Wesen der Sprache und ihre Beziehung zum geistigen Leben".

[71] München 1869, S. 787 f.

Sprachsinn ..." bezeichnet und dem er „eine der hervorragendsten Stellen" in der deutschen Sprachwissenschaft zuweist.

Erst im Dezember 1862 jedoch, nachdem sich der Orientalist Justus Olshausen, damals Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, für ihn eingesetzt hatte, ist Steinthal an der Berliner Universität zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Das ist er bis zu seinem Tode geblieben. Nahm ihn auch in Uppsala die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften als korrespondierendes Mitglied auf, so blieben ihm jedoch in Deutschland, da er Jude war, sowohl die ordentliche Professur als auch die Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften versagt.

Er hatte noch nicht einmal die äußerlichen Beifallserfolge, die sein Schwager Lazarus als Redner und Dozent feierte. Nur wenige Hörer kamen zu ihm, noch weniger verstanden, welche Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Konsequenz des Denkens diesen stillen, zurückhaltenden Mann auszeichneten. Für die meisten hatte sein „Name schon etwas Abschreckendes an Gründlichkeit und Schwierigkeit", wie er selbst einmal an den treusten Schüler, Gustav Glogau, resigniert schrieb[72]. Auch seine Art vorzutragen war nicht sehr anziehend. Wie Steinthal auf seine Hörer wirkte, wissen wir vor allem durch die Erinnerungen einiger Schüler der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums", die Steinthal mitbegründete und zu deren Lehrerkollegium er seit der Eröffnung 1872 bis zu seinem Tode 1899 gehörte; seine Fächer waren dort Bibelkritik und Religionsphilosophie, später auch Ethik. Simon Bernfeld, der Steinthal im Mai 1883 anläßlich der Enthüllung der beiden Humboldt-Denkmäler vor der Universität in Berlin zum erstenmal hörte, berichtete darüber später[73]: „Wenn jemand zu einem öffentlichen Vortrage, dazu noch bei einer solchen Gelegenheit, völlig ungeeignet war, so schien es Steinthal zu sein. Seine Sprache war von der denkbarsten Einfachheit, das Organ schwach und unschön. Er konnte auch nicht eine Minute, ohne das Manuskript vor Augen zu halten, sprechen. Bei den ersten Worten, mit denen er seinen Vortrag begann, empfand man ein Gefühl der Beklemmung und der Beängstigung. Aber bereits die ersten Sätze fesselten die illustre Zuhörerschaft. Jeder weitere Satz rief geradezu eine Bewegung hervor ... Nie habe ich eine solche Wirkung eines Vortrages bei völligem Mangel aller äußeren Hilfsmittel gesehen, wie an jenem Tage. Die Festrede Steinthals war eine Sensation ..." Ähnlich urteilte Adolf Rosenzweig, später Rabbiner an der jüdischen Gemeinde in Berlin, der Steinthal an der Hochschule von 1872 bis 1875 gehört hatte: „Still und ohne Prätension" sei der Lehrer gewesen; „die Sprache etwas schleppend, oft schläfrig und sich selbst korrigierend, die Augen dem Manuskripte zu-

[72] Am 20. Januar 1875, in: Gustav Glogau, sein Leben und sein Briefwechsel mit H. Steinthal, aaO, S. 89.

[73] S. Bernfeld, Erinnerungen an Chajim Steinthal, in: Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum, 7. Jg., Heft 11, November 1907, Spalte 703–708. S. Bernfeld war Hörer der Hochschule von 1883 bis 1886.

gewandt“ [74]. Auch er kontrastiert die Vortragsweise mit dem Inhalt und der Wirkung des Vorgetragenen.

Wenige Schüler erinnerten sich später dieses Lehrers, diese aber taten es mit dem sehr persönlichen, innigen Dank dafür, daß er ihnen Vorbild, Anreger, ein Teil ihres Selbst geworden sei. Keiner aber dankte ihm das Erhaltene mit so viel Verehrung, ja Schwärmerei wie Gustav Glogau [75].

Dieser Treue und Freundschaft verdanken wir den sehr persönlichen, sehr aufschlußreichen Briefwechsel, in dem auch Steinthal sich zunehmend offener und glücklich über die wachsende Freundschaft, wenn auch nie unkritisch gegen den Standpunkt und die Gedanken des andern äußert.

Der Briefwechsel wurde intensiver seit etwa 1873, einer Zeit, da die Interessen und Arbeiten Steinthals zwar nicht einen Bruch, aber doch eine deutliche Akzentverschiebung erfuhren. Der Verlust der beiden Kinder, Agathe und David, den er nie mehr ganz überwunden hatte, und die Auseinandersetzung mit den Schriften Darwins, die damals erschienen und große Bestürzung auslösten, drängten ihn, wie er es selbst in der Widmung seiner „Allgemeinen Ethik“ für Moritz Lazarus bekannte, „unwiderstehlich zu diesem Gedankenkreise“, d. h. zur Religionsphilosophie und zum Studium der Ethik [76]: „Wenn uns aber das Schicksal nicht so mild war, wenn Schlag auf Schlag folgte (der

---

[74] A. Rosenzweig, Aus den Kinderjahren der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums“, in: Ost und West, aaO, Spalte 722–723.

[75] Gustav Glogau (1844–1895), zunächst Lehrer, dann (1882) Dozent am Polytechnikum in Zürich, 1883 a. o. Prof. in Halle, 1884 o. Prof. der Philosophie (auch Religionsphilosophie und Pädagogik) in Kiel. Neben August Böckh und Friedrich Ad. Trendelenburg hat vor allem Steinthal auf ihn gewirkt; mit diesem verband ihn trotz großer weltanschaulicher Gegensätze eine Freundschaft, die bis zum plötzlichen Tod Glogaus in Griechenland währte. G. gab eine erste systematische Darstellung seiner Ansichten in der Abhandlung über „Die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie“ (in: ZfV IX, 1877, S. 345–373, und X, 1878, S. 313–370). In seinem Hauptwerk „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften (Bd. I erschien unter dem Titel: „Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“ 1880 in Breslau) versuchte er eine Fortführung und Umgestaltung der Erkenntnisse des deutschen Idealismus, vor allem Fichtes und Hegels, auf dem Fundament der modernen Wissenschaft, insbesondere den Resultaten der Psychologie, der Deszendenztheorie u. ä. Im II. Band (unter dem Titel: „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes“, Breslau 1888) legt er das Hauptgewicht auf die Ideen als den „von Gott den erschaffenen Geistern verliehenen Wesenskern“ und die Notwendigkeit eines religiösen Bewußtseins – eine Antwort auf den skeptischen Rationalismus Steinthals, die er direkt und kürzer schon 1886 in einer Rezension von dessen „Allgemeiner Ethik“ gab. – Beide Bände seines Hauptwerkes hatte Glogau dem verehrten Lehrer gewidmet – 1880: „Meinem hochverehrten Lehrer und Freunde Herrn Professor Dr. H. Steinthal in inniger Ergebenheit zugeeignet“ und 1888: „H. Steinthal in inniger, unwandelbarer Ergebenheit zugeeignet.“

[76] In einem erschütternden Brief an Gustav Glogau, der dem Tod von dessen Töchterchen gilt, erklärt er diese Wendung nach dem Tod der beiden eigenen Kinder ähnlich: „Seitdem habe ich kein Interesse mehr für Sprachwissenschaft. Ethik und Religionsphilosophie beschäftigen mich“ (aaO, S. 131, Brief vom 6. Dezember 1888).

zweite härter als der erste, weil er eben der zweite), und wir dazu plötzlich inne werden, daß die Säulen unserer Weltanschauung, deren Festigkeit wir nie oder lange nicht mehr geprüft hatten, morsch und wurmstichig sind, und daß sie dem Ziehen und Stoßen der jungen Weltstürmer nicht standhalten können; und endlich, wenn wir mit Schrecken gewaren, daß über unsrem Vaterlande die schönsten Sterne der sittlichen Bildung zu verlöschen drohen: dann kann es wol nur heißen: *Neu aufrichten, was zerfallen ist! Eine neue Ethik!*" – eine Ethik, wie er einen Absatz weiter hinzufügt, die „keinen transcendenten, noch transscendentalen Schritt tut".

Das Verzeichnis seiner Schriften spiegelt diese Abwendung von der Sprachwissenschaft und Hinwendung zur Ethik und Religionsphilosophie sehr deutlich: Bis auf die Ausgabe der „Gesammelten kleinen Schriften. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Recensionen" (Berlin 1880) und revidierte Neuauflagen seiner früheren Schriften[77], erschien kein größeres sprachwissenschaftliches Werk mehr. Nur einmal flammte das ganze leidenschaftliche Interesse einer „glücklichen Jugend"[78] nochmals auf: Als die Kgl. Bibliothek zu Berlin, nach J. K. E. Buschmanns[79] Tod im Jahre 1880, sämtliche sprachwissenschaftlichen Manuskripte Humboldts erwerben konnte, fühlte Steinthal sich angeregt, durch nochmaliges gründliches und anhand der Originale vergleichendes Studium der früheren Arbeiten Humboldts das Verständnis von dessen letzter sprachphilosophischer Schrift, der sogenannten „Einleitung in die Kawi-Sprache"[80], zu erweitern und zu vertiefen. „Ich gehe mit größter Freude an die Ausführung dieser Aufgabe, und schätze mich glücklich, daß mich das Schicksal dazu berufen hat", schrieb Steinthal 1882 in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft[81]. Mit höchster Sorgfalt und Hingabe hat er sich dieser Edition aller sprachwissenschaftlichen Werke Humboldts gewidmet; sie erschien 1884. Wer Steinthals frühere Auseinandersetzungen mit Humboldts Werk kannte, stellte allerdings erstaunt fest, daß er sich nun als Herausgeber fast gänzlich der Kritik und erst recht der Polemik

---

[77] 1881 die Neuauflage seiner „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft", 1888 die vierte Auflage des „Ursprung der Sprache", 1890/91 die zweite Auflage der „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern".

[78] Vorwort zu „Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm von Humboldts", Berlin 1884, S. 1.

[79] Johann Karl Eduard Buschmann (1805–1880), Sprachforscher, Mitarbeiter der Brüder von Humboldt, seit 1853 Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Buschmann gab das unvollendete Werk W. v. Humboldts über die Kawi-Sprache heraus und publizierte selbst v. a. über die Sprachen Nord- und Mittelamerikas in der Reihe der Veröffentlichungen der Berliner Akademie.

[80] = „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts".

[81] Band XIII, S. 204, unter dem Titel: „Programm zu einer neuen Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelm von Humboldts".

enthalten hatte[82]. Ob sich die einst „dunkel" oder widersprüchlich erscheinenden Passagen in Humboldts Schriften durch zusätzliche Manuskripte oder Ergänzungen in den Originalen aufhellen ließen oder ob Steinthal der kritischen Distanz überdrüssig war, läßt sich nicht entscheiden. Im Vorwort schrieb er: „Zu allen Zeiten war meine Achtung vor diesem Denker größer als meine Kritik, und größer als meine Achtung war meine Liebe zu ihm"[83] – so sollte wohl diese Edition, ein reines Zeugnis der Verehrung und Liebe, eine lebenslange Auseinandersetzung abschließen.

Viel Zeit blieb Steinthal ja ohnehin nicht mehr: Bis 1890 trug er nicht nur die Hauptlast der Redaktionsarbeit für die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", er schrieb auch selbst regelmäßig größere Beiträge und Rezensionen für sie. Im bibliographischen Register des 20. Bandes der Zeitschrift ist Steinthal mit siebeneinhalb Spalten vertreten; keiner der übrigen Beiträger – außer Curt Bruchmann mit zwei Spalten –, auch M. Holzman und F. Misteli nicht, haben mehr als ein Siebtel des von Steinthal Geleisteten erreicht. Neben den Vorlesungen, die er für die Universität und die Lehranstalt vorzubereiten hatte, hielt er Vorträge, vor allem die sogenannten „Montagsvorlesungen" zugunsten des Stipendienfonds der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, war er jahrzehntelang im Schulvorstand der Berliner Jüdischen Gemeinde und in der Lehrabteilung des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes als deren Vorsitzender tätig – und jeder Tätigkeit widmete er die ihm eigene Hingabe und Gründlichkeit. Mit dem Einsetzen der antisemitischen Agitationen beteiligte er sich ebenfalls an dem von Moritz Lazarus begründeten „Jüdischen Comité vom 1. December 1880" und versuchte in Zeitungsartikeln vor allem durch Mahnungen auf die Juden, aber auch durch Aufklärung auf die „christlichen" Mitbürger einzuwirken. Hinzu kommt, daß Steinthal zu Beginn des Jahres 1893 schwer erkrankte, daß er sich nie wieder richtig davon erholte, immer auf Schonung bedacht sein mußte und für eine größere Arbeit in den letzten sechs Jahren, die ihm noch blieben, keine Kraft mehr fand. Schon vor seinem 59. Geburtstag schrieb er an Glogau, daß ihn dieser Tag „lebhaft gemahnt" habe, daran zu denken, wie er das Leben einmal abschließen wolle – bezeichnend für Steinthal, der sein Leben und das Ende dieses Lebens nüchtern und ruhig bedenken konnte, allenfalls ein wenig

---

[82] So schrieb Fritz Mauthner, der sich mit Steinthals Sprachtheorie sehr eingehend beschäftigt hatte und sich an vielen Stellen seiner sprachkritischen Werke mit ihm auseinandersetzte, über den „Rückzug" Steinthals nach der früheren „achtungsvollen Kritik": „Was immer die Veranlassung dieses Widerrufs gewesen sein mag (vielleicht das Bewußtsein, mit allem Scharfsinn und mit aller Klarheit doch nicht über Humboldt hinauszukommen), wir können Steinthals erste Kritik auch gegen ihn wieder aufnehmen, wo sie uns das Rechte getroffen zu haben scheint" (aus: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, Bd. 2, Leipzig 1923³, S. 57).

[83] Vorwort zu „Die sprachphilosophischen Werke . . .", aaO, S. 1.

resigniert, aber ohne Bitterkeit gegen das herbe Schicksal, das ihm auch die Gesellschaft bereitet hatte[84]. „Wenn mein Humboldt und meine Ethik da sein werden, dann, so ist mir zu Mute, habe ich eigentlich genug getan, und betrachte alles folgende, was mir etwa noch vergönnt sein sollte, für besondere Gnade. So stellt sich das Gefühl eines alten Mannes ein – ein Gefühl der Ruhe, ohne Heftigkeit der Sehnsucht und des Strebens, ein Gefühl des Friedens mit mir und aller Welt." [85] 1884 konnte er Humboldts sprachphilosophische Werke herausbringen, 1895 folgte, nach zehn Jahren intensiver Arbeit, die „Allgemeine Ethik", und darüber hinaus erschienen 1890 die Studien „Zu Bibel und Religionsphilosophie", eine zweite Folge 1895. Von einem letzten größeren Werk, das die Anschauungen Steinthals über das Wesen der Mythologie systematisch zusammenfassen sollte, konnte nur postum ein fertiggestelltes Bruchstück publiziert werden: die „Allgemeine Einleitung in die Mythologie" – ein letztes großes Zeugnis der philosophisch-vergleichenden Schule der wissenschaftlichen Mythologie[86].

Das war mehr, als er zu hoffen wagte. Was Steinthal nach seiner Erkrankung 1893 in den kurzen Pausen zeitweise eintretender Besserung noch tun konnte, verdankte er der ständigen opferbereiten Pflege seiner Frau, deren Schwester, Ernestine Lazarus, und seiner Tochter Irene. Er starb am 14. März 1899 und ist am 17. März auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee bestattet worden.

Sprachwissenschaft und Psychologie

Man bezeichnet Steinthal gewöhnlich als Sprachwissenschaftler. In Wahrheit war er mehr, war er Philologe im Sinne seines verehrten Lehrers August Böckh, der die Philologie als „die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, die Wissenschaft von dem sich entwickelnden Geiste" [87] be-

---

[84] Das gilt trotz der gelegentlichen Reflexionen darüber, was er hätte tun können, wäre ihm nur die Möglichkeit gegeben worden. „Es fehlt uns eine Aristokratie des Geistes", schreibt er am 17. Mai 1890 an Gustav Glogau. „Was mich betrifft, so weiß ich bestimmt, ich hätte, wäre man mir entgegengekommen, andere Bücher geschrieben, z. B. wenn mich die Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt hätte, oder wenn die Münchener Kommission mich mit der Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland beauftragt hätte. Und dann hätte ich geglaubt, so recht mich ausgelebt zu haben" (aaO, S. 141).

[85] Brief an Gustav Glogau vom 29. Mai 1882, aaO, S. 110.

[86] Veröffentlicht in: Archiv für Religionswissenschaft, hg. von Th. Achelis, Bd. 3 (Freiburg/Leipzig/Tübingen 1900), S. 249–273 und 297–323. – Steinthal hatte noch in einer 1898 erschienenen Rezension über den ersten Band des „Archivs für Religionswissenschaft" in dieser Zeitschrift eine Art Nachfolgerin der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" gesehen (in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 8. Jg. [Berlin 1898], S. 459).

[87] Steinthal, Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen, Berlin 1864, S. 28.

zeichnet hat. Böckhs Anleitung verdankte Steinthal auch ein erstes Verständnis der sprachwissenschaftlichen Werke Wilhelm von Humboldts: „Durch Sie", bekennt Steinthal in der Widmung seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern ..." (1863) an August Böckh, „lernte ich erst, mir aus Humboldts Buchstaben seinen Geist erstehen lassen" [88].

Sind auch Herbart und – indirekt über C. W. L. Heyse – Hegel von Einfluß auf Steinthal gewesen, so hat doch keiner die geistige Welt vor allem des jungen Steinthal so geprägt wie *Wilhelm von Humboldt*. Schon in seiner ersten Schrift, die eine Art Programm der späteren sprachwissenschaftlichen Arbeit gibt, stellt er das sehr persönliche Bekenntnis zu dem großen Vorbild voran: „Deshalb macht es mir die größte Freude, hier öffentlich auszusprechen, daß ich immer glücklich gewesen bin, wenn ich erläutern konnte, was jener [= Humboldt] dachte, und daß, wenn ich mit ganzer Seele und mit allem Eifer über seine göttlichen Worte nachdachte, sie mir ein Trost für die Gegenwart waren, daß sie mir Kraft für die Zukunft gegeben haben, und daß ich nur fürchtete, sie nicht genügend zu verstehen ... Das allein scheint uns daher unsere Pflicht zu sein: Zu vollenden, was jener begonnen, weiter zu entfalten, was er noch im Dunkeln gelassen hat." [89]

Seitdem bestimmt die Auseinandersetzung mit Wilhelm von Humboldt fast alle, besonders aber die früheren Schriften Steinthals. Die nächstfolgende Arbeit über „Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts und die Hegel'sche Philosophie" (1848) trägt den Namen Humboldts sogar im Titel. Mit ihr gibt Steinthal eine kritische Darstellung und Gegenüberstellung von Humboldts und Hegels Methoden und Prinzipien. Anlaß dieser vergleichenden Untersuchung war eine Schrift von Max Schasler [90], der die angeblichen Män-

---

[88] AaO, S. VIII. – Böckh selbst hat Steinthals sprachwissenschaftliche Arbeiten hoch geschätzt. „Am besten", schreibt er, „hat meine Theorie Steinthal verstanden ... Ich habe zwar nicht wie er die Psychologie hereingezogen; allein diese Methode ist mit meiner Theorie vereinbar. Mir liegt eine solche Beziehung ferner, weil meine philosophischen Principien von den seinigen etwas abweichen, obgleich er doch auch eine Übereinstimmung der Speculation mit der Philologie, die er wie ich der Geschichte gleichsetzt, nicht bestreitet" (Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, Leipzig 1877; 2. Aufl. 1886, S. 68). Steinthals Abhandlung „Der Ursprung der Sprache" nennt Böckh „die gründlichste und tiefste Untersuchung dieses Gegenstandes" (aaO, 1. Aufl., S. 821; 2. Aufl., S. 780).

[89] De pronomine relativo..., aaO, S. 1. Das lateinische Original des Zitats lautet: Itaque mihi quidem maximo est gaudio hic proloqui, semper beatum me fuisse, quum quae ille cogitaverit commentarer, meque quidem toto animo ac studio omni verba illius divina cogitarim, solatium semper praesentium, in posterum vires suxisse, idque unum metuisse, ut satis ea intellegerem... Itaque nobis hoc unum agendum videtur, ut quae ille inciperit perficiamus, quae adumbraverit uberis explicemus.

[90] Max Schasler, Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts aus seinem Werke: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues..., in systematischer Entwicklung dargestellt und kritisch erläutert, Berlin 1847.

gel von Humboldts Sprachwissenschaft mit der Tatsache zu erklären glaubte, daß dieser nicht Hegels dialektische Methode angewandt habe. Steinthal erkannte die Gegensätzlichkeit der beiden Denker und sah sich vor die Notwendigkeit der Entscheidung gestellt; er nahm Stellung gegen Hegel trotz der Achtung vor dessen Gesamtleistung. Hegels These, daß sich im „reinen Denken" dieselben Prinzipien und Inhalte wie in der ewigen Vernunft selbst entwickeln, lehnte Steinthal ab – sie sei „eine Behauptung, ein Glaube, der Glaube an die Vernunft" [91] – und stellte ihr seinen Standpunkt entgegen, daß alle menschliche Erkenntnis eine Synthese aus empirischen und apriorischen Elementen darstelle. Steinthal kommt auf diese These, die das Fundament seiner Wissenschaftslehre bildet, immer wieder zurück [92].

Da Steinthals Sprachtheorie [93] ihren Ausgang von Humboldts epochemachenden sprachphilosophischen Schriften nahm, sei dessen Anschauung kurz skizziert. Wilhelm von Humboldt hatte eigentlich die neuere Sprachwissenschaft begründet, er war der „Knotenpunkt in der Geschichte der Sprachwissenschaft" [94]. Während in früheren Zeiten die Sprache als ein totes Ding oder Mittel angesehen wurde, lehrte Humboldt, daß die Sprache „kein fertiges ruhendes Ding", sondern „in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes und Vergehendes" sei, daß das Wesen der Sprache in dem Akt ihres Hervorbringens durch den Geist liege, daß sie kein Werk, ergon, sondern eine Wirksamkeit, energeia – kurz, daß Sprache nur Sprechen sei. Dieser Satz erhält seine Begründung erst durch den „wichtigern und tiefern" zweiten Satz von der Einheit von Geist und Sprache: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens" [95]; sie sei nicht etwas dem Gedanken Fremdes, das sich äußerlich mit diesem verbinde, sondern in Sprache und durch sie werde gedacht. In der Arbeit des Geistes, der den artikulierten Laut zum Gedankenausdruck erhebt, erkannte er ein Beständiges und Gleichförmiges, das die Form der Sprache ausmache; für dieses Gestaltungsprinzip, das die Verbindung zwischen Laut

---

[91] Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts . . ., S. 5.

[92] Vgl. dazu auch Philologie, Geschichte und Psychologie . . ., S. 2 ff. Steinthal begründet hier seine These: „. . . jede Erkenntnis *ist* zugleich apriori und a posteriori, synthetisch und analytisch, und wenn sie vollkommen ist, causal und teleologisch . . .", psychologisch, d. h. mit der Natur unseres Denkens und Erkennens, in dem immer ein „relativ apriorischer und relativ aposteriorischer Factor" wirksam sei (aaO, S. 10).

[93] Für ein eingehenderes Studium sei auf die sehr umfassende und kluge Arbeit von Waltraud Bumann verwiesen: Die Sprachtheorie Heymann Steinthals, aaO, die eine ausführliche Bibliographie auch der Sekundärliteratur enthält. In dieser Abhandlung werden überdies die wichtigsten Theorien jener Sprachwissenschaftler dargestellt, mit denen Steinthal sich auseinandersetzte. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch Joachim Wach, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert, Bd. 3, Tübingen 1933, S. 206–250.

[94] Vgl. dazu vor allem H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache, 2. Aufl., Berlin 1858, S. 61. – Zum Folgenden auch: M. Holzman, Zur Erinnerung an H. Steinthal den Forscher, in: Allg. Zeitung des Judentums, 63. Jg. (1899), S. 354 ff.

[95] AaO, S. 62.

und Bedeutung schaffe, verwandte Humboldt den Begriff „innere Sprachform“ [96]. Die innere Sprachform ist der jeweilige geistige Ausdruck des national individuellen Lebens, woraus die Verschiedenheit der Sprachen zu erklären ist.

Zu dieser Betrachtungsweise, die auf der historischen Erforschung der einzelnen Sprachen basierte, stehen aber Gedanken in Humboldts Schriften in Widerspruch, die auf die alten grammatischen Theorien und die Metaphysik zurückgingen [97]. Hinzu kam, daß Humboldt seine genialen Gedanken, weil er noch mit ihnen rang, oft nicht klar darstellte oder nicht begründete. Infolgedessen waren seine Schriften oft sehr schwer zu verstehen und wurden von den wenigen, die sie lasen, teilweise mißverstanden. So glaubte man – auch noch nach Humboldt, wie zum Beispiel Carl Ferdinand Becker –, daß Sprechen gleich Denken sei, daß also die Formen der Sprache gleich den logischen Formen des Denkens seien. Hier setzten Analyse und Kritik Steinthals und damit sein sprachwissenschaftliches Werk ein [98]. Die Humboldts Schriften innewohnende Dunkelheit oder, wie Steinthal sogar sagt, deren „Mystizismus“, erkläre sich durch die Tatsache, daß Humboldt ein theoretisches Prinzip und System der Sprachwissenschaft aufstelle, welches von seiner empirischen, historischen Sprachforschung nicht bestätigt werde: „... was ein Genie in solcher

---

[96] „Innere Form“ war zunächst ein Begriff der Ästhetik, Kunst- und Literaturwissenschaft, dessen Geschichte bis in den Neuplatonismus zurückreicht; über die Geschichte dieses Begriffs und dessen verschiedene Bedeutungsnuancen vgl. Reinhold Schwinger, Innere Form. Ein Beitrag zur Definition des Begriffes auf Grund seiner Geschichte von Shaftesbury bis W. von Humboldt. Dissertation Leipzig 1933. Wiederabgedruckt in: R. Schwinger und H. Nicolai, Innere Form und dichterische Phantasie, München 1935. Humboldts Übertragung dieses Begriffs in die Sprachwissenschaft bezeichnet Steitnhal als dessen „größtes Verdienst um die Sprachwissenschaft“ (Ursprung der Sprache ..., 2. Aufl., S. 127). Gleichzeitig kritisiert Steinthal, daß er diesen Begriff nirgends genau definiert und von der logischen Form des Denkens und der Anschauung nicht genau unterschieden habe. Zur Wiederaufnahme dieses Begriffs in der Sprachwissenschaft dieses Jahrhunderts – ein Verdienst Steinthals! – vgl. u. a. Walter Porzig, Der Begriff der inneren Sprachform, in: Indogermanische Forschungen 41, Berlin und Leipzig 1923, bes. S. 150 ff., und Leo Weisgerber, Das Problem der inneren Sprachform, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 14, Heidelberg 1926, S. 241–256.

[97] In „Die Classification der Sprachen ...“, S. 22 f., gibt Steinthal auch eine psychologische Erklärung für diesen Widerspruch. Aus „Demut“ vor der Individualität und der „Einzeleigentümlichkeit“ erkläre sich Humboldts „schroffe Abneigung gegen jedes System“. Ganz folgerichtig habe er sich noch nicht einmal einem eigenen System unterwerfen wollen. Um nicht den Irrtümern eines falschen Systems zu verfallen, floh er überhaupt jede Systematik. So sei er ihr erst recht verfallen. Diese Systemflucht habe ihn auch daran gehindert, feste Begriffe zu bilden und sie von andern abzugrenzen. So sehe man, daß Humboldt „in seinen theoretischen Reflexionen im strengen und tieferen Sinne des Wortes keinen Styl hat“ (vgl. auch Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860. S. 29 f.).

[98] Die Classification der Sprachen ... (1850) und Der Ursprung der Sprache (1851).

Weise durch unmittelbare Anschauung des allgemeinen Wesens und durch historische Forschung der einzelnen Sprachen fand, das wurde sogleich von seinem reflectierenden Verstande wieder zerstört“ [99]. Und als der Sprachwissenschaftler August Friedrich Pott, Schüler von Franz Bopp und ebenfalls Verehrer Humboldts, diese grundlegende Kritik an Humboldt tadelte [100], fügte Steinthal seiner früheren Kritik noch die persönlich gefärbte Erklärung in einem feurigen Sendschreiben an den Rezensenten hinzu: „Als ich nun so Humboldts Genie mit seiner Reflexion ringen sah, mußte ich nicht den Kampf unmittelbar zum meinigen machen? ... Meine Kritik Humboldts war zugleich die Kritik meiner selbst ... Nie werde ich zugestehen, ich hätte Humboldt angegriffen; aber fortgesetzt habe ich ihn und begründet.“ [101] Leidenschaftliche Liebe habe ihn zu Humboldt getrieben, er decke nun die Fehler auf, durch die diesem der Sieg entgangen sei, und versuche dessen historische Ergebnisse und geniale Sprachauffassung theoretisch zu begreifen und zu begründen. „Humboldt muß“, so schreibt er Pott in einem späteren Sendschreiben, „um verstanden zu werden, kritisch zersetzt werden“ [102]. Gelungen ist Steinthal diese Analyse und Neubegründung dadurch, daß er die Betrachtung der Sprache von dem Boden der Logik und Metaphysik auf den der Psychologie hinüberführte [103].

Steinthal lehnte alle metaphysischen Erklärungsversuche ab; nach seiner Ansicht war die Sprache ein psychisches Organ; wie dieses sich entwickelt habe, wie es wirke, was es für das menschliche Bewußtsein leiste, hat er vor allem untersucht. Was den Ursprung der Sprache betraf, so wollte er nicht ergründen, wie diese in Wirklichkeit, in einem rekonstruierten historischen Augenblick entstanden sei, sondern wie die Verhältnisse des menschlichen Bewußtseins beschaffen sein müssen, unter denen Sprache hervorbrechen muß [104].

---

[99] Charakteristik ..., aaO, S. 27.

[100] Vgl. Anm. 58, S. XCIV.

[101] Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Pott, Berlin 1852, S. 3–5.

[102] Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Pott, in ZfV IX (1877), S. 318.

[103] „Diese (d. h. die Psychologie) muß zu Humboldt hinzugetan, und so muß er durch Kritik und Psychologie erfaßt und ergänzt werden. Tun wir das, so gehen wir über ihn hinaus, ohne ihn zu verlassen, sondern tragen ihn in uns“ (Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Pott, 1877, S. 318). Einen ersten Schritt zu dieser Auffassung habe bereits Carl W. L. Heyse getan, indem er „durch seine ganze Art der Auffassung und Behandlung des Problems auf die zu suchende Hilfe der *Psychologie* hinwies, wodurch er sich aus Hegel heraus und über alle seine Vorgänger und Zeitgenossen erhob“ (Der Ursprung der Sprache, 4. Aufl., S. 93). Dies und die daraus folgende Erkenntnis, daß es sich „bei der Frage vom Ursprung der Sprache um eine Entwicklung der Sprache handele, welche gleichen Schritt hält mit der Entwicklung des menschlichen Geistes“ (vgl. Heyses System der Sprachwissenschaft, § 26), hält Steinthal für Heyses bedeutsamste und die zukünftige Sprachwissenschaft vorbereitende Tat (Der Ursprung der Sprache, 2. Aufl., S. 97).

[104] Das Hervortreten der Sprache ist nach Ansicht Humboldts und zunächst auch Steinthals das eigentliche Kennzeichnen des Menschen.

Den Ursprung der Sprache ergründen hieß für ihn die geistige Bildung erkennen, die der Sprachbildung unmittelbar vorausgeht. Ursprung der Sprache und Wesen der Sprache sind für ihn identisch, Sprache ist für ihn fortwährendes Erzeugen.

Im Übergang des Bewußtseins von der Anschauung zur Vorstellung sieht Steinthal die eigentliche Wirksamkeit und das Wesen der Sprache. Die Anschauung – z. B. des grünen Blattes, des fliegenden Vogels – ist auch ohne Sprache möglich. Aber nur durch die Sprache kann der Mensch das Grün, das Fliegen allein, den Vogel, das Blatt für sich erfassen, und das bedeutet eben die Anschauungen in Vorstellungen zerlegen. Die Sprache aber entsteht, indem der in Gemeinschaft mit physisch und psychisch gleich organisierten Genossen lebende Mensch Reflexlaute, die er schon früher – durch die Wahrnehmung von Vorgängen erregt – ausgestoßen hat, bei der Sonderung von Anschauung verwandte. Vermittelst des auf diese Weise aus dem Reflexlaute entstandenen Wortes werden Vorstellungen wie Grün, Fliegen, Vogel, Blatt erfaßt und im Bewußtsein wiedererzeugt, reproduziert. Sprechen heißt vorstellen. Damit ist nach Steinthal vorausgesetzt, daß Sprechen an sich Verstehen des eigenen Lautes, daß die Sprache zunächst Mitteilung des Sprechenden an sich selbst ist, Darstellung des eigenen Seeleninhaltes für das Bewußtsein [105].

Da aber die Sprache nicht im Geiste des einzelnen an sich entsteht, sondern aus dem geselligen Verkehr der Menschen entspringt, so trifft das Wort zugleich den andern, den Hörenden, ohne aber ursprünglich eine beabsichtigte Mitteilung zu sein, und das Verstehen seiner selbst ist zugleich ein Verstandenwerden durch andere [106].

Von dem, was die Vorstellung im Worte leistet, sei zunächst die repräsentative Kraft hervorgehoben. Den Inhalt der Anschauungen machen die Bilder aus, die das Bewußtsein ausfüllen und belasten und auf diese Weise dessen Tätigkeit hemmen. Beim Vorstellen hat das Bewußtsein den Inhalt selbst gar nicht mehr zu tragen. Denn nun kann der Inhalt der Anschauungen gleichsam die Wörter, die ihn vertreten, ins Bewußtsein schicken; so wird er durch sie repräsentiert und wirkt selbst nur „schwingend". Steinthal gibt als Beispiel für diesen Vorgang die Aufforderung, den Anfang des vierten Gesanges von „Hermann und Dorothea" zu lesen, und zwar zunächst so, daß man sich das erste Mal bei den Wörtern die Anschauungen, die ihnen zugrunde liegen, vergegenwärtige. Das zweite Mal lese man in gewohnter Weise; man wird dabei entdecken, daß man doch von jedem einzelnen ein Bild besitzt, ohne daß man es sich jeweils entwirft. Man schaut es nicht, es „schwingt" in uns.

---

[105] „Sprechen heißt wesentlich und vor allem sich selbst verstehen, seine Wahrnehmung oder Anschauung oder sein Begehr aus dem eignen Laute heraushören" (Abriß der Sprachwissenschaft, Erster Teil, S. 370).

[106] „Indem man sich durch den anderen verstanden sieht, versteht man sich selbst: das ist der Anfang der Sprache" (Abriß der Sprachwissenschaft, Erster Teil, S. 386).

Die Vorstellung der Worte ist aber auch ein Mittel, weiteren neuen Inhalt zu erwerben, zu apperzipieren[107]. Mit der Wurzel pat zum Beispiel, mit der die Indogermanen ursprünglich das Fliegen als solches erfaßt hatten, erfaßten sie (gewöhnlich sagen wir: bezeichneten sie) auch den Vogel, den Flügel, die Feder, das Blatt, das Zustreben, das Fallen. Und so erweist sich die Sprache als Apperzeptionsorgan, d. h. als Mittel, mit älterem Seeleninhalt neuen zu erwerben und zu gestalten.

Die Vorstellungen nun, die dazu verwendet werden, andere neugebildete Inhalte von Erkenntnissen, Vorstellungen, Begriffen zu erwerben und dann zu repräsentieren, machen das eigentliche Wesen der Sprache aus, das im Laut nur seine „materielle Stütze und sinnliche Kundgebung" hat. Die Vorstellungen und die Laute bilden die Sprache; im Gegensatz zum Laut, der äußeren Sprachform, heißen sie die innere Sprachform[108].

Diese Gedanken hat Steinthal zuerst 1855 in seinem Werk „Grammatik, Logik und Psychologie" dargelegt und damit eine scharfe Kritik an der Anschauung C. F. Beckers geübt, nach der die Formen der Sprache mit den logischen Formen identisch seien. Später, 1871, hat Steinthal seine Ansicht durch die Grundzüge einer psychischen Mechanik weiter ausgeführt und begründet: Sie erschien als der erste Band des auf zwei Bände geplanten „Abriß der Sprachwissenschaft" unter dem Sondertitel „Einleitung in die Psychologie der Sprachwissenschaft"[109]. Sie stellt eine Fort- und Weiterführung der Theorien Herbarts dar, die auf alle, die sprachwissenschaftliche Fragen psychologisch betrachteten, von großer Wirkung war.

Grundlegende Bedeutung – zumal für die Vertreter der junggrammatischen Schule[110] – hatte auch Steinthals Aufsatz über „Assimilation und Attrak-

---

[107] Dieser für die Sprachwissenschaft Steinthals zentrale Begriff wird definiert als „die Bewegung zweier Vorstellungsmassen gegen einander zur Erzeugung einer Erkenntnis" (Abriß der Sprachwissenschaft, Erster Teil, S. 171). Über die verschiedenen Arten der Apperzeption vgl. aaO, S. 207–217. Vgl. auch die kritische Auseinandersetzung mit Steinthals Auffassung bei Fritz Mauthner, Wörterbuch der Philosophie, Bd. I, Leipzig 1923², Artikel „Apperzeption", S. 64–66.

[108] Vgl. dazu die Definition der „inneren Sprachform" in: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, S. 84: „... so ist im Allgemeinen die innere Sprachform eine Anschauung oder Apperception jedes möglichen Inhaltes, den der Geist besitzt, ein Mittel, diesen Inhalt sich zu vergegenwärtigen, festzuhalten und zu reproducieren, ja sogar ein Mittel, neuen Inhalt zu erwerben oder geradezu zu schaffen."

[109] Berlin 1871. Eine zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage erschien 1881.

[110] „Junggrammatiker" war ursprünglich eine scherzhafte Bezeichnung für jene indogermanistischen und allgemeinen Sprachwissenschaftler, die sich unter Führung von K. Brugmann und A. Leskien in den 70er und 80er Jahren kritisch von der älteren Generation absetzten und die Arbeit von Jakob Grimm und Franz Bopp fortzuführen suchten. Ihr geistiges Haupt war Hermann Paul. Sie traten für eine Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ein, d. h. sie glaubten an die strenge Gesetzlichkeit der Lautveränderungen und forderten deshalb für alle Ausnahmen eine besondere Erklärung durch analogische Ablenkung. Steinthal wurde ihnen im allgemeinen nicht

tion“ [111], in dem durch psychologische Analyse gezeigt wird, daß selbst bis dahin unerklärbare oder gar als unorganisch bezeichnete sprachliche Erscheinungen psychologisch erklärbar sind, daß zum Beispiel die Ursache eines Lautwandels, wie die der Angleichung (z. B. des ch an f in Hoffahrt aus Hochfahrt) in einem psychischen Prozeß zu suchen sei. So hat Steinthal den Sprachwissenschaftlern gezeigt, daß ihr Forschungsobjekt psychologischer Natur ist, und den Psychologen, daß sie in der Sprache eine sehr ergiebige, weil historisch weit verfolgbare psychische Ausdrucksform haben.

Steinthals Unterscheidung des Phänomens Sprache in „Sprachfähigkeit“, „Sprachmaterial“ und „Sprechen“ ist wahrscheinlich von Einfluß auf die Begriffsbildung des bedeutenden Genfer Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure (1857–1913) gewesen, der in Berlin studiert und Steinthal sicher gehört hat. De Saussure, an den heute fast alle richtungweisenden Linguisten und Sprachphilosophen, besonders die Vertreter des Strukturalismus, anknüpfen, gibt ebenfalls eine Dreiteilung der Sprache, die sich mit derjenigen Steinthals weitgehend deckt: „langage“ als menschliche Sprach- und Sprechfähigkeit“, „langue“ („fait social“) als das Sprachmaterial einer Sprachgemeinschaft oder, nach Steinthals Erklärung, die „einmal geschaffenen Elemente, welche immer von neuem angewandt werden“, und „parole“ als den eigentlichen Sprechakt („acte individuel“) [112].

Da nun die Sprache ein ununterbrochenes Werden und Erzeugen ist, da sie also die Erwerbungen aller früheren Zeiten tradiert, muß sie, wie Lazarus das für alle konkreten historischen Schöpfungen der Psyche forderte, auch Gegenstand der Völkerpsychologie sein. Vor allem die Untersuchung der inneren Sprachform, die nach Steinthal die Apperzeption eines neuen Inhalts durch einen älteren, in der Seele bereits vorhandenen ist, gehört nicht nur in die allgemeine Psychologie, sondern auch in die Völkerpsychologie. Denn auch die innere Sprachform ist, da die einzelnen Völker die Gegenstände von ver-

---

zugerechnet, obwohl K. Brugmann und Hermann Osthoff sich in dem Vorwort ihrer gemeinsam herausgegebenen „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen“ (Erster Teil, Leipzig 1878, S. IV) auf Steinthal und dessen Lehre vom psycho-physischen Mechanismus des Sprechaktes beziehen.

[111] In: ZfV I (1860), S. 93–179.

[112] Zur Dreiteilung bei Steinthal vgl. Grammatik, Logik und Psychologie, Berlin 1855, S. 137. – Auf diesen möglichen Einfluß weist mit Recht auch W. Bumann (aaO, S. 43) hin. Dagegen nimmt Wilhelm Luther in seiner ausgezeichneten und umfassenden Darstellung „Sprachphilosophie als Grundwissenschaft“ (Heidelberg 1970, S. 13 f.) an, daß Georg von der Gabelentz de Saussure zu dessen fundamentaler Dreiteilung angeregt hatte. Aber es ist wahrscheinlicher, daß auch G. von der Gabelentz zu seiner Dreiteilung (Sprachvermögen, Einzelsprache, Rede, in: Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1891) über Steinthal gekommen ist, den er persönlich kannte, für dessen „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ er mehrere Beiträge schrieb und den er häufig und anerkennend erwähnt. – Über den Einfluß Steinthals auf de Saussure vgl. auch Anm. 114.

schiedenen Seiten, mit verschiedenen Vorstellungen erfassen, bei den Völkern und sogar Volksstämmen verschieden. So haben die Indogermanen den Mond wahrscheinlich als den (Zeit-)Messer, die semitischen Sprachgruppen als den Wanderer (ירח) apperzipiert, daneben aber apperzipierten ihn sowohl indogermanische als auch semitische Sprachgruppen als den „Glänzenden" (vgl. griechisch σελήνη, lateinisch luna und hebräisch לבנה . Hier liegt die Begründung für Humboldts Ausspruch: „Ihre [= der Sprachen] Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst."

Diese Verschiedenheit äußert sich aber nicht nur in den Vorstellungen selbst, sondern auch in der Verknüpfung und Beziehung der Vorstellungen, im Sprachbau. Jede Sprache sei „ein aus einem einheitlichen Prinzipe geflossenes System, ein individuelles geistiges Gebilde" [113]. Dem Nachweis der Verschiedenheit des grammatischen Baus der Sprachen und zugleich der Ordnung der Sprachen nach ihrem „inneren Wert" ist Steinthals „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen der Sprachbaues" (1860) gewidmet. Nach einer kritischen Übersicht der früheren Klassifikationen der Sprachen legt er darin seine eigenen sprachwissenschaftlichen Prinzipien dar: Die Geschichte der Sprache sei eine Geschichte der menschlichen Vorstellung. Der Sprechende erzeuge seine innere Welt unter dem Gesetz seiner jeweiligen Sprache. Jede Sprache habe ihre ganz eigentümlichen Formen und Gesetze. Die innere Sprachform sei also von der logisch-metaphysischen Form des mittels der Sprache mitgeteilten Inhalts zu scheiden. Die Aufgabe der Klassifikation der Sprachen bestehe daher darin, „den in den verschiedenen Sprachen sich kundgebenden Fortschritt der allgemeinen Sprachidee darzulegen. Wie die verschiedenen Bildungen der Natur verschiedene Stufen einer Entwicklungsbahn, so sind die verschiedenen Sprachen Stufen oder Fußstapfen der Sprachidee. – Die ganze Natur bildet einen Gesamtorganismus, dessen Glieder die Naturreiche sind: so bilden alle Sprachen den Gesamtorganismus der Sprachidee und sind dessen Glieder. Die Einteilung der Sprachen hat diesen Organismus darzustellen; sie zeigt die allgemeine Form der Sprache der Menschheit." [114] Allerdings dürfe man da keine einfache,

[113] Grammatik, Logik und Psychologie, aaO, S. 380.

[114] Die Classification der Sprachen, aaO, S. 64 f. Im allgemeinen meidet Steinthal die Metapher „Organismus", da sie ihm, wie er richtig bemerkt, den geistigen Aspekt des Gemeinten kaum oder wenigstens nicht genügend zum Ausdruck bringt. Vgl. dazu Grammatik, Logik und Psychologie, aaO, S. 379 f.: „Diese in jeder Sprache liegende Einheit, welche daher rührt, daß das Ganze die Teile bestimmt, und jeder Teil als bestimmtes, besonderes Glied des Ganzen charakterisiert ist, könnten wir mit dem Worte Organismus bezeichnen. Doch wozu? die gebrauchten Wörter tragen eine geistigere Bedeutung in sich; und so ziehen wir es vor, jede Sprache ein aus einem einheitlichen Principe geflossenes System, ein individuelles geistiges Gebilde, zu nennen." Schon Fr. A. Pott erklärte in seinen „Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen" (Lemgo 1833–1836) im Unterschied zu Humboldts „Organismus"-Vorstellung die Sprache als „Bezeichnungssystem". So hat also die Saussuresche Begriffsprägung „système de signes" auch hier ihre Vorgänger.

d. h. lineare einheitliche Entwicklung annehmen, wie es noch W. v. Humboldt getan habe, der nach der alten philosophischen und historischen Grammatik allen Sprachen der Erde *ein* bestimmtes Kategorienschema zugrunde legte. Der Geist wende sich nach allen Seiten, schreite vor-, seit- und rückwärts; so sei die Sprachidee „ein Baum, der sich nach allen Seiten hin verzweigt, die Zweige mannigfach miteinander verflicht, wenn er auch doch endlich einen Gipfel hat. So wird sich also in der Einteilung der Sprachen im Ganzen und Großen eine Stufenleiter klar ergeben“ [115], wenn man auch nicht jeder einzelnen Sprache in der Stufenleiter eine Stufe zuweisen könne. Den Maßstab aber für die Rangordnung der Sprachen stellt die innere Sprachform. So schildert Steinthal zunächst – wobei er immer die Psyche der Sprechenden im Auge hat – die chinesische Sprache, von den hinterindischen das Siamesische und Birmanische, von den polynesischen das Dajackische, von den altaischen das Jakutische, von den amerikanischen das Mexikanische und das Grönländische, dann das Ägyptische, aus der Reihe der semitischen Sprachen besonders das Arabische und von den sanskritischen Sprachen vor allem das Griechische und das Deutsche. Zum Schluß gibt Steinthal eine Einteilung der charakterisierten Sprachen, und zwar nach dem Verhältnis, in welchem in ihnen der Sprachstoff und die Sprachform zueinander stehen; er teilt sie ein in formlose und in Formsprachen. Zu den Formsprachen zählt er nur das Vaskische, das Ägyptische, die semitischen und die sanskritischen Sprachen. Letztere bezeichnet er als „die Rosen unter den Sprachen“, denn in ihnen fände man „die klarste, aufs folgerechteste durchgeführte Scheidung von Stoff und Form, Nomen und Verbum, ferner die vollkommenste, weil am meisten den Formen der selbstbewußten Denktätigkeit sich anschmiegende, Gliederung aller Satzverhältnisse, endlich die in vollendetem Wohlklange sich entfaltenden und durch bestimmte Bedeutung geschiedenen Lautformen – das verleiht ihnen den Stempel der höchstorganisierten Sprache.“ [116]

---

[115] Die Classification der Sprachen, S. 66.

[116] Die Classification der Sprachen, aaO, S. 91. – Waltraud Bumann vermutet mit Recht (aaO, S. 114), daß Steinthal „als Angehöriger dieser Sprachgemeinschaft unbewußt den Typus der eignen Muttersprache zum vollkommensten erklärte“, und zitiert dazu Hans Arens (Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart, Freiburg/München 1955, S. 220), der ebenfalls diese Allgemeingültigkeit beanspruchende Bewertung für eine Schwäche der Steinthalschen Klassifikation hält: „Indem Steinthal so vollkommen objektiv vorzugehen meint, setzt er doch die Kategorien und Begriffe, die so nur in den Sprachen des Abendlandes, d. h. aber den indogermanischen Sprachen, entstehen konnten, ganz selbstverständlich als die schlechthin gültigen und kommt so doch wieder zur Konstituierung unvollkommener und vollkommenerer Sprachen...“ – Das trifft um so mehr zu, als Steinthal unter den sanskritischen Sprachen wiederum der deutschen den größten „inneren Reichtum“ zuspricht. Die Begründung dafür ist keineswegs rational; sie stellt einen Hymnus dar, der dem seines Freundes Lazarus auf Preußen gar nicht so unähnlich ist: „Sie [die deutsche Sprache] hat einerseits ungleich mehr poetische Elemente – Wörter und Formen, die wie ein Zauberstab das Gemüt in jede Stimmung

Trotz der hier gebotenen Kürze sei noch angedeutet, daß Steinthal seine Ansicht über den Ursprung der Sprache später etwas korrigiert hat. Nach der Lektüre von Darwins Werk „The Descent of Man ..." [117] setzte er sich mit dessen Theorien über die Entstehung der Sprache auseinander [118]. Wenn er auch Darwins Erklärungen im einzelnen nicht übernehmen konnte, so stimmte er ihm doch im Grundsätzlichen, d. h. in der Deszendenztheorie zu: „Der vorsprachliche Mensch ... ist ein kluges Tier mit mannichfachen tierischen Anschauungen und Anschauungserkenntnissen." [119] Er unterstützt die Annahme Darwins, daß nicht die Artikulationsfähigkeit (die viele Tiere besitzen), sondern die Fähigkeit, „bestimmte Klänge mit bestimmten Vorstellungen zu verbinden" bei einem heute nicht mehr existenten Vorfahren des Menschen oder erst beim Menschen höher entwickelt gewesen sein muß als bei den übrigen Lebewesen. Die Entwicklung der Vorstellungen aus Anschauungen erscheint ihm daher weiterhin als der entscheidende Prozeß auf dem Wege zur Sprachbildung, den es gründlicher zu beobachten und zu analysieren und dessen Geschichte es zu erforschen gelte – dies sei die Aufgabe für die nächste Zukunft, die Steinthal in gleicher Weise dem Sprachforscher, Psychologen und Völkerpsychologen zuweist.

Mit dieser Kritik und Weiterführung seiner eigenen Ansicht entfernte sich Steinthal zunehmend mehr von den Sprachtheorien W. v. Humboldts, der noch von der Überzeugung ausgehen konnte: „Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein" [120], und der den Ursprung der Sprache letztlich auf ein „Göttliches" zurückführte. Steinthals Entfernung von Humboldts anthropozentrischen Theorien und seine Annäherung an die Anschauungsweise der Darwinisten

---

versetzen, die der Dichter anregen will; sie hat größere sinnliche Frische, eine Fülle phantasievoller Gebilde, lebendigeres Gefühl für die Bedeutsamkeit des Lautes, überhaupt innigeren Zusammenhang mit den ursprünglichen Kräften der Sprachbildung; und andererseits ist sie geeigneter für die abstracte Speculation, zum Ausdrucke alles Innern, des hoch Vernünftigen, des scharf Verständigen, des sinnig Gemütlichen." Und will er auch keiner der modernen europäischen Sprachen, die alle in „ihrem lautlichen Bau herabgekommen" seien, den Vorzug geben, so tut er es doch mit diesem Preis des Deutschen, zumal er noch im Vergleich mit diesem die romanischen Sprachen, besonders das Französische als weniger entwicklungsfähig und unschöpferisch herabsetzt. Dieses Urteil scheint doch weniger ein Ergebnis objektiver Forschung zu sein, als vielmehr der Ausdruck gefühlsmäßiger Überschätzung des Deutschen und einer Herabsetzung der anderen, besonders der romanischen Völker. Darin erweist sich Steinthal als sehr zeitgebunden; vgl. dazu z. B. schon die sehr bezeichnende Äußerung W. v. Humboldts am 26. Oktober 1798 aus Paris: „Ich bin vielmehr mitten in Frankreich nur ein noch viel eingefleischterer Deutscher als vorher geworden" (Briefe W. v. Humboldts an F. H. Jacobi, Halle 1892, S. 60; auch S. 120).

[117] London 1871 (2. Aufl. 1874), bes. S. 45–52.

[118] Vgl. Steinthal, Der Ursprung der Sprache, 3. Aufl., Berlin 1877, bes. S. 352–355.

[119] AaO, S. 365.

[120] Humboldt, Über das vergleichende Sprachstudium ..., in: Die sprachwissenschaftlichen Werke Wilhelm's v. Humboldt, hrsg. von H. Steinthal, Berlin 1884, S. 51.

spiegeln sich in den beiden resümierenden Aussagen der dritten und vierten Auflage seines Werkes über den „Ursprung der Sprache": „Heute bildet Humboldt nicht mehr den Mittelpunkt, den Ausgangs- und Zielpunkt der Sprachwissenschaft; von jetzt ab gehört er nicht mehr der lebendigen Gegenwart an, sondern der Geschichte, aber der lebendigen Geschichte."[121] Und elf Jahre später bekannte er: „Den Ursprung der Sprache darlegen, hieß für mich, den Ursprung des Menschen aus dem Tier nachweisen."[122] Man vergegenwärtige sich den vorbildlichen Wert, den Humboldt als hervorragender Sprachwissenschaftler und Humanist für Steinthal gehabt hat, und man wird ermessen, welcher intellektuellen Ehrlichkeit es bedurfte, um sich von den wissenschaftlichen Erkenntnissen des verehrten Mannes so weit zu entfernen.

Auseinandersetzung mit H. Paul und W. Wundt

Aus dieser kurzen Darstellung der wichtigsten sprachwissenschaftlichen Prinzipien und Theorien Steinthals wird ersichtlich, welche Rolle er der Psychologie und Völkerpsychologie auf diesem Gebiet zuwies. Wenn auch Lazarus den Begriff „Völkerpsychologie" wahrscheinlich geprägt, ihn jedenfalls bereits 1851 in einem Aufsatz erörtert und ein Programm der neuen Disziplin entworfen hatte, so war doch Steinthal von dem Gedanken einer Völkerpsychologie nicht weniger ergriffen als Lazarus. Steinthal hatte Lazarus zuerst den Vorschlag gemacht, mit ihm eine „Zeitschrift für psychische Ethnologie" zu gründen[123]. Bereits im Wintersemester 1856/57 kündigte er an der Berliner Universität ein dreistündiges Kolleg an „über den Zusammenhang zwischen Sprache und Nationalgeist, nebst systematischer Übersicht der bekanntesten Sprachen der Erde und Darlegung der Prinzipien der Völkerpsychologie"[124]. Hatte er sogar geplant, eine Abhandlung über die Völkerpsychologie zu publizieren? Jedenfalls schrieb er am 18. Oktober 1856 an Lazarus[125]: „Und gelingt mir mein Abriß der Völkerpsychologie, so werde ich überglücklich." War es Lazarus gewesen, der Steinthal auf die Bedeutung Herbarts hingewiesen hatte, so hielt Steinthal viel konsequenter und nicht immer zum Vorteil seiner Forschungsarbeit an dessen Lehre vom Mechanismus der Vorstellungen fest, der nach Steinthal zwar nicht dem Mechanismus der physikalischen Welt gleichgesetzt werden könne, aber doch wie diese durch feste Bewegungsgesetze

---

[121] Der Ursprung der Sprache, 3. Aufl., aaO, S. 372.

[122] Der Ursprung der Sprache, 4. Aufl., Berlin 1888, S. 353. – Vgl. dazu auch die Besprechung von L. Geigers „Ursprung der Sprache", in: ZfV VIII (1875), S. 125, in der Steinthal ausdrücklich Darwins Ansicht zustimmt, daß der Mensch „aus einem Affengeschlechte hervorgegangen" ist.

[123] Vgl. Brief vom 6. April 1852, Nr. 154.

[124] Nach Alfred Leicht, Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie, Leipzig 1904, S. 12.

[125] Vgl. Brief Nr. 166.

geregelt sei[126]. Umgekehrt erfuhr Lazarus aus Steinthals sprachwissenschaftlicher Arbeit, welche hohe Bedeutung den Sprachen für die Erforschung der einzelnen „Volksgeister" zuzumessen sei. Dank dieser gegenseitigen Anregung und der Übereinstimmung in den grundlegenden Gesichtspunkten war es auch möglich, daß beide Völkerpsychologen gemeinsam das Programm im ersten Band der neugegründeten „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" (1860) verfaßten.

Da Steinthal aber seit etwa Mitte der sechziger Jahre die Redaktionsarbeit an dieser Zeitschrift fast ganz alleine trug, blieb es auch ihm überlassen, sie gegen die Angriffe der Historiker und Sprachwissenschaftler, wie Hermann Paul und Moritz Haupt, vor allem aber gegen Wilhelm Wundt zu verteidigen und die Grundgedanken der Völkerpsychologie noch schärfer herauszuarbeiten.

Die eingehendste und gründlichste Auseinandersetzung löste der Sprachwissenschaftler *Hermann Paul*[127] mit seinem epochemachenden Werk, den „Principien der Sprachgeschichte" (1880) aus, das eine erste, radikal abweisende, individualistische Reaktion der historischen Wissenschaften gegen die Konzeption der Völkerpsychologie darstellt. In diese Auseinandersetzung griff 1886 auch Wilhelm Wundt mit einer Programmschrift über die „Ziele und Wege der Völkerpsychologie"[128] ein.

Da diese Auseinandersetzung ein wenig Licht auf die eigentümlichen Tendenzen in den Geisteswissenschaften des 19. Jahrhunderts wirft und zeigt, welche Bedeutung dieser damals wichtige und ganz verschieden interpretierte „Volksgeist"-Begriff hatte, seien die Standpunkte in dieser Auseinanderset-

---

[126] Vgl. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Berlin 1881, bes. S. 78 ff., S. 91 ff. „Wir haben einen psychischen Mechanismus zu erforschen, wie die rationale Naturlehre einen natürlichen Mechanismus kennen lehrt, und haben zu begeifen, wie sich auf Grundlage desselben die Welt des Geistes erbaut" (aaO, S. 110). Auch die Willensfreiheit stehe innerhalb dieses psychischen Mechanismus.

[127] Hermann Paul (1846–1921) gehört mit W. Braune und E. Sievers zu den führenden Junggrammatikern. Seine „Principien der Sprachgeschichte" (1880; 1886²; 1920⁵) haben auf Jahrzehnte die sprachwissenschaftliche Forschung bestimmt. Sie wurden ergänzt durch die „Methodenlehre", die Paul dem von ihm herausgegebenen „Grundriß der germanischen Philologie" (3 Bde. 1891–93) vorangestellt hatte, und durch die kleine Schrift „Aufgaben und Methoden der Geschichtswissenschaft" (1920). Hermann Paul war nicht nur ein ausgezeichneter Systematiker, sondern auch ein bedeutender Historiker seiner Wissenschaft („Geschichte der germanischen Philologie", 1891, im „Grundriß", Bd. 1), ein sorgfältiger Texteditor und Herausgeber der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" (seit 1874 zusammen mit W. Braune und seit 1891 auch mit E. Sievers). – In einem vierseitigen Abriß „Mein Leben" gedenkt H. Paul auch seines ehemaligen Lehrers an der Universität Berlin, Heymann Steinthals, durch den er „besondere Anregung" erfahren habe (in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hrsg. von W. Braune, Bd. 46, Halle 1922, S. 495).

[128] In: Philosophische Studien, Bd. IV, und, um einige Zusätze ergänzt, in: Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911, S. 1–35.

zung kurz skizziert. Hermann Paul unterscheidet zwischen Gesetzeswissenschaften und Geschichtswissenschaften; zur ersten gehören die Naturlehre und Psychologie, zur letzteren die Wissenschaften, die sich mit dem Begriff der Entwicklung beschäftigen, die historischen Naturwissenschaften und die historischen Kulturwissenschaften. Im Gegensatz zu den Geschichtswissenschaften sei den Gesetzeswissenschaften der Begriff der Entwicklung völlig fremd. Den Ausgleich zwischen diesen beiden gegensätzlichen Gebieten leiste die Geschichtsphilosophie oder Prinzipienwissenschaft, die nachweisen soll, wie unter der Voraussetzung konstanter Kräfte und Verhältnisse doch eine Entwicklung möglich sei. Für eine Völkerpsychologie war da kein Platz; da es nach H. Paul nur individuelle Seelen – keine Volksseelen! – gibt, ist auch nur eine individuelle Psychologie möglich. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß sich sowohl Lazarus und Steinthal als auch Paul für ihren Standpunkt auf Herbart berufen. Und wenn H. Paul es als Ziel seiner „Kulturwissenschaft" bezeichnet, daß sie „zu zeigen hat, wie die Wechselwirkung der Individuen auf einander vor sich geht, wie sich der Einzelne zur Gesamtheit verhält, empfangend und gebend, bestimmt und bestimmend, wie die jüngere Generation die Erbschaft der älteren antritt" [129], so meint er im Grunde das Gleiche wie die beiden Völkerpsychologen [130].

Der Forscher, der den Begriff der Völkerpsychologie lebendig erhalten und der diese Wissenschaft ausgebaut hat und vorwiegend durch sie, weniger durch seine philosophischen Bestrebungen international bekannt geworden ist, *Wilhelm Wundt* [131], hat zwar in seiner kritischen Stellungnahme gegen Hermann

---

[129] Hermann Paul, Principien der Sprachgeschichte, Halle 1880 (1886²), S. 7.

[130] Steinthal zitiert diese Stelle (ZfV XVII, 1887, S. 252) mit der Frage: „haben wir damit nicht die Definition der Völkerpsychologie vor uns?".

[131] Wilhelm Wundt (1832–1920), Philosoph und Psychologe; seit 1865 a. o. Professor der Physiologie in Heidelberg, wurde er 1874 als Nachfolger F. A. Langes als o. Professor der induktiven Philosophie nach Zürich berufen, seit 1875 war er o. Professor der Philosophie in Leipzig. Wundt, der ursprünglich Physiologe war, übertrug die experimentelle Methode auf die gesamte Psychologie. Sein großer Einfluß beruhte auf der Begründung (1879) und Leitung des ersten Instituts für experimentelle Psychologie in Leipzig und auf den „Grundzügen der physiologischen Psychologie" (Leipzig 1874; 5. völlig umgearbeitete Auflage in 3 Bänden, Leipzig 1908–11), in denen Wundt die Ergebnisse der experimentell-psychologischen Forschung zusammenfaßte. Bereits im Jahre 1863 nahm Wundt in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" (Leipzig 1863–64) ausdrücklich Stellung zu dem Lazarus-Steinthalschen Programm einer „Völkerpsychologie" (ZfV I, 1860, S. 1–73), und er tat es schon damals mit demselben Vorbehalt (vgl. bes. Vorles. 38 und deren Vorrede), den er später wiederholt äußerte und eingehender begründete (vgl. S. CXVIII und Anm. 138). Er selbst begann mit dem Ausbau der Völkerpsychologie, die er für die Krönung seiner wissenschaftlichen Arbeit hielt, erst Ende der 90er Jahre. Sie ist ihm unter den Händen zu Dimensionen angewachsen, an die er bei der Ausführung der Programmschrift über die „Ziele und Wege der Völkerpsychologie" (1886) noch nicht gedacht hatte. Entsprechend der Systematisierung, die er schon in dieser Programmschrift gegeben hatte, begann er mit der Erforschung und Darstellung der Sprache (1. Bd. in zwei

Paul und vor allem gegen Lazarus und Steinthal die Schwäche der bisherigen völkerpsychologischen Konzeption richtig diagnostiziert, aber das Verständnis für die Leistung der beiden Begründer der Völkerpsychologie eher verstellt als gefördert.

Äußerlich ist ihr Ausgangspunkt der gleiche: Wundt bestimmt die Aufgabe der Völkerpsychologie als die Untersuchung „derjenigen psychischen Vorgänge, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Werte zugrunde liegen“ [132]. Das deckt sich mit dem Programm, das Lazarus und Steinthal im ersten Band der neugegründeten Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft veröffentlichten. Übereinstimmung herrscht zwischen Wundt und den beiden Völkerpsychologen auch darin, daß er den metaphysischen Seelenbegriff für unbrauchbar erklärt, daß er unter Seele „lediglich den gesamten Inhalt psychologischer Erfahrungen, unter psychologischen Gesetzen die an diesen Erfahrungen wahrzunehmenden Regelmäßigkeiten“ [133] versteht. Hier deutet sich allerdings schon eine nicht unwesentliche Differenz an: Wundt lehnte den Begriff „Volksgeist“ bzw. „objektiver Geist“ – auf dessen Bedeutung nicht nur für die Völkerpsychologie, sondern auch für die Ethik vor allem Steinthal wiederholt zu sprechen kommt [134] – für seine Konzeption der Völkerpsychologie ab und ersetzt ihn durch „Volksseele“ mit der Begründung, daß wir vom „Geist“ und von „geistigen“ Vorgängen reden, wenn wir von körperlichen Vorgängen und Bedingungen abstrahieren, daß wir aber von „Seele“ sprechen, wenn wir den mit physischen Vorgängen verknüpften Akt meinen. Nun ist nach Wundt alles, was unserem Seelenleben angehört, an physische Vermittlungen gebunden; das gilt für die einfachen zeitlichen und räumlichen Vorstellungen ebenso wie für die kompliziertesten Assoziationen und Apperzeptionen. Damit distanziert sich Wundt von dem „metaphysischen

Teilen, Leipzig 1900, in der 3. Aufl. erschien noch ein zweiter Band, in zwei Teilen, Leipzig 1912), dann folgt die Bearbeitung des Mythus: I. Mythus und Kunst, II. Entwicklung der mythologischen Vorstellungen, III. Mythus und Religion (Leipzig 1904/1908/1909). Später folgten – gegen die ursprüngliche Konzeption Wundts – die Bände über: Die Gesellschaft (1917), Das Recht (1918), Kultur und Geschichte (1920). Der völkerpsychologische Gesichtspunkt ist auch in der Abhandlung „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie“ (Leipzig 1901) bestimmend, einer Erwiderung auf B. Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert“ (Straßburg 1901), ebenso in dem schon genannten Bändchen „Probleme der Völkerpsychologie“, Leipzig 1911.

[132] W. Wundt, Völkerpsychologie, Bd. I, Teil 1 (2. Aufl. Leipzig 1904), S. 1.

[133] H. Steinthal, Begriff der Völkerpsychologie, aaO, S. 245, zitiert hier Wundts Formulierung aus: Ziele und Wege der Völkerpsychologie, in: Philosophische Studien IV, 1886, S. 17.

[134] Vgl. dazu Seite L, Anm. 141, dieser Einleitung und Steinthals „Allgemeine Ethik“, bes. S. 416–424: „So ist der objective Geist das historisch menschliche Reich der Intelligibilien, der Ort der Ideen und aller Wahrheit, Schönheit und Güte, das Lebensmedium für das Subject, ewige Gegenwart und Inhalt alles Seins...“ (aaO, S. 424).

Hypothesengebäude“ [135] der Herbartschen Psychologie, nach der die Vorstellungsbildungen der Seele, die Assoziationen u. a., rein innerliche Erlebnisse der Seele sind, die in einem „unmittelbaren“, nirgends durch körperliche Vorgänge vermittelten Zusammenhang stehen.

Weiterhin stimmten Steinthal und Wundt auch darin überein, daß der Völkerpsychologie eine wesentliche Rolle für die Ethik zukomme. Sowohl Steinthal als auch Wundt haben diese Ansicht in einer eigenen allgemeinen Ethik begründet und im einzelnen dargestellt [136]. Gilt Wundt die Völkerpsychologie – nicht die Individualpsychologie, auf die sich die Ethik meistens stützt – als die Vorhalle zur Ethik, so ist sie Steinthal deshalb „so ins Herz gewachsen“, weil sie „der Ethik den sichern Boden bereitete“ [137].

Wundts Kritik an dem Lazarus-Steinthalschen Programm der Völkerpsychologie richtet sich vor allem gegen die Herbartsche Psychologie, die die beiden Völkerpsychologen der neuen Disziplin zugrunde gelegt haben [138]. Statt Hegels Gedanken des Volksgeistes „mit dem Gewand einer ihm völlig inadäquaten Psychologie zu umkleiden“ [139], hätten sie es sich zur Aufgabe machen sollen, die Hegelsche Begriffsdialektik in eine empirische Psychologie der aktuellen seelischen Vorgänge umzuwandeln. Die Herbartsche Seelenmechanik und die in der Philosophie der Romantik wurzelnde Idee des Volksgeistes vertrügen sich wie „Wasser und Feuer“. Diese innere Unvereinbarkeit der beiden Grundlagen aufgezeigt zu haben, sei ein Verdienst H. Pauls gewesen. Wundt differenziert seine Beurteilung noch, indem er die Arbeiten

---

[135] W. Wundt, Der Einzelne und die Volksgemeinschaft, in: Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911, S. 64.

[136] Zu Steinthal vgl. Einleitung, S. CXXXVI. – Mit seiner „Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens“ (Stuttgart 1886; vierte, umgearbeitete Auflage in 3 Bänden, Stuttgart 1912) setzt Wundt sich deutlich von der spekulativen Ethik ab. Ein Vergleich mit Steinthals Ethik, der, soweit ich feststellen konnte, nicht vorliegt, würde manche Gemeinsamkeit aufzeigen (die Sittlichkeit als Produkt des Gesamtwillens u. ä.), aber auch den im allgemeinen individualistischeren Standpunkt Steinthals aufdecken.

[137] H. Steinthal, Zur Darwinschen Frage, in: ZfV VIII (1875), S. 382.

[138] Vgl. dazu den schon zitierten Aufsatz „Ziele und Wege der Völkerpsychologie“, der erstmals 1886 in Band IV der „Philosophischen Studien“ erschien und als eine Art Programmschrift die umfangreichen völkerpsychologischen Arbeiten gleichsam einleitete. Ausführlich nimmt Wundt zu seinen Vorgängern auch Stellung in: Völkerpsychologie – Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte, Band I, Erster Teil, Leipzig 1900, S. 17: „Jene Grundanschauungen (von Lazarus und Steinthal) waren die der Psychologie Herbarts mit ihrem an den metaphysischen Begriff der einfachen Seele und an die Hypothese der Vorstellungsmechanik gebundenen einseitigen Individualismus und Intellectualismus. Daß eine so geartete Psychologie von Hause aus den Fragen der Völkerpsychologie hilflos gegenübersteht, ja zu ihnen eigentlich gar kein Verhältnis hat, dazu liefern Herbarts eigene gelegentliche Aussprüche über diese Fragen die deutlichsten Belege.“ Vgl. auch die folgenden Ausführungen, aaO, bis S. 21.

[139] Probleme der Völkerpsychologie, aaO, S. 57.

Steinthals – übrigens auch an anderen Stellen seines Werks – mit etwas größerer Anerkennung hervorhebt: „Ist doch Lazarus eigentlich nie über unausgeführte Zukunftsprogramme hinausgekommen, und Steinthal, als Gelehrter ungleich bedeutender und fruchtbarer als jener, blieb stets in individualpsychologischen Betrachtungen befangen, neben denen seine sprachwissenschaftlichen und mythologischen Studien beziehungslos einhergingen.“ [140] Wundt gesteht auch zu, daß die Schwierigkeiten, die sich der Konzeption einer neuen Forschungsaufgabe entgegenstellen, ungleich größer sind, als die, welche sich für die nachfolgenden Wissenschaftler ergeben. Er räumt auch ein, daß Lazarus und Steinthal den Standpunkt Herbarts weitgehend verlassen haben – denn sonst hätten sie die Idee einer Völkerpsychologie gar nicht entwickeln können! –, obwohl sie die Grundvoraussetzungen beibehielten. So sprächen sie zwar von Entwicklungsprozessen auch in der individuellen Seele, obwohl der Herbartsche Vorstellungsmechanismus, den Steinthal und Lazarus ausdrücklich beibehielten, eine Entwicklung eigentlich ausschließe [141].

Sodann vollzieht Wundt eine entscheidende Verengerung des Gebiets. Das Programm, das sich die beiden Völkerpsychologen aufstellten, sei nicht nur zu wenig kritisch geklärt, sondern auch zu umfassend gewesen. Grenzstreitigkeiten hätten notwendig auftreten müssen, wie sie ja nun auch vor allem von seiten der historischen Wissenschaften ausgegangen seien [142]. So streicht Wundt den ganzen „beschreibenden“ Teil, der nicht die psychologischen Gesetze des „Volksgeistes“, sondern die Charakteristik der einzelnen Volksgeister zum Gegenstand hat. Ähnlich wie H. Paul erklärt Wundt, daß die beschreibende Wissenschaft die Geschichte bzw. die Kulturwissenschaft und nicht die Psychologie sei und daß es die historischen Wissenschaften, überhaupt alle Wissenschaften schon längst als ihre Aufgabe betrachtet hätten, über eine rein beschreibende Erfassung des Geschehenen hinaus auch eine kausale Erklärung zu geben, von der die psychologische Deutung nur einen Teil ausmache. Nie würden es die Vertreter der historischen Disziplinen zulassen, daß sie nur noch „Handlangerdienste“ für die zukünftige, allgemein grundlegende Völkerpsychologie leisten.

Eine weitere Verengerung bedeutet auch Wundts Beschränkung der Völkerpsychologie auf die Urgeschichte. Denn sobald das persönliche Eingreifen hervorragender Einzelpersönlichkeiten in der historischen Entwicklung nachweisbar sei, beginne die Kulturgeschichte. Dieses Individuelle, „Singuläre“, schließt Wundt aber aus der völkerpsychologischen Untersuchung des kollektiven Lebens aus. Das bedeute nicht, daß die Psychologie nicht ein wichtiges Hilfsmittel auch für die allgemeine Geschichtsschreibung sei; psychologische Interpretation sei für jedes tiefere Verständnis geschichtlicher Zusammenhänge unentbehrlich. Aber in der Geschichte des einzelnen Volkes besäßen die Vor-

---

[140] Probleme der Völkerpsychologie, aaO, S. 58. [141] AaO, S. 11.
[142] Vergleiche dazu die erste Stellungnahme Diltheys, Brief Nr. 178.

gänge einen „singulären Charakter", hätten die Schöpfungen und Strebungen einzelner einen so starken Einfluß, daß allgemeingültige psychologische Entwicklungsgesetze des historischen Verlaufs nicht mehr aufzustellen seien. Dagegen verbänden sich innerhalb einer universalgeschichtlichen Betrachtung die seelischen Motive mit einer Fülle von naturgeschichtlichen und soziologischen Bedingungen, die weit über die Kompetenzen einer psychologischen Analyse hinausgingen und einer philosophischen Betrachtung zustrebten.

Innerhalb der Urgeschichte sind es nun wieder vornehmlich drei Gebiete, die die Völkerpsychologie – nach Wundt – psychologisch zu erklären sucht: Sprache, Mythos, Sitte[143]. Die geistigen Erzeugnisse in Literatur und Wissenschaft seien durch ein stärkeres Eingreifen des Einzelnen bedingt als das bei den ersten allgemeinen Grundlagen des menschlichen Gesamtlebens der Fall sei; dort sind sie auch nach Wundt nicht „bloße Bruchstücke aus dem Zusammenhang des Volksgeistes, sondern sie *sind* dieser Volksgeist selbst in seiner von den individuellen Einflüssen singulärer geschichtlicher Entwicklung verhältnismäßig noch unberührten Gestalt"[144]. Durch diese Beschränkung auf die Urgeschichte und auf einzelne völkerpsychologisch bedeutsame Seiten des kollektiven Lebens unterscheidet sich Wilhelm Wundts Völkerpsychologie vor allem von der Lazarus-Steinthalschen Konzeption.

In einer grundsätzlichen Abhandlung über den „Begriff der Völkerpsychologie"[145] nimmt Steinthal 1887 umfassend Stellung sowohl zu den Ausführungen und Einwänden Wundts als auch zu denen des Germanisten Hermann Paul. Steinthal stellt erneut fest, übrigens in Übereinstimmung mit Lazarus, daß es Aufgabe der Völkerpsychologie sei, Gesetzmäßigkeiten in der historischen Entwicklung aufzufinden. Er bekennt sich erneut zu der – sowohl von Paul als auch von Wundt angefochtenen – Unterscheidung zwischen „rationalen oder Gesetzeswissenschaften" (Physik, Chemie, Völkerpsychologie) und „empirischen oder beschreibenden Wissenschaften" (z. B. Geschichtswissenschaften)[146]. Daß man allerdings mit der rein rationalen (= erklärenden) Psychologie keine rechten Fortschritte erziele, hat wenigstens Steinthal anhand einer Rezension in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft deutlich ausgesprochen; er räumt dort ein, „daß es bei der jetzigen Lage der Sache geraten sei, die speculativen Principien der Psychologie zwar nicht aus den Augen zu verlieren, einstweilen sie aber nicht für sich selbst zu erörtern, sondern von den einzelnen Tatsachen ausgehend zunächst diese so weit wie möglich analytisch zu verfolgen und so gewissermaßen abzuwarten, welches Licht durch solche Analyse auf jene Principien fallen dürfte"[147]. Auch

---

[143] Von dieser Beschränkung auf Sprache, Mythus und Sitte hat sich Wundt später allerdings wieder distanziert.

[144] Probleme der Völkerpsychologie, aaO, S. 32.

[145] ZfV XVII (1887), S. 233–264. [146] AaO, S. 241.

[147] Anläßlich: J. B. Meyer, Kants Psychologie, Berlin 1870, in: ZfV VII (1871), S. 111.

wenn die Völkerpsychologie mit einer Beschreibung der konkreten Phänomene beginnt, bleibt doch ihr Ziel die Analyse der komplizierteren Kräfte und die Aufstellung bestimmter Gesetze. Diese Gesetze konnten Lazarus und Steinthal nur als psychologische denken. Hier unterscheiden sich die beiden Völkerpsychologen von ihrem Vorbild Herbart; während dieser von mehr oder weniger hypothetischen Elementarkräften des Seelenlebens ausging und deren Zusammenwirken erforschte, um von da zu entwickelteren psychischen Gebilden aufzusteigen, setzten Steinthal und Lazarus gerade bei einer beschreibenden Analyse der konkreten psychischen Tatbestände ein, um dann, wenn sich eine größere Anzahl von Gesetzmäßigkeiten ergeben habe, rationale, allgemeingültige psychologische Schlußfolgerungen zu ziehen.

So gilt als Arbeitsprogramm für die psychologische Forschung folgende Gliederung:

I. Allgemeine Psychologie: Die Lehre vom Mechanismus der Vorstellungen, Gefühle und Triebe.
II. Völkerpsychologie: Die Lehre vom geistigen Zusammenleben.
   a) Synthetische Völkerpsychologie: allgemeine Grundsätze des geistigen Zusammenlebens.
   b) Anwendung dieser Grundsätze auf Ethnologie, Prähistorie und Geschichte.
III. Individuelle Psychologie: Die Lehre vom Einzel-Geiste[148].

Steinthal fordert also neben der Allgemeinen und der Völkerpsychologie ausdrücklich auch eine beschreibende individuelle Psychologie, die ihren Ort hat „in der Betrachtung des historischen Geistes" und „zur Anwendung kommt in Biographien"[149]. Hier gibt es, ohne daß er es in seiner Auseinandersetzung konstatiert, eine Berührung mit Dilthey, der eine beschreibende Psychologie als Grundlage der Geisteswissenschaft forderte[150]. Allerdings ist Dilthey Individualist; es handelte sich für ihn nur um die Individualpsychologie; nur das Individuum ist eine psycho-physische Einheit, nur diese kann folglich Gegenstand der Psychologie sein. Als Grundlage der Geisteswissenschaften muß sie sich zunächst bescheiden mit der Aufgabe, Tatsachen und Gleichförmigkeiten an Tatsachen festzustellen und zu beschreiben[151].

Ob nun der unter II, b genannte, „konkrete", von Lazarus und Steinthal schon als „psychische Ethnologie" bezeichnete Teil der Völkerpsychologie nicht ganz, wie Wundt meinte, der Ethnologie zugewiesen werden sollte, war für Steinthal keine Streitfrage: „Uns lag ja überhaupt nicht sowol daran, eine Disciplin zu umgrenzen, als einen Complex von Aufgaben (gleichviel inner-

[148] Steinthal, Der Begriff der Völkerpsychologie, in: ZfV XVII (1887), S. 248.
[149] Ebda.
[150] W. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1894.
[151] W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, aaO, S. 37.

halb welcher Disciplinen dieselben liegen) und eine Weise wissenschaftlicher Betrachtung zu charakterisieren." [152] Daran aber halte er gegen Wundt fest: 1. Die Völkerpsychologie könne zwar der Geschichte gegenüber nur die Stellung eines „Hilfsmittels" einnehmen, deshalb höre sie aber nicht auf, „eine für sich wertvolle und selbständige Disciplin" zu sein, und müsse b) alles, was wir als Geschichte des Geistes ansehen, durch die Völkerpsychologie eine psychologische Zutat erhalten. 2. Trotz Anerkennung alles dessen, was Wundt über die Natur von Sprache, Mythos und Sitte sage, könne er die ausschließliche völkerpsychologische Betrachtung dieser Bereiche und die These, daß nur sie als wirkliche Objekte „selbständige Teile psychologischer Forschung" bilden, nicht akzeptieren.

Mythos und Religion

Nicht nur die Erforschung der Sprache, um die es Steinthal ja primär zu tun war, sondern auch der Mythos stehe in enger Berührung mit der Völkerpsychologie. So wie es Aufgabe der Völkerpsychologie sei, die Sprachen im Zusammenhang mit dem „Nationalgeist" zu untersuchen, so sei auch der Mythos, der die „gesamte Vorstellungswelt der Völker auf ihrer ersten Entwicklungsstufe" [153] darstelle, Objekt der Völkerpsychologie – eines der wichtigsten sogar, soweit stimmt Steinthal mit Wundt überein. Die Vorstellungen jener ältesten Geschlechter, das Bild, das sie sich vom Weltall entwerfen, wie sie sich die Vorgänge in der Natur und im Menschenleben erklären, wie sie sich selbst verstehen – diese Vorstellungen sind mythisch. Der Wechsel von Tag und Nacht, Blühen und Verwelken in der umgebenden Natur, die unfaßbaren Himmelserscheinungen, das Tier in seiner Menschenähnlichkeit und -feindschaft sind Anlaß der Mythenbildung und Religion. Ihre Quelle liegt nach Steinthal im Menschen selbst [154]. Einige dieser Mythen seien von der Religion ergriffen und zur Grundlage der Dogmen und des Kultus gemacht wor-

[152] H. Steinthal, Der Begriff der Völkerpsychologie, aaO, S. 246.

[153] Mythos und Religion, Berlin 1870, S. 7. Vgl. dazu auch „Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus", in: ZfV II (1862), S. 1–29.

[154] Die von Steinthal anhand mythologischer Einzelforschung begründete, ebenfalls aus der Apperzeption abgeleitete „Illusionstheorie" wurde auch von W. Wundt als einer der ersten und achtbarsten Versuche einer psychologischen Interpretation dieses Phänomens gewürdigt (vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie . . ., aaO, Bd. II, Erster Teil, Mythus und Religion, bes. S. 572 ff.). Charakteristisch ist nach Steinthal für die mythologische Vorstellung, daß sich der Empfindungsinhalt, den eine Naturerscheinung auslöst, mit geläufigen und herrschenden Vorstellungen verbindet, so daß dieser als etwas von seiner wirklichen Beschaffenheit Verschiedenes aufgefaßt wird, wie z. B. die Röte der untergehenden Sonne sich mit der Vorstellung des hinströmenden Blutes so intensiv verbindet, daß die Sonne selbst als ein sterbender Held apperzipiert wird. Dieser Vorgang beruht nach Steinthal auf einer „Illusion", auf den Sinnestäuschungen des Menschen, die nur durch die Erkenntniskräfte, d. h. durch eine „rationale Psychologie" überwunden werden können.

den oder auch gemäß den religiösen Bedürfnissen modifiziert und zum Symbol ausgestaltet worden. Andere hätten nie einen Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen gehabt; sie wurden Sagen und als solche, je nachdem, wieweit sie das sittliche oder ästhetische Interesse befriedigten, das Substrat der Poesie[155]. Andere wieder fanden weder die Beachtung von Priestern noch von Poeten oder Historikern, sie wurden ganz in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft transponiert und leben als Märchen, als mündlich überlieferte Geschichten u. a. fort.

Wohl am stärksten interessierte Steinthal das Verhältnis zwischen Mythos und Religion. Da die Religion ihren Ursprung im Menschen habe, da sie mit der menschlichen Natur so untrennbar verbunden sei wie die Sprache, wie die Anfertigung der einfachsten notwendigen Werkzeuge, und da also die ältesten Geschlechter schon Religion gehabt haben müßten, diese aber nur mythisch denken konnten, so sei der Mythos die erste „Denk- und Darstellungsform" des religiösen Gefühls gewesen. Das Verhängnisvolle liege für die späteren Geschlechter darin, daß sie nicht den Mut hätten, diese Form vom religiösen Inhalt zu lösen. Auch die Vorstellungsformen des Monotheismus, wie Schöpfung, Offenbarung, Bündnis oder Verlobung mit dem auserwählten Volke, Jüngster Tag, Messias, Sohn Gottes, Opfer, seien alle Mythos. Es sei Aufgabe unserer Zeit, die endliche Form des Mythos zu zerstören, damit der Inhalt, die „ewige" Religion, d. h. „das Wahre, Gute und Schöne", die das „Allermenschlichste" sei, desto heller strahle[156]. Daß der „Inhalt" der Religion von Steinthal ganz immanent verstanden wird, daß auch „Gott" eine mythologische Ausdrucksform für ein höchstes sittliches Postulat ist, ergibt sich ganz eindeutig aus vielen persönlichen Äußerungen und öffentlichen Darlegungen[157].

---

[155] Auch zu der vieldiskutierten „epischen Frage" nach der Entstehung vor allem der homerischen Dichtungen und der Nibelungen nahm Steinthal Stellung. Er war der Ansicht, daß auch hier der Psychologie das erste und letzte Wort gebühre. Wie die Sprache sei das Dichten des Volkes eine Tätigkeit des Gesamtgeistes, der sich zwar nur in einzelnen Individuen verwirkliche, diese aber so beherrsche, daß sie nur in ihm leben und aus ihm heraus ihre Lieder schaffen und umgestalten. Zu Steinthals Ansicht über die Volksdichtung vgl. vor allem die Abhandlung „Das Epos" (ZfV V, 1868, S. 1–57), in der er auch (S. 11 ff.) seine Theorie von den drei Entwicklungsstufen epischer Dichtung darlegt. Gerade diese Darstellung löste in weiteren Kreisen allgemeine Anerkennung aus: In seinem „Beowulf" (Straßburg 1888, S. 7) erklärt ten Brink, daß er dieser „von den Philologen leider viel zu wenig beachteten" Abhandlung „sehr viel zu verdanken" habe, und in H. Pauls „Grundriß der germanischen Philologie" (1891–93; Bd. 2, S. 515) bekennt er, daß er über die Theorie der Volkspoesie „am meisten aus Steinthals Aufsatz über das Volksepos gelernt" habe. Auch Wundt spricht von einem besonderen Verdienst Steinthals, das er sich mit seiner Darlegung zur epischen Frage erworben habe (vgl. Völkerpsychologie, aaO, Bd. 2, Mythus und Religion, Erster Teil, S. 364–366).

[156] H. Steinthal, Mythos und Religion, Berlin 1870, S. 28 ff.

[157] Vgl. dazu vor allem die beiden Artikel „Zur Religionsphilosophie", in: ZfV VIII (1875), S. 257–299, und IX (1877), S. 1–50, und die Briefe an Gustav Glogau, aaO, S. 91, 120 ff.

Da Steinthal einerseits aus seiner atheistischen Weltanschauung keinen Hehl machte, sich aber andererseits mit der innigsten Treue und Dankbarkeit zum Judentum bekannte – eine Tatsache, die schon seine Zeitgenossen irritierte –, soll im folgenden sein Verständnis des Judentums dargestellt werden, soweit es aus schriftlichen Zeugnissen Steinthals ersichtlich ist.

Judentum und Humanität

Kaufmann Kohler hebt in seinem Nachruf auf den großen Gelehrten und den homo religiosus vor allem die letzten zwanzig – ich würde sagen: fünfundzwanzig – Lebensjahre hervor, in denen er eine Rückwendung Steinthals zum Judentum zu erkennen glaubt[158], „the need of a positive religious conviction“[159], und er fragt sich, ob das dem Einfluß des Schwagers Moritz Lazarus, den antisemitischen Agitationen oder mehr dem Leid zuzuschreiben sei, das Steinthal und seine Frau durch den Tod der Kinder erlitten. Das ist nicht ganz richtig. Steinthal kannte nicht nur die Bibel, die Gebete und die alten jüdischen Melodien[160] sehr gut, er hing auch mit großer Innigkeit an jüdischer Tradition[161]. Wann immer er als junger Mann von Paris oder Berlin nach Hause, d. h. nach Gröbzig reiste, predigte er dort; allerdings unterwarf er bereits damals die biblischen Texte den Methoden historisch-vergleichender Textkritik[162]. Daß sich seine Hörer von diesen Predigten „weniger ergriffen als beunruhigt“[163] zeigten, gilt genauso für die Vorlesungen, die er zwanzig Jahre später an der Lehranstalt hielt. Schon als jungen Mann bekümmerte ihn die Jugend in Gröbzig, die, ohne jüdische Kenntnisse, sich besserwissend gebe und – konsequent – auch das Streben nach einem sittlichen Ideal aufgegeben

---

[158] Kaufmann Kohler, Bamberger and Steinthal, in: The Menorah, Vol. 26 (1899), pp. 226–228; wiederabgedruckt in: A Living Faith – Selected Sermons and Addresses from the Literary Remains of Dr. Kaufmann Kohler, ed. by Samuel S. Cohon, Cincinnati 1948, pp. 222–224.

[159] Kaufmann Kohler, aaO, S. 224. Ähnlich urteilt auch Adolf Rosenzweig (aaO, Sp. 722), der von Steinthal schreibt: „Steinthal war kein Theologe; er hatte sich, ehe er Dozent an der Hochschule wurde, nur wenig mit jüdischem Wissen beschäftigt, und nur geringe Reminiszenzen aus seiner Jugendzeit in Gröbzig waren ihm geblieben.“ Natürlich hatte Steinthal nicht die Kenntnisse eines rabbinisch geschulten Gelehrten, aber seine Kenntnisse und sein Verständnis auf ein paar Jugendreminiszenzen zu reduzieren, bedeutet doch eine nicht ganz angemessene Unterschätzung.

[160] „Diesen Schmerzensschrei aus tausendjährigem Druck“ – vgl. dazu Steinthals Aufsatz „Was wollen wir mit den jüdischen Melodien?“, in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 276 ff.

[161] Daß Steinthal für sich persönlich die alten synagogalen Gesänge vorzog, gleichzeitig aber uneingeschränkt für die religiöse Reform eintrat, gab öfter zu Mißverständnissen Anlaß; vgl. dazu den Brief Nr. 140 von M. Lazarus an Emil G. Hirsch.

[162] Vgl. Steinthals Briefe Nr. 154, Nr. 166 und Nr. 171.

[163] Vgl. Brief Nr. 171.

habe[164]. Bereits an den ersten Verhandlungen zur Gründung einer jüdischen Hochschule nahm Steinthal lebhaftes Interesse, da ihn die zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber jüdischer Überlieferung betrübte[165]. In einem Brief erzählt er Lazarus von einem eigenartigen Erlebnis: Der Sohn eines Chason habe sich vor Jahren taufen lassen, sei in die Judenmission eingetreten, dann, da diese ihn abstieß, Kaufmann geworden, als solcher in der Welt herumgekommen, habe aber nun, nach seiner Rückkehr, den Abfall bereut und vor Männern der Gemeinde, auch – auf seine besondere Bitte – vor Steinthal, das Bekenntnis der Reue abgelegt. Bezeichnend ist, daß Steinthal dem Apostaten den Rat gibt, das Judentum genau zu studieren, auch das Christentum nochmals unbefangen zu betrachten und beide zu vergleichen. Ihm erscheine seine Rückkehr mehr eine Folge des Gefühls als der Erkenntnis; „das Herz aber" – und das hätte der alte Steinthal nicht anders beurteilt – „verlange die Unterstützung des Kopfes"[166]. In dieser Haltung ist Steinthal sich sein Leben lang treu geblieben.

Natürlich haben die antisemitischen Agitationen auf der einen Seite und andererseits die vielfach zunehmende Gleichgültigkeit der jüdischen Glaubensgenossen oder gar deren Bestreben, sich der „christlichen" Umwelt durch die Taufe zu assimilieren, bei Steinthal eine größere Aktivität ausgelöst – journalistische Tätigkeit vor allem. Denn Steinthal, der sich im Unterschied zu seinem Freund Lazarus weder durch rhetorisches oder organisatorisches Talent noch durch eine besondere Leichtigkeit im Umgang mit Menschen auszeichnete, wirkte zwar durch seine Anwesenheit und Mitarbeit in verschiedenen Komitees und Kuratorien, zog aber im übrigen den Appell durch das schriftliche, mahnende und belehrende Wort in Zeitschrift und Zeitung vor. Diese Zeitungsaufsätze und Rezensionen, die seit 1890 vor allem in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" erschienen waren, auch Vorträge, die ein jüdisches Thema hatten, veröffentlichte gesammelt erst Gustav Karpeles nach dem Tode Steinthals. Steinthal hatte selbst geplant, wenigstens den ersten Teil der Sammlung – etwa 1892 – unter dem Titel „Schema Jisroel" herauszugeben. Ein Vorwort und Nachwort für die beabsichtigte Publikation wurden im Nachlaß gefunden und in dem 1906 erschienenen Band „Über Juden und Judentum" veröffentlicht[167].

Im Gegensatz zu vielen anderen Juden seiner Zeit beurteilte Steinthal die antisemitischen Agitatoren ohne Illusionen. Lazarus hätte es nicht gewagt, bereits im Vorwort, von „Feinden" zu sprechen. Betonte Lazarus vor allem, daß die Religion die Juden nicht hindere, mit Stolz sich als Deutsche zu fühlen und zu betätigen, ließ er nie davon ab, werbend an das bessere Ich seiner

---

[164] Vgl. Brief Nr. 154, S. 256 f. Die hohe Bewertung der Ethik zieht sich wie ein Leitmotiv durch das gesamte Werk Steinthals.

[165] Vgl. Brief Nr. 189. [166] Vgl. Brief Nr. 164.

[167] In diesem Band durchgehend nach der 2., von N. M. Nathan herausgegebenen Auflage, Berlin 1910, zitiert.

christlichen Mitbürger zu appellieren, oft euphemistisch umschreibend, was einfach nur brutal und gemein war, so ist der Grundtenor fast aller Beiträge Steinthals: Mahnung an seine jüdischen Glaubensgenossen, Widerlegung und Aufklärung gegenüber den christlichen, Skepsis, Wehmut gegenüber beiden, oft Verzweiflung. Allerdings gibt es auch – selten aber! – bei Steinthal Äußerungen, die den „christlichen" Mitbürgern schmeichelhaft klingen mußten und die unseren Ohren heute geradezu blasphemisch erscheinen – wie so manche Glaubensüberzeugung des Idealismus, die inzwischen durch die geschichtliche Erfahrung widerlegt wurde –, obwohl sie auch von Steinthal eher als Aufforderung, als Wunsch denn als Konstatierung eines Faktums gemeint sind, so wenn er sich zum Beispiel der zu seiner Studienzeit beliebten Vorlesungen über Anthropologie des Berliner Professors Karl Friedrich Werder erinnert. Dieser habe die vorzüglichsten (!) Völker Europas charakterisiert und gesagt: „Die Deutschen sind das Volk der Religion." Das habe ihn, Steinthal, damals so berührt, denn „das Volk der Religion" seien die Juden ja auch, so gebe es also ein mächtig Verbindendes zwischen beiden[168]. Die dezidierten Antisemiten verrieten seiner Ansicht nach aber dieses bessere, von Werder gemeinte Deutschland, und ihnen erwidert er nur, daß aller Dialog nutzlos sei, daß er sie durchschaut habe – abweisend, scharf, ohne Einschränkung und ohne jede Hoffnung auf deren Umkehr: „Zu unseren Feinden reden ist nicht nur deswegen nutzlos, weil sie uns nicht hören wollen, sondern schon deswegen kaum tunlich, weil sie das, was sie laut und vernehmlich aussprechen, gar nicht wirklich meinen, das aber, was sie im Sinne haben, nur unwillkürlich verraten. Sie sagen uns: werdet deutsch, werdet wie wir; aber das wünschen sie nicht. Sie wünschen uns alle nur so zu sehen, daß sie uns verachten können. Gerade, daß sie das nicht können, das schmerzt und erbittert sie. Sie tun, als sprächen sie wohlwollend und patriotisch, und verklagen die Schlechtesten unter uns, während sie die Besten von uns herzlich hassen."[169] Dieses eindeutige Urteil über eindeutige Antisemiten hinderte Steinthal jedoch nicht daran, Freunden und Kollegen, die ein einzelnes Argument der Antisemiten aufgegriffen hatten, verständnisvoll, aber sehr bestimmt seine Ansicht mitzuteilen – öffentlich auch, wenn es sein mußte, wie in dem offenen Brief an den Kollegen an der Universität Berlin, den Sprachwissenschaftler Professor Albrecht Weber, der grundsätzlich zwar kein Gegner der Juden war, jedoch in der Zeit der Antisemitenhetze den Juden in der Generalversammlung des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" 1893 den Rat gegeben hatte, zuerst ihre Fehler abzulegen[170].

Auch das Phänomen des Antisemitismus selbst beurteilte Steinthal realistischer und weniger optimistisch als Lazarus. Der Kulturkampf habe den Antisemitismus wenn auch nicht geboren, so doch „groß gezogen und mächtig gemacht": „Wenn sonst zwei miteinander kämpfen, so freut sich ein dritter als

---

[168] H. Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 14.
[169] AaO, S. 3. [170] AaO, S. 84 ff.

Zuschauer. Den Juden läßt man niemals zuschauen; auf ihn wird zuerst gehauen, bevor man so weit ist, auf den Gegner schlagen zu können. Beweis: die Geschichte der Juden in den Zeiten der Kreuzzüge." [171] Die Jesuiten hätten die alte Feindschaft der Katholiken gegen die Juden verschärft, der Protestantismus habe dieselbe nicht gemildert. Der Bauernkrieg habe sich gegen Junker und Juden gerichtet: „Wo nur immer geschlagen wird, bekommt der Jude seinen Anteil an Hieben, welcher oft nicht gering, im allgemeinen um so größer ist, je weniger der Gegner getroffen werden kann." [172] Alles was man als Anlaß der Judenfeindlichkeit angebe, sei meistens gar nicht das wahre Motiv. Es sei auch im 14. Jahrhundert nicht die Pest gewesen, die die Vertreibung der Juden aus Deutschland veranlaßt habe: „Vielmehr waren es im elften und im vierzehnten Jahrhundert ganz andere Triebfedern, und zwar dieselben, welche im neunzehnten solche Scheußlichkeiten verüben ließen, wie sie in Rußland vorgehen." Und nun folgt eine sehr richtige Beobachtung: „Auch damals wie heute war den Staatsmännern die Judenhatz gar nicht recht; aber sie kam ihnen gar nicht ‚unbequem'." [173]

Auch die innere Situation der Juden, die Gefahr, die ihnen aus ihrer eigenen Indifferenz oder gar aus ihrem Opportunismus erwachse, beurteilt Steinthal eher pessimistisch oder wenigstens skeptisch; man überliest dieses kritische Urteil leicht, wenn er geradezu flehend oder enthusiastisch das bessere Israel beschwört oder wenn er, sein hartes Urteil abmildernd, dieses auf den Idealismus des Kritikers und Mahners zurückführt: „Der Jude ... hat den Idealismus in die Welt gesetzt; und der Idealist urteilt und straft hart. Der Jude will, daß der uralte Spruch zur Wirklichkeit werde (4. M. 23, 21): ‚Man schauet nichts Böses an Jakob, und sieht kein Unheil an Israel.' Der Jude ist übertrieben: fleckenlos soll er sein. Erhaltet euch diese Übertriebenheit." [174] Aber auch wenn man diese „Übertriebenheit" abzieht, bleibt genug Vorwurf und Tadel und Pessimismus stehen. „So rosig sehe ich die Wirklichkeit nicht", heißt es einmal ausdrücklich [175]; ein andermal tröstet er sich mit dem Propheten, der versichert, daß „der zehnte Teil eines Zehntels" jüdisch bleiben wird, und bangt doch gleichzeitig darum, daß selbst diese geringe Anzahl bald zu hoch bemessen sein werde [176]. Daß die Juden seiner Zeit, d. h. diejenigen, die es vor allem in Berlin zu Ansehen und Wohlstand gebracht hatten, zu glänzen suchten – mit allem, mit Reichtum, Gesellschaft, Wissen, Bildung, ja auch mit Mildtätigkeit und Gemeinnützigkeit, daß sie die Gesetze nach außen hin mit Eifer erfüllten, ohne daß ihr Denken und Fühlen davon ergriffen seien; oder daß sie, einst „das Volk des Studiums", ihre Geschichte vergäßen, daß sie „das Buch, das wir der Welt gegeben haben, das die Welt schon zweimal verjüngt hat, das den edelsten der edlen Völker ein Schatz der Weisheit

---

[171] AaO, S. 71. [172] Ebda. [173] AaO, S. 81.
[174] AaO, S. 19. [175] AaO, S. 31. [176] AaO, S. 31 f.

und der Schönheit scheint“ [177], daß sie das wegwürfen; daß sie ihren Kindern den Religionsunterricht entzögen, sie „konfessionslos“ aufwachsen oder gar um äußerer Vorteile willen taufen ließen, weil sie sich ihres Judeseins schämten, weil sie sich möglichst schnell von einer Auszeichnung befreien wollten, die ihnen nur Leid, Pflichten und Verantwortung aufbürde – das ist es, was Steinthal unermüdlich, warnend, oft bitter seinen Glaubensgenossen vorwirft. Was er an anderer Stelle über Börne sagte, gilt auch für ihn: „Wie leicht müßte es sein, aus dieser Bitterkeit, aus dieser übermäßigen Heftigkeit seine übermäßige Liebe herauszuhören.“ [178] Aber was er den Juden da sagte, wird nur von den wenigsten verstanden und beherzigt worden sein; den meisten werden die versöhnlich-„idealistischen“ Worte seines Freundes Lazarus mehr zugesagt haben. Wer läßt sich schon gerne Vorwürfe machen, wer ist nicht verstimmt über solche, im nachhinein sich als prophetisch erweisenden Drohungen wie diese: „Ich wünsche nur, daß ein Schrecken in die Juden führe, ein Schrekken so tief eindringender Art, wie ihn kein Antisemitismus erregen kann und keine Judenvertreibung. Solch ein Schrecken, daß sich der Jude, daß sich die Jüdin frage: ‚Was bin ich denn? Jude, Jüdin, sagt man zu mir, sei ich; was ist denn Jude, Jüdin? Wer sagt mir das? Ich weiß es nicht! Wen soll ich fragen? Diejenigen, die mich verhöhnen?‘“ [179] Oder an anderer Stelle: „Eure Kinder sollen arbeiten, kämpfen, dulden für einen inhaltslosen Namen? Ein Zufall, der sie unter eine statistische Rubrik gebracht hat, soll bestimmend werden für ihr Schicksal? Sie sollen Juden genannt sein und nichts dabei denken? Werden, müssen nicht eure Kinder einst vor euch hintreten und sagen: Vater, Mutter, ihr habt uns hierher gestellt und uns nicht gesagt, was das bedeutet?“ [180]

Nie vorher und über kein anderes Thema hatte sich Steinthal so leidenschaftlich geäußert; er war sich dessen bewußt: Am 21. Oktober 1891 schrieb er an Gustav Karpeles, den damaligen Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung des Judentums: „Es ist kein gutes Zeichen, daß ich schon wieder mit einem Artikel komme, das heißt mit einer Mahnrede. Allein ein Tagesschriftsteller, der ich bei Ihnen geworden bin, schreibt unter Tageseindrücken; ich muß mein Herz ausschütten.“ Am 13. Dezember 1891: „Es war in tiefem Verdruß und lebhaftem Ärger geschrieben, daher die Form vielfach asyndetisch.“ Am 15. Dezember 1892: „Meine kleinen Artikel kommen allemal, wie auch der neuliche ‚Über Atheismus‘ aus einem heißen Ofen. Wenn aber der Ofen überheizt ist (und das fürchte ich), so verkohlt das Gebäck. Das fürchte ich. Aber ich verspreche Ihnen, mir Mühe zu geben, Abkühlung zu gewinnen.“ Und am 26. April 1893: „Mein heutiger Artikel ist wieder blutig geworden. Ich schreibe eben mit meinem Herzblute.“ [181]. So sollte ein großer Teil der gesammelten

---

[177] AaO, S. 43. [178] AaO, S. 215.
[179] AaO, S. 34 f. [180] AaO, S. 9 f.
[181] Ähnlich äußerte sich auch Börne über seine Tätigkeit als Schriftsteller (Ges. Werke, Bd. VI, Hamburg 1862, S. 163; Melzer-Ausgabe, Bd. 3 [1964], S. 871), eine Stelle, die Steinthal selbst in seinem Aufsatz über Ludwig Börne (aaO, S. 220) zitiert:

Reden und Aufsätze neben der Widerlegung antisemitischer Vorwürfe und Verleumdungen vor allem über Juden und Judentum aufklären, an das erinnern, was in Vergessenheit zu geraten drohte. Das gilt in gleicher Weise für die kritischen Auseinandersetzungen mit E. Renans „Neuen Betrachtungen über den allgemeinen Charakter der semitischen Völker“ [182], mit Bruno Bauers Arbeiten über „Philo, Strauß, Renan und das Urchristentum“ (1874) und „Christus und die Cäsaren“ (1877), für die Festrede zum 25jährigen Jubiläum der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums“, für die Beiträge über die täglichen Gebete der Juden und die jüdischen Melodien, für die beiden autobiographischen Skizzen und vor allem für die Aufsätze über Ludwig Börne und Samuel Hirsch. Über beide schreibt Steinthal persönlich engagiert und mit einer unverhohlenen Sympathie: War Samuel Hirsch der Religionsphilosoph gewesen, der den jungen Steinthal am intensivsten und nachhaltigsten beeinflußte, so hatte er zu Börnes Denken und Temperament, und gerade da, wo es sich am heftigsten, reizbarsten und sensibelsten äußerte, eine besondere Affinität. Auch hier kann man einen Unterschied zu Lazarus konstatieren, der die Vertreter des „Jungen Deutschland“ allenfalls kurz erwähnte, während Steinthal ihnen ein hervorragendes Interesse widmete, wenn er auch den leidenschaftlichen Moralisten Börne allen andern, auch Heine, den er sehr gut kannte, vorzog [183].

Eines mußte sich allerdings der Leser fragen, der Steinthal aus seinen Vorlesungen und Schriften genauer kannte, vielleicht gar durch ihn zu einer skeptischeren Betrachtung angeregt worden war: War dieser Steinthal, der mahnend darauf hinweist, daß es nicht genüge, dreimal täglich „mit Schaufäden und Gebetriemen“ zu beten, daß man auch „sein Herz Gott zu weihen“ bereit sein müsse [184], war das derselbe Steinthal, der spätestens 1875, in seinen beiden großen Beiträgen „Zur Religionsphilosophie“ [185], für alle unmißverständ-

---

„Ach! sie glauben, ich schriebe wie die andern mit Dinte, mit Worten; aber ich schreibe nicht wie die andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven . . .“

[182] Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques, et en particulier sur leur tendance au monothéisme. Extrait du Journal Asiatique. 1859. Die Besprechung von Steinthal erschien in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. 1 (1860), S. 328, und wurde von G. Karpeles in den Band „Über Juden und Judentum“ aufgenommen (aaO, S. 91 ff.).

[183] Vgl. auch den Aufsatz Steinthals „Das junge Deutschland“, in: Die Nation 1891, Nr. 10.

[184] AaO, S. 29. Ähnlich auch aaO, S. 30: „Wenn nicht bloß auf einem Stück Pergament, sondern im Innersten der Seele geschrieben steht: Gott ist heilig, und also sollst du heilig sein, und wenn von diesem geistigen Mittelpunkte aus geistige Fäden nach allen Punkten deines Bewußtseins abgehen und jeden Punkt mit jenem Innersten so verbinden . . ., dann hast du eine heilige Gesinnung . . .“

[185] In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. VIII (1875), S. 257–299, und Bd. IX (1777), S. 1–50. – Bereits in dem Vortrag „Mythos und Religion“ (Berlin 1870) spricht Steinthal ganz eindeutig vom Menschen als der „Quelle“

lich den „drei Ideen Gott, Unsterblichkeit und Freiheit" den Glauben aufgesagt hatte, über den man – wie Simon Bernfeld berichtete – „in manchen Kreisen halb verwundernd und halb mißbilligend die Klage gehört [habe], daß ein solcher Freidenker ... an einem Institut [nämlich an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums] mitwirken konnte, dessen Hauptzweck auch schon damals die Ausbildung von Rabbinern war" [186]? Daß die Wirkung seiner Vorlesungen ein radikaler Skeptizismus sein konnte, daß das Bedenken also nicht so ganz unberechtigt war, bezeugte 1899 sehr eindrücklich ein ehemaliger Schüler, Emil G. Hirsch, in einem Nachruf auf den verehrten Lehrer [187]. Steinthal selbst machte zwar kein Aufhebens von seinem Atheismus, er hielt die „Mode" des Jahrhunderts, „Gott und Seele zu leugnen", für „fanatisch und eitel" [188], Provokationen lagen ihm nicht. Andererseits war er zu ehrlich, im Denken zu kritisch und zu konsequent, als daß er darüber hätte schweigen können; im Gegenteil, er legte privat und öffentlich genaue Rechenschaft darüber ab. Ein solches Bekenntnis enthält die Vorbemerkung des zweiten Artikels „Zur Religionsphilosophie" [189]: „Sowohl mächtige Bewegung in der heutigen Welt der Gedanken oder in der Gemeinschaft der Denker überhaupt, als auch gewisse mich persönlich berührende Erscheinungen vereinigen sich mit dem in mir von selbst erwachten Bedürfnis nach einer erneuten gründ-

---

aller Religionen und definiert Religion infolgedessen ganz immanent: „Nichts anderes und nichts weiter als das Gefühl der Erhebung, welches zunächst die Ideale und dann auch alle wirklichen Dinge in uns erwecken, insofern und in dem Maße als sie das Ideal verwirklichen; Begeisterung für das Gute, das Wahre und das Schöne schlechthin, und folglich für jedes einzelne Gute, Wahre, Schöne, das hervorgebracht ist, oder für irgend etwas Vorhandenes, insofern es gut, wahr, schön ist (S. 19). – Daß der Verzicht auf jeden transzendenten Bezug von Steinthal nicht leicht oder gar leichtfertig vollzogen wurde, bezeugt der Brief an den Freund Gustav Glogau vom 14. Januar 1876 (aaO, S. 91; dort wird als Datum irrtümlich der 17. Januar angegeben), d. h. kurz bevor der zweite Artikel „Zur Religionsphilosophie" erschien: „Ich habe mit meinem Absagebrief an alles Transcendente lange gezögert. Jetzt bin ich ruhig. Ich kann alle Ideen stürzen sehen; die Ideale und die Erfahrung bleiben mir. Nun gehe ich mutig drauf los und gestalte mir eine gottlose und seelenlose Welt, der es aber nicht im mindesten an Geist und Idealen oder an verkörperten Ideen fehlt. Die Ideen sind unser Produkt, also [nach dem Original ist hier einzufügen: ganz] immanent."

[186] Simon Bernfeld, Erinnerungen an Chajim Steinthal, in: Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum. 7. Jg., Heft 11 (November 1907), Spalte 706.

[187] Erschienen in Chicago am 25. März 1899 in der von Emil G. Hirsch herausgegebenen Wochenzeitschrift „The Reform Advocate", Vol. XVII, S. 155 f.: „And in his writings and discourses he did more than any other among modern writers to awaken stirring and therefore fructifying doubts in the minds of his hearers or readers. His lectures at the ‚Hochschule' were veritable cyclones of arousing scepticism. With merciless outspokenness he exposed the weak points in the common arguments wherewith the claims of religion or tradition had been bolstered these many thoughtless days."

[188] Mythos und Religion, aaO, S. 31.

[189] ZfV IX (1877), S. 1.

lichen Prüfung meiner Weltanschauung, meiner Religion. Nachdem ich es lange Jahre für mich dahingestellt sein ließ, ob es transscendente Wahrheiten gebe, während ich doch fühlte, wie sich alle ‚lieblichen Poesien' in mir zerbröckelten: muß ich endlich zu einem gewissen Abschluß, zu einer Feststellung meiner Ansicht und meines Gemütes gelangen." [190]

Religion und Sittlichkeit haben nach Steinthal ihre Wurzel im menschlichen Wesen, gleichviel ob dieses materiell oder immateriell gedacht wird. Auf das menschliche Wesen müssen also Ethik und Religionsphilosophie gegründet werden. Erkenntnis des menschlichen Wesens aber verschaffe uns „nur eine, von allen metaphysischen und religiösen Voraussetzungen freie, rationale Psychologie" [191]. Steinthal denkt bei dieser vorurteilsfreien Erforschung des Menschen nicht nur an die esoterische Beschäftigung einiger Agnostiker; er beurteilt da die religiöse Situation sehr viel nüchterner als viele seiner Zeitgenossen – auch als Lazarus, der diesen Fragen ausweicht – und fordert allgemeine Aufklärung, auch Ehrlichkeit gegen sich selbst. Er reißt nicht nur für sich, sondern auch für die Mehrzahl der Mitmenschen die dünne Decke eines mit Mühe aufrechterhaltenen oder gar geheuchelten Glaubensbekenntnisses entzwei: „Auch scheint es mir in der Tat ein Irrtum, zu meinen, wir dürften das Volk in seinem idealen Glauben nicht stören – es glaubt längst nichts mehr. Das Volk, sowohl das der Armen und Ärmern, das der Gedrückten und Bedrängten, die Lieblinge der Socialisten, als auch das der glücklich Gestellten, der materiell Gesegneten – es glaubt nicht mehr; da ist allenfalls noch hier ein unbestimmtes Absagen, ein Vielleicht, ein Man-sagt-doch-so und Wer-kann-Wissen, dort ein trüber Niederschlag des Glaubens, der wohl eher Aberglaube zu heißen verdient, und dieses beides gelegentlich belebt und gestärkt durch Gewohnheit und Erinnerung an die Tage der Kindheit und an die Glaubensfestigkeit der Eltern." [192]

[190] Steinthal hatte bereits in Bd. VIII der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, S. 257–299, anhand einer eingehenden Besprechung von Jürgen Bona Meyer, „Philosophische Zeitfragen – Populäre Aufsätze, Bonn 1874², den „Unverstand, der sich an den Glauben an Gott und an eine göttliche Leitung der menschlichen Geschicke anschließt" (S. 265) beklagt und verurteilt. Die mit diesem Glauben meist verbundene Lehre von der Unsterblichkeit der Seele – die, wie er ausdrücklich betont, in der Bibel keine Unterstützung findet – weist er als „die unheilvollste, verderblichste von allen, die jemals ersonnen waren" (S. 263), zurück. Jeder Gott werde „nie etwas anderes sein, als ... Selbstvergötterung" (S. 270), alle „Theologie ist Anthropologie" (S. 269), die Keime zum Gottesglauben „liegen im Menschen, wie tausend Keime zu Irrtümern", in ihm gewachsen „nach mechanischem Gesetz" (S. 271 f.). Alle Religionen seien Vorbereitungen einer Vernunftreligion, durch diese aber auch überwunden (S. 268). Ebenso leugnet er die Willensfreiheit – auch wenn wir gut handeln, handeln wir einem Sittengesetz gemäß, das uns, den Erwachsenen, schon „in die Muskeln und Nerven eingewachsen" sei (S. 282). – Wie bereits aus dieser kurzen Skizzierung ersichtlich, verbinden sich hier Überzeugungen und Forderungen der Aufklärung mit den Erkenntnissen Feuerbachs und Darwins.

[191] Mythos und Religion, aaO, S. 32.

[192] Zur Religionsphilosophie, Zweiter Artikel, in: ZfV IX, S. 2.

Was bleibt, ist eine „Religion der Humanität": „Für uns ist Anfang und Ende alles Wissens, Ausgangs- und Zielpunkt alles Wahren, Schönen und Guten der Mensch." [193] Das ist ein ganz zentraler Satz, der zur Vorsicht mahnt bei allen Versuchen, für Steinthal eine irgendwann erfolgte religiöse Wende anzunehmen und auch die an die Juden gerichteten Aufsätze, wie anklagend und beschwörend sie auch sein mögen, im Sinne einer solchen „Rückkehr" zu interpretieren. Ebenso warnt dieser fundamentale Satz, der Anfang und Ende alles Erkennens und Strebens in den Menschen verlegt, davor, nur einen Aspekt seiner Arbeiten und Interessen gesondert zu betrachten. Um den Menschen ging es ihm, als er sich für Humboldt begeisterte [194], als er selbst, von Humboldt angeregt und zum Widerspruch herausgefordert, nach dem Ursprung der Sprache fragte, um den Menschen, den aller transzendenten Bezüge entäußerten, ging es ihm in seiner Völkerpsychologie und in der Religionsphilosophie und nicht zuletzt bei der Abfassung seiner „Allgemeinen Ethik". Um den Menschen ging es ihm letztlich auch in seinen Aufsätzen „Über Juden und Judentum"; verfolgt man in diesem Band die Bedeutungsvalenzen, die für Steinthal in dem Begriff „Judentum" enthalten sind, so zeigt sich, daß sie sich mit dem, was er in seinen Beiträgen „Zur Religionsphilosophie" als „Religion der Humanität" bezeichnete, weitgehend decken, daß sie vorwiegend ethisch bestimmt sind. In der Mahnrede „An die Eltern" [195] sagt er, daß der Religionsunterricht die Vorschule der Philosophie sei, daß das Kind dort den Hinweis auf ein „ideales Reich" erhalte, einen Begriff von dem „Unmeßbaren und Unwägbaren", ein „System sittlicher Grundsätze", dort erhalte es Kenntnis von den Leiden und dem Trost seiner Vorfahren: „An drei Stätten lagen die Wurzeln unserer heutigen Bildung: Rom, Athen, Zion. Die erstgenannten soll jeder Gebildete kennen lernen; und wie mit der dritten? Gerade in ihr liegt die Herzwurzel unserer Humanität . . ." [196]

Die Auserwähltheit des Juden bestehe in der Verpflichtung, uns „jederzeit die Kluft vorzuhalten, die unsere Wirklichkeit von der idealen Aufgabe der Sittlichkeit trennt, die Kluft zwischen unseren Mängeln und dem von den Propheten gezeichneten Vorbilde" [197]. Überdies habe der Jude die Verpflichtung, von allen Völkern zu lernen, „aber nicht ihre Fehler und etwa ihre Laster, sondern nur ihre Tugenden!" [198] Eine sehr strenge, für Menschen nahe-

---

[193] AaO, S. 6.

[194] In der Gedächtnisrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage (Berlin 1867) erklärt Steinthal das Motiv von dessen sprachwissenschaftlichem Interesse, eine Erklärung, die auf Steinthal genauso zutrifft: „Was also ist ihr eigentlicher Trieb, der sie [die Sprachphilosophie Humboldts] erzeugt hat und sie in allen ihren Theilen belebt? Nichts anderes als das regsamste Gefühl der Humanität, d. h. die Ehrfurcht vor der Würde des Menschen als solchen, des Menschen schlechthin, und die Ahnung der unendlichen Schöpferkraft, die dem Menschen als solchem in der unergründlichen Tiefe seines Gemüths mit seinem Wesen angeboren ist" (S. 17).

[195] Über Juden und Judentum, aaO, S. 5–11.

[196] AaO, S. 9. [197] AaO, S. 13. [198] Ebda.

zu unerfüllbare Forderung, zumal angesichts der psychologischen Tatsache, daß Gepeinigte und Unterdrückte nicht selten Züge der Peiniger und Unterdrücker annehmen. Strenge gegen sich selbst, Milde, Rücksicht und Verständnis gegenüber dem andern, die Bereitschaft, für den Nächsten zu bürgen, die Achtung vor Gelehrsamkeit und Studium, das mache neben dem Zehngebot jüdische Sittlichkeit aus. Die Geschichte der Juden sei eine Mahnung zu „idealem Streben, zur Selbstprüfung und zur Demut“ [199]. Nach Steinthal sind die Juden kein Volk mehr, „auserwählt“ nur im Sinne der strengen ethischen Forderungen, die sie an sich stellen sollten, sie sind, wie er einmal formuliert, „eine von der Natur und von der Geschichte geschaffene Freimaurerschaft“ [200].

Nun ist zwar in diesen Aufsätzen öfter von „Gott“ die Rede, Steinthal unterscheidet auch zwischen Religion und Sittlichkeit [201]. Aber einmal ist nicht anzunehmen, daß er den einst erkämpften Standpunkt wieder aufgegeben hätte, ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen. Aufsätze wie der „Über den Atheismus“ aus dem Jahre 1892, der in der Neuen Folge „Zu Bibel und Religionsphilosophie“ 1895 veröffentlicht wurde [202], widersprechen dieser Überlegung, widerlegen sie allerdings nicht völlig. Steinthals geistige Entwicklung war überdies von einer sehr harmonischen Stetigkeit; er selbst beurteilte sie so und glaubte, daß „in meinen Ansichten niemals ein gewaltsamer Umschlag stattgefunden hat, daß ich vielmehr nur einen ursprünglichen Keim in gesetzmäßiger Stufenfolge immer weiter entfaltete und klarer zur Anschaulichkeit brachte, demselben auch das später von anderswoher Aufgenommene anähnlichte“ [203]. Wenn Steinthal in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ seinen Lesern so eindringlich empfahl, dem Judentum treu zu bleiben und sich stets um eine bessere Kenntnis der jüdischen Überlieferung zu bemühen, so wohl deshalb, weil der fundamentale und erzieherische Wert der Religion in der Vermittlung ethischer Normen und Haltungen liegt – ein Gedanke der Auf-

---

[199] AaO, S. 15.

[200] AaO, S. 61. Vgl. dazu auch die Abhandlung „Haman, Bileam und der jüdische Nabi“ (in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, Berlin 1890, S. 53–77), in der Steinthal Bileam die richtige Erkenntnis Israels zuschreibt: „Israel wird nicht unter die Völker gerechnet! In Wahrheit und im Innersten war Israel niemals ein Volk, es war nie etwas anderes als was es heute ist: eine Religionsgenossenschaft, und war nur so lange äußerlich auch ein Volk, als es zur Religionsgemeinde erzogen werden mußte“ (S. 65).

[201] AaO, S. 37: „Inbegriff unserer ganzen Religion und Sittlichkeit“ ist das Zehngebot.

[202] S. 182–190.

[203] H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Bd. 1, Berlin 1863, S. V. – Es ist bezeichnend, daß er diesen verwandten Zug bei Humboldt hervorhob: „Daher trat auch in keinem Punkte seines Lebens ein Umschlag in seiner Denkweise, seinem Urteil, seiner Gesinnung, seiner Neigung ein. Was er für wahr und gut hielt als Jüngling, das war ihm auch als Greis wahr und gut und dieselbe Schönheit lebte er in jedem Alter“ (aus: H. Steinthal, Gedächtnisrede auf Wilhelm von Humboldt . . ., aaO, S. 9).

klärung, der in Deutschland vor allem von Lessing[204] sehr eindrucksvoll dargestellt wurde. Denn auch für einen Atheisten bleibe der moralische Anspruch eines Glaubensbekenntnisses verpflichtend: „Jeder Glaubenssatz schließt die Lehre einer Pflicht in sich. Ja, die Pflicht bleibt, auch wenn man den Glauben fahren lassen will; sie bleibt in ihrer ganzen Kraft, weil sie unbedingt ist, weil sie nicht eine künstliche, philosophische Folgerung und Konstruktion, sondern die einfache Darlegung des Inhalts unseres Lebens ist." [205]

In den Aufsätzen, die sich mit dem Judentum, dem Antisemitismus und den falschen Ansprüchen des Staates auseinandersetzen, hebt Steinthal noch einen weiteren Zug jüdischer – und nicht nur jüdischer! – Ethik hervor, der diesem Band „Über Juden und Judentum" einen besonderen und unverwechselbaren Ton gibt, durch den Steinthal sich aber auch von den Äußerungen seines Schwagers Lazarus zu dem gleichen Thema sehr genau distanziert. Es handelt sich um Steinthals Haltung zum Staat, zum Patriotismus, zum Krieg. Steinthal ist grundsätzlich kritisch gegenüber jeder staatlichen Autorität, da sie den Menschen einer „Ordnung" unterwerfe, die der freien Entfaltung des Individuums hinderlich sei. Vielleicht ist eine Disposition zu dieser Haltung schon von vornherein in ihm vorhanden gewesen[206], die dann durch die Lektüre der deutschen Klassiker, vor allem aber von Humboldts Schriften und durch ähnliche Vorstellungen in der Bibel, im Talmud und bei den jüdischen Religionsphilosophen weiter gefestigt wurde. Er selbst betonte jedenfalls mehrfach, daß die deutschen Juden „doppelte Veranlassung" hätten, dem Geist der Humanität zu dienen, da sie sowohl durch die Propheten als auch durch „Lessing und Herder, Kant, Fichte und Schiller, Goethe und die beiden Humboldt" [207] angeregt und geprägt worden seien. Unbekümmert darum, daß die Deutschen selbst diesen Geist der „Humanität" verrieten, wurden ihm diese beiden Verpflichtungen gerade in einer Zeit bewußt, in der sie nur noch für einen kleinen

---

[204] Steinthal selbst hat das in einem Aufsatz über „Nathan der Weise" – in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, Neue Folge, Berlin 1895, S. 211 ff. – als den Kern Lessingscher Religiosität und des speziellen Dramas herausgestellt: „Lerne, daß der Wert Deines Nächsten nicht davon abhängt, ob er Schweinefleisch ißt oder nicht; daß sein und Dein Ring durch unbeschränkte Güte der Gesinnung und durch wolwollende Tat sich erproben muß."

[205] Über Juden und Judentum, aaO, S. 46. – Was Steinthal unter „Gott" versteht, zeigt u. a. sehr schön die Parataxe in seiner „Allgemeinen Ethik", aaO, S. 167: „‚Gott allein ist Herr im Himmel und auf Erden', das heißt: das Gute, das Sittliche ist die einzige Macht, welche das Leben der Völker zu regeln hat, aber keine Rücksicht auf Wolsein ... (Psalm 73, 25)." In seinem Aufsatz „Über den Atheismus" erklärt er „Gott" als „das Hohe an sich, das Feine, Edle, Reine" (in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, N. F. 1895, S. 183 u. 190). Ähnlich deutend, empfiehlt er in dem Auf-Vorbild zum „Kampfe für Geistesfreiheit" (aaO, S. 16).

[206] So ist er, wie er selbst in dem Stück Erinnerung „Die jüdische Volksschule in Anhalt 1830–1840" erzählt, „ein Feind aller Kriege" gewesen (vgl. Anhang, S. 383).

[207] Über Juden und Judentum, aaO, S. 15.

Kreis Bedeutung hatten. In diesem Sinne dankt er, wie einst auch Börne, der Vorsehung, „daß sie uns als jüdische Deutsche hat geboren werden lassen“ [208]. Gerade jene doppelte Verpflichtung zur Humanität „soll uns fern halten von der Art von Patriotismus, welcher der Humanität widerspricht und eine Ausschließlichkeit alles Fremden fordert, wie sie nur in Überhebung und Vermessenheit möglich ist, welche sich schließlich doch nur als kleinliche Eitelkeit erweist“ [209]. Daß diese Worte den Charakter des Protestes haben, wird einem erst dann recht bewußt, wenn man sie im Vergleich liest zu der Mehrzahl dessen, was damals geschrieben und veröffentlicht wurde. Fast alle sind gutgläubige, unkritische „Patrioten“ gewesen, nur sehr wenige haben – wie zum Beispiel Paulus Cassel [210] – in „Überhebung“ und „Vermessenheit“ die Ursache des zunehmenden Patriotismus und Antisemitismus gesehen. Hier ist Steinthal ein später Vertreter der Aufklärung, eine einsame Figur in den Jahren nach 1870 [211].

Auch sein Freund Lazarus wird der radikalen Skepsis, die Steinthal gegenüber allen Ansprüchen des Staates hatte, wenig Verständnis entgegengebracht haben; an einigen Stellen glaubt man geradezu eine Polemik gegen Lazarus' Haltung herauszuhören: „Wie oft haben wir uns gerühmt, daß wir in diesem Jahrhundert auf jedem Schlachtfelde, auf welchem vaterländisches Blut floß, mitgekämpft, mitgeblutet haben! Rühmen wir uns nun doch auch einmal des Gegenteils. Ging denn nicht von Zion aus die Lehre vom ewigen Weltfrieden, wo die Völker als Brüder ruhig mit- und durcheinander leben [212]? Das *Judentum* ist international, wie die Humanität es ist . . .“ [213]

---

[208] AaO, S. 69. [209] AaO, S. 15.

[210] Vgl. Paulus Cassel, Wider Heinrich von Treitschke. Für die Juden. Berlin 1880.

[211] Auch die von Steinthal ausführlicher zitierte Lektüre stellt ihn eindeutig in diese Tradition: Es ist nicht selbstverständlich, daß er, der nicht leicht Zugang zu französischer Art, zu leben und zu denken, hatte und nur selten eine wirkliche Anerkennung für französische Literatur fand, gerade Voltaires Schriften nicht nur sehr gut kannte, sondern auch hoch schätzte und mit unverhohlener Sympathie seinen Lesern empfahl, und das ausgerechnet in dem Aufsatz „Was Gott tut, ist wolgetan“ (1890): „Es soll viel Gift in Voltaire sein: da man's sagt, wird es damit wol seine Richtigkeit haben; aber ich habe dieses Gift nicht gesucht. Gesucht und gefunden habe ich Honig; und denselben Honig habe ich gefunden bei dem oberflächlichen Satiriker, der Voltaire sein soll, wie bei dem tiefphilosophischen Theologen Herder“ (in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, N. F. 1895, S. 219). Aus diesem Zitat geht sehr schön hervor, wie man allgemein zu Steinthals Zeit und in seiner Umgebung über Voltaire urteilte.

[212] Vgl. zu diesem Thema Steinthals Studie „Hamann, Bileam und der jüdische Nabi“ (in: Zu Bibel und Religionsphilosophie. Vorträge und Abhandlungen, Berlin 1890, bes. S. 68 f.), in der er das berühmte Wort aus Micha 4, 1–3 zitiert: „. . . Denn von Zion wird ausgehen Belehrung, und das Wort Gottes von Jerusalem. Und Er richtet und schlichtet zwischen den Völkern, und sie schmieden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Speere zu Winzermessern; nicht hebt Volk gegen Volk das Schwert, und nicht lernen sie fürder den Krieg“ (zitiert nach der Übersetzung bei Steinthal). In diesen Zusammenhang gehört Steinthals Trauer über den Juden, der

Da es nicht eine transzendente Macht, sondern die menschliche Vernunft ist, die die sittlichen Ideale oder – wie sie nach Kant genannt werden – das „Reich des Intelligiblen" geschaffen hat und fortgesetzt weiterbildet, so haben nach Steinthal die Juden einen wesentlichen Anteil an der Gestaltung des „Intelligiblen" gehabt. Daß das Judentum anregend, fördernd, bekräftigend auf einen Lessing gewirkt und daß umgekehrt Lessing eine große Wirkung auf die Juden gehabt habe, sei Hoffnung und Garantie dafür, daß dieses „Reich des Intelligiblen" auch weiterhin durch die besten Vertreter der Humanität gemehrt werden könne und werde. In diesem Sinn hat Steinthal das Zusammenleben der Juden mit und in anderen Völkern als ein humanes Problem verstanden; denn: „*Judentum ist Humanität:* und weil diese sich mit jeder Nationalität verträgt, wenn sie von der Nation ernstlich erstrebt wird, so verträgt sich auch natürlich Judentum mit jeder humanen Nationalität."[214] Man darf in diese Äußerung nicht einen naiven Optimismus hineindeuten[215]; das „wenn ..." ist von Steinthal mehr als ein skeptisches „falls ..." verstanden worden, dessen Möglichkeit der Realisation er gerade in seiner Zeit wieder Anlaß hatte zu bezweifeln. Wie schon angedeutet, gehörte Steinthal zu den wenigen, die erkannten, daß allgemein im staatlich geduldeten oder dirigierten Antisemitismus sich nicht nur ein inhumaner Chauvinismus enthüllt, sondern auch durch die Verketzerung oder gar Verbannung von Minoritäten politische bzw. ökonomische Krisen des betreffenden Staates verdeckt werden sollen[216].

Da die Größe und Kraft des Judentums in dessen „Humanität", d. h. in der Überlieferung und Praxis der höchsten „sittlichen Ideen" liege, muß dieses auch im Zusammenhang mit Steinthals „Allgemeiner Ethik" (1885) gesehen werden, deren Grundgedanke hier kurz skizziert werden soll.

Die „Allgemeine Ethik"

Steinthal, der sich mit dem vor allem aus England und Frankreich kommenden Positivismus, mit der materialistischen Geschichtsauffassung, der Lehre Darwins und der physiologischen Psychologie eingehend auseinandergesetzt

---

sich auch im privaten Bereich von den alten sittlichen Idealen gelöst hat: „... Der Jude, der kein Pulver riechen konnte, schießt ..." – Steinthal spielt hier, in einem allgemeinen Aufsatz über die zeitgenössische Jüdin, zwar nur auf einen einzelnen Menschen, wohl auf ein zeitgenössisches Ereignis an, aber dahinter steht doch das allgemein pazifistische Ideal, das nach Steinthal bisher für den Juden gegolten habe und das er nun verletzt sieht (Über Juden und Judentum, aaO, S. 34).

[213] Über Juden und Judentum, aaO, S. 70.

[214] AaO, S. 69 (Hervorhebung nach dem Original).

[215] Steinthal beurteilt die Nationen nach einem sehr hohen, erst in ferner Zukunft realisierbaren Humanitätsideal; daher die gelegentlich scharfe Kritik an den gegenwärtigen Zuständen, die Skepsis, die der allgemein vorherrschenden Fortschrittsgläubigkeit des vorigen Jahrhunderts fremd ist.

[216] Über Juden und Judentum, aaO, S. 81.

hatte, fand in der Herbartschen Psychologie[217], die er mit dem Begriff des objektiven Geistes verband, eine Möglichkeit, in voller Anerkennung der mechanischen Welt und ohne daß er einen „transscendenten oder transscendentalen Schritt" zu tun gezwungen war, die geistigen Werte des deutschen Idealismus zu behaupten. „Ohne den von Dir zuerst fixierten Begriff des objectiven Geistes", schreibt Steinthal in der Widmung an Lazarus, „hätte ich wol nicht die klare Anschauung von dem intelligiblen Reiche bekommen." So sei hier dieser Begriff nochmals anhand der wesentlich tieferen Darstellung beschrieben, die Steinthal in seiner „Allgemeinen Ethik" gibt[218].

Geistiges Leben ist an die menschlich-seelischen Individuen gebunden, die, soweit sie geistig lebende Wesen sind, „Subjekte" genannt werden. Der in ihnen tätige Geist ist subjektiver Geist, seelisches Leben. Jede geistig-seelische Tätigkeit hat aber ein Objekt, einen Inhalt als Wirkung, gleichviel ob dieses Objekt nun die sinnliche Wahrnehmung einer Erscheinung, ein Begriff, ein frei geschaffenes Bild oder ein Werk ist. In Wahrnehmung, Begriff, Bild oder Tat ist objektiver Geist. Denn was der Geist des Subjekts aus sich heraus, sich selbst gegenüberstellt, ist auch ein Geistiges, ist objektiver Geist. „Dem Baumeister z. B. sind nicht Stein und Holz und alles Material eines Hauses sein Object, sondern das entworfene und ausgeführte Phantasie-Bild des Gebäudes ist sein Object. Also stammt das Object aus dem Subject und ist Geist vom Geist. *Objectiv* ist der Geist, z. B. des Baumeisters, in seinem Bilde eines Hauses eben so sehr wie im Gebäude; aber in letzterem ist der objective Geist auch *verkörpert*" [219]. Demnach sind also jede Vorstellung und jeder Wille sowohl subjektiv seelisch, indem ein Subjekt in ihnen tätig ist, als auch objektiv, indem ihm seine Produkte als geistige Inhalte gegenübertreten. Diese Scheidung von Akt und Inhalt, von „seelischer Existenz" und „geistiger Realität" [220] setzt, wenn sie zum Aufbau eines schöpferischen, fortwirkenden Reiches des objektiven Geistes – oder „Reiches der Intelligibilien", wie Steinthal es nennt – dienen soll, voraus, daß Geist verstanden, mitteilbar, „wiedererkennbar" [221] ist. Denn die Tatsache, daß er mitteilbar ist, konstituiert den Bestand und die Fortwirkung des objektiven Geistes: „Plato, als objectiver Geist, lebt heute noch, wie damals in Athen und wirkt schöpferisch; nur der subjective Plato ist dahin." [222] So ist das Reich des objektiven Geistes, obwohl es immer nur durch die sub-

---

[217] Auch die Bestimmung der sittlichen Idee geht auf Herbart zurück. Eine detaillierte Darstellung dieses Aspekts und der von Steinthal angenommenen fünf sittlichen Ideen gibt David Baumgardt, The Ethics of Lazarus and Steinthal, aaO, bes. S. 205 bis 210.

[218] Erschienen in Berlin 1885.

[219] Allgemeine Ethik, S. 418 f. (Hervorhebung nach dem Original).

[220] Diese Scheidung fordern auch Brentano und Eucken; über die Beziehung der beiden Völkerpsychologen zu Eucken vgl. Julius Frankenberger, Objektiver Geist und Völkerpsychologie, aaO, S. 167.

[221] So Lazarus, in: ZfV III (1865), S. 55.

[222] H. Steinthal, Allgemeine Ethik, S. 420.

jektive Tätigkeit menschlich-seelischer Individuen besteht, doch unabhängig von diesem und jenem Augenblick, ja der objektive Geist beherrscht und lenkt die Subjekte, er gibt ihnen Inhalt, Mittel und Ziel[223]. Was immer der subjektive Geist sich aneignet, Sprache, Denk- und Anschauungsweise, Methoden, Prinzipien, Ideen – er hat es vom Gesamtgeist: „Dem originellsten Subject ist unendlich mehr gegeben, als er erzeugen kann; er ist ganz und gar gebunden durch den derzeitigen Bestand des objectiven Geistes." [224] Was diese Konzeption des objektiven Geistes für die Ethik bedeutet, ist nun deutlich. Ist auch der Ausgangspunkt der Ethik das sittliche Sollen, so gibt doch der objektive Geist dem Einzelnen die Gewißheit, daß seine sittliche Handlung nicht ins Leere fällt, nur subjektiv bleibt oder allenfalls einen Sinn im Leben des Mitmenschen findet. Die sittliche Handlung hat ihren Ursprung im objektiven Geist, im „historisch menschlichen Reich der Intelligibilien", im „Ort der Ideen und aller Wahrheit, Schönheit und Güte" [225] und schafft an diesem Reiche mit. Seine ethisch fruchtbarste Wendung erhält der Begriff des objektiven Geistes durch die Aufgabe, die Steinthal den Individuen und Völkern zuweist: durch Vermehrung und Erhöhung der Humanität die Völker, die bisher als einzelne „Volksindividuen" gemäß ihrer Eigentümlichkeit und Stellung im Völkerbunde ihre jeweils besondere Aufgabe für den Menschengeist leisteten, auf den Weg zu bringen, „eine objective Menschheit zu bilden" [226]. „Noch aber fassen sich die Völker nicht zusammen zur Menschheit; noch ist das Menschengeschlecht ein abstracter naturwissenschaftlicher Begriff, ein Collectivum, wie das Katzengeschlecht. Es wird subjectiv vom Forscher zusammengefaßt; aber es bildet keine objective, keine reale Einheit, die Zusammenfassung ist nicht objective Tat der Menschheit selbst. Das Menschengeschlecht *soll* aber eine solche reale geistige Einheit bilden... An die Völker ergeht die Mahnung, dem Menschentum (der Humanität) den Leib zu schaffen." [227]

---

[223] Ebenda und S. 422. [224] AaO, S. 422. [225] AaO, S. 424.

[226] AaO, S. 428. Dieser Gedanke an eine die gesamte Menschengesellschaft umfassende Humanität taucht bei Steinthal immer wieder und in den thematisch verschiedenartigsten Schriften auf. So am Ende des Vortrags über „Mythos und Religion" (aaO, S. 31): „... So wird nicht nur unser Zusammenhang mit unsern Eltern bewahrt, sondern überhaupt jene Verbindung der Humanität ... hergestellt werden – die ganze Menschheit eine Kette ... – die gegenseitige Verbürgung Aller für Alle, eines Jeden für Jeden." Oder am Ende des Vorworts zu den „Sprachphilosophischen Werken Wilhelm von Humboldts" (aaO, S. 5): „Dieses Buch ist den lebenden und auch den kommenden Anhängern des Humboldtschen Glaubens an die Ideale der Humanität gewidmet; und ich will der Hoffnung leben, daß, so klein die Gemeinde der erstern ist, um so größer die der andern sein werde, daß ihrer die Zukunft bald und ganz und mit den reichsten, reifsten und reinsten Früchten! Das gebe ein gütiges Geschick unserem deutschen Volke, allen Cultur-Völkern, dem Menschengeschlecht! – Hier gewinnt der individualistische Idealismus auch sehr eindeutig Oberhand über die Volksgeistspekulationen. Dann betont er die „Gleichheit der menschlichen Natur" und die „Einheit der ganzen Gattung" (Mythos und Religion, aaO, S. 5).

[227] Allgemeine Ethik, S. 427 (Hervorhebung nach dem Original).

Durch diese Hervorhebung der Zukunft, des Auf-dem-Weg-Seins zu diesem zukünftigen Ziel hin, erhält Steinthals Ethik das eigentlich richtunggebende Element[228]: Das ferne, erstrebbare Ziel ist eine einige Menschengesellschaft. An diesem Ziel mißt Steinthal die konkreten Handlungen und Tendenzen der Gegenwart und kommt bei ihrer Bewertung oft zu Ergebnissen, die die meisten seiner Zeitgenossen nicht nur nicht teilen mochten, sondern sogar scharf ablehnten. Zwei Aspekte sollen deshalb noch kurz charakterisiert werden, die für Steinthals Haltung bezeichnend sind und die sich aus dem „offenen" Charakter seiner Ethik erklären lassen. Es ist einmal die Einsicht, daß er selbst, als Ethiker, das Bild der Humanität nur so weit zeichnen kann, wie es bis heute entwickelt ist, daß er allenfalls einen nächsten Schritt in die Zukunft aufzeigen kann; da aber sieht er eine gewaltige und radikale Umwälzung der Eigentums- und Lohnverhältnisse voraus (die er freilich nicht durch eine Revolution herbeigeführt haben möchte), die eine „Umgestaltung unseres gesamten ethischen Lebens" von „so tiefgreifender Art" zur Folge haben wird, daß auch die Stellung der Frau, die Institution der Ehe – die Steinthal in dem Kapitel „Die Familie und das Haus"[229] noch ganz nach den traditionellen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts gezeichnet hat – von der Umgestaltung der Gesellschaft in einem „unberechenbaren" Ausmaß mitbetroffen werden. Solange aber die Erhöhung der Humanität das Ziel sein werde, kann die „eingeleitete Bewegung" trotz Verlust liebgewordener Traditionen nur heilsam für die Menschheit sein[230].

Daß diese zukünftige Gesellschaft einer sozialistischen Gesellschaftsordnung zustreben sollte, erörtert Steinthal in einem eigenen Exkurs[231]: Er geht dabei von dem Grundgedanken aus, daß die Natur des Menschen sich zwar nicht radikal ändern werde, daß aber doch ein Teil seiner unsittlichen, egoistischen Handlungen und Denkweisen auf die schlechten Zustände und Einrichtungen der Gesellschaft zurückzuführen seien[232]. In dieser erstrebenswerten sozialistischen Ordnung sollte das Eigentum außerordentlich eingeschränkt werden.

---

[228] Damit nähert sich Steinthals Ethik – trotz ihres immanenten Standpunkts – der Ethik Hermann Cohens (Cohen war übrigens an der „Lehranstalt" ein Schüler von Steinthal). Man vgl. dazu den sehr lesenswerten, anregenden Aufsatz „The Problematics of Jewish Ethics" von Michael A. Meyer (in: Central Conference American Rabbis Journal, June 1968, pp. 63–74), der mit einer vergleichenden historischen Darstellung jüdischer Ethiken seit dem 19. Jahrhundert die aktuelle Frage nach der Zukunft der jüdischen Ethik verbindet. Für die Lösung dieser Aufgabe hält er die ethischen bzw. religionsphilosophischen Schriften von H. Cohen für richtungweisend: Mit Cohens Hervorhebung des messianischen Aspekts, d. h. der moralischen Forderung, die sich aus der zukünftigen geeinten Menschengesellschaft auch für die Gegenwart ergebe, sei ein Wertmaßstab gesetzt, an dem gemessen die im Grunde rückwärtsgewandte „Ethik des Judentums" von M. Lazarus heute an Relevanz verliere.

[229] Allgemeine Ethik, S. 175 ff.

[230] AaO, S. 19 ff. [231] AaO, S. 266–280.

[232] AaO. S. 273. Allerdings nimmt Steinthal sehr optimistisch an, daß diese gesellschaftlichen Einrichtungen sich zunehmend versittlichen werden, da das Unsittliche

Jeder Bürger erhalte die lebensnotwendige Nahrung, Kleidung und Wohnung von der Gesellschaft, der er seine Fähigkeiten und Kräfte dafür zur Verfügung stelle. Dieser Sozialismus dürfe aber, wenn er nicht schon von vornherein den Todeskeim in sich tragen wolle, auf keinen Fall durch Gewaltsamkeit und Verbrechen eingeführt werden noch dürfe er Sache des Staates sein[233]. Er sollte aus den freien Vereinen, die die gesamten Interessen der Menschen vertreten, aus den Bestrebungen des Bürgers nach Selbständigkeit und eigener Verantwortung hervorgehen – erst dann werde er das ersehnte Ideal einer humanen Menschengesellschaft vorbereiten helfen[234].

Ein weiterer Aspekt ist – wie schon angedeutet – Steinthals individualistische Auffassung des Staates. Ganz im Sinne W. v. Humboldts[235], dessen humanistische Haltung auch in politischer Hinsicht Steinthal immer wieder darstellte und erläuterte[236], betonte er, daß der Staat den Bürger nicht – auch zu dessen Wohl nicht – zu bevormunden, sondern nur rechtlich zu schützen habe; er möchte die Grenzen des staatlichen Einflusses so eng wie möglich gezogen wissen, um dadurch die sittliche Regsamkeit der Bürger zu fördern. Der Staat soll nicht mehr und nichts Höheres sein wollen als eine „Rechts-Versicherungs-Gesellschaft“[237]; er soll nicht herrschen, denn nur über Feinde herrsche man: Der beherrschte Bürger wird mißtrauisch und ungehorsam; kann er sich nicht widersetzen, so wird er sich kriechend oder murrend unterwerfen[238]. „Der Staat (überhaupt der umfassendere Verein, wie die Stadt-Gemeinde) soll keine Pflicht übernehmen, keine Arbeit ausführen, welche von dem engern Verein oder von dem Einzelnen recht wohl, zweckgemäß und erfolgreich, ausgeführt werden kann . . .“[239] Selbst da, wo der Staat die Tätigkeit von einzelnen oder Vereinen unterstützen müsse, soll er es so tun, daß zwar die Hilfsmittel vermehrt, Initiative, Plan, Sorge und Ausführung aber den Bürgern überlassen werden. Mit dieser Anschauung stand Steinthal damals ziemlich allein, und er wußte das. In der Festrede zum 25jährigen Jubiläum der Lehranstalt für

---

sich selbst zerstöre. Diese Mischung von unrealistischem Fortschrittsglauben und scharfer Kritik am Bestehenden kennzeichnet das gesamte Werk Steinthals. – Ob Steinthal Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels gelesen hat, ist sehr fraglich; sicher waren ihm dagegen die Gedanken der französischen Sozialisten (Saint-Simon u. a.) vertraut. In diesem Exkurs erwähnt er mehrfach nur Thomas Morus.

[233] „Staats-Socialismus ist ein Widerspruch in sich, die völlige Verkehrung des socialistischen Gedankens“, aaO, S. 277.

[234] Das Ziel auch der sozialistischen Gemeinschaft ist die gesamte Menschengesellschaft, „denn *ein* Volk in socialistischer Einrichtung ist kaum denkbar“ (aaO, S. 276).

[235] Vgl. dazu W. von Humboldt, Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen (1792).

[236] Vgl. H. Steinthal, Allgemeine Ethik, aaO, bes. S. 232 ff.; Gedächtnisrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem 100jährigen Geburtstage, aaO, S. 24 ff.; Wilhelm von Humboldt's Ideal des socialen Lebens, in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, Berlin 1890, S. 191 ff.

[237] Allgemeine Ethik, S. 237.

[238] AaO, S. 238. [239] AaO, S. 239.

die Wissenschaft des Judentums im Jahre 1897 sprach er über die staatliche Unabhängigkeit der Lehranstalt, glücklich, obwohl diese eine ständige Geldknappheit zur Folge hatte: „... Ich weiß, daß man heute meist anders über den Staat denkt als ich! Ich hänge der im vorigen Jahrhundert mit Eifer ausgesprochenen Idee an, daß alles, was durch bloße Vereine zu erreichen ist, auch durch solche erstrebt werden soll. Alles, was der Staat als solcher gestaltet, wird fast notwendig bureaukratisch, schablonenhaft, mechanisch. Er befiehlt, und man gehorcht. Was aber die einzelnen Vereine und Gemeinden im Zusammenschluß vieler Gleichgesinnter ausführen, trägt die Fruchtbarkeit der Sittlichkeit und inneren Wärme in sich; es erhebt den Mitwirkenden. Aus diesem Grunde freut mich als Ethiker diese Anstalt als lebendiges Zeugnis jüdischen Gemeinsinns und religiöser Hochherzigkeit noch ganz besonders.“ [240]

Hier und überhaupt gibt es einen Berührungspunkt der religiösen und der politischen Haltung, den der junge Steinthal schon in einem Brief an Moritz Lazarus erwähnt[241], daß sich nämlich bewundernde Unterordnung unter die staatliche Autorität meistens mit dem Bedürfnis nach einer religiösen Autorität verbinde, der bedingungslosen Gehorsam zu leisten man gerne bereit sei. Später, im Anschluß an die gerade veröffentlichte Ethik (1885), wird dieses Thema dann mehrmals in dem Briefwechsel mit Gustav Glogau erörtert, weil es vor allem Glogau, den Christen und Fürsprecher eines starken Staates, beunruhigt, daß der fast schwärmerisch verehrte Lehrer und Freund weder den Glauben an ein transzendentes Wesen noch den Pessimismus teilen will, mit dem Glogau den Menschen beurteilt. Hier ist es Glogau, der diese Korrelation klar erkennt und ausspricht: „Daß Sie der Autorität, der oft rücksichtslosen Regierungsgewalt, wenig hold sind, sehe ich in dem milden optimistischen Charakter Ihrer Ethik begründet. Ich stelle den Menschen weit tiefer, sehe auf Erden nicht das Reich der Vollkommenheit, sondern des Werdens ... Aus dem Kampf aber mit dem nie zu erstickenden, brutalen Egoismus ergeben sich Forderungen, die die Herstellung und Behauptung eines festen Knochengerüstes zu einer bleibenden Grundbedingung des Daseins machen. Diese sind mir tief sympathisch, lediglich aus ethischen Motiven, weil sie die Vorbedingung und erste Schule des Guten sind. Dagegen scheint mir Humboldts Ideal neben den Tiefen der Menschenbrust, die überall schwingen, den derb naturalistischen Charakter des Völkerlebens, von dem mir die Geschichte aller Völker zu zeugen scheint, und dessen ebenfalls ewige Quelle nicht voll zu wür-

---

[240] Über Juden und Judentum, aaO, S. 249.

[241] Vgl. den Brief Nr. 158, vom 14. Dezember 1852: „Absicht oder nicht, es scheint mir bemerkenswert, daß, nachdem am Schlusse der Bergpredigt die Autorität hervorgehoben ist, sogleich darauf die Geschichte mit dem Hauptmann folgt, wo die Autorität in ihrer vollendetsten Form, in ihrer klassischen auftritt, in der militärischen. Geh, komm, tu das! und er tuts wie eine willenlose Maschine, und Jesus rühmt diesen Glauben. Die Soldatenschule ist die beste christliche. Räsonnier er nicht! Ja nicht denken, ja kein Selbst, komm, geh, tu!“

digen. Ich ... hätte in dem Kapitel vom Staat [in der „Allgemeinen Ethik"] neben dem Bürger, auch von der Obrigkeit und ihrer sittlichen Stellung und schöpferischen Bedeutung gern ausführlich gehandelt gesehen. Bei Ihnen erscheint sie wesentlich als Schranke." [242] Und resümierend weist er auf die Wechselbeziehung von starker staatlicher und religiöser (bzw. kirchlicher) Autorität hin, die Steinthal einst im Matthäusevangelium entdeckte: „Ich brauche den deckenden Schild der Metaphysik und Religion, brauche auch volle Hingabe an eine starke Staatsmacht – Sie nicht." [243] Steinthal stimmte dem ganz zu: „Unsere Gedanken bekämpfen sich auf Tod und Leben", schrieb er am 21. Oktober 1885 an den Freund [244]. Denn für ihn galt: „Das Gute, das Sittliche ist die einzige Macht, welche das Leben der Völker zu regeln hat, aber keine Rücksicht auf Wolsein, und auch keine Rücksicht auf Paradies und Hölle. Solche Rücksichten sind die Klauen des Teufels." [245]

Diese radikale Humanität ist das Fundament von Steinthals Haltung, die den Zeitgenossen oft in ihrer eigenartigen Verbindung von Demut und Intransigenz, Spott und Innigkeit, Zorn und Milde und deshalb leicht etwas unverständlich erschien. Aber einig waren sich alle darin, daß er selbst einer der lautersten, ehrfurchtgebietendsten Menschen seines Jahrhunderts war. Ein Urteil, das von Gustav Karpeles, der ihm in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens nahestand, möge für viele ähnliche stehen:

„Er war, wenn man ihn näher betrachtete, die einfachste und harmloseste Natur, die man sich vorstellen kann, aber nur scheinbar, denn in Wirklichkeit war er der komplizierteste Charakter, den man sich denken mag. Freidenker, Philosoph und frommer Jude zugleich; ein kühner Forscher und ein kindliches Gemüt; von einer rührenden Bescheidenheit und doch auch von einem sicheren Selbstbewußtsein; heute ein arger Zweifler und morgen ein freudiger Optimist ... Wie das Wort, so der Mann. Wie in seinem Charakter sich die besten Tugenden, deren ein Weiser sich rühmen mag, vereinigten, so war auch sein Schaffen rein und wahr, kraftvoll und zielbewußt. Er hatte etwas von Lessingscher Klarheit und viel von der Schärfe und Knappheit des Ausdrucks, die Ludwig Börne zu eigen waren. Die Freiheit der Denkart, der Witz und die satirische Schärfe des Geistes führten ihn oft auf einsame Pfade, aber sein liebendes Gemüt geleitete ihn auch in allem, was er schrieb, immer wieder zurück zu den Menschen, die er liebte und auf die er einwirken wollte." [246]

---

[242] Gustav Glogau, aaO, S. 118, am 8. Oktober 1885.
[243] Glogau am 8. April 1886, aaO, S. 127.
[244] Steinthal an Glogau, aaO, S. 120.
[245] Allgemeine Ethik, S. 167.
[246] Gustav Karpeles in der Einleitung zu den von ihm erstmals herausgegebenen Vorträgen und Aufsätzen Steinthals: Über Juden und Judentum, aaO, S. X.

MORITZ LAZARUS
AN VERSCHIEDENE ADRESSATEN

[1] An Johanna Berendt[1], Kopenhagen

Braunschweig, den 1. August 1845

Werteste Cousine!

Im Anfange der vorigen Woche lud mich einer meiner Lehrer, Dr. Griepenkerl[2], Professor der Philosophie und schönen Künste zu sich; im Laufe einer sehr lehrreichen Unterhaltung kamen wir auf Natur-Recht zu reden, worüber ich ihm meine Gedanken mitteilte, welche er durchaus neu und nicht ganz unrichtig fand, weshalb er mich bat, diese im Zusammenhang niederzuschreiben. Ich hatte meine Ansichten teils auf diejenige, welche Mendelssohn in seinem „Jerusalem“[3] niederlegt, gestützt, teils auch gegen diese angekämpft, weshalb ich mich gleich nach meiner Nachhausekunft daranmachte, die betreffenden Stellen daselbst nachzulesen. Mein Gedächtnis hatte mich nicht getäuscht, gleich wohlgenährten jungen Bäumen hatten jene Vorstellungsreihen in gehöriger Ordnung Wurzel geschlagen und den Stürmen der Zeit getrotzt. Indem ich nun diese vor meine Seele führte, trat auch die Erinnerung an die Zeit, da ich sie gepflanzt, wieder hervor, die Erinnerung an jene Abende, da ich Ihnen die trefflichen Gedanken jenes praktischen Philosophen entwickelte. O welche Erinnerungen waren das und was für Empfindungen knüpften sich daran! Nie hatte ich reinere Freuden genossen, als eben in jenen Stunden der erhebenden Erhebung, der geistigen Mitteilung, nie war ich glücklicher, als eben in jenen Stunden, da ich, mich selbst emporschwingend zur Höhe des Gedankens, der Fittig war, der auch Sie aufwärtshob, nie hatte ein höheres Wonnegefühl in meinem Herzen gewohnt als eben in jenen Stunden, da das einzig dauernde Interesse, das für das Wahre und

[1] Ehe Lazarus in das Braunschweiger Gymnasium eintrat, war er von September 1843 bis April 1844 Gast bei dem Bruder seines Vaters, Alexander Lazarus (später Lazarus Sander; geb. 1793, gest. 1861), in Hastedt bei Bremen, wo die Juden sich ansiedeln mußten, weil ihnen das Wohnen in Bremen von 1820 bis 1848 untersagt war. Hier setzte L. seine philosophischen Studien fort, an denen auch seine begabte Kusine Johanna Sander (geb. 1822, gest. 1917) Interesse zeigte. Sie heiratete 1844 Leopold Berendt in Kopenhagen. (T.)

[2] Friedrich Konrad Griepenkerl (1782–1849) wirkte seit 1816 am Gymnasium in Braunschweig. G. war Schüler des Philosophen und Pädagogen Johann Friedr. Herbart, zu dessen Schule sich auch Lazarus und Steinthal am ehesten bekennen wollten. (T.)

[3] Moses Mendelssohn, Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum, Berlin 1783.

Würdige, uns mit dem Bande der Freundschaft immer fester verknüpfte. Wie bei dem Anblicke eines glänzend leuchtenden Sternes, wenn unser Auge sich mit Bewunderung an diesen Strahlen weidet, hehre, unschuldige Freude in unsere Brust einzieht, so auch genoß ich bei diesen Erinnerungen ein unbeschreibliches Vergnügen. Aber mein Gedächtnis war grausam und unbestechlich, eine düstere, rabenschwarze Wolke lagerte sich vor jenem glanzreichen Stern, seine Strahlen mit dicker Finsternis umhüllend, und wehmutsvoll, mit dem Finger hindeutend, sagte ich, von einem tiefen Schmerze ergriffen, mit stockender Stimme: „Dort leuchtete einst ein friedliches, freundliches Licht! Das Feuer ist erloschen, der Glanz ist verdunkelt, es ist für mich nicht mehr da!“ [4]

... ich will es nicht wagen, Ihnen die gemischten Gefühle darzustellen, welche mich durchbebten und wie ein Zauberschlag fast außer Fassung brachten, als ich Ihre Handschrift wieder sah. Sie werden vielleicht ungläubig lächeln, als wären meine Worte übertrieben, den Kopf schütteln, allein Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt wie früher fast allen äußeren Vergnügungen entsage, nur geistige Freuden suche, und einsehen, daß auch ein Beweis von Freundschaft auf den Gipfel der Freude versetzen muß, und Sie werden es fühlen, welchen wahrhaft erschütternden Eindruck Ihr Schreiben auf mich gemacht haben muß, denn ob man vom Himmel in die Hölle gestürzt oder von der Hölle in den Himmel gehoben wird, die Bewegung ist gleich groß und der Stoß gleich heftig. Aber leider ist der Himmel, in den mich Ihr Brief versetzte, nicht ganz ungetrübt, der Grund, den Sie als Entschuldigung Ihres Stillschweigens anführen, (ich will nicht mit Ihnen rechten, obwohl ich wahrlich vielen, vielen Grund dazu hätte, es ist Ihnen längst verziehen, obwohl mit innigem, tiefgefühltem Schmerz) dieser Grund, sage ich, den ich zu meinem Bedauern recht wohl ahnte, erfüllt mich mit Wehmut, mit jener herzdurchdringenden Wehmut, welche verwandte Seelen bei den Leiden der Anderen empfinden. Nur wer, wie ich, mit unlöschbarem Durste nimmer weicht von der Quelle des geistigen Lebens und mit vollen Zügen daraus schlürft, nur wer, zugleich wie ich, Sie kennt – kann zu Ihnen sagen, „ich leide mit dir“.

...aber für den geistig freien Menschen darfs keine Notwendigkeit geben; aber es gibt einen andern, und zwar – den Schmerz selbst. Schmerz ist Trost! Darin eben liegt auch die Erhabenheit geistigen Lebens, sein Schmerz ist immer Trost. Nur der Adler, der sich über die Wolken erhoben hat, kennt die unermeßliche Höhe, die sich luftleer über die Atmosphäre ausdehnt, nur dieser klagt, daß er sich nicht noch höher erheben kann. Denken wir an die erhabenen Worte jenes unsterblichen Dichters der Klagen: „Gram ist Menschenhoheit in Verkleidung, Mißvergnügen ist Unsterblichkeit!“ Nie ist ein wahreres Wort ausgesprochen. Wer da fühlt, daß und wo er krank ist, geht

[4] Bezieht sich offenbar auf Johannas Verheiratung. (T.)

noch nicht verloren. Der Wert des Menschen wird nicht gezählt, sondern gewogen, es kommt nicht darauf an, *wie viel* er gedacht, sondern *was* er gedacht, und selbst dies nicht einmal, nur was er gewollt und erstrebt. Wenn Sie in Wahrheit von diesem Schmerz durchdrungen sind über die Leere und Schalheit des eiteln nichtigen Lebens der Welt, o meine Teure, bewahren Sie diesen Schmerz, suchen Sie ihn stets rege zu erhalten, betäuben Sie *den* nur nicht, denn er ist ein köstliches Kleinod! Dieser Gram über die notwendigen Mängel des endlichen Lebens ist die Stufenleiter zum ewigen, seligen Leben. Wer die Seligkeit des geistigen Lebens hier noch nicht genießen kann, soll wenigstens die Sehnsucht nach demselben fühlen. Ich kann mir auch nicht denken, daß Ihnen nicht wenigstens Minuten übrig bleiben, die Sie dem Nachdenken, der höheren Empfindung, der inneren Anschauung widmen können. Diese Minuten haben den Wert von Jahren, denn der Geist ist frei von Zeit und unbeschränkt von Raum. Und dann, wer will uns daran hindern, wenn man uns auch zwingt, das Leben dieser Welt, wie man zu sagen pflegt, mitzumachen, dasselbe mit unseren eigenen Augen zu betrachten? Wer in aller Welt kann uns davon abhalten, mitten in den Genüssen, denen wir nur frönen, weil wir es zu müssen glauben, zu denken: Das ist eitel und nichtig? Und dieser Gedanke ist göttlich, vermag das ganze Leben mit der Glorie der Heiligkeit und Gottgeweihtheit zu umgeben.

... Über mein äußeres Leben kann ich Ihnen mit einem Worte alles sagen: Ich lebe wie ein Armer; d. h. aber gottlob *nicht dürftig*, ich habe was ich bedarf, um mein Leben zu fristen. Und das ist vollkommen genug, denn hätte ich mehr, würde Gott mich *mit Überfluß strafen*, dann würde ich entweder weniger treu dem mir vorgesteckten gottgeweihten Ziele[5] zustreben oder wie Demokrit meinen Geist über diese Erde erhebend, die Güter derselben vernachlässigen, und ich glaube, meine Landsleute würden mich nicht minder hart anklagen, als die Abderiten ihren Demokrit anklagten. So aber, da ich weder an Mangel noch an Überfluß leide, kann ich weder von Sorgen noch von Genüssen gestört meinem Geiste und dessen Ausbildung leben, worüber ich Ihnen nun Einiges mitzuteilen begriffen bin. Zuvörderst gehen meine Gymnasialstudien jetzt, nachdem ich mit einigen Riesensprüngen mich auf die höchste Stufe derselben hinaufgeschwungen habe[6], ihren ruhigen Gang vorwärts. Was mir diese Studien außer dem in ihnen selbst liegenden hohen Interesse, da sie sich meistenteils um das Altertum drehen, noch sehr viel Angenehmes darbieten, liegt in dem freundschaftlichen Verhältnis, in welches sie mich zu meinen früheren und jetzigen Lehrern versetzen. Ich bin zu sehr von Ihrer schwesterlichen Teilnahme an meinem Wohl überzeugt, als

[5] Lazarus hatte damals noch die Absicht, Rabbiner zu werden. (T.)

[6] Lazarus besuchte die Obersekunda nur ein Vierteljahr, die Unterprima nur ein halbes Jahr lang. Ostern 1845 wurde er unter Auslassung der Mittelprima sofort in die Oberprima versetzt, wo er dann ein volles Jahr bis zum Abiturientenexamen blieb.

daß ich Ihnen verschweigen sollte, was mir auszusprechen vielleicht die strenge Bescheidenheit verbietet.

Ich werde von vielen meiner früheren Lehrer wie ein wahrer Freund behandelt, wie ein College geachtet! Bei einem derselben war ich verflossenen Winter fast jede Woche zweimal zu Abendbrot und Abendunterhaltung neben vielen andern wirklich gelehrten Männern im Amte eingeladen. Von anderen werde ich oft zu Spaziergängen eingeladen, ja zuweilen von ihnen nach Hause begleitet. Es ist kein Mensch frei von Ehrgeiz, auch ich nicht, die Befriedigung desselben auf eine so natürliche und ungezwungene Weise kann nur einen wohltuenden und zugleich höchst angenehmen Eindruck auf mich machen. Wenn ich mich so beständig meinen Mitschülern vorgezogen sehe, lenkt es mich oft zur Selbstprüfung, ob ich es auch verdiene, und mit Wonne vernehme ich, daß mein Selbstbewußtsein mit jener Beurteilung meiner, die sich von seiten der Lehrer in ihrem Benehmen kundtut, übereinstimmt. Vor mehreren Wochen habe ich einen freien Vortrag „über die Seelengröße des Sokrates in seinem Verhalten vor Gericht“ [7] in Gegenwart sämtlicher Lehrer und Schüler des Obergymnasiums gehalten, welcher lauten, ungeteilten Beifall erhielt. Einige Lehrer haben dessen Vorzüglichkeit auch vor anderen Personen gerühmt, infolgedessen ich von mehreren meiner hiesigen Gönner aufgefordert wurde, ihnen denselben zuzusenden. Vor 14 Tagen habe ich eine Abhandlung „über die Seelenwanderung“ [8] eingeliefert; nachdem ich sie vorgelesen, sagte der Lehrer, obengenannter Dr. Griepenkerl, ein Greis von ca. 70 Jahren: „Noch nie hat wohl ein Schüler des Obergymnasiums eine so vollendete Arbeit geliefert. Der Verfasser legt auf 2½ Bogen eine reife und tiefe Kenntnis der alten Philosophen und deren Systeme an den Tag, so wie er nicht minder eine kräftige und kühne Subjektivität, ein freies und tüchtiges Selbstdenken darin zeigt. Nicht zu gedenken des wahrhaft rednerischen Talentes, welches wir sowohl hier als an vielen anderen Arbeiten zu bewundern Gelegenheit hatten.“ In diesem Tone, meine Freundin, sprach er, das Einzelne recensierend, ¼ Stunde lang. Ich verzichte darauf, Ihnen die Gefühle zu schildern, von denen ich ergriffen war, während ich, die Augen aller Schüler auf mich gerichtet, den Professor also sprechen hörte. Sie können sich denken, daß ich dadurch großen Neid bei meinen Mitschülern zu erregen nicht entgehe, und dieser würde bei den Mindergutgesinnten in Haß übergehen, wenn sie nicht meiner Hilfe manchmal bedürften, die ich ihnen gerne leiste. Außer den Schulstunden beschäftige ich mich wie sonst eifrig mit dem Studium der Philosophie. Nachdem ich mich den ganzen vorigen Sommer und einen Teil des Winters mit Kant beschäftigt habe, ging ich zu Hegel über, von dem ich außer einer encyclopädischen Kenntnis seines ganzen Systems

[7] Dieser Vortrag war noch 1930 im Besitz A. Tänzers. (B.)

[8] Diese Abhandlung befand sich weder im Nachlaß noch – ebenso wie die anderen Schulvorträge von Lazarus – im Gymnasium Martino-Katharineum in Braunschweig, das L. besucht hatte. (T.)

die Ästhetik ganz durchgearbeitet habe. Hierzu wurde ich durch eine Reihe von 16 Vorlesungen, die ich von einem Schüler desselben hier hörte, veranlaßt. Dieser Schüler, genannt Dr. Hann, hält jeden Winter Privatvorlesungen über verschiedene Zweige der Philosophie, welche zu hören 2 Louisdor kostet. Nachdem ich ihm von einem meiner Freunde vorgestellt war, hat er mir nicht nur gestattet, diesen unentgeltlich beizuwohnen, sondern auch ihn nach Belieben zu besuchen. Ich habe demnach die Ästhetik nach allen Richtungen in allen Teilen, sowohl durch die gedachten Vorlesungen, als auch durch Gespräche mit Dr. Hann sowie außerdem durch Zuziehung einiger ausgezeichneter Werke von Hegel und Vischer (über das Komische und Erhabene[9]) wenigstens insoweit zu meinem Eigentume gemacht, daß ich sie auf der Universität nicht mehr zu hören brauche. Diesen Sommer beschäftigt mich in Gemeinschaft mit meinem besten Freunde[10], einem jungen Mann, welcher vor einem halben Jahre bereits das Gymnasium verlassen und also Reife für die Universität erlangt hat, der mit den glänzendsten Anlagen begabt ist, dessen heller Kopf und biederes Herz seinesgleichen sucht, das System des Herbart, eines Philosophen des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, der zwar von den neueren Philosophen verdrängt wurde, wie es scheint aber nur wegen seiner allzugroßen Gründlichkeit und Anforderung von ungeheuren Vorkenntnissen, die er stellt, sowie der Verpönung allen Phantasierens und Schwärmens, welches bei den jetzigen Philosophen, besonders Schelling, so sehr beliebt ist, aus der Philosophie. Außerdem richte ich mein Augenmerk stets auf die Geschichte der Philosophie. O das ist ein großes Ergötzen, zu belauschen den Gang des menschlichen Fortschrittes, zu sehen, wie Systeme sich erheben und stürzen, um anderen Platz zu machen, wie diese wieder verdrängt werden und so fort und fort. Wenn ich mich so ins Anschauen der Vergangenheit, wenn es für den Geist eine Vergangenheit gibt, vertiefe, wenn ich Jahrhunderte und deren geistige Produkte in einem Nu vor meinem Geiste vorüberziehen sehe, wenn ich wahrnehme, wie mich dieses anzieht, jenes zurückstößt, wie mir dieses wahr, jenes falsch erscheint, dann will es mir immer scheinen, als sei der Geist, der Gesamtgeist der ganzen Menschheit *Ein Geist*, und wie bei diesem in seinem Nachdenken eine Vorstellung aus der anderen entspringt, eine die andere verdrängt und die dritte sich wieder mit der ersten vereint, um die zweite zu bekämpfen usw., *so* scheint mir der Geist der Gesamtheit nur *Eins*, und in diesem wird nichts erzeugt, das nicht irgendwie nützlich auf ein Anderes einwirkt, so war kein System, meiner Meinung nach, da, wahr oder falsch, das nicht ein anderes vorbereiten, ein früheres berichtigen und Extreme ausgleichen half. Mir scheint, die Wahrheiten, deren der Mensch fähig ist, stets unvollständig und mit Irrtümern gemischt, haben

[9] „Über das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen", Stuttgart 1837, die erste ästhetische Schrift Friedrich Theodor Vischers (1807–1887), die inhaltlich an Solger, methodisch an Hegel anknüpft.

[10] Wohl Eduard Rese, vgl. Anm. 1 zu Nr. 53.

2 Reihen von Folgen, die diesen beiden Elementen ihrer unvollkommenen Begriffe entsprechen. In dem Maße wie er die Gesamtheit besitzt, bildet ihn diese im Guten, und dieses fortschreitende Gute, von dem Falschen, das sich ebenfalls entwickelt, getrübt, stößt außerdem früher oder später auf seine Grenze, die durch den Grad der erzeugenden Kraft seines Prinzips bestimmt ist. Dann muß ein anderes Prinzip, eine andere Wahrheit, die in der ersten lag, daraus hervorgehen, und ihrerseits eine wirksame Ursache eines neuen Fortschrittes werden, wie nach der kalten und dunkeln Jahreszeit die Sonne sich stets mehr über den Horizont erhebt, jedoch mit regelmäßiger Abwechslung von Tag und Nacht. Die Menschheit, zu schwach einen ununterbrochenen Flug zu ertragen, bewegt sich nur langsam wie der Sperling fort, der sich abwechselnd senkt und wieder emporsteigt. Ihre Abirrungen, zuweilen mehr scheinbar als wirklich, sind, wie ich schon oben gesagt, auch ein Fortschritt oder eine Bedingung des Fortschrittes. Nie sieht man sie stocken, nie wahrhaft rückwärts gehen. Er, der Mensch, pilgert nicht in einer Ebene. Vor ihm liegt ein Berg, den er erklimmen soll, und hinter diesem ein anderer, noch höherer und so fort. Zum Gipfel gelangt, muß er hinabsteigen; um wieder hinaufzusteigen, muß er ein tiefes Tal durchwandern, wo der Boden bedeckt ist mit dem Kies, den die Fluten führen. (Ein solches Tal ist das Mittelalter und die Zeit des Verfalls des Römerreiches.) So betrachte ich die Menschheit, im höheren Sinne des Wortes, und so ihre Geschichte. Vielleicht werden Sie mir beistimmen. Diese Ansicht hat nicht nur viel Tröstliches, sondern, wie ich glaube und hoffe, auch Wahres.

Alles, was ich aber durch meine philosophischen Bestrebungen erwerbe, suche ich mir zur Religionsphilosophie zu gestalten oder doch darauf zu beziehen. Ich setze meine religiösen Studien gewissenhaft fort[11], und das ist der schwierigste Punkt, denn heutzutage soll und muß man nicht nur sein „ein Arbeiter im Weinberg des Herrn, sondern auch ein Kämpfer im Streit für den Herrn". Man hat nicht nur das friedliche Werkzeug zu handhaben, sondern auch die Waffen des Krieges zu führen. Denn die Religion ist sehr, gar sehr gefährdet, und doch ist sie das Höchste, was der Mensch hat. Die Philosophie, die Wirksamkeit des Verstandes oder, wenn es hoch kommt, der Vernunft, ist nur ein Teil desjenigen, was der Mensch Hohes vermag. Empfindung, Gefühl und wie man es noch nennen mag, alles muß sich zu einer allgemeinen Tätigkeit vereinen, dann nur geht das Vollkommene hervor, und das ist die Religion. Der Mensch soll denken, geistig tätig sein, aber

[11] Bei Levi Herzfeld (1810–1884), Rabbiner und Historiker; H. kam 1836 als Stellvertreter des Rabbiners S. L. Egers (1768–1842) nach Braunschweig, 1842 wurde er Landesrabbiner von Braunschweig. Er trat für eine gemäßigte Reform ein und berief mit die erste Rabbinerversammlung nach Braunschweig (1844). Bedeutsam sind seine Arbeiten zur jüdischen Geschichte: Er schrieb als erster eine „Handelsgeschichte der Juden des Altertums. Aus den Quellen erforscht und zusammengestellt", Braunschweig 1879.

tätig nicht nur, wie die rohen Materialisten mit dem Körper oder allenfalls mit dem hausbackenen Verstande, nicht wie Ultraphilosophen mit der bloßen Vernunft, die gar bald die Grenzen überschreitet, und Rochefoucauld sagt: „Der größte Fehler des menschlichen Geistes ist nicht der, daß er die Grenzen seiner Kräfte nicht erreicht, sondern daß er sie überschreitet", tätig ferner nicht nur mit dem Gedächtnis, indem er sich gelernte Phrasen wiederholt, tätig ferner nicht nur mit der Phantasie oder mit der Empfindung oder wie man das nichtkörperliche Sein des Menschen sonst noch alles zergliedern oder zerstückeln mag. Nein! Der ganze Mensch, so wie er ist, so wie die Natur alles in ihm vereint hat, so soll er tätig sein, so sie allesamt, die ihm innewohnenden Kräfte ausbilden, so in seiner Verschmelzung des Göttlichen und Menschlichen sich hinaufschwingen, damit einst, wenn er das Menschliche ablegt, das Göttliche vollkommen sei, sich mit dem Urquell desselben, Gott selbst, zu vereinigen. Die Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen, die geregelte harmonische Vereinigung ist das höchste Ziel, das der Mensch zu erreichen streben soll, denn „der Mensch ist ein Ebenbild Gottes", Mensch und dennoch ein Ebenbild Gottes, darum will ich hiermit schließen...

Ihr aufrichtiger Freund und Cousin

M. Lazarus

Nachschrift vom 13. August 1845

...Ich übersende Ihnen nämlich anbei die im Briefe besprochene Rede, welche ich gehalten habe. Der Ton ist so wie der ganze Gedankengang ziemlich populär gehalten, da ich vor *sämtlichen* Klassen des Gymnasiums gesprochen habe. Ich habe deshalb noch einige psychologisch-philosophische Raisonnements darüber zu Papier gebracht, die ich Ihnen jedoch nicht mitteilen konnte, da es mir an Zeit gebrach, sie zu ordnen und ins Reine zu schreiben. Vielleicht werden Sie meinen Wunsch, Ihnen zu gefallen, etwas lächerlich finden, aber wen man achtet, von dem will man auch geachtet sein; nun würde ich glauben, daß mich meine Eitelkeit betrüge, daß ich mir durch die beigegebene Arbeit keine Achtung erwerben könne, wenn sie nicht schon vorhanden wäre, allein das ungeteilte Lob, das mir meine Lehrer spendeten und meine eigene wiederholte Prüfung überzeugen mich vom Gegenteil. Nur mögen Sie bedenken, eine Rede will gehört und nicht gelesen sein...

[2] An Johanna Berendt, Kopenhagen

Braunschweig, [den] 20. Februar 1846

Werteste Cousine!

Ihr sehr Geehrtes vom 22. v. M. beantwortend, beginne ich mit Ihrem Schlusse, wonach ich Ihnen die Worte „der Geist kennt keine Vergangenheit" zu erläutern habe. Der Geist, wenn er sich hinaufschwingt zu der Höhe, die das Ziel ist, welches ihm der allgütige Schöpfer vorgesteckt, wenn er von seinem Selbstbewußtsein hinaufsteigt zum Weltbewußtsein, zum Wissen vom Sein der Welt und deren ewige unaufhörliche Bewegung, von deren Tun, das zugleich ihr Leiden, von deren Beruf, der zugleich ihr Schicksal ist, und endlich zum Gottesbewußtsein, zum Wissen von Gott und dessen Allheit, wenn der Geist, sage ich, sich so weit emporgehoben hat, dann umfaßt er das All und begreift es, dann fühlt er sich nicht mehr als Einzelwesen, sondern als Glied der unendlichen Kette der endlichen Wesen, und was noch mehr ist, als ein Ausfluß des unendlichen Wesens selber, und dann umfaßt er mit seinem Begriffe den Raum und die Zeit mit allem, was in ihnen ist; und indem er alles zum Objekte seiner Subjektivität macht, vermag er dem Starren Bewegung zu geben, was fern im Osten lebt oder im Westen, im Süden oder im Norden, oder was auch nicht lebt, was starr an seinem Boden klebt, es regt sich auf in seinem Willen und tritt ein in seinen Geist und wird ihm gegenwärtig; was vor Jahrtausenden lebte und sich zutrug, was versunken scheint im Meere der Vergangenheit als im Strome des Lethe, das muß herannahen seinem Geiste, das wird ihm gegenwärtig. Ich brauche nur zu wollen, und ich stehe tieferschüttert an Sinais Fuße, höre, als wenn sie jetzt ertönte, die Stimme Gottes, die vor 3 Jahrtausenden von seinen Höhen erschallte; ich brauche nur zu wollen, und mein Geist liegt anbetend am Altare in dem heiligen Tempel zu Jerusalem, dessen Bau unter Salomos weiser Regierung eben vollendet ist; ich brauche nur zu wollen, und er schaut die Trümmer Zions, die ehemalige „Freude der Erde"[1] tiefbekümmert und wehklagend; ich brauche nur zu wollen, und ich bin an Ihrer Seite wie zu jener Zeit[2], da sich mir die Fittiche des Geistes auf Ihren Antrieb regten und mich hinauf zur Lösung aller Zweifel hoben. Kennt der Geist nun eine Vergangenheit? Ist ihm nicht alles gegenwärtig? Sonst oder Jetzt – ist es ihm nicht gleich? Sind sie nicht eins? Wohl vergessen wir manches, aber was tuts, ein Factum mehr oder weniger gewußt! Was aber dieses oder jenes Factum zu unserer geistigen oder moralischen Kraft hinzugefügt hat, *das* bleibt und ist unvergänglich. Ich glaube, daß Ihnen das Letzte vielleicht noch etwas dunkel sein wird. Wie? höre ich Sie fragen, kann ein gewußtes Factum aus der Geschichte meine

[1] Klagelieder 2, 15. (T.)
[2] Während des Aufenthalts in Hastedt. (T.)

moralische Kraft erhöhen und stärken? Wohl kann es das, denn, und dieser Gedanke über das Studium der Geschichte und dessen Nutzen, den ich vor wenigen Wochen selbst gefunden, scheint mir, soweit meine Kenntnis der Literatur reicht, neu zu sein, denn, sage ich, der Hauptzweck und Hauptvorteil beim Studium der Geschichte ist wohl nicht der, daß wir uns wie Kinder etwas zur Ergötzung erzählen lassen, auch nicht der, daß wir aus der Vergangenheit lernen, wie wir in Zukunft diese oder jene Staatseinrichtung zu treffen haben, ja wohl nicht einmal der, daß wir in derselben die allwaltende Vorsehung erkennen, sondern einzig und allein *der* Vorteil scheint mir der höchste zu sein, daß wir die Erlebnisse der Vergangenheit im Geiste nochmals durchleben, die Gedanken der Weisen nochmals durchdenken, die Taten der Wohlwollenden im Geiste nochmals ausführen, die Kämpfe der Tugendhelden im Geiste mitkämpfen, dahingegen das Böse, wo es uns entgegentritt, verabscheuen. Wenn wir mit einer solchen Teilnahme die Geschichte der Vergangenheit erforschen, dann bereichern wir nicht nur unsere Erkenntnis, sondern auch die Gesinnung, das moralische Gefühl, die ethische Kraft, die in uns lebt. Denn nicht der Erfolg, welcher gar oft von den kleinsten Zufälligkeiten des Lebens abhängt, bestimmt den Wert unserer Bestrebungen, sondern einzig und allein der moralische Wille; es kommt also nicht darauf an, daß eine Tat *getan*, sondern nur, daß sie, freilich aufrichtig, gewollt werde, somit können wir auch das Entfernteste, sei es in Zeit oder Raum, mit durchleben, durchwollen, denn wie das Sonst und Jetzt ist auch das Hier und Dort dem Geiste in dem oben bezeichneten Sinne eins, oder doch einerlei. So sehe ich Sie denn auch jetzt mit dem munteren Knäblein auf dem Schoße sitzend, und denken an ihre Namensverwandte Hannah, die nach Entbindung von ihrem „von Gott erbetenen" Knaben, jene berühmte Hymne singt (I. Sam. 2, 1). Möge auch Ihr Sohn wie jener dem stetigen Dienste Gottes geweiht und gewidmet sein, möge er wie jener eine Stütze sein dem Hause Israels und eine Zierde seines Zeitalters. Wie heißt der Knabe? Wie mit jüdischem Namen? Unvermerkt bin ich auf den Anfang Ihres Briefes gekommen und will ihn nun Schritt für Schritt beantworten (sollte ich vielleicht langweilig werden, nun so können Sie ja überschlagen). Doch zuvor muß ich eine Frage an Sie richten. Warum erhalte ich erst nach 6 Monaten Antwort? Warum erst, als sich wieder einmal im Jahre eine Gelegenheit ereignete? Sogar unfrankierte nehme ich an! –

Schelten Sie mich, daß ich die Geißel statt der Palme führe, ich kann nicht anders. Innig, innig habe ich mich mit Ihrem Briefe gefreut, 12 Stunden besitze ich ihn und schon dreimal ist er durchgelesen. Immer strömt neue Freude in mein Herz, wenn ich ihn lese, und doch wenn ich ihn schließe, kann ich mich fast des Zweifels nicht erwehren: Sollten es nur leere Worte sein? Wenn dies nicht, warum erhalte ich die Geburtsanzeige, nachdem das Kind 4 Monate alt ist? Doch man hat vielleicht an gar viele Verwandte zu schreiben und vergißt wohl den einen oder den anderen...

[3] An Johanna Berendt, Kopenhagen

Berlin, den 1. Juni 1846

... Was aber von der Geschichte im allgemeinen gilt, das findet besondere Anwendung auf die Geschichte der Philosophie. Und diese eigentlich ist's, worüber ich Ihnen heute Einiges sagen wollte, denn sie macht den Mittelpunkt meiner Studien aus. Sie wissen, daß ich mich schon seit längerer Zeit eifrig damit beschäftigt habe, nichtsdestoweniger sind alle Collegien, die ich hier auf der Universität höre, über dieselbe. Ich höre sowohl Geschichte der alten und mittleren, als auch der neueren Philosophie und außerdem besonders über die des Spinoza und Leibnitz. Außerdem treibe ich, wie immer, Allerlei, worunter aber ganz besonders ein genaueres Studium des Plato begriffen ist.

Denken Sie sich meine Freude, als ich in der ersten Stunde meines Besuches der Universität, zur Einleitung in die Geschichte der Philosophie[1], jenen Gedanken, den ich Ihnen einst über diese brieflich mitgeteilt habe, Zug für Zug, nur mit anderen Worten, aus dem Munde des Professors vernommen habe. Glauben Sie mir, teure Freundin, es war in der Tat mehr als bloßer Kitzel der Eitelkeit, der mich auf den Gipfel der Freude, den ich erstiegen hatte, nimmer hätte versetzen können. Es war eine Art von Freude, die wir wohl empfinden werden, wenn wir einst an den Pforten des Himmels *den* Engel wieder unserer harren sehen, der uns einst bis an dieselbe geleitet, und der jetzt wieder gekommen ist, uns zurückzuführen in die Arme des liebenden Vaters, die er uns darbeut. Jener Grundgedanke sollte ja auch für meinen jetzigen Lehrer das Prinzip sein, nach welchem er die Geschichte der Philosophie auffassen wollte, er sollte der Leitfaden sein, an welchem wir den Gang durch die vielfach verschlungenen Wege, die der Geist der vorangegangenen Menschheit gebahnt und mit den Blüten der verschiedensten Zonen und Gegenden besetzt hat, machen wollten; ich stand also schon auf demselben Standpunkt mit ihm und durfte der Hoffnung Raum geben, ihm Schritt für Schritt folgen zu können, um die Monumente aufzusuchen, welche die Wahrheit jenes Grundgedankens bezeugen sollten. Und in der Tat bin ich ihm bis jetzt aufmerksam gefolgt. Aber dieser Gang durch die weiten Felder, welche die Philosophie der vergangenen Zeiten durchpflügt und angebaut hat, ist sehr mühsam. Freilich mag es leicht sein für den, der sich die Geschichte wie ein Märchen erzählen läßt, der sich zwar gerne merkt die Namen aller der Philosophen, und obendrein alle die Worte und Sprüche derselben, die wir von ihnen noch besitzen, auswendig lernt; aber schwer wird es dem, der nicht die Worte nachbeten, sondern die Gedanken *nachdenken* will. Es ist göttlich schön, sich in den Geist so verschiedener Zeiten zu versetzen, es ist aber auch fast mehr als menschliche Kraft dazu nötig, aus seinem Zeitalter hinauszutreten, sich so ganz auf den Standpunkt zu stellen, der von dem unserigen fast himmelweit entfernt ist. Um wie viel schwieriger es ist,

[1] Vgl. Anm. 3 zu Nr. 4.

an dem Abhange eines physischen Gebirges hinabzusteigen, als auf dessen Spitze zu lustwandeln, um so viel schwieriger ist auch, in jene Tiefen hinabzusteigen, aus welchen die Menschheit sich mühsam und langsam emporgerungen hat zu der Höhe der Anschauung, auf welcher sie jetzt steht, als diese selbst zu begreifen; und es ist wahrlich auch mit großen Gefahren verknüpft, denn gar leicht kann man auf dem Wege stoßen an die scharfen, verwundenden Felsenspitzen des Skeptizismus früherer Zeiten und hinabstürzen in den Abgrund des rohesten und frühesten Materialismus, gar leicht auch kann man sich verirren in dem undurchdringlichen Dickicht einer mystischen Philosophie, aus dem man nie wieder den Weg zurückfindet zum freien Denken; man kann auch leicht bezaubert werden in den Feenhütten der griechischen Philosophie, daß man nimmer nach Rückkehr verlangt, man kann aber auch umkommen vor geistigem Durste und verschmachten auf dem Wüstensande der scholastischen Philosophie; wer aber glücklich den Weg nach unten zurückgelegt und den Ariadnefaden nicht verloren hat, der ihn aufwärts leiten soll, der wird dann mit leichter Mühe sich aufwärts heben und kunstgeübt von Stufe zu Stufe höher steigen, der wird dann in Monden zurücklegen den Weg, den die Menschheit in Jahrhunderten, Jahrtausenden gemacht hat. Durch dieses Emporklimmen geübt, wird er dann aber auch, und das ist das Wichtigste, über seinen früheren Standpunkt, von dem er ausgegangen, hinausgehen und immer weiter und weiter vor- und hinaufdringen, und so für seine Mitmenschen suchen und finden neue Bahnen, die noch kein Mensch betreten oder nur gekannt, und so wird er sein ein Führer der Menschheit, der sich dem Gipfel der Vollkommenheit näher bringt.

Das bisher Gesagte betrifft aber nur die rein intellectuelle, wissenschaftliche Seite der Geschichte der Philosophie, sie hat aber auch eine und das sehr bedeutende sittliche Seite. O, meine Freundin, wie soll ich Ihnen den Eindruck schildern, den ein einziger Blick in die Geschichte der Philosophie auf mich macht? Nehmen Sie den Eindruck aller Erscheinungen aus der Natur, welche eine Regung und Bewegung unseres Gemütes hervorbringen, zusammen und Sie haben ein mattes Bild davon. Was ist der Wechsel der Jahreszeiten und ihre Phänomene gegen den Anblick der verschiedenen Epochen in der Philosophie? Was der Sonnenaufgang gegen das Hervorstrahlen unsterblicher Gedanken wie die eines Plato und Spinoza, Leibnitz und Hegel? Was ist die Klarheit und Reinheit des Himmels gegen die Klarheit eines Gedankens von Aristoteles, gegen die Reinheit der Sitten eines Sokrates? Was ist die Schönheit eines Nordlichtes gegen das System eines Epikur (wenngleich beide nur trügerischer Schein sind)? Wahrlich, die ganze Natur mit allen Reizen ihrer Phänomene vermag uns nicht so tief zu ergreifen, so sittlich hoch zu erheben, als die Geschichte der Philosophie. Wohl können und müssen wir jenes Sternenheer, das an einem heiteren Abend sich unserem Auge darbeut, bewundern und staunen über die Weisheit dessen, der diesen leblosen Massen vielfach verschlungene, nach den Gesetzen des höchsten Verstan-

des mit aller Umsicht und Einsicht wohlberechnete Bahnen vorgezeichnet hat, von denen sie nie und nimmer weichen; aber wie viel mehr werden wir ergriffen von Staunen und Bewunderung, wenn wir die Menschheit betrachten, wie sie strebt und ringt, mühevoll und kummervoll, mühsam und langsam, aber dennoch rüstig und lebendig, von Niemand geleitet, sich selber leitend, bald auf Adlerflügeln dahineilend, bald wieder gelähmt und träge sich schleppend, bald vorwärts, bald seitwärts, bald auf der Höhe, bald in der Tiefe, bald in den reichen Fluren des reinen geistigen Lebens freudig vorwärts schreitend, bald in dem Schlamme der niederen Leidenschaften versunken keuchend und dem Unterliegen nahe, aber *nie und nimmer rastend.* In der Tat, wenn ich nur einen einzigen Augenblick mich erhebe auf jenen Standpunkt, von welchem aus wir die Menschheit überschauen können in ihrer unaufhaltsamen Wanderung durch die Welt, dann geht mein Herz mir auf, unaussprechlich sind dann die inneren Regungen des Geistes und Gemütes, der Gedanke aber schwindet, und für neue Empfindungen habe ich keine Worte, nur in Tränen tun sich meine Gefühle kund. Tränen des Schmerzes sind es, des bitterherben Schmerzes darüber, daß verworren und labyrinthisch verschlungen sind die Wege der Menschheit, auf denen sie nicht nur noch kein Ziel erreicht hat, sondern auch noch keines vor Augen sieht. Und auf diesen wandelt die Menschheit von jeher, ringend und strebend, und hört nimmer auf zu ringen und zu streben, windet und krümmt sich; wenn jene blutigen äußeren Kämpfe, welche die Menschen um irdisches Gut gegeneinander geführt haben, Tränen unsern Augen entlocken, um wie viel mehr wird es jener innere Kampf um Wahrheit, jener Kampf gegen Wahn und Irrglaube, gegen Täuschung und Zweifel; wenn wir mit Wehmut hinblicken auf jene Trümmer von Stätten und Burgen, die durch Feuer und Schwert oder durch die Macht der Zeit verwüstet sind, mit wie viel größerem Schmerze müssen wir dann jene Trümmer von Systemen betrachten, welche einst für Wahrheit galten, einst ein Asyl sein sollten für den flüchtigen Geist, der getrieben wurde von den Furien des Zweifels, und nunmehr in Asche liegen, welche einst eine lebende Quelle sein sollten und waren für die nach Wahrheit dürstende Seele, und nunmehr versiegt sind, welche einst der Baum des geistigen Lebens und der Erkenntnis sein sollte und war, der dem müden Wanderer im Gebiete des Geistes Früchte und Schatten darbiete, und der nunmehr verdorrt ist?

Wie sehr nun dieser Gedanke uns auch demütigt und das daraus hervorblickende, beklagenswerte [?] Unvermögen der Menschheit uns niederbeugt, ebenso sehr macht uns das dennoch unablässige, unermüdliche, unaufhörliche, ja stets wachsende, immer kühnere Streben der Menschheit wiederum stolz und erhebt uns gewissermaßen über uns selbst. Je kleiner uns die intellectuelle Kraft der Menschen erscheint, wegen der Fruchtlosigkeit ihres Forschens nach Wahrheit, desto größer, desto höher, desto achtungs- und schätzens- und bewunderungswerter ist die *sittliche* Kraft derselben, die sich in dieser Beharrlichkeit und Ausdauer kundtut. Und diese sittliche Kraft übt sittlichen Einfluß

auf den, der sie betrachtet; wenn irgend welche Handlungen, die wir in der Geschichte erblicken, uns Achtung vor der Menschheit einflößen, wenn irgend welche Großtaten uns zur Bewunderung und zum Staunen hinreißen, wenn irgendwelche Begebenheiten unsere Liebe zur Menschheit anfeuern und anspornen, wenn irgend etwas uns die Menschheit in *dem* Lichte zeigt, in welchem sie erscheint als die gottentstammte, durch Gott zur Sittlichkeit berufene, heilige, wenn ferner irgend etwas uns die Liebe zur Wahrheit und Mut zur Erforschung derselben verleihen kann, so ist es – die Menschheit in der Geschichte der Philosophie...

Die Geschichte der jetzigen Menschheit beginnt eigentlich erst mit Noah, und von ihm bis Abraham rechnet man 10 Geschlechter: 9 Zeitalter hindurch ging also die Menschheit mit jenem großen, unübersteiglich hohen, ewig wahren *reinen Gottesgedanken* schwanger, und erst im 10. erblickte er das Licht der Welt, oder vielmehr wurde er selbst zum Lichte der Welt, im Hause unseres Erzvaters. Wäre das Bild nicht zu kühn, würde ich es noch weit, sehr weit ausführen können, allein einige Züge aus demselben kann ich Ihnen nicht vorenthalten, in der freudigen Überzeugung, daß Sie mich verstehen werden. Dieser große, reine Gottesgedanke wurde gehegt und gepflegt von dem Patriarchen, und er gedieh gar herrlich, mit Hilfe des Herrn, der ihn gezeugt hatte in des Menschen Geist, und er wuchs heran zum Heile der Menschheit, er wurde der Stammheros des priesterlichen, gottgeweihten Reiches Israel; und mehr als irgend ein Stammheros, welcher Nation er auch sei, hat er Großes getan und geleistet und Taten vollführt wie keiner mehr. Mehr Tiere hat er gezähmt und gebändigt und unschädlich gemacht, als alle Herkules und Simson, die ja dem Menschengeschlechte zum Retter dienten, denn er hat die Menschen, die noch dem Tiere gleich, roh und wild, unbändig und ungezähmt waren, zu *Menschen* gemacht, ihre rohe tierische Macht hat er in menschliche sittliche Kraft verwandelt; er hat die beiden Schlangen, welche ihren tödlichen Geifer gegen die Menschen aussprühen, Haß und Zwietracht, zerdrückt, er hat die Erde, welche damals, gleich jenem berüchtigten Stalle, dem Könige der Finsternis angehörte und voller Unreinheit der Sitten war, gereinigt; er hat die Heerstraßen des Denkens sicher gemacht vor den Räubern und Dieben, Zweifel und Unglaube, und erschlagen jene Ungeheuer, die Gebilde des phantastischen Aberglaubens. Er ist die Quelle, er der König aller menschlichen, sittlichen und religiösen Gedanken, der einst einzig und allein herrschen wird im Reiche des Geistes, dann wird er das Centrum sein in dem Gedankenkreise jeder menschlichen Seele, und aus ihm wird kommen jeder Wille, jeder Gedanke wie die Radien aus dem Mittelpunkte, er wird endlich die Sonne sein, und alle Gedanken seine Strahlen, und jeder Wille, jeder Vorsatz ein Planet, der von ihm das Licht empfängt. „Aber ist dieser Gedanke, der Gedanke Gottes, denn wahr?“ so spricht die Zweifelsucht, „sollte es einen Gott wohl geben, da ich ihn doch nicht schauen kann?“ – „Es gibt keinen Gott!“ spricht der Aberwitz, „denn ich kann mir ihn nicht vorstellen!“ – O

törichte Vermessenheit! Wenn der König des Äthers und seiner Bewohner, der Adler, hoch über unserem Haupte daherschwebt, können wir ihn nicht fassen und nicht greifen, denn wir müssten selbst ein Adler sein, wenn wir ihn erreichen sollten. So können wir auch Gott nicht erfassen und nicht begreifen! Gott, der hoch über der Sphäre unseres Denkens weilt, und den auch der schnellste Gedankenflug unseres Geistes nicht erreicht. Ist aber etwa darum der Adler weniger da, weil wir ihn nicht erfassen und nicht begreifen können?... Wie? Wenn jener Adler aber, wenngleich wir ihn nicht sehen, aus den Lüften seine Stimme herniederschallen ließe... wäre er *auch dann für uns nicht da?* Und läßt der Herr nicht seine Stimme herniederschallen, daß sie in der Brust eines jeden Menschen widerhallet, wenngleich wir ihn nicht sehen? Spricht nicht jederzeit eine Stimme aus jenen höheren Regionen zu uns, nicht bald als Verkünderin der ewigen Liebe des Vaters, mild und lieblich wie ein sanftes Wehen des Geistes? Bald als Mahnung und Befehl: „Du sollst sittlich sein", laut rufend im Posaunenschall? Bald als Warnung und Drohung: „Wahre und hüte Dich!" Schrecken erregend wie Windsgeheul und Wogenrauschen? Bald als Züchtigung und Strafe wie Donnergroll und Sturmestoben? (Wir sehen Gott nicht, aber wir hören ihn, 5.B.M. 4, 12: Ihr habet Gott nicht gesehen, aber ihr hörtet ihn.) Und läßt der Herr nicht ferner die reichen Gaben aus dem Füllhorn seiner Gnade zu uns kommen, ohne daß wir ihn erblicken? Nicht wie Fortuna nach Willkür und Zufall, sondern nach dem Ratschlusse seiner ewigen Liebe und Gerechtigkeit! Geben *wir* dem Baume Saft und Nahrung, daß er gedeihe und Früchte trage? *Wir* dem Samenkorn die Kraft, daß es emporsprieße und den Halm mit Körnern fülle? Gaben *wir* dem Blute, das in unseren Adern rollt, die Bewegung, daß es nimmer raste und uns das Leben erhalte, *wir* dem Auge Licht, dem Ohr Gehör? Gaben endlich *wir* der Seele Leben, dem Geiste Kraft? (Wir sehen Gott nicht, aber seine Taten und sein segensreiches Wirken! Lesen Sie doch einmal hierzu das 33. Kap. im 2.B.M. mit der Erklärung von Mendelssohn, die er im 2. Teile des „Jerusalem" dazu gibt[2].) Und zeigt sich endlich Gott nicht in den Strafgerichten, die er über uns verhängt, so wir abweichen von den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, die er in unsere Brust geschrieben, auf der Tafel unseres Herzens unverlöschlich eingegraben hat? Wollten wir auch so kühn sein, verneinend darüber abzuurteilen, ob Gott auch auf eine Weise, die wir „übernatürlich" nennen, in das Schicksal der Menschen eingreife; können wir es leugnen, daß die Gesetze der Natur von Gott geordnet sind? Und zeigt sich nicht Gottes Strafgericht (zwar nicht als besonderer Ausspruch und vereinzelte Tat, aber doch als allgemeine Regel und Gesetz), wenn dem *Laster* auf dem Fuße die Strafe folgt? Merkwürdigerweise hat die Medicin ausfindig gemacht, daß alle Folgen von Unsittlichkeit, die sich in Krankheit

[2] „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum", Berlin 1783. In: Moses Mendelssohns Gesammelte Schriften, hrsg. von G.B.Mendelssohn, Leipzig 1843, S. 344 f.

des Leibes äußern, sich bis auf das 3. und 4. Geschlecht vererben und dann aufhören (wenn das Laster nämlich nicht von neuem begangen wird), ich sehe mich daher sehr geneigt, jenen Ausspruch Mosis „und Er bestraft seine Feinde" (d. i. die, welche sich gegen seine Verordnungen in Natur und Sittlichkeit auflehnen) „bis ins 3. und 4. Geschlecht", durch das bloße Naturgesetz zu erklären und darin bewahrheitet zu finden. Darum, weil Alles von ihm zeuget, weil Alles ihn verkündigt, weil Alles ihn beweiset, sprechen wir „Er ist ein Gott!" von dem wir stammen und dem wir ähnlich sind...

Aber selbst, daß diese Wahrheit wie so viele andere noch nicht allen Menschen zur Ersten Überzeugung geworden ist, daß noch so Vieles nach so vielen Jahrtausenden uns dunkel und unbegreiflich ist, macht das Los der Menschheit *nicht* beklagenswert. Denn nicht in dem *Besitze* der Wahrheit liegt die höchste Glückseligkeit, sondern in dem *Suchen und Forschen* nach derselben. Darum spricht auch unser großer Lessing ungefähr folgende Worte aus: „Wenn Gott in seiner Rechten die ewige Wahrheit hielte und in der Linken den Glauben und den Zweifel verbunden mit dem ewigen Trieb, jene, die Wahrheit, unermüdlich zu suchen und zu erstreben, und von seinem erhabenen Throne herab zu mir spräche ‚wähle!', würde ich flehend ihm in die *Linke* fallen und sprechen: ‚Gib mir, o Vater, diese, denn die reine Wahrheit ist ja nur für Dich!'" [3] Und in der Tat scheint es auch die Aufgabe des Menschen hier gar nicht zu sein, die Wahrheit zu *besitzen*, sondern nur sie zu suchen und sich vorzubereiten für jene Zukunft, da er sie finden soll. Dies lehrt uns auch die Geschichte der Philosophie ganz deutlich; denn läge es im Plan Gottes, daß der Besitz der Wahrheit das Ziel des Menschen schon hier auf Erden sein solle, dann würde die Menschheit sie längst gefunden haben. Denn es müssen die Pläne Gottes als des Allweisen und Allmächtigen unfehlbar ausgeführt werden, und seine Bestimmungen in Erfüllung gehen; und auch an der Menschheit kann es liegen, denn sie hat nie geruht und nie gerastet und nimmer aufgehört, danach zu suchen. Nur die sittlich-praktischen Wahrheiten mußten der Menschheit immer mehr und mehr zur klaren Er-

[3] Das genaue Zitat lautet:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz –

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immerregen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: ‚Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!'"

Aus: Eine Duplik (Braunschweig 1778), zitiert nach Gotthold Ephraim Lessings Sämtlichen Schriften, hrsg. von Lachmann/Muncker[3], Bd. 13, Leipzig 1897, S. 23/24.

kenntnis kommen, und dafür, daß dieses der Fall war und ist, legt ebenfalls die Geschichte der Philosophie Zeugnis ab. Somit sei das Kapitel über diese für heute geschlossen. –

Den 30. Juni

Einen ganzen Monat später, nachdem ich diesen Brief begonnen, komme ich erst zur Beendigung und Versendung desselben. Natürlicherweise werden Sie nach der Ursache dieser Verzögerung fragen. – Da es mir nicht vergönnt war, dem Briefe mehrere Stunden ununterbrochener Tätigkeit zu widmen, hat sich sein Inhalt, da er nicht in Einer Zeit und darum auch nicht aus einem Guß geschaffen wurde, sowohl der Qualität nach zu sehr verringert, als auch der Quantität nach zu sehr vergrößert, als daß ich ihn hätte für wert erachten sollen, Ihnen denselben per Post zukommen zu lassen. Umsomehr freut es mich, jetzt den Weg ausfindig gemacht zu haben, auf welchem wir die Briefe gegenseitig kostenfrei expedieren können; ich sende diesen Brief nämlich durch meine Buchhandlung und auch Sie können Ihre jemaligen Antworten durch eine solche sicher senden. Ich zweifle nämlich nicht daran, daß Sie mir nunmehr das Vergnügen nicht vorenthalten werden, mich mit Ihrem Schreiben zu erfreuen. Obwohl ich nun zur Vervollständigung dessen, was ich in diesem Briefe gesagt, noch manches hinzuzufügen hätte, will ich mir dasselbe, um nicht noch länger mit der Absendung zu zögern, für ein anderes Mal vorbehalten, wenn Sie mich nämlich durch Ihre Antwort zur Fortsetzung der Korrespondenz aufzumuntern geneigt sein werden; denn wenngleich es bei mir der Aufmunterung nicht bedarf, damit *ich gern* schreibe, so wünsche ich doch einen Beweis zu haben, daß es Ihnen genehm ist, Briefe von mir zu empfangen. Ich schließe deshalb mit der dringenden Bitte, mich recht bald mit Ihrer gütigen Antwort zu erfreuen, und die freundschaftlichsten Grüße und Wünsche für Sie und Ihren Gemahl entgegennehmen zu wollen
von Ihrem Sie hochachtenden ergebensten Cousin

Moritz Lazarus stud. phil.

Meine Adresse: Neue Friedrichstraße 76 a

[P. S.]

... Ihrem Söhnlein muß ich einen ganz besonderen Gruß zukommen lassen, denn der Junge hat mich förmlich zur Kinderliebe bekehrt. Küssen Sie ihn für mich herzinniglich und schreiben Sie mir, wie es ihm geht. Ob sich bei ihm die Kräfte, Anlagen, Fähigkeiten, allerlei Vorzüge, gute Eigenschaften, Talente und Genie schon in reichem Maße entwickeln? In allem Ernste gesprochen, glaube ich, daß Sie schon jetzt oder doch bald mit der Erziehung desselben beginnen müssen. Vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens Manches hier-

über. Für heute wünsche ich schließlich ihm und Ihrem Herrn Gemahl und Ihnen selbst eine ununterbrochene Gesundheit und verharre mit freundlichen Grüßen

d. O.

[4] An Georg Th. A. Krüger[1], Braunschweig

Berlin, den 15. Juli 1846

Hochgeehrter Herr Professor!

Mein teuerster Lehrer!

Indem ich so frei bin, von Ihrer gütigen Erlaubnis, Ihnen hin und wieder Nachricht über meine Verhältnisse zu geben, zum ersten Male Gebrauch zu machen, kann ich nicht umhin, Ihnen zuförderst meinen reinsten und wärmsten Dank auszusprechen für das geneigte Wohlwollen, mit dem Ew. Wohlgeboren mich zu beglücken die Gewogenheit hatten. Ich werde stets der Freundlichkeit und Güte eingedenk sein, wodurch Sie mich zu unendlicher, aufrichtiger Dankbarkeit verpflichtet haben, und aufrichtig danach streben, der freundlichen Teilnahme immer würdiger zu werden, welche Sie meiner wissenschaftlichen Ausbildung geschenkt haben. Ich habe es mir deshalb auch, seitdem ich Ew. Wohlgeboren weise Leitung bei derselben leider entbehren muß, zur Aufgabe gemacht, Ihren Erwartungen bestens zu entsprechen, und deshalb danach gestrebt, nicht nur möglichst vielseitiges, sondern auch gründliches Wissen zu erwerben. Die Collegia, die ich auf der Universität für dieses Semester gewählt habe, sind nur geschichts-philosophischen Inhalts, da ich glaube, daß die Geschichte der Philosophie die beste Einleitung in die Philosophie selbst ist, wenn man schon eine philosophische Propädeutik genossen hat, wie ich sie auf dem dortigen Obergymnasium zu genießen das Glück hatte, sowohl durch den Unterricht das Herrn Prof. Griepenkerl[2], als auch ganz vorzüglich durch die Lektüre der alten Klassiker, welche, zumal dann, wenn sie mit solcher Klarheit und Gründlichkeit aufgefaßt werden, wie sie die Anleitung und Interpretation Ew. Wohlgeb. uns dargeboten, gewiß die vortrefflichste Gymnastik des Geistes ist. Ich höre sowohl Geschichte der alten wie der neuen Philosophie, und außerdem noch über den Realismus und Idealismus mit besonderer Rücksicht auf die Systeme des Spinoza und Leibnitz[3].

[1] Professor Dr. phil. h. c. et theol. h. c. Georg Theodor August Krüger (1793–1873) war von 1828 bis 1866 Direktor und Lehrer des Gymnasiums Martino-Katharineum in Braunschweig. Krüger schrieb eine „Grammatik der lateinischen Sprache" (Hannover 1842) und mehrere Abhandlungen und Kommentare zu griechischen und römischen Autoren für den Schulgebrauch.

[2] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 1.

[3] Nach den Anmeldebogen hat L. im Sommersemester 1846 bei J. F. Leopold George (1811–1873) „Allgemeine Geschichte der Philosophie" und „Neuere Ge-

Nächstdem beschäftigt mich vorzüglich das Studium der Geschichte und Mathematik. Einen großen Teil meiner noch übrigen Zeit verwende ich aber auf die Erweiterung und ganz besonders auf die Befestigung meiner Kenntnisse der alten klassischen Sprachen. Der leitende Grundsatz bei Betreibung derselben ist aber für mich, wie ehemals unter Ihrer weisen Leitung also auch jetzt, non multa sed multum. Ich habe es deshalb auch vorgezogen, mehr die Schriften, welche ich in Oberprima gelesen, zu wiederholen als neue zu lesen, und außer dem, wie ich glaube, größeren Nutzen, auch noch einen höheren Genuß darin gefunden, nicht nur Alles, was Ew. Wohlgeb. zur Erläuterung derselben vorgetragen, sondern auch die Methode, wie Sie es vorgetragen, vor meine Seele zu führen. Indessen wäre ich dennoch gern in das philosophische Seminar eingetreten, was aber deshalb nicht geschehen konnte, weil ich hierzu eines vollgültigen Maturitäts-Zeugnisses[4] bedarf, wie mir Herr Prof. Lachmann[5] sagte, der mir auf Ew. Wohlgeb. gütige Empfehlung, für die ich nochmals meinen herzlichsten Dank abstatte, mit vieler Freundlichkeit entgegenkam. Mein Zeugnis wurde vom Universitätsgericht nur deshalb nicht als vollgültig angesehen, weil ich kein Examen gemacht habe, und weil über meine Kenntnisse in den Wissenschaften, die ich auf dem Gymnasium nicht betrieben, nichts bezeugt sei. Ich hege deshalb den Wunsch, das Maturitätsexamen so bald als möglich zu machen, und es wird mir außerordentlich angenehm sein und wohl manche Unannehmlichkeit ersparen, wenn es mir gestattet würde, es in Braunschweig zu machen, was von meiner Seite um so weniger Schwierigkeit haben würde, da ich mich ohnehin zur Zeit, wenn das allgemeine Abiturienten-Examen stattfindet, in Braunschweig auf-

schichte der Philosophie" gehört und bei Adolf Helfferich (1813–1894) „Realismus und Idealismus". Beide Dozenten waren Anhänger Schleiermachers, L. George mit Annäherung an Hegelsche Dialektik. (T.)

[4] Am 9. April 1846 war Lazarus vom Direktor des Braunschweiger Gymnasiums, Dr. Krüger, ein Reifezeugnis für das akademische Studium erteilt worden, das ihm die Immatrikulation am 17. Juni 1846 an der philosophischen Fakultät in Berlin ermöglichte. Da aber das Universitätsgericht in Berlin dieses Reifezeugnis nicht als vollgültig ansah, weil es ohne Examen erteilt und L. auch von einigen Fächern dispensiert worden war, wollte er mit den übrigen Abiturienten die Maturitätsprüfung zu Michaelis 1846 ablegen.
Das Maturitätszeugnis wurde L. nach bestandener Prüfung am 13. September 1846 ausgestellt und durch Ministerialrescript vom 17. Dezember 1846 für vollgültig erklärt. (T.)

[5] Der bedeutende Philologe Prof. Dr. Karl Konrad Friedrich Wilhelm Lachmann (1793–1851), der ebenfalls aus Braunschweig stammte und dort bis 1809 das Katharineum besuchte. Er habilitierte sich 1816 an der Berliner Universität mit der berühmt gewordenen Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Noth", wurde 1818 a. o. Professor in Königsberg, übersiedelte 1825 nach Berlin und wurde dort 1827 o. Professor. Lachmann wandte als erster die moderne Methode streng philologischer historisch-vergleichender Textkritik auf die altdeutsche Literatur an. – Lazarus war als Abiturient Lachmann durch dessen Jugendfreund, den Gymnasialdirektor Dr. Krüger, vorgestellt worden.

zuhalten gedenke. Ich erlaube mir daher, Ew. Wohlgeb. ganz ergebenst und dringend zu ersuchen, mich geneigtest zur diesjährigen Michaelis-Prüfung der Abiturienten zulassen zu wollen. Ich glaube der Erfüllung meiner Bitte umso eher entgegensehen zu dürfen, als ich überzeugt bin, daß Ew. Wohlgeb. mir Ihr geneigtes Wohlwollen auch ferner nicht zu entziehen die Güte haben werden; weshalb ich auch Ihrer schätzbaren Antwort, welche Sie gütigst mit der näheren Bestimmung des Prüfungstermins und gefälliger Mitteilung aller der Vorschriften, denen ich etwa nachzukommen habe, begleiten wollen, vertrauensvoll entgegenharre.
Mit der innigsten Verehrung und aufrichtigen Hochachtung bin ich

Ew. Wohlgeb. dankbar ergebenster Schüler

M. Lazarus

Meine Adresse ist:

Neue Friedrichstraße 76 a, 2 Treppen

[5] An Georg Th. A. Krüger, Braunschweig

Berlin, den 14. Dezember 1846

Hochgeschätzter Herr Professor!

Mein innigstverehrter Lehrer!

Da wiederum die Mitte des laufenden Semesters herannaht, und ich mir bereits sowohl dessen, was ich in der ersten Hälfte desselben in wissenschaftlicher Beziehung geleistet, als auch was ich in der zweiten zu leisten gedenke und hoffe bewußt bin, erachte ich es als eine heilige Pflicht, gleichsam Rechenschaft von meiner Tätigkeit vor Ihnen abzulegen, indem dies wohl der noch am meisten entsprechende Ausdruck ist für die Empfindung meines innigsten und wärmsten Dankes, zu dem Ew. Wohlgeb. mich noch bei meiner letzten Anwesenheit in Braunschweig wiederholt so vielfach verpflichtet haben. Ich habe mich auch diesmal bei der Wahl meiner Collegia, durch äußere und innere Gründe bestimmt, auf eine sehr geringe Anzahl beschränkt, und deshalb nur solche angenommen, die mich direkt dem Ziele, welches ich meiner wissenschaftlichen Ausbildung *vorläufig* gesteckt habe, näher bringen sollen.

So lasse ich nun auf die Geschichte der Philosophie, die ich im ersten Semester gleichsam als die erste Einleitung in die Philosophie selbst gehört habe, Encyclopädie der Philosophie folgen, um hierdurch ebenso einen *intensiven* Überblick über die gesamte Philosophie zu erhalten, wie ich durch die Geschichte einen *extensiven* erworben zu haben glaube. Nächst dieser betrachte ich das Studium der Logik als den angemessensten Fortschritt und die natür-

lichste Annäherung zur Philosophie selbst, da man, bevor man selbst zu philosophieren anfängt, sich doch zuerst der wichtigsten, leichtesten und geschicktesten Form des Denkens bewußt werden muß, und diese uns das allererste Kriterium des richtigen Philosophierens an die Hand gibt; leider kann ich aber diesen Teil der Philosophie hier auf der Universität noch nicht hören, da man von formaler Logik gar nichts wissen will (die doch allein den ebengedachten doppelten Vorteil und Nutzen hat, der ihr, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten, den Platz gleich nach der Encyclopädie anweist), sondern nur reale, mit Metaphysik vereinigte und streng verbundene Logik vorgetragen wird. Wollte ich nun diese jetzt schon hören, so hätte ich für das, was mir geboten wird, durchaus kein allgemeines Kriterium, und nur meine individuelle, subjektive Ansicht hätte sich für oder wider das Eine oder das Andere zu entscheiden; nun bin ich mir aber der Gefahr des Irrtums und der Täuschung, der doch alle Menschen mehr oder weniger ausgesetzt sind, die noch durch eine Menge von richtigen und unrichtigen Vorurteilen, welche wir durch Erziehung, Unterricht und Umgang eingesogen haben, verstärkt wird, indem diese mit dem voraussetzungslosen philosophischen Denken nur zu oft in Widerspruch geraten und nicht immer weichen wollen, zu sehr bewußt, als daß ich zu der freilich ziemlich großen, aber leider doch noch sehr ungeregelten und ungeordneten Masse von philosophischen Gedanken, die ich, bei einem eifrigen und aufrichtigen Suchen und Forschen nach Wahrheit, mit großer Lebhaftigkeit in mir aufgenommen habe, noch ein ganzes System der Metaphysik hinzutun sollte, ohne zuvor eine Kritik meiner eigenen Vernunft oder besser: ein allgemeines, so weit möglich, unumstößlich gewisses Kriterium meines eigenen Denkens gefunden zu haben. Vielmehr bin ich darauf bedacht, meinen Geist in Bezug auf Philosophie, soweit dies angeht, zu einer tabula rasa zu machen, um die Gedanken, die ich bei einer später zu erneuernden Forschung evident zu erkennen hoffe, in gehöriger Ordnung und im notwendigen Zusammenhange darauf zu verzeichnen.

Zur Übung meines Geistes für den Anlauf, den ich später im Studium der gesamten Philosophie zu nehmen gedenke, treibe ich Logik, indem ich das, was ich auf der Schule gelernt habe, repetiere und einige Bücher dabei benutze; außerdem aber beschäftigt mich, besonders zu diesem Zwecke, die Mathematik, in welcher ich nun unter Anleitung meines Freundes Günther[1] aus Braunschweig zur Analysis fortgeschritten bin. Um nun aber zu einem Kriterium des Denkens zu gelangen, treibe ich Psychologie mit großer Liebe und mit Eifer. Dieses Studium gewährt mir nicht nur unsägliches Vergnügen,

[1] Lazarus hatte Karl Günther durch Griepenkerl kennengelernt. Einige Semester voraus, gehörte K. G. zu seinem anziehendsten und gewinnreichsten Umgang: Günther förderte L.s geringe mathematische Kenntnisse, gemeinsam lasen beide griechische Tragödien und das Alte Testament. Günther schwankte, ob er Theologe, Philosoph oder Mathematiker werden sollte. Er starb schon im 24. Lebensjahr an der Schwindsucht.

sondern auch die Hoffnung, daß ich durch die Erkenntnis der Entwicklung des menschlichen Denkens, der Art, wie wir einzelne Vorstellungen miteinander verbinden, wie durch Hinzutritt eines Urteils Ansicht und Gesinnung entspringt, kurz aller Zustände und Fähigkeiten in der Seele, woraus auch die Grenze der menschlichen Vernunft erkennbar sein muß, daß ich durch eine solche Erkenntnis der Seele auch zur wahren Erkenntnis dessen, was sie zu ihrem Objekte macht, gelangen werde. Ich höre deshalb Anthropologie und Psychologie[2], sehe mich aber genötigt, das Vorgetragene durch Privatstudien bedeutend zu ergänzen. Denn alle Psychologie, die auf Hegelschem Standpunkte (und man hört hier fast nichts anderes) steht, geht bekanntlich darauf aus, nachzuweisen: daß die Phänomene des menschlichen Geistes oder der Seele ganz dem dialektischen Prozesse entsprechen, sie sucht also nicht allgemeine Gesetze der Erkenntnis aus der Erfahrung abzuleiten, sondern nur zu beweisen, daß die Gesetze, die sie (die Psychologie als dialektische Wissenschaft) a priori aufgestellt, in der Erfahrung sich bewähren. Dabei tut man denn der Erfahrung schreiende Gewalt an, indem man sie in die Zwangsjacke der Dialektik hineinpreßt. Jedenfalls aber hält man alle *Erklärung* der psychischen Erscheinungen für unnötig, da sie ja dem dialektischen Prozesse gemäß und darum notwendig und jeder Erklärung deshalb unbedürftig sind. So ist denn die Psychologie in diesem Systeme fast nichts als eine nach einem bestimmten Plan geordnete, logisch-dialektisch fortschreitende *Schilderung* des menschlichen Geistes und seiner Zustände etc., ohne wie gesagt, sie irgendwie zu erklären. Ich habe deshalb den Herbart zur Hand genommen, der dadurch, daß er alle seine Behauptungen auf Empirie basiert, alles a posteriori beweist, das gerade Widerspiel jener Schule ist. Seine Art zu philosophieren ist wegen der Verbannung aller Willkür nicht nur weit angenehmer und befriedigender, sondern auch weit fruchtbarer; man steht immer auf dem festen Boden der Erfahrung, und selbst wenn man sich über sie erhebt, vergißt man nie, auf sie zurückzublicken, sie im Auge zu behalten. – Ich hoffe nun bei fortgesetztem Studium dieser beiden Psychologien, welches mich wahrscheinlich noch bis zum Ende des nächsten Sommers beschäftigen wird, da ich nur 2–3 Stunden täglich darauf verwenden kann und mit der größten Genauigkeit arbeite, ich hoffe, daß ich zu einem evidenten Resultate kommen werde, daß ich diese beiden Systeme in mir, wenn auch nicht verschmelzen und vereinigen, denn sie haben gewissermaßen fast gar nichts Gemeinsames, so doch ausgleichen werde, daß ich endlich dann zur Metaphysik und praktischen Philosophie werde fortschreiten können, um dann mit Hilfe alles Vorangegangenen der Religionsphilosophie, als dem Zielpunkte meiner philosophischen Bestrebungen, meine Kräfte zu widmen.

[2] Bei Karl F. G. Werder (1806–1893); W., seit 1838 a. o. Professor der Philosophie in Berlin, war nichtorthodoxer Hegelianer. Seine ästhetischen Vorlesungen über Hamlet, Macbeth, Wallenstein und Nathan wurden in weiten Kreisen sehr geschätzt. – Lazarus war später mit ihm befreundet.

Nur noch ein philosophisches Conversatorium und Disputatorium[3], welches mir bei meiner ziemlich lebhaften Teilnahme viel Vergnügen gewährt, habe ich zu erwähnen, um das Bild meiner jetzigen philosophischen Tätigkeit zu vervollständigen.

Philologische Collegia zu hören habe ich ebenfalls diesmal keine Zeit finden können, da ich die Zeit, die ich dafür bestimmt habe, zur Betreibung der Philologie auf eine andere Weise verwenden muß. Ich bereite nämlich einen jungen Mann, einen Landsmann von mir, zum Besuche des Gymnasiums und zwar für Prima vor und gebe demselben deshalb wöchentlich 8 Stunden. Ich lese mit ihm die Tusculanen und Aeneis, Memorabilien und Ilias[4], treibe etwas Mathematik mit ihm und Geschichte. Ganz besonders freue ich mich, dabei Gelegenheit gefunden zu haben, Ihre Grammatik[5] nochmals der Reihe nach durchzugehen. Da ich außerdem immer noch Plato für mich lese, bleibt mir keine Zeit, die ich auf alte Klassiker verwenden könnte, ganz besonders aber weil ich das Französische ziemlich stark betreibe und beinahe 2 Stunden täglich damit zubringe; ich lese die Geschichte der französischen Revolution von Mignet[6], ebenfalls bei Günther. Außerdem lese ich ziemlich viel deutsche Klassiker; bis jetzt haben mich Goethe und Herder beschäftigt, und nebst Jean Paul werde ich wohl ziemlich den ganzen Winter mit diesem zubringen, um wenigstens die vorzüglichsten Sachen derselben teils zu repetieren, teils zum erstenmale zu lesen. Einige theologische Arbeiten beschließen das Ganze meiner Beschäftigung. Verzeihen Sie, mein verehrter teurer Gönner! daß ich so weitläufig geworden bin; ich bin zu sehr von Ihrer väterlichen Teilnahme für meine wissenschaftliche Ausbildung überzeugt, als daß ich hätte fürchten sollen, Sie mit meinen Nachrichten zu belästigen; ja ich wage es sogar, Sie ergebenst und dringend zu ersuchen, mir Ihr Wohlwollen

[3] Bei Karl Ludwig Michelet (1801–1893); M. war seit 1829 a. o. Professor der Philosophie in Berlin, Schüler Hegels und Mitherausgeber der ersten Ausgabe von Hegels Werken (Berlin 1832–1845). M. ist zeitlebens – auch in den Zeiten der radikalsten Hegel-Kritik in Deutschland – entschiedener Hegelianer geblieben. Er schrieb u. a.: „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel", Berlin 1837–1838; „Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgang seit 1775", Berlin 1859–1860. (T.)

[4] Die „Tusculanae disputationes", philosophische Gespräche über die menschliche Glückseligkeit, des römischen Philosophen, Politikers und Redners Marcus Tullius Cicero (106–43); das letzte, unvollendet gebliebene Werk des römischen Dichters Publius Vergilius Maro (70–19), der in diesem Epos die Irrfahrten des Aeneas schildert und diesen als den Ahnherrn des Kaisers Augustus besingt; die „Apomnemoneumata" (Memorabilia), die Erinnerungen des griechischen Schriftstellers Xenophon (um 430 – um 354) an Sokrates; Epos Homers über die Kämpfe um Troja.

[5] Grammatik der lateinischen Sprache, Hannover 1842.

[6] „Histoire de la Révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814", Vol. 2, Paris 1824, Hauptwerk des liberalen französischen Historikers François Auguste Marie Mignet (1796–1884); die deutsche Übersetzung von Ad. Wagner erschien in Jena 1825.

auch ferner nicht zu entziehen und mir besonders Ihren gütigen, schätzbaren Rat nicht zu versagen. Sie werden mich glücklich machen, wenn Sie mich mit Ihrer Zuschrift zu beehren die Gewogenheit haben, und ich werde es als einen Beweis Ihrer Überzeugung von der Aufrichtigkeit meiner herzlichsten Wünsche für Ew. Wohlgeb. bestes Wohlergehen ansehen und hochschätzen, wenn Sie die Güte haben wollen, mich von Zeit zu Zeit einer Nachricht über Ihr Befinden zu würdigen, und werde eifrig bemüht sein, diese Überzeugung, so weit es an mir ist, in Ihnen zu erhalten. Überbringer dieses wird unter denselben Verhältnissen in Braunschweig leben, wie ich gelebt habe, also auch das Obergymnasium besuchen. So weit ich ihn kenne, zeigt er ein aufrichtiges, redliches Streben nach Wissenschaft; das wird genügen, ihn bei Ew. Wohlgeb. zu empfehlen. Möge er so glücklich sein, wie ich es war, das Wohlwollen Ew. Wohlgeb. zu verdienen und es wird ihm nicht fehlen; möge er dann aber auch so glücklich sein, dieses Wohlwollen zu schätzen zu wissen und von einer ebenso tiefgefühlten, innigen und warmen Dankbarkeit durchdrungen sein, wie es war, ist und stets sein wird
Ihr mit der innigsten Verehrung und aufrichtigsten Hochachtung
ganz ergebenster Schüler

M. Lazarus

Meine Adresse ist: Rosenstraße 1

[6] An Leiser Lazarus[1], Berlin

Oppeln, den 13. Mai 1847[2]

Lieber Bruder!

Daß mich Dein Brief, besonders der erste Teil, ergötzt und entzückt hat, brauche ich nicht zu sagen, denn wozu mit Worten versichern, was man mit aller Bestimmtheit erwarten, mit Sicherheit voraussetzen kann? Daß sich der Stellvertreter des Teufels, der Egoismus, dabei in meinem Herzen zu regen anfing, wirst Du begreifen, wenn Du weißt, wie entgegengesetzt der Erfolg meiner Predigt war[3], aber ich habe, wie Du weißt, diesen saubern

[1] Leiser L., geboren am 8. April 1822 in Filehne, promovierte 1848 in Halle zum Dr. phil., wurde 1850 Rabbiner in Prenzlau und wirkte in dieser Gemeinde 25 Jahre. 1875 übernahm er als Nachfolger von Zacharias Frankel (1801–1875) die Stelle des Direktors am Jüdisch-theologischen Seminar in Breslau. Am 16. April 1879 ist er dort gestorben.

[2] Moritz L. war im Sommersemester 1847 nicht in Berlin, weil er vom 1. April bis 11. Oktober als Hauslehrer in Oppeln das nötige Geld für eine Renovierung seines Elternhauses in Filehne verdiente. Am 27. Oktober 1847 ließ er sich wieder in Berlin immatrikulieren. (T.)

[3] Beide Brüder hatten an den Pessach-Festtagen 1847 Gastpredigten gehalten:

Höllensohn seit Jahren Schweigen gelehrt, und die Liebe, sein mächtigster Feind, hat ihn auch diesmal allsogleich in Fesseln geschlagen, daß er sich nicht zu rütteln wagte, so habe ich mit reinem Herzen Dich an mein Herz gedrückt, liebend, segnend, Dich glücklich gepriesen, daß es Dir möglich geworden und Du würdig befunden bist, den Eltern *solche* Freude zu bereiten. Hierin liegt der höchste Wert Deines Triumphes, der aber zugleich der höchste ist, den man erreichen kann; das Wohlgefallen, das Eltern an ihren Kindern im höheren gottgeweihten Sinn haben, ist zugleich unbezweifelbar Wohlgefallen in den Augen Gottes, nur in einer Potenz mit unendlichen Exponenten. (Lache nicht über diese mathematische Ausdrucksweise; sie hat für mich, so oft ich von Gott und seinen Eigenschaften rede, wohl eine Bedeutung, nämlich die: unser Begriff unendlich erschöpft die Unendlichkeit Gottes vielleicht nicht, darum setze ich das Unendliche als bloßen Exponenten, der *Alles* unendlichmal potenziert, *so* muß man der Wesenheit unbedingt näher kommen.) Betrachte Deinen Triumph, wenngleich Menschenlob wenig bedeutet, nicht für gering, denn er wird schwer errungen; mir z. B. wollte er doch bei allem Ernste nicht gelingen, meine Predigt hatte aber auch nur einen Vorzug, den vielleicht kein Mensch herausgefunden: den Ernst. Ich mußte in Bezug auf meine innere Predigt, d. h. wie ich sie im Herzen hatte, vollkommen zufrieden sein, ich wußte es bedeutet: heilig, mir war's, um es mit einem Worte zu sagen, als müßte ich auf der Stelle sterben. Desto mehr Ursachen schienen meine Zuhörer zu haben, mit mir unzufrieden zu sein, weil sie eben nur meine Predigt und nicht *mich* gehört haben – Du verstehst mich.

Mir tut es deshalb im Herzen wehe, den Eltern ganz und mir selbst zum Teil die Hoffnung geraubt zu haben, daß ich je als Redner etwas leisten werde[4]. Darum freut es mich umsomehr, daß Du mein Teurer, der Du Deine Erstgeburt immer mit vollem Rechte – nur anstatt im Empfangen, im Geben – behauptest, ihnen auch hierin Ersatz geworden bist und sein wirst, denn bei allem Selbstvertrauen – und vielleicht noch etwas darüber – entbehre ich der Erwartung, es irgend einmal zu irgend etwas zu bringen... Aus diesen Wolken des Unmuts und der Hoffnungslosigkeit fuhr der Gedanke, Kaufmann zu werden, wie ein Blitz hernieder, aber schadlos, indem er, wie immer, in das weite Meer meiner Phantasie gefahren, hoffentlich hat er aber das feste Land an den Ufern derselben, die Entschlüsse und Vorsätze für die Zukunft fruchtbar erschüttert. Ich kann wohl sagen, daß ich dem Gedanken nur einige Stunden Raum gönnte, und das fast nur zum Scherze, weshalb ich es auch hypothetisch genug ausgedrückt habe, und nur eine interessante Antwort von

Leiser in seiner Vaterstadt Filehne, wo er, nach einem Bericht in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" vom 28. 6. 1847, viel Beifall fand, und Moritz in Oppeln, jedoch ohne Erfolg. Nach „Aus meiner Jugend", S. 115, war es die letzte Predigt, die Moritz L. gehalten hat. (T.)

[4] Seine Eltern haben sein Ansehen als Gelehrter und seine Erfolge als Redner noch erlebt. (T.)

Dir in Aussicht stellte, wie sie dann wirklich mehr als interessant ausgefallen ist, indem Du Dich gar nicht scheust, mir in allem Ernste Schmeicheleien zu sagen, die ich für Ironie zu halten versucht sein könnte, wäre ich von Deiner Treuherzigkeit nicht zu sehr überzeugt; ja ich glaube, daß es in Deinem Sinne nicht einmal Schmeicheleien sind, denn was sollte Dich dazu verleiten, [als] vielmehr daß Du durch allzugroße Liebe und daraus fließender Nachsicht ein vorurteilsvolles Urteil über meine Fähigkeiten fällst. Aber Bruder! wie kannst Du bei so viel Einsicht und noch mehr Nachsicht mir vorwerfen, ich wolle für das „leibliche Brod" etc.? Ist das die Frucht Deines jahrelangen Studiums meines Gemütslebens, daß Du glaubst, ich wolle gemütlich nur Geld erwerben? Sind das die „Schätze", die Du entdeckt haben willst, daß Du glaubst, ich wolle nur nach irdischen Gütern streben?

...Wenn ich eine Stunde daran gedacht, Kaufmann zu werden, so haben nicht die Gold- und Silberfäden mich in den dunklen Schacht seines Treibens hinabgelockt, sondern die Furcht, hier oben im Reiche des Lichts nichts wirken zu können, – und man muß doch Etwas werden, wenn man vegetieren, wenn man zumal *für seine Eltern sorgen will.* Nicht Gemeinheit, nur Feigheit war's, die mich einen Augenblick der Wissenschaft den Rücken kehren hieß, aber mit allzu mächtigen Ketten zog es mich im nächsten wieder zurück. Wer weiß auch, ob ich es Feigheit nennen darf, ob es nicht vielmehr echte, wohlbegründete Furcht ist. Ich wollte mich zum Kaufmannsstande wenden, weil ich mir dann keinen Vorwurf daraus zu machen brauche, daß ich *nur* Geld verdiene, zumal wenn ich es auf eine moralische Weise verwende (wie ich es mir wohl zutrauen darf, da ich von aller Genußsucht ebenso fern bin als vom gemeinsten Laster), nicht so, wenn ich der Wissenschaft angehöre, zumal der allerheiligsten[5]. Sprichst Du doch selbst mit gehöriger Verachtung von denen, „die den geistigen Boden anbauen um der leiblichen Nahrung willen". Himmel! wie würde es in meinem Herzen aussehen, wenn ich mir einst sagen müßte, Du hast im Weinberge des Herrn nur irdische Trauben gepflanzt und verzehrt, die da die echten Herlinge sind, wenn ich mich zu den Priestern zählen müßte, die mitten im geweihten Gotteshause statt nach dem verdüsterten und dürstenden Leuchter zu schauen und seiner zu warten, nach den Erstlingen schielen und auf Zehnt warten... Doch wozu die Bilder häufen, um die Schwäche der Gesinnung oder wenigstens die Leerheit und Schattenhaftigkeit, der jedes Leben und jede innere wahre Kraft fehlt, welche in jenen Elis-Söhnen[6] wohnt, zu schildern? Fern wollte ich bleiben von ihnen, um nicht einer von ihnen zu werden, von ihnen, die das schönste Wort, das dem Priester geredet ist, auf die himmelschreiendste Weise erniedrigen, ich meine das ה' הוא נחלתו[7]. Aber muß man denn zu ihnen gehören? O mein teurer

[5] Lazarus wollte ursprünglich Rabbiner werden.
[6] Vgl. 1. Buch Samuelis 2, 12. (B.)
[7] „Er ist sein Erbe", Deuteronom. 10, 9.

Bruder, wie weit Du von ihnen entfernt bist, weiß Gott und ich; aber ich? Der Gesinnung nach wohl! aber die Kraft? Fehlt mir nicht alles bis auf den Willen? Du sagst: „wenn die großen Geister feiern wollen etc." und wendest es auf mich an; willst Du mich höhnen? Ist's nicht meine einzige Frucht und Blüte meines aufrichtig ernsten Strebens, daß ich mich kenne? Und daß ich weiß, wie wenig ich weiß? Zwar bin ich gescheiter als viele der „Laffen, Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen"[8], aber doch eben nur darin, daß ich mich kenne, weshalb ich auch folgende schreckliche Worte zufügen muß: „dafür ist mir auch alle Freud' entrissen, bild mir nicht ein, was Rechtes zu wissen."[9] Mit welchem Rechte, Junge, zählst Du mich zu den großen Geistern? In welcher Wissenschaft bin ich Adept? Was weiß ich? Was habe ich gelernt? Zwar noch eine Masse von griechischen, römischen, deutschen, hebräischen Autoren gelesen zu haben, die Weltgeschichte, Mathematik u. dgl. genauer zu kennen, würde die Sache um sehr weniges ändern; selbst in der Philosophie all die Systeme, deren Grundriß ich doch kenne, durchzustudieren, was würde es mich fördern? Selbst in der Philosophie, mein einziges – leider habe ich kein anderes Wort – Steckenpferd, was weiß ich? Und muß es mich demnach nicht zurücktreiben von dem hohen Tempel des Wissens, wenn ich bedenke, daß ich mit leeren Händen komme? Und dann, welche unendliche Schwierigkeiten, nicht bloß äußerliche – die kann man mit meiner Resignation wohl besiegen – sondern auch innerliche treten unserer Wirksamkeit in der Theologie entgegen? *Du* wirst sie besiegen, denn die Wissenschaft ist Dein Mittel, zumal auf dem Boden, wo Du zu stehen gedenkst. Aber ich?

Das sind die Motive, die mich vermocht hätten, die Arena der Wissenschaft zu verlassen, aber fürchte nichts, ich werde nicht weichen. Dieser Gedanke aber war nicht nur erlaubt, sondern von der Aufrichtigkeit meines Strebens ebenso bedingt als der, zu verharren in meiner Laufbahn. Was den innersten Kern des Lebens betrifft, muß ohne Scheu erwogen und von allen Seiten betrachtet werden...

Siehe, mein teurer Bruder, Du weißt, ich habe nie so ganz in den Tag hineingelebt, aber seit ich hier bin, tritt der Ernst des Lebens mehr als je nahe zu mir heran, die Einsamkeit, in die ich versetzt bin – ich werde wohl, keinen Bekannten zum Umgange hier finden, denn die Juden sind meist roh, die Christen, auch die Gymnasiallehrer, erzkatholisch und judenfeindlich, bis auf einen, den Verfasser der „perfecta supina", der aber überaus beschäftigt ist – scheint mir von der Vorsehung weise verordnet, damit ich mich wieder von der Zerstreuung des letzten Winters – die, wie Du wohl wissen wirst, in innerer Unruhe ihren Grund hatte – sammele. Ich frage mich allen Ernstes nach dem, was ich in den verflossenen Jahren erworben habe, was ich noch erwerben und leisten will. Wenn Du mich beobachtet hast, so weißt Du, ich habe viele, viele Phasen des innern Lebens durchgemacht, denn ich war

[8] Goethe, Faust I, V. 366/7; bei Goethe heißt es „als *alle die* Laffen..."
[9] Faust I, 370.

innerlich niemals träge, niemals schlaff; ich habe etwas von der Welt und den Menschen kennen gelernt, ich habe ihre Torheiten gesehen und mich davor zu wahren gesucht, im Scherze hat man mich, auch Du, oft einen Stoiker genannt, aber ich war es in weit größerem Ernste, als jemand ahnen mochte, ich kannte das metaphysische System dieser Schule noch nicht, aber das praktische hat sich tief mit meinem Wesen und innig verwebt; das war auch die Zeit, wo mir in der Wissenschaft und Philosophie die Morgenröte erschien, nicht aus Büchern, sondern aus meinem eigenen Geiste und noch mehr aus meinem Herzen, was freilich dem Stoiker nicht ansteht, aber die Religion und die Liebe hatten mein Gemüt immer auf der einen, innern Seite weich erhalten, während die andere sich stählte. Es kam dann eine Zeit, wo ich an der Wissenschaft verzweifelte, denn in den Büchern fand ich mehr Schatten als Licht, und auch in mir wollte die Sonne immer und immer nicht aufgehen, obwohl der Morgen-(Hoffnungs-)stern schon untergegangen war; da ward ich Epikuräer in meiner Weltansicht, ohne nach seiner Vorschrift zu genießen, denn die Stoa war allzutief eingewurzelt, als daß ich auch im Tun und Handeln so leicht hätte von ihr weichen können, ich war durch Gewohnheit gut, zudem war mein Epikureismus immer der reinste, ich verehrte stets den sittlichen Willen als die höchste Lust, obwohl ich auch jede andere, die nicht mit diesem streitet, für erlaubt und zum Lebenszwecke gehörig hielt; damals entstand meine Liebe zur Nanny, aber die Frucht ist verdorrt, ehe ich sie genießen sollte, meine Liebe ist hin und sie weiß es auch schon. Diese Liebe mußte aufhören, denn wenngleich ich in Berlin nur Materialien zu meiner weiteren Bildung gesammelt hatte, ohne den Ausbau eigentlich zu fördern, war ich doch wieder vom Epikureismus so weit entfernt, daß ich mich in besseren Stunden ihrer schämte, noch im Anfange des Winters suchte ich ihr durch Illusion einen Reiz abzugewinnen und Schwung zu geben (Du erinnerst Dich vielleicht eines Briefes, den ich schrieb), aber desto trüber waren dann die folgenden Tage und noch mehr die Nächte. Ich habe darauf den ganzen Winter nichts getan, denn ich war innerlich zerrüttet, das Gefühl des sittlichen Rechts war mir tiefer ins Herz gegraben als irgend eine Empfindung, darum klagte mich mein Gewissen an, ich hatte ihr Liebe versprochen und empfand keine mehr; als ich endlich fest davon überzeugt war, die Liebe könne nimmer wiederkehren, weil ich, der ehemalige Epikureer, ein anderer geworden, mußte ich mich entschließen, sie zu verlassen, was ich denn auch getan, in dem Gedanken, es sei mehr ein Unglück als ein Unrecht, was ich auch jetzt noch glaube. Vor allem tröstet mich, daß sie eine echt *epikureische* Natur ist, und sich wohl zu trösten wissen wird, wenn sie einen Andern findet.

Du könntest mich fragen, wozu ich Dir dies alles erzähle? Damit Du einsehest, wie mein jetziges Leben ein ganz anderes, ein neues, tiefernstes, dem Geiste zugewendetes ist. Ich frage mich also zunächst mit aller Strenge, die ein Mensch gegen sich selbst anzuwenden imstande ist, was bist Du? –

In Bezug auf Wissenschaft finde ich herzlich wenig! Das Höchste, was ich zu besitzen glauben darf, ist ein offener und vielleicht nicht ganz ungeschickter Sinn für sie. Dagegen in Bezug auf das eigentliche, innere Leben muß ich mir mehr zuschreiben; kein großer Geist, wie Du meinst (habe ich doch bei allen Plänen in meinem Leben noch Nichts produziert – Du hast, alles Andere abgerechnet, in talmudischer Beziehung Deine Produktionskraft betätigt), aber ein großes Herz, ein mächtiger Wille, ein unendliches Streben, rein und frei von Egoismus in strengstem Sinne, ein glaubensvoller Liebesdrang zu allem Höheren und zum Höchsten. – Was soll ich werden? Unsere Zeit, besonders unsere Religion in ihr bedarf *großer* Stützen, denn alle kleinen stehen nur hindernd im Wege. Nun seh ich mich um und erblicke einen Schwarm von Insekten, die den treuen Arbeiter nur peinigen mit ihrem Gesumme und Gebrumme – nicht zu gedenken der Maulwürfe, die den Boden untergraben und *blindgeboren* unterwühlen, oder gar der Sturmböcke, die von außen gegen das Gotteshaus anrennen, und der Kartätschen und Bomben, die unter dem Namen der Zeitverhältnisse und Zeitansichten es bedrohen. Ist's ein Wunder, wenn man da einen Augenblick zurückschreckt? Freilich Einreißen gehört in *unserer* Zeit zum Neubau, aber der Einreißer gibt es mehr als genug, denn es ist dies viel leichter als Aufbauen – der Prophet hat 4 Ausdrücke für Einreißen und nur 2 für Aufbauen[10] –, ich aber will deshalb nur zu denen gehören, die aufbauen. Aber wie schrecklich schwer wird es halten, man wird ja kaum verstanden, die Menschen wissen ja gar nicht, was man will, denn der Krebsschaden unserer Zeit ist Mangel an Glauben und Sittlichkeit. Himmel! ich habe unter allen meinen Bekannten doch keine 10, vielleicht nicht 5 gefunden, die sich ihres sittlichen Berufes (der doch mehr fordert als legitimes Handeln) bewußt wären, und wenn die, die einen Liebesglauben und eine Glaubensliebe besäßen, wie die Religion sie in meinem Sinne heischt... Welch eine Zeit! Der Religion raubt man den Nimbus der dunkeln Form, wohl! aber man gibt ihn der Philosophie – statt Ceremonien und Heiligenbilder: Worte –, dieser Schutzgöttin der Wissenschaft, die ihn verschmäht; der Glaube ist nicht weniger entflohen aus der Religion, und wohin? in die Hallen der Philosophie! Alles schwört auf die Worte der Meister, ohne sich dessen nur bewußt zu werden, sie glauben alles bewiesen zu haben, wo nichts bewiesen ist, weiße Wolken sind ihnen Milchstraßen und Nebelflecken Fixsterne...

Darum ist es eine Zeit zum Aufbauen, es müssen Männer kommen, die mit himmlischem Feuer beseelt sind, denen der Engel mit der Feuerkohle göttlicher Beredsamkeit die Zunge geläutert und geweiht hat für das feurige Werk, Männer, die wie Sonnen zugleich leuchten und erwärmen, Männer voll sittlicher Kraft und Würde, voll Glaubensmut und Glaubenseifer, die frei sind von jenem Dünkel und Dunkelsinn, frei vor allem von Egoismus,

[10] Jeremias 1, 10. (W.)

daß verstummen die schöngedrechselten Reden, welche die Kanzel zur Bühne machen, wenn sie nicht ein Abglanz wahrer, innerer, göttlicher Schönheit sind, nicht der vergiftete Dolch des Witzes, sondern das kräftige Prophetenschwert schlichter Rede töne in dem Munde des Gottesmannes...

Ich darf indes heute in den Erörterungen nicht zu weit gehen, so viel siehst Du, ich werde mit größerem Ernste Theologe als je. Über die Mittel und Wege ein rechter zu werden, und wie die Möglichkeit einer segensreichen Wirksamkeit erstrebt werde, darüber hoffe ich in meinem nächsten Briefe mit Dir zu reden... da ich zu Michaelis hoffentlich einmal nach Berlin komme, denn mein Leben ist hier so einsam, daß ich das Bedürfnis einer kleinen Veränderung umso eher fühlen werde, außerdem muß ich über theologische Dinge recht viel mit Dir reden, was sich schriftlich nicht gut machen läßt. Meine hiesige Stelle hat einen gewaltigen Stoß erhalten: den 2. Jungen meines Prinzipals hat man, weil er in der Tat nichts gelernt hat, aus der Schule genommen und meinem Unterricht gänzlich überlassen; ich gebe ihm täglich 2 Stunden, habe ihn aber doch den ganzen lieben Tag, Spielstunden ausgenommen, auf dem Halse.

Indes hoffe ich ihn bis zu Michaelis so weit zu bringen, daß er in das Gymnasium eintreten wird.

Der Vater schrieb mir vor einigen Tagen, ich möchte mir doch das Reisegeld geben lassen, allein ich mochte nicht, schrieb deshalb an Kornfeld und habe mir 10 Thaler erbeten, die ich auch heute schon erhielt und absenden werde. Leider zersplitterte sich die kleine Summe aber dadurch und die Hauptsendung wird umso dürftiger ausfallen müssen, indessen brauche ich hier außer Tabak und Briefporto schlechterdings garnichts und werde darum fast alles schicken können.

Der Vater schreibt mir auch: [hebräisch: Besuch bei Lebenheims]... In der Tat schließe ich mich der Bitte des Vaters umso mehr an, als ich überzeugt bin, die L. nehmen es für einen Beweis von Dankbarkeit, wenn Du sie besuchst. Du wirst auch in Sarachen[11] eine weit bedeutendere Persönlichkeit finden, als Du glaubst, es ist nicht suade, sondern wirklich Gedanke und Empfindung, die sie entwickelt, ohne zu prunken, und dabei mit echter Weiblichkeit. Und welch eine Herzensgüte! Wenn Du sie nächstens besuchst, grüße alle recht herzlich und versichere sie meiner innigsten Freundschaft...
Lebe wohl und erfreue recht bald mit einem Briefe

Deinen Moritz

Oppeln, den 13. Mai 1847

[11] Die spätere Frau von Moritz L., Sara(h) Lebenheim. (T.)

[7] An Leiser Lazarus, Berlin

Oppeln, den 25. Juni 1847

Teurer Bruder!

Das Wetter ist heute so trübe, daß ich nicht recht zum Arbeiten disponiert bin, deshalb will ich die Zeit wenigstens dazu benutzen, Dir zu schreiben, da ich ohnehin vor dem 10. Juli nicht dazu kommen werde, wodann Du die Arbeit erhalten sollst. Daß ich aber erst trübes Wetter haben muß, um an Dich zu schreiben, kommt einzig und allein daher, daß mich meine jetzige Beschäftigung ganz ungemein fesselt, ich hoffe, auch Du sollst mit mir zufrieden sein, denn ich bin fleißig wie nie, und es fehlt mir Gottlob auch gar nicht an neuen Produktionen. Über Deine Arbeit[1] spreche ich kein Wort, man sollte sie wahrlich nicht recensieren, denn es ist so viel Tugend, so echte, rechte Tugend darin, daß man wahrlich das Herz voll bekommt und gerne davon absteht, das Seciermesser der Kritik daran zu legen. Aber das hilft nichts, denn ein Dekan liest mit anderen Augen, der fragt nur nach der Wissenschaftlichkeit des Inhalts und nicht bloß nach seiner sittlichen Würde. Diese ist vollkommen, gegen jene ist manches zu erinnern, wie Du selbst weißt, weshalb Du sie mir auch geschickt hast, damit nachgearbeitet werde. Indes kann ich den Gedanken, den ich mir im Stillen so oft wiederholt habe, nicht unausgesprochen lassen: Der Teufel soll es riechen, daß auf einem Gymnasium die Grundlage zu einer solchen Arbeit gelegt wurde! Nachdem ich sie zum ersten und zweiten Male durchgelesen hatte, wünschte ich nichts sehnlicher als, ich könnte Dir um den Hals fallen und Dich glücklich preisen ob Deiner Tugend, ob Deiner Einsicht und noch so vieler geistiger Vorzüge, die hier in beredter Sprache von Dir zeugen. Es will meines Bedünkens viel sagen, daß ich, der ich noch nie in meinem Leben ein Buch gelesen habe, an welchem ich nicht eigentlich zu tadeln gehabt hätte, daß ich in Deiner Arbeit keinen Gedanken gefunden, der nicht meinen Beifall hat. Ich sage Dir das durchaus nicht, um Dich zu loben, hier handelt es sich *einzig und allein um die Sache*. Ebenso wenig wird es *Dich* treffen, wenn ich auch... Veränderungen in reichem Maße nötig finde, ich muß Dir aber hier schon meine Motive zu Veränderungen und zu welchen angeben. Zumeist werden es Erweiterungen, selten Abänderungen sein. Die Einleitung muß anders werden, sie ist erstens, wie Du richtig bemerkst, zu rhetorisch, deshalb aber auch unvollkommen in wissenschaftlicher Beziehung. Es ist so viel Vortreffliches, Hohes und Kräftiges darin gesagt, daß sie weit eher geschickt ist, jemand in ein tugendhaftes Leben, als in eine Abhandlung über dasselbe einzuführen. Der Wissenschaft ist angemessen, in einer Einleitung nichts als das propositum auseinanderzusetzen und zu begründen, in einem rhetorischen Werke muß der hohe

[1] Es handelt sich wohl um Leisers Dissertation „De doctrinae morum talmudicae principiis", mit der er am 5. Juni 1848 in Halle promovierte. (T.)

Wert des Gegenstandes, in einem wissenschaftlichen aber nur das Motiv zu seiner Bearbeitung angegeben werden, wozu aber die Hoheit allein nicht genügt, denn die Wissenschaft will nur erleuchten, aber nicht anspornen, sie wiederholt also nichts, was schon klar gemacht, sie verändert, erklärt, verdeutlicht. – Am Schlusse derselben findet sich auch ein Gedanke, den ich nicht akzeptiere; es ist nämlich meiner Ansicht nach eine weit „natürlichere Konsequenz", daß der Begriff der Tugend bisher schwankte, als das Gegenteil, gerade weil sie die göttliche, die erhabene ist, kann man sie nicht mir nichts dir nichts beim Schopfe fassen, sie ist eine Milchstraße voller Sonnen, die in einander verschwimmen, und nur ein bewaffnetes Auge erblickt ihre Wesenheit deutlich und klar; sie nimmt das Herz mit jedem einzelnen Teile so sehr gefangen, daß man die übrigen übersieht; nur hieraus ist zu erklären und werde ich zu erklären suchen, daß Einseitigkeiten in der Auffassung geschehen sind, *alle Definitionen von der Tugend* (bis auf die Epikur.[eische]) sind wahr, aber sie sind nur *Teile* und nicht das Ganze, sie sind zuweilen nebensächliche Merkmale, einzelne Maximen derselben. Der schwächste Teil in Deiner Arbeit ist der historisch-kritische, wie Du selbst bemerkt hast. Plato sagt zwar, strebe nach Gottähnlichkeit, allein das ist nicht seine Definition von Tugend, ja er macht den Tugendbegriff nicht einmal vom Gottesbegriff abhängig, darüber habe ich eine süperbe Stelle aus dem Euthyphron: ...[2] Es gibt nichts Schöneres! Daß es einen Gott gibt, welcher ein Vorbild der Tugend ist, sein kann und deshalb sein soll, ist geradezu für den Tugendbegriff *zufällig*. Was Tugend sei, darüber spricht er deutlich in der Republik. Ich habe die betreffenden Bücher ganz durchgelesen und nur das Nötigste (denn die Arbeit wird groß) excerpiert. Überhaupt, daß Du sehest, was ich in diesen Tagen geleistet, will ich aufzählen, was ich durchgearbeitet habe, in diesen 8 Tagen. Vieles habe ich davon aber auch schon früher getan, weil ich mit der Untersuchung über das „erste Moralprinzip" beschäftigt war. Hierüber werde ich Dir ein anderesmal, wenn ich mit der jetzigen Arbeit[3] fertig bin, recht viel schreiben; für heute nur, daß ich ein neues Moralprinzip, gebaut auf Kant, Fichte und Schleiermacher, gefunden zu haben glaube, in welchem ich alle Einseitigkeit dieser 3 zu vermeiden gedenke. Ich bin nicht arrogant, aber mein Selbstgefühl wächst mit jedem Tage, und ruft mir zu,

[2] Das Zitat aus dem Platonischen Dialog „Euthyphron" wurde von A. Tänzer nicht mit abgeschrieben; wahrscheinlich war es Euth. 11 A, wo Sokrates argumentiert: „Also ist das Gottgefällige nicht das Fromme... noch auch das Fromme das Gottgefällige, ...sondern verschieden ist dieses von jenem... Weil wir doch zugeben, das Fromme werde deshalb geliebt, weil es fromm ist, nicht aber, weil es geliebt wird, sei es fromm... Das Gottgefällige aber sei, weil es von den Göttern geliebt wird, eben dieses Geliebtwerdens wegen gottgefällig, nicht aber, weil es gottgefällig ist, werde es geliebt." (Zitiert nach der deutschen Übersetzung von F. Schleiermacher: Platons Werke, Bd. 2, Berlin 1817.)

[3] Eine noch 1930 im Nachlaß vorhandene unveröffentlichte größere Abhandlung „Über den Tugendbegriff". (T.)

„der Genügsamkeit, die sich mit der Teilnehmung an Anderer Schöpfungsfreuden sättigte, zu entsagen, nicht länger zu gaffen, sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft". Schon in der jetzigen Arbeit hoffe ich, so manches Neue zu sagen. Also höre, ich habe 3 Bücher der Republik[4], die von der Tugend handeln, Morgenstern „commentationes de republ."[5], den ganzen Städlin[6], Adam Smith „von den Systemen der Moralphilosophie etc."[7], Schleiermacher „Tugendbegriff"[8] und mehreres von Herbart durchgelesen und dazu circa 60 Noten geschrieben, die zum Teil mit aufgenommen werden müssen. Die „Kritik der Sittenlehre" will ich noch heute und morgen durchgehen, und etwa Montag die Abhandlung auszuarbeiten anfangen. Die Kritik muß ich weit schärfer und strenger handhaben als Du getan, denn Dein *ganzer* Aufsatz ist rhetorisch, mit außerordentlichem wissenschaftlichem Reichtum; tritt das Rhetorische zurück, dann erscheint das Wissenschaftliche nicht mehr so reich, erfordert besonders eine weit strengere Anordnung. Dann muß Deine Definition oder die angeblich richtigste weit mehr hervorgehoben werden, Du warst darin allzu schüchtern, und sie muß auch weiter ausgeführt und es müssen ihre Vorzüge nachgewiesen werden, es muß dargetan sein, daß sie sich zum oberste Satze einer Tugendlehre eigne. Freilich Du glaubtest, daß Dein Kampf gegen Kant schwach begründet sei, ich hoffe aber, viele Vorzüge in der Deinigen nachzuweisen, die ich beibehalten werde, bis auf die Worte „in der Pflichterfüllung". Das ist überflüssig, denn es gibt keine „sittliche Vollkommenheit des Willens" außer der Pflichterfüllung, und dieser Begriff der Pflicht liegt in dem Worte „sittlich" hinlänglich. Der Begriff des „Sittlichen" ist nicht in einer Definition der Tugend auszuführen, sondern in den andern Teilen der Sittenlehre. Die Definition des Tugendbegriffes soll keine Darstellung von Prinzipien sein, in diesen Fehler verfielen die meisten oder vielmehr alle Alten. In der Definition der Tugend dürfen Worte vorkommen, welche schon anderweitig bei Auseinandersetzung der Prinzipien der Sittenlehre

[4] Die „Politeia", der Dialog über den Idealstaat des griechischen Philosophen Platon (427–347).

[5] Karl von Morgenstern, „De Platonis republica commentationes tres", Halle 1794/95.

[6] Hier liegt ein Schreibfehler vor; es handelt sich um Karl Friedrich Stäudlin (1761–1826): seit 1790 o. Prof. der Theologie in Göttingen. St. nahm für sich in Anspruch, als erster eine grundlegende Geschichte der Moral geschrieben und damit einen neuen Wissenschaftszweig begründet zu haben. L. wählte unter den vielen Schriften St.s wohl nur diejenigen aus, die die Sittenlehre zum Thema haben, also: „Geschichte der philosophischen, ebräischen und christlichen Moral im Grundrisse", Hannover 1806; „Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften", Göttingen 1808; und vor allem die „Geschichte der Moralphilosophie", Hannover 1823.

[7] Adam Smith, „The Theory of Moral Sentiments", London 1759.

[8] Anhand von Schleiermachers „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre", Berlin 1803 (2. Aufl. 1834).

fest bestimmt sind, so wie z. B. der Begriff des „Sittlichen" überhaupt. Wir freilich müssen in unserer Arbeit das nachtragen, weil wir keine *ganze* Sittenlehre schreiben. Auch muß alles, was wir nachtragen, zwar in den Worten der Definition enthalten sein, aber nicht mit jener umfassenden und auseinandersetzenden Fülle von Worten, denn sonst müßte man ja in einer Wissenschaft bei jedem Hauptbegriffe alle andern wiederkäuen. –

Dein Argument gegen die Kantische Unsterblichkeitslehre ist gut, aber ich hoffe, die Unsterblichkeit dennoch aus dem Praktischen zu beweisen, ohne in den Fehler K.s zu verfallen; er macht dies Leben zu einem Fragezeichen, worauf im andern die Antwort kommen soll, darin tut er der Tugend Abbruch und Unrecht, ich aber werde sie gerade aus dem hohen Wesen der Tugend ableiten und mit derselben Notwendigkeit. Doch das sollst Du alles aus der Arbeit selbst ersehen. Ebenso fassest Du Sokrates zu scharf an und wirst ebenso rigoros als Kant, ich werde seine Definition nicht minder verwerfen, aber mit Modifikation Deiner Gründe. Seine „Neigung" fassest Du mehr als Trieb, das aber meint er, glaube ich, nicht, sondern eine doch mehr geistige, wie etwa Neigung zu einer Kunst, welche doch höher steht als ein bloßer Trieb und nicht ein solcher ist, die sogar mit dem Kampfe vereinbar; wie oft kämpft ein Mensch zum Besten einer Neigung mit der andern, aber auch diese Neigung ist falsch, wenn es Tugend gilt. Aber, wie gesagt, das alles sollst Du deutlicher aus der Arbeit selbst ersehen, die ich Dir zum 10. oder 11. schicken werde, denn abschreiben mag ich sie nicht, vielleicht hast Du doch noch was zu ändern. Du wirst, und hoffentlich soll jeder, mit der Arbeit zufrieden sein, Du hast große, erhabene Ideen niedergelegt, ich will sie durch schärfere Kritik der früheren Definitionen klar ins Licht und in den Vordergrund setzen und ihre Bedeutung dadurch nachweisen, vor allem aber dem Ganzen das Gepräge strenger Wissenschaftlichkeit geben.

Zur Beantwortung Deiner 3 Briefe: הק'ב'ה ואורייתא כולהו חד[9] in הק'ב'ה als „Gottesgedanken" in unserem Sinne zu fassen, scheint mir nicht angemessen, sowohl die kabbalistische Sprache als ihre Denkweise verbietet diese Auffassung. Was Du unter einem „Gegensatz zu einem spekulativen Gott" verstehst, sehe ich deshalb nicht ganz klar ein, weil ich glaube, daß umgekehrt der spekulative Gott hier gelehrt wird, Du wirst es deshalb in anderem Sinne genommen haben, schreibe mir, was Du darunter verstehst, diese Begriffe fließen so leicht in einander über. Ich halte diesen Ausspruch für den kurz gedrängten Inhalt der platonischen Ideenlehre, denn אורייתא ist bei den Kabbalisten immer mehr als die Heilige Schrift, wie wir sie nehmen; denn bekanntlich liegt *alles Denkbare,* alle Natur und Vernunftgesetze, in der Schrift, aber verborgen. Und nun wird gerade Gott von aller anderen Wesenheit entkleidet bis auf den Inbegriff alles *Denkens und Gedachten.* Ich denke hierbei an *Spinoza, der aus diesem Gedanken nur einen einzigen Schritt* in

[9] „Gott und die Thora sind in allem Eins", kabbalistischer Ausspruch. (T.)

sein System hatte, (ein Gedanke, den Griepenkerl immer von mir veröffentlicht haben wollte, damit ich mich „in die philosophische Welt einführe"). Denn Denken ist in allem Ausgedehnten insofern zerstreut, als alles Ausgedehnte nach bestimmten Gesetzen der Schwere, des Organismus, der optischen Gesetze etc. regiert, von Denken und Gedanken durchwebt ist, und *davon nicht trennbar*, denn das Gesetz der Schwere, auch ein Gedanke, ist von keinem Körper trennbar; nun aber (so schreite ich in seinem Namen im Gedanken fort) können Denken und Ausdehnung auch niemals getrennt gewesen sein, einmal weil Denken eine leere, nichtige Tätigkeit ist, ohne eine Materie (das steht ausdrücklich in einer Stelle in der Ethik), zweitens, weil keine Materie denkbar ohne Gesetze des Seins – (und hierin hat er Recht, denn die bloße Ausdehnung erheischt schon mathematische Gesetze) und das Chaos ein Unsinn ist; Chaos kann nur eine andere ungeregeltere Art zu existieren sein, aber immer doch nach Gesetzen, folglich waren sie, Denken und Materie, von jeher *zusammen* und darum Eins. Die Hegelsche Schule hat ganz dieselbe Schlußfolge und Michelet hat sie alle Nase lang wiederholt, aber den allerletzten Satz „zusammen also Eins" haben Einige hinter Sophismen versteckt, Andere weggelassen, noch Andere klar ausgesprochen. Zu den ersten gehört Michelet und Consorten, zu den zweiten die Theologen der Hochschule, zu den dritten gehört die ganze Junghegelei.

שכן ארץ ורעה אמונה [10] ist wahrhaft süperbe, und noch vorzüglicher der angeführte מדרש [11], welcher gewißlich ein אמתיות [12] ist. ... Zum 2. Brief merke ich nur an, daß ich alles berücksichtigen werde und daß ich fleißiger bin, als ich je in meinem Leben war. ...Ad 3: Ich habe weder an Heidenheim [13] geschrieben, seit ich hier bin, noch Brief erhalten.

Ich sehe gar nichts so sehr Negatives in der Kantschen Definition nach Reinhold [14], „Gesinnung, die uns anhält zur Pflicht" ist mehr positiv, das einzige Negative könnte im Kampfe liegen, das habe ich nicht nur berücksichtigt, sondern auch mit mehreren Argumenten bekämpft, ich leugne die ganze Notwendigkeit des Kampfes überhaupt. Woher hast Du denn die andere Defi-

[10] „Wohne im Lande und übe Treue", Psalm 37, 3. (T.)

[11] „Midrasch". (B.) [12] „Wahrheit". (T.)

[13] Ph. Heidenheim (1836–1906) war zunächst Hilfslehrer an der Religionsschule in Sonderhausen, wo Leiser L. ihn in die rabbinische Literatur einweihte. An diesen Stunden nahm auch Moritz L. eine Zeitlang teil, der sich 1842/43 dort unter Anleitung seines Bruders für das Gymnasium vorbereitete. H. wurde später, nach seiner Autorisation, von der Gemeinde als Rabbiner angestellt. Gleichzeitig war er als Oberlehrer an der fürstl. Realschule tätig.

[14] Karl Leonhard Reinhold (1758–1825), seit 1787 Professor der Philosophie in Jena. Nach seinem Studium der Theologie und Philosophie war er Freund und Schwiegersohn Martin Wielands geworden, in dessen „Deutscher Mercur" er seit 1784 vornehmlich publizierte. 1786–1787 veröffentlichte R. nacheinander acht „Briefe über die Kantische Philosophie", in denen er eine sachlich und stilistisch gute Darstellung der „Kritik der reinen Vernunft", bes. ihres Verhältnisses zu Moral und Religion gab, die auch Kants ganze Zustimmung fand.

nition „Tugend ist die moralische Stärke etc."? Schreibst Du mir noch einmal, so zeige mir die Quelle an, sonst berufe ich mich nur auf die Reinholdische Definition, und bekämpfe diese. Ich werde mir indes die Kritik der praktischen Vernunft zu verschaffen suchen und blättern, ob ich sie finde. Deine schöne und kräftige Kritik der Pl. Definition (welche Du angeführt hast) werde ich stehen lassen, aber dabei angeben, dies gilt nur den Platonikern, welche diese Definition gegeben haben, die von Plato selbst, die ich aus der Quelle habe, werde ich aber nicht minder bekämpfen, wie oben gesagt. Dein Argument gegen Sokrates ist gut, ich werde überhaupt alle Deine Bemerkungen benützen. Du hast das christliche Prinzip der Liebe, das doch immer von vielen zum Prinzip der Sittenlehre erhoben wurde, ganz ausgelassen, ich bekämpfe es, wie ich hoffe sehr schön und fein. Dir ist besonders in der Kritik ein Gedanke, so ziemlich der wichtigste, entschlüpft, obwohl Du immer daran streifst, Du hast ihn immerwährend gedacht, aber nirgends klar ausgesprochen, daß nämlich (besonders die Alten) Viele anstatt den Begriff der Tugend zu definieren, ein Moralprinzip hingestellt haben und dieses Tugend nannten, das ist aber falsch und verschiebt die Begriffe; von diesem Gesichtspunkte aus *einmal* verwerfe ich alle Definitionen bis auf Kant, dann aber kritisiere ich auch jene Prinzipien, bei Kant kehrt es sich zum erstenmale um, ich lasse ja das Prinzip der Sittenlehre unangefochten und kritisiere *nur* die Definition dieses einzelnen Begriffes. Diesen Unterschied zwischen dem Begriff der Tugend und dem Begriff der Sittenlehre will ich scharf in der Einleitung urgieren, damit ich den Standpunkt zeige, von welchem aus wir definieren wollen und müssen, daß die Definition besonders *formal* sein müsse.

Ich habe mich heute morgen mit dem Schreiben verspätet und kann deshalb jetzt noch hinzufügen: ich habe schon einige Stunden in Schleiermacher gearbeitet, und teils zu meiner Freude, teils zum Bedauern gefunden, daß er mir sehr Vieles vor der Nase weggedacht hat, eine ganze Reihe von meinen Noten über die Stoa hat er auf Einer Seite zusammenstehen. – Es ist ärgerlich, sagt Bruder Egoisme, der in alles seine Schnauze steckt. Ich habe aber dadurch umso mehr Gewißheit, daß ich mich auf dem rechten Wege der Kritik befinde, was ich wegen ihrer Strenge kaum glauben mochte, aber gegen Schleiermacher bin ich ein wahres Lamm. So habe ich denn wirklich Hoffnung, daß die Arbeit gut werden soll, mache Dich aber auf einen streng wissenschaftlichen Stil gefaßt. Schade ist nur, daß die Zeit so kurz, sonst würde ich weit mehr Neues, wenigstens Eigenes hinzufügen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich, um nicht zu weitläufig zu werden, noch mehrere meiner Noten zurücklegen müssen; für die Abhandlung soll es indeß genügen, was ich zu leisten hoffe, dagegen für eine Dissertation kannst Du noch Manches von mir erwarten...

Lebe wohl, mein Guter!

Dein Moritz

Wenn Du in diesen Tagen nachhause schreibst, so versichere alle meines Wohlseins und daß ich gleich nach dem Empfange des Gehaltes den möglichst großen Teil schicken werde. Adieu!

[8] An Leiser Lazarus, Berlin

Oppeln, den 14. Juli 1847

In diesem Augenblicke habe ich die Zeitung des Judentums vom 28. 6. ds. Js.[1] erwischt, und wenngleich ich nicht mehr als dieses Blättchen Papier im Hause habe, kann ich dennoch nicht umhin, Dir mein Trauter, wenigstens mit einigen Worten meine Freude auszudrücken. Das Ganze nimmt sich gedruckt recht gut aus, es ist glaube ich viel und doch recht kurz gesagt; einige Worte fehlen darin. – Ganz von dem materiellen Nutzen abgesehen, auch das noch ungerechnet, was indessen hoch anzuschlagen ist, daß sich die gute Mutter mehr als königlich freuen wird, hat es für mich etwas Wohltuendes und Befriedigendes, selbst wenn ich einen Augenblick zu vergessen suche, daß Du mein teurer Bruder bist. Die Menschen gehen auf dieser Erde so hart und kalt und trocken an einander vorüber, daß selbst der, welcher ihnen den Pokal der Freude und des Trostes reicht, von ihnen kaum angehört und allenfalls angestarrt wird, dann wenden sie den Rücken und die liebe Herrlichkeit ist aus; wenn es hoch kommt, warten sie, bis er verschieden ist, und dann sagen sie, es ist schade, oder setzen ihm allerhöchstens ein Denkmal, er kriegt für seine Mühe einen – Stein, gewöhnlich für sie selbst ein Schandmal. So ein ephemerisches Wort ist zwar nicht viel, aber es ist doch ein Blümchen, das von dem Mai des Gefühls zeuget, wenn es auch keine Frucht des Sommers, der wahren Sommerwärme der Empfindung ist, es ist kein Schlacht- oder Mehlopfer, aber doch Weihrauch auf dem Altare der Dankbarkeit, und dadurch daß er durch die Esse eines Zeitungsblatts aufsteigt, verbreitet er sich doch weithin und verbreitet Wohlgeruch (man kommt dadurch in guten Geruch) und gewinnt an Extensität, was doch auch was bedeutet. Die Menschen sollten daher auch,

[1] Vgl. Anm. 3 zu Nr. 6. Mehrere Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Filehne brachten in dieser Nummer der Allgemeinen Zeitung des Judentums eine enthusiastische Besprechung der Vorträge von Leiser Lazarus; u. a. heißt es da: „Reichtum und Fülle des Inhalts und schöne lichtvolle Darstellung charakterisierten seine Predigt, in welcher die Gedanken tief und dennoch klar, die Empfindung glaubenswarm und innig, das Gefühl erhaben und lauter und der Ausdruck bei aller nötigen Einfachheit blühend und von der Begeisterung des Redners für seinen hohen Gegenstand, die sich auch jedem Zuhörer mitteilte, zeugend. Originelle und geistreiche Erklärung und Anwendung vieler Bibel- und Talmudstellen, gaben seiner Rede ein echt jüdisch-religiöses Gepräge und nähern sie der Derasche, während sie durch Reinheit der Sprache und strenge Anordnung der Gedanken allen Anforderungen der neuern Homiletik entsprechen ...“

besonders wenn es Ausdruck einer Gesamtheit ist, nicht so karg sein mit öffentlichem Dank, wie ja auch der Staat mit Recht laut verkündet, wen er mit Ehren beschenke; ich sehe dabei ganz von dem äußeren Nutzen des Anspornes ab und finde genug in der Realisation der sittlichen Idee der Dankbarkeit und Billigkeit.

Den 16.

Ich wurde vorgestern auf eine unangenehme Weise vom Schreiben gestört und will heute, obgleich ich Deinen Brief erst noch erwarte, fortfahren, wenn auch nicht in dem obigen Gedanken. Zunächst in Bezug auf die Unsterblichkeitslehre. Ich möchte wohl erst den Kant am betreffenden Ort hierüber gelesen haben, aber dazu werde ich erst in einigen Wochen kommen, da ich jetzt mit dem Spinoza, dessen Ethik ich ganz durchgehe, noch beschäftigt bin, dann will ich mich an die 3 Kritiken machen. Ich hatte das Philosophische für eine kurze Zeit bei Seite gesetzt und mich den mehr philologischen Studien zugewendet, aber die letzte Arbeit hat mich wieder mit aller Macht hineingezogen. Ach, ich darf mich auch nicht abwenden, bis ich zu einem gewissen Ruhepunkte komme und sollte ich erst in 5 Jahren ein Amt annehmen. Teurer, in Deinem Herzen liegen die höchsten Wahrheiten und größten Gedanken wie eine göttliche Offenbarung klar vor Deiner Seele, Du bist ein גלוי עינים[2], und die Gedanken hell und rein erfüllen Deinen Geist, so Du sie nur suchest, שכינה מדברת מתוך גרונך[3], ich aber kann nicht wie der Prophet במראה[4] die Wahrheit erkennen, sondern wie der große Haufe unter Donner und Blitz, über meinem Haupte steht der dampfende Berg der Skepsis und muß mich erdrücken, so ich nicht mit eigener Kraft mich losringe und wieder hervortrete unter den freien Himmel des Denkens. Dein Herz ist ערוגת הבשם[5], jeder Gedanke eine göttliche Blüte, und Du hast nichts zu tun, als auszujäten, was sich von außenher einnisten will, ich aber muß das Samenkorn göttlich-geistiger Nahrung erst säen, pflanzen, ehe es emporsprießt. Du kannst Dir diese unsere Verschiedenheit bei aller sonstigen Gleichheit nicht verbergen, laß mich daher, laß mich meinen eigenen Gang gehen und meinen eigenen Weg, wenn auch das Ziel dasselbe ist. Ich fühle jetzt mehr als je – denn früher war es mit Lust und Vergnügen an philosophischen Dingen geteilt – das innere Bedürfnis, zu einem gewissen Abschlusse meiner Welt- und Lebensanschauung zu kommen, denn bei jeder Gelegenheit entsteht eine Gärung in meinem Innern, die ich zwar dämpfen, aber niemals ganz ersticken kann, und warum soll ich die Aufklärung und Aufhebung derselben verschieben? Warum nicht die frische Lebens- und Jugendkraft auf das schwierigste Werk des Lebens ver-

[2] „Ein Mann mit aufgeschlossenen Augen", Num. 24, 4. (T.)
[3] „Gott spricht aus deiner Kehle" (auf Moses bezogen). (T.)
[4] „In der sichtbaren Erscheinung", Num. 12, 6. (T.)
[5] „Balsambeet", Hoheslied 5, 13. (T.)

wenden? Ich weiß, daß es gut ist, sich zunächst für ein Amt zu informieren, aber ich bin ein Feind von solchen allgemeinen Regeln, jeder tue das, wozu Herz und Sinn ihn treiben und drängen. Ich habe im Anfang meines Hierseins fleißig Französisch und Hebräisch getrieben u. dgl., aber oft schwankte der Eifer des Studiums, wenn ich daran dachte, „da bringst du deine Zeit mit den Lappalien hin, die deine Seele veröden, dein Herz ausdorren, deinen Geist knechten und verknöchern", nur mit Mühe schleppte ich mich von einer Woche zur andern, und nur die größte Emsigkeit vermochte die höheren Bedürfnisse einzuschläfern; am Hebräischen, besonders Hiob, habe ich sogar Freude gefunden, weil eine gewisse Leichtigkeit des Eindringens in die Sprache, im Übersetzen und Auslegen mir Vergnügen machte, und ich werde es auch recht fleißig fortsetzen, – aber die letzte Arbeit hat mir wieder die leuchtenden Gefilde des Selbstdenkens gezeigt und es zieht mich hin mit aller Kraft.

Zurück! – Daß die Unsterblichkeit aus dem Vorhandensein des kategorischen Imperativ abgeleitet werden könne, ohne der Tugend irgendwie ihren Wert zu rauben, glaube ich fest und werde es auf *meine* Weise unten weiter ausführen; zunächst zu Kant. Der kategorische Imperativ sagt „Du sollst" und weiter Nichts, auf jede Frage wozu? warum? weshalb? schweigt er; allein wir können nichts in der Welt tun, ohne einen Zweck vor Augen zu haben, das sehen wir am besten an den Stoikern; diese haben alle Zweckbegriffe fürs einzelne Handeln verbannt, aber fürs Ganze hatten sie doch einen: Glückseligkeit. Diese ist in der Tat unser aller Handlungen [Zweck]. Aber dieser *Zweck* darf nicht *Absicht* sein, das ist das Einzige, was der Imperativ fordern kann, daß er aber garnicht vorhanden sein solle, kann er unmöglich, denn dieser sein Nachbar wohnt ebenso sicher im Menschen, als er selbst. Dennoch ist der Schluß ganz richtig: wenn der eine nicht erfüllt wird, brauche man auch die andern nicht zu erfüllen. Man darf niemals vergessen, daß der kategorische Imperativ nicht die einzige Stimme ist, die sich im Menschen hören läßt, sondern mit ihm und sogar *durch* ihn die andere der Glückseligkeit. Was aber Garve[6] einwendet, ist, wie gesagt, närrisch, denn daß nicht jenseits von sinnlicher Lust etc. die Rede sein kann, versteht sich von selbst, allein der Unterschied zwischen hiesiger und jenseitiger Tugendübung ist und bleibt eben der, daß wir dort durch die Tugend und in derselben glückselig werden, hier aber nicht, wie Aristoteles richtig bemerkt, daß wir einen Priamus nicht glückselig nennen werden und wenn er noch so tugendhaft wäre.

[6] Christian Garve (1742–1798), Popularphilosoph; 1770–72 Professor der Philosophie in Leipzig. G. war als Übersetzer, Kommentator, Kritiker tätig; von besonderer Bedeutung sind seine Übersetzungen mehrerer englischer Popularphilosophen (Ferguson, Burke, Paley, Ad. Smith, Al. Gerard), die er so in Deutschland bekannt gemacht hat. Der letzten, noch von ihm selbst herausgegebenen Arbeit, dem ersten Band seiner Übersetzung von Aristoteles' Ethik, stellte er die „Abhandlung über die verschiednen Principe der Sittenlehre, von Aristoteles bis auf unsre Zeiten" voran; Lazarus bezieht sich hier auf die ausführliche Behandlung des Kantischen Systems, S. 183 ff. dieser Ausgabe (Breslau 1798).

Ich für meine Person fasse den Beweis noch anders: Der kategorische Imperativ lautet *gar nicht* „Du sollst", sondern „Das Gute soll geschehen", das schon deshalb, weil wir sonst von keiner allgemeinen Gesetzgebung etc. reden könnten, denn wodurch wollten wir es eruiren, daß der Imperativ auch in unserem Nebenmenschen ist, wenn er es (wie der Spitzbube) uns nicht gestehen will; die allgemeine Stimme in uns heißt „es soll", „demnach sollst du auch". Sollen, also muß man auch können, ist ein bekannter Satz, folglich muß das Gute geschehen können, zum Guten gehört aber eben, daß wir nicht nur handeln, sondern daß wir auch belohnt werden, weil ja sonst das Gute nicht geschieht, folglich das „Sollen" aufhört, weil das „Können" nicht vorhanden. Wohlgemerkt! Der Imperativ hat für uns nur Gültigkeit, wenn er allgemein erfüll*bar* ist, weil wir ihn gar nicht als einen partialen, eigenen, sondern nur als einen allgemeinen in uns vernehmen (wozu ich noch den 2. Beweis daher habe, weil wir ja nach eben demselben Gewissen und Imperativ den „Andern" loben oder tadeln, also voraussetzen, daß auch in ihm derselbe Imperativ vorhanden sei, weil sonst aller Tadel wegfällt und alle Strafe etc.). Nun aber ist er in diesem Leben insofern nicht erfüllbar, als die Umstände es verhindern, daß alle Tugendhaften belohnt werden, folglich muß, *wenn der Imperativ sich nicht selber widersprechen soll*, es eine Welt geben, wo er erfüllt wird, d. i. ein Jenseits. Ferner: „Du sollst", also müssen wir auch können, nun können wir hier aber nur sehr bedingt und beschränkt, wie jedermann weiß, ergo muß es ein Jenseits geben, wo wir in Wahrheit unbeschränkt können.

Den 18.

Mein teurer Bruder! Gestern habe ich Deinen Brief empfangen und will Dir einmal sogleich antworten. Dein Urteil ist sehr günstig, aber ich bin offen genug, es Dir zu sagen, daß ich es fast ebenso (wenn auch nicht ganz so) erwartet habe. Den Teufel! was sollte mir auch mein 5jähriges Hintansetzen aller andern Wissenschaft vor der Philosophie geholfen haben, wenn ich jetzt nicht einmal eine gute Abhandlung[7] sollte schreiben können? Zudem habe ich geochst und geschanzt wie ein Hornvieh, ich hatte es halb und halb darauf abgesehen, Dich in Staunen zu setzen, um wenigstens meine vieljährige Beschäftigung mit der Philosophie in Deinen Augen ein bißchen zu rechtfertigen. Ich glaube aber auch, daß ich gerade etwas kritisches (wohl weniger produktives) Talent besitze und durch das Wenige, was ich im Talmud getan, doch gelernt habe, den Nagel auf den Kopf zu treffen; das geht aber den meisten Philosophen ab, sie sehen zuweilen recht scharf, aber sie schielen und sehen wie die Hühner alles von der Seite. In Bezug auf das Einzelne kann ich Dir sagen, daß ich fast alles auch selbst gedacht habe, besonders das Wich-

[7] „Über den Tugendbegriff", vgl. Anm. 3 zu Nr. 7. (T.)

tigere wie bei Plato und Aristoteles. Es freut mich, Dir bei unserer nächsten Zusammenkunft das alles schriftlich zeigen zu können, so wie ich überhaupt in meinen Notizen die verschiedensten Ideen, die mir im Geiste aufstiegen, aufgezeichnet habe; bei der Ausarbeitung habe ich dann geprüft, verglichen und das nach meiner Ansicht Richtigste niedergeschrieben. Nun kann freilich das Zurückgelassene das Richtigere sein, allein ich hatte doch kein anderes Kriterium als mein eigenes, danach habe ich nun arbeiten müssen. Was Du in Bezug auf Plato und Aristoteles sagst, dasselbe führt Aristoteles für sich an; aber bedenke nur: Plato und Aristoteles und Alle reden davon, daß man nach Tugend *streben* soll, und wenn sie es auch nicht mit Worten sagten (was sie in der Tat tun), so geht es daraus hervor, daß sie eine Ethik schreiben, ja Aristoteles sagt ausdrücklich an der angeführten Stelle[8], er wolle gar nicht erklären, was die Tugend sei, sondern nur, wie man zu ihr gelange; er will also Vorschriften geben; wer [anders] wird aber die Vorschrift der Tugend befolgen als der Tugendhafte? Du sagst, „wenn die Tugend ein Zustand sei, so fällt die Frage von selbst", nun frage ich aber, kann und darf denn eine Ethik die Frage fallen lassen? Wird nicht die Tugend ein rein zufälliges Ding, wenn man das Streben nach ihr nicht nötig hat, oder wenn es zu nichts hilft? Wenn nun Plato oder jemand erwidern wollte, „Ja, die Tugend ist nur zufällig", so sage ich ihm, dann lege die Feder hin und schreibe keine Ethik...

Deine Auffassung von שכר עברה[9], ist recht schön, ich habe auch daran gedacht, wie Du aus meiner Auffassung des שכר מצוה[10] deutlich ersiehst, allein es paßt mir nicht in den Zusammenhang; denn מצוה גוררת מצוה[11], weil שכר מצוה מצוה[12] ist ganz richtig, denn שכר מצוה מצוה[12] die innere Harmonie, welche durch die מצוה[13] erzeugt wird, führt zu einer folgenden מצוה[13], da ich mich bei der ersten innerlich so wohl befinde; warum aber die Gewissensplage zu einer neuen עברה[14] führen werde, ist mir nicht recht klar, wir glauben doch vielmehr, daß diese zur Reue führe. Indessen könnte man sagen, wo die Harmonie mit Gott gestört ist, reißt der Bruch immer tiefer, dieser Gedanke schien mir aber etwas schwach. Ich denke dabei an Dein אל תרשע הרבה[15], wie Du es aufgefaßt und das rechtfertigt es wiederum.

Dein Plan mit Koschmin[16] scheint mir ganz richtig, zögere aber nicht an R. Falk zu schreiben, denn das Inserat in der Zeitung des Judentums scheint mir auch vorteilhaft, deshalb darf man den Effect nicht vorübergehen lassen.

[8] Lazarus bezieht sich hier wohl auf Eth. Nicom. II, 1103 b, 27–28: „Wir philosophieren nämlich nicht, um zu erfahren, was moralische Werthaftigkeit ist, sondern um gute Menschen zu werden; denn sonst wäre das Philosophieren ja nutzlos."

[9] „Vergeltung für meine Übertretung", Pirke Aboth (Sprüche der Väter) 4, 2. (T.)

[10] „Lohn für Gebotserfüllung", ibd. (T.)

[11] „Eine Gebotserfüllung zieht eine andere nach sich", ibd. (T.)

[12] „Der Lohn der Gebotserfüllung ist eine Gebotserfüllung", ibd. (T.)

[13] „Gebotserfüllung". (T.)

[14] „Gebotsübertretung". (T.)

[15] „Frevle nicht zu sehr", Kohelet 7, 17. (T.)

[16] Leiser L. bewarb sich um das ausgeschriebene Rabbinat in Koschmin.

Der Brief an den Vorstand muß allerdings gut ausgearbeitet sein, ich glaube auch gemütlich muß er sein und darf sogar etwas lang sein. Vom sel. Vetter muß die Rede sein, von dem Bestreben in seinen Fußstapfen zu gehen, *dabei aber alle die Hülfsmittel, welche die neuere Wissenschaft bietet, anzuwenden,* denn weiter darf man wohl nicht gehen, von eigentlichen Reformen darf keine Rede sein; wenn man aber von dem religiösen Gebrauche der Wissenschaft spricht, so können sich die Alten und die Neuen das Beste dabei denken, jeder nach seiner Weise. Von Verbesserung des Religionsunterrichtes muß ferner geredet werden. Ich will nächstens ein Formular entwerfen. Schreibe mir, was Du über die angeführten Punkte denkst, ob sie alle hineinmüssen. Deinen Brief müßte ich aber bis Freitag schon haben, weil ich dann auf 8–10 Tage mit meinen Zöglingen ins Gebirge reise. Wenn ich Urlaub bekomme, will ich gern mit Dir reisen, ich halte es auch für sehr nötig; denn irgend Jemand mußt Du schon deshalb bei Dir haben, damit man nicht glaube, Du langweilst Dich und Dich deshalb mit Besuchen überhäuft. Ferner mußt Du einen vernünftigen Menschen bei Dir haben, der Dich bei Deinen zu machenden Besuchen begleitet und die Last der Unterhaltung tragen hilft, besonders bei den Frauen. Mit den Männern könntest Du wohl fertig werden, aber mit jenen nicht, und es kommt doch viel auf sie an; es muß einer da sein, der es ihnen sagt, daß sie allein eine gute Predigt zu würdigen wissen, der ihnen die Schönheiten einer Predigt aufdeckt und sie immer fragt, ob sie das nicht auch gefunden hätten, dann ist es ebenso gut, als hätten sie es wirklich selber gefunden, zumal sie dies selber glauben; das verstehst Du aber alles nicht recht und es schickt sich vor den Männern auch nicht von Dir, wohl aber von dem bloßen Begleiter. Ohne einen Bewerber bei den Frauen kommt ein Kandidat aber schlecht weg. Alle die Affairen auf dem Gymnasium[17], das ist: Dein schnelles Steigen und Absolvieren desselben, die Zuneigung der Lehrer, Dein Lehramt bei Heidenheim[18], seine fortgesetzte Dankbarkeit, seine Umwandlung zur Frömmigkeit, Dein Lehramt bei Sachs[19] (fein umschrieben und eingekleidet) etc. etc. müssen sie durch einen andern erfahren, Alles beiläufig, Alles im Laufe des Gesprächs; die Zügel desselben zu lenken, ist das erste Erfordernis Deines Begleiters, damit immer von etwas anderem gesprochen werde, und doch immer von Dir. Ich kenne aber einen, der dieses Amt zu übernehmen wohl wagen darf. Es müßte mit dem Teufel zugehen, mein Junge, wenn Du

[17] Leiser L. hatte das Gymnasium in Sondershausen besucht und verdiente sich seinen Lebensunterhalt durch die Unterrichtung des dortigen Predigers Ph. Heidenheim.

[18] Vgl. Anm. 13 zu Nr. 7.

[19] Michael Sachs (1808–1864), Sprachlehrer und seit 1844 Prediger der Berliner Jüdischen Gemeinde. In Sachs waren große rhetorische Begabung und Gelehrsamkeit vereinigt: Er übersetzte u. a. „Die Psalmen…“ (1835), ebenso war er an der Bibelübersetzung von Zunz mit 15 Büchern beteiligt; 1845 erschienen „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien“, 1852–54 seine „Beiträge zur Sprach- und Altertumsforschung“. – Leiser Lazarus war durch gemeinsame talmudische Studien fast ein Hausgenosse von Sachs gewesen.

predigst und ich dann im Gespräche die Noten und Recension zur Predigt liefere und Dein früheres Leben abconterfeie, wenn Du dann nicht Rabbiner wirst. Urlaub hoffe ich wohl zu bekommen, zumal ich sehr gut bei meinen Leuten angeschrieben bin, da die Jungen prächtige Fortschritte machen und sogar mores annehmen.

Daß man die Tugend nicht mit Widerstreben üben dürfe, fordere ich allerdings, weil sie mir sonst nicht Tugend ist. Das ist aber noch verschieden von Schillers Neigung (die Begriffe sind hier etwas zart und das *„Beinahe"* eines Widerspruchs liegt wohl nahe, betrachte aber nur mehr in Deinem Innern die Sache, als die Worte und Du wirst mir vollkommen beipflichten), welche als *solche nichts* freies ist. Ich fordere die Tugendübung als Pflicht, die Freude ist nur die *begleitende* Gemütsstimmung, welche den Willen aber nicht bestimmen soll, sondern dies soll nur die Idee. Aus der Intensität der Willensrichtung auf die Idee erzeugt sich von selbst die Freude bei derselben. Ich fordere demnach diese hohe Stufe der Intensität. Neigung ist eine Willensrichtung, aber eine *unwillkürliche*, weil sie nur aus der Freude an dem Objekt *entspringt*, dagegen ich die Freude umgekehrt aus der Willensrichtung hinterher entspringen lasse! Der Unterschied ist fein, aber psychologisch sehr richtig und wohlbegründet, wollte ich dies hier ausführen, müßte ich zu weit ausholen. Gegen das Princip der Liebe aber habe ich mit Recht eingewendet, daß sie den Pflichtbegriff *gar nicht* verträgt, daß sie jede *Verbindlichkeit* aufhebt, und wenn ich dann später den Pflichtbegriff rigoros finde, ist es nicht, weil er eine Verbindlichkeit einschließt, denn die erkenne ich an, sondern weil er einen *Zwang* ausdrückt, der wohl vorhanden ist, aber (nota bene!) von dem Tugendhaften als solchem nicht mehr als solcher empfunden werden soll; wir sind zur Tugend *verbunden* (deshalb ist nicht Liebe das Princip), aber wir sollen unserer Verbindlichkeit so entsprechen, *als wenn wir es aus voller freier Willkür täten.* Der Pflichtbegriff gehört zur Sittenlehre notwendig, und schließt als solcher den Begriff der Liebe aus, aber in der *Fassung* des Begriffes Tugend darf er nicht auftreten, weil er eine Härte einschließt, die im Gemüte dessen, der schon auf einer höheren Stufe der Tugend (wo der Kampf aufgehört hat) steht, aufhören muß. Mit einem Worte, nicht den Pflichtbegriff als Verbindlichkeit, sondern nur als *zwangsmäßige, lästige* Verbindlichkeit verbanne ich aus dem Begriff Tugend, aber auch nur aus diesem, nicht aber aus der Sittenlehre, weshalb „Liebe" nicht Princip sein kann, da sie ihn gänzlich aufhebt... Grüße Lebenheims von mir, besuche die guten Alten zuweilen, da sie jetzt gewiß recht einsam sind. Grüße alle und lebe wohl.

Dein Moritz

[9] An G. Th. A. Krüger, Braunschweig

Berlin, den 24. Dezember 1849

Hochverehrter Herr Professor!

Nachdem ich den Schluß meiner Universitätsstudien damit gefeiert, daß ich mein Doctorexamen gemacht habe, werfe ich einen Blick auf die zurückgelegte Strecke meiner Laufbahn, und da tritt mir, bei der Erinnerung nicht nur an die wissenschaftlichen, sondern eben so sehr an die gemütlichen Beziehungen meiner Vergangenheit, Ihr teures Bild, mein innig verehrter Lehrer! – Ihr Bild, das nie aus meiner Seele geschwunden und das ich mit Liebe in meinem Herzen hege, so lebhaft entgegen, daß ich es mir nicht versagen kann, Ihnen die Anzeige von der Erreichung des ersten Zielpunktes meiner Laufbahn zu machen. Es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Sie dies als ein Zeichen ansehen möchten meiner innigsten Dankbarkeit, die ich für Sie hege, – als ein Zeichen meiner durch alle Zeitdauer unerschütterlichen Ergebenheit und Anhänglichkeit –, als ein Zeichen, daß ich stets, eingedenk dessen, daß Sie es waren, edler Meister! dem ich die Grundlage meiner klassischen Bildung, also eigentlich meiner Bildung überhaupt, zu verdanken habe, bestrebt sein werde, in Ihrem Sinn – und in Ihrem Geiste! – meine Studien fortzusetzen und alle meine Kräfte der wahren Wissenschaft zu widmen. Eine hohe Freude wäre es mir, könnte ich Ihnen meine Dissertation senden und als die erste größere Frucht meiner Studien darbringen, aber ich habe sie aus Scheu vor den Kosten, zumal da neulateinische Schriften fast garnicht gelesen werden, nicht drucken lassen. Indes werde ich einige Kapitel daraus, die ich für gemeinnützig halte, in deutscher Sprache der Öffentlichkeit übergeben, indem ich sie in dem von Neujahr ab bei Weigel erscheinenden „Deutschen Kunstblatt" aufnehmen zu lassen gedenke[1]. Der Gegenstand, den ich behandelt habe, ist nämlich die „ästhetische Erziehung", wobei ich dem unsinnigen Geschrei nach Realien, im *Gegensatz* zu der formalen klassischen Bildung einige allgemeine Bemerkungen entgegenstellte, denen der Prof. Bernhardy[2], einer meiner Examinatoren, besonderen Beifall zollte. Ich darf wohl voraussetzen, daß es für Sie nicht ohne Interesse sein wird, zu hören, wie und worin ich bei dem mündlichen Examen geprüft wurde. Zunächst war es die hebräische und chaldäische

[1] Lazarus promovierte am 30. November 1849 in Halle mit der Dissertation „De educatione aesthetica". Nur ein Teil der Arbeit wurde unter dem Titel „Die Ästhetik für Künstler" veröffentlicht in: Deutsches Kunstblatt, hrsg. von Friedrich Eggers, Jg. I, 1850, No. 7 vom 18. Februar. (T.)

[2] Gottfried Bernhardy (1800–1875), klassischer Philologe; seit 1825 a. o., seit 1829 o. Professor in Halle. B. war dank seiner philosophischen Ausbildung (Einfluß Hegels) ein ausgezeichneter Systematiker. Seine bedeutendsten Werke sind der „Grundriß der römischen Literatur" (1830) und der „Grundriß der griechischen Literatur" (1836), die große Edition des Suidas (1833–51) und die Ausgabe der kleinen Schriften von F. A. Wolf in lat. und griech. Sprache.

Sprache mit genauer Berücksichtigung der gesamten Literatur derselben, worin mich der Prof. Rödiger[3] mehrere Texte interpretieren ließ. Dann in dem Hauptfache, der eigentlichen Philosophie, hatte ich bloß den Begriff des Schönen, mit Beziehung auf meine Dissertation, von Kant ausgehend und seine Ansicht umständlich erläuternd, in einigen Kreuz- und Querzügen durch die gesamte Geschichte der Philosophie historisch und kritisch zu entwickeln und besonders noch die metaphysische Seite desselben hervorzuheben. Dies geschah vor dem Prof. Hinrichs[4]. Schließlich hat mich Herr Prof. Bernhardy, dem ich durch Ihr lobendes Zeugnis über mein Streben und Leisten in den klassischen Sprachen sehr empfohlen war, was er mir auch ausdrücklich sagte, den Gedankengang des Platonischen Symposion ex tempore entwickeln und eine Stelle aus demselben interpretieren lassen. Sie werden es mir gewiß nicht zum Ausdrucke der Eitelkeit, sondern wie es in Wahrheit ist, der innigsten Dankbarkeit anrechnen, wenn ich Ihnen sage, daß ich hier vielfachen Beifall geerntet habe. Dabei muß ich aber bemerken, daß ich im vorigen Jahre dieselbe Schrift mit meinem Schüler, dem Engländer Fisher, gelesen habe, und daß ich bei dieser Gelegenheit, in Erinnerung der Art, wie Sie bei der klassischen Lektüre immer den Gedankengang des Auctors gegeben oder gefordert haben, einen derartigen Gedankeninhalt des Platonischen Symposions mit ziemlichem Fleiße selbständig ausgearbeitet hatte, um diesen als Einleitung zur Interpretation zu geben, weil ich dies in der Tat für das geeignetste Mittel zu einem genauen und totalen Verständnis des Verfassers halte. Wird es doch einem geübten Leser philosophischer Schriften schwer, aus der Summe des Einzelnen die Einheit und die Totalität des Inhalts zu erkennen, geschweige einem Ungeübten. Vieles Einzelne ist ja oft ohnehin nur aus dem Ganzen zu verstehen, und man kommt hier auf die, der Hermeneutik überhaupt anhängenden, petitio principii[5] – das Allgemeine zu kennen, um das Besondere und Einzelne zu verstehen, und doch wiederum erst aus der Kenntnis alles

[3] Emil Rödiger (1801–1874), Orientalist, 1830 a. o. Prof., 1835 o. Prof. der orientalischen Sprachen in Halle, 1860 o. Prof. in Berlin. Seine Forschungen galten v. a. der semitischen Paläographie, der Handschriftenkunde, bes. hebräischen, arabischen, syrischen, persischen Handschriften. Die größten Verdienste erwarb er sich aber auf dem Gebiet der hebr. Sprachwissenschaft mit der Neubearbeitung von Gesenius' Hebräischer Grammatik (von der 14.–21. Auflage, 1845/72) und mit der Bearbeitung und Fortführung von Wilhelm Gesenius' Thesaurus philologicus criticus linguae hebraeae et chaldaeae Vet. Test., 3 Bde., 1829–1858.

[4] Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs (1794–1861), seit 1822 a. o. Prof. der Philosophie in Breslau, seit 1824 o. Prof. in Halle; Schüler, Freund und bis zuletzt orthodoxer Anhänger Hegels. Zu Hinrichs' Darstellung „Die Religion im innern Verhältniss zur Wissenschaft", Heidelberg 1822, hat Hegel selbst das gegen Schleiermacher polemisierende Vorwort geschrieben. Neben ästhetischen Schriften schrieb Hinrichs v. a. die „Geschichte der Rechts- und Staatsprinzipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart in historisch-philosophischer Entwicklung", Leipzig 1848–52.

[5] „Forderung des Beweisgrundes", Annahme eines unbewiesenen, erst noch zu beweisenden Satzes als Beweisgrund.

Einzelnen das Allgemeine und Ganze zu gewinnen –, vor welcher man den Lernenden durch jenes Mittel am besten bewahren kann. Denn an jeder etwaigen besonderen Stelle zurückzugehen auf das Allgemeine, das dahin gehört, würde nicht nur höchst beschwerlich, sondern oft ganz unmöglich sein. Zudem gewinnt man durch eine solche *Voranschickung* des Allgemeinen noch die für die Bildung der Denkkraft des Zöglings sehr bedeutsame Gelegenheit, selbständig das ihm gegebene Allgemeine auf das vorliegende Besondere zu beziehen. Aber verzeihen Sie, verehrter Lehrer, daß ich mich vor Ihnen in der Entwicklung einer Theorie ergehe, welche ja nur das Resultat einer Betrachtung Ihrer Praxis ist.

Ich muß nun zum Schlusse des Briefes, zuvor aber des Examens kommen. Zum lateinischen Text hatte ich mir die Tusculanen erbeten, weil ich sie auf der Schule gelesen hätte; da ich aber zuvor eine Erklärung über Cicero als Philosoph überhaupt geben sollte, und diese wegen Ausführlichkeit und Genauigkeit volle Befriedigung gewährte, wurde mir die Interpretation gänzlich erlassen.

Es sind jetzt beinahe 4 Jahre, als Sie, teurer Lehrer! bei meinem Abgange vom Gymnasium in der Entlassungsrede mir die hohe Ehre erwiesen, mich Ihren „jungen Freund" zu nennen; ich habe den ganzen vollen Wert dieser mir teuern Worte damals schon begriffen und durchgefühlt, ich habe sie nicht vergessen und werde sie nie vergessen; aber heute erst wage ich sie wahrhaft anzunehmen und Ihre gütige Hand zu ergreifen und mich mit der aufrichtigsten Gesinnung vor allem tiefer Verehrung und Hochachtung, dann innigster Dankbarkeit, endlich treuer Anhänglichkeit und hingebender Ergebenheit zu nennen

Ihren Freund und Schüler
M. Lazarus Dr. phil.
Oranienburgerstraße 85.

[10] An Paul Heyse[1], München

Berlin, den 21. Februar 1850

...[lasse] Dir recht herzlich danken für Dein teures Bild; doppelt teuer wegen der aufrichtigen Freundschaft und wegen der reichen Hoffnungen, die ich für Dich hege. Mein Urteil über den künstlerischen Wert, d. h. die Wahrheit des Bildes war so ziemlich dasselbe, welches Du selbst gefällt haben sollst,

[1] Der Dichter Paul Heyse (1830–1914) hatte zu seinen Lebzeiten mit Dramen, Romanen („Kinder der Welt", 1873; „Merlin", 1892), vor allem aber mit seinen Gedicht- und Novellensammlungen nach klassisch-romantischen Vorbildern großen Erfolg: Man bewunderte seine formale Virtuosität und Eleganz, und die psycho-

aber ein freundschaftliches Auge sieht gern in das Portrait hinein, wessen es bedarf, und die Phantasie des Gemüts läßt sich von den Pinselstrichen eines Malers keine Fesseln anlegen; umso mehr hat es also für mich seinen vollen Wert, und empfange nochmals meinen Dank aus vollem Herzen.

Oft denke ich schon mit Vergnügen daran, daß wir in Zukunft auch ein vollendetes Bild Deines Innern von Dir selbst empfangen werden, nicht auf Einem, sondern auf recht vielen Blättern gezeichnet, in mancherlei Farben und Manieren, denn die Charaktere, welche ein Dichter zeichnet, sind zugleich Charaktere, die ihn bezeichnen in seinem innersten Wesen.

Unter den Linden, zwischen der Charlotten- und Friedrichstraße, in dem Hause, vor welchem wir oft von einander schieden, wo ehemals meine Verwandte gewohnt – dort wohnt auch jetzt noch meine Braut. Was in dieser Nachricht aller Nachrichten ausgesprochen ist[2], wirst Du, als ein Mann und ein Dichter zugleich, in seiner ganzen Weite und Fülle Dir selber herausdeuten, und füge ich noch hinzu, daß ich sie seit mehr als dreien Jahren gekannt, geliebt und verehrt, daß sie mir täglich und stündlich lieber und teurer geworden, daß sie Geist und Herz in harmonischem Maße besitzt, und eine unerschöpfliche Quelle von Anmut ihr ganzes Wesen durchströmt, dann hast Du wohl einstweilen genug, um Dich teilnehmend so lange mit mir zu freuen, bis Du hieher kömmst und sie selbst kennen lernst, um Dich – ich weiß es – noch mehr zu freuen und mich glücklich zu preisen. Sogleich nachdem ich mein Doctorexamen gemacht hatte, haben wir uns auch verlobt – am Weihnachtstage – und seither bin ich durch meinen jetzigen Stand gar vielfach in Anspruch genommen. Visiten empfangen und machen und ganz besonders eine Wohnung suchen, kostet in Berlin viel Zeit, denn schon nach Ostern, so Gott will, denke ich – Du bist wohl genug vorbereitet, um nicht zu erschrecken – mich zu verheiraten. Auch eine Wohnung habe ich schon gefunden, am schönsten Punkte des Tiergartens, nämlich auf dem Exercierplatze in der Nähe von Cornelius

logische Behandlung der Themen – Liebe, Schönheit – kam einem allgemeinen Interesse entgegen. 1854 nach München berufen, wurde er der Mittelpunkt des Münchener Dichterkreises. Nobelpreis 1910. – H. war ein enger Jugendfreund von Lazarus. Beide lernten sich in den Vorlesungen über Sprachphilosophie kennen, die Heyses Vater, Prof. Carl Wilhelm Ludwig H., an der Universität Berlin hielt. Eine Geldangelegenheit war die Ursache der Entfremdung zwischen den beiden Freunden; Heyse zog sich enttäuscht zurück und war seit 1887 völlig mit Lazarus zerfallen.

[2] Am 25. Dezember 1849 verlobte sich L. mit Sara(h) Lebenheim, einer Tochter des aus Filehne stammenden und in Berlin lebenden Rentiers Elias Moses Lebenheim und dessen Frau Täubchen, geb. Aron. Sara(h) Lebenheim war nach der im Gesamtarchiv der deutschen Juden befindlichen Urkunde der Eheschließung, die am 13. Mai 1850 stattfand („Akten der jüdischen Gemeinde zu Berlin betreffend die Eintragung der Heirathen der Juden in die Register des Kgl. Stadtgerichts. – H 700, pro 1847–1852") um fünf Jahre älter als Lazarus. Sie war am 14. Januar 1819, er am 15. September 1824 geboren. Die mit A. Leicht gezeichnete Behauptung auf S. 383 in M. Lazarus' Lebenserinnerungen, nach der Sara(h) L. „mehr als 20 Jahre" älter als ihr Mann gewesen sei, ist damit endgültig widerlegt. (T.)

in einem der neuen Häuser. Ich glaube, daß Dein Freund, eine freundliche Wirtin und eine freundliche Wohnung wohl genügen werden, Dich recht oft zu meinem Gaste zu machen..., auch bei meiner Ehebundsstiftungsfeierlichkeit hoffe ich Dich bei mir zu sehen...

[11] An Julius Deuschle[1]

Den 1. September 1850

... Daß nicht eine auch noch so vollständige und umfassende Sammlung zerstreuter Gedanken der Sinn meines Planes sein kann, haben Sie übereinstimmend und richtig entwickelt. Zu näherer Charakteristik Ihres „All der philosophischen Gedankenmasse" möchte ich noch Einiges, so wie auch über die Harmonie der Teile in der Differenz des Inhalts und die Verteilung auf verschiedene Individuen hinzufügen. Der Zweck nämlich des Ganzen scheint mir dieser: ein wissenschaftliches, philosophisches Werk zustande zu bringen, in welchem alles *philosophische Denken*, als eine organische Einheit aller Teile, dargestellt wird, teils als ein System, teils als die Geschichte philosophischen Denkens. Als die natürlichen Teile des Ganzen erscheinen nun die verschiedenen Philosophien, Natur-, Religions- etc. Philosophie. Es ist aber nicht vorauszusagen, weder ob die bisher üblichen und behandelten Teile den Anfang des Ganzen erschöpfen, noch auch ob diese Teile nach einem richtigen Teilungsgrunde geschaffen und gesondert sind. Die Geschichte der Philosophie lehrt uns, daß manche Teile der Philosophie erst später als andere sich zu solchen herausgebildet, die Ästhetik, die Religionsphilosophie etc. Ebenso wäre es möglich, daß ganz andere Kategorien sich ergeben, wonach verschiedene Philosophien ganz anderen Inhalt bekämen, als sie bis jetzt hatten; denken Sie nur an die Logik vor und nach Hegel, an die „Ethik" des Spinoza, welche zugleich Metaphysik und Alles ist. Dennoch wäre es möglich, daß Einer oder der Andere von uns Mitarbeitern entweder ganz neue Teile der Philosophie entdeckte, oder in dem Einen Teile behandeln wollte, was der Andere etwa nach bisherigem usus in einem andern behandeln möchte, (ich fahre immer mit Beispielen nach) z. B. die Kategorien der Natur in der Logik oder bloß in der Naturphilosophie, oder in beiden; – die Theologie in der Naturphilosophie oder in der Religionsphilosophie, oder in beiden; – (gesetzt, man fände, daß Gott aus der Natur und allem bloß theoretischen Erkennen nicht zu beweisen, so dürfte er in der Metaphysik nur kritisch und nur in der Ethik

[1] Julius Deuschle war ein Studienfreund aus dem Kreis des Heyseschen Elternhauses. (T.)

oder Religionsphilosophie kategorisch behandelt werden). Wo ist der Ariadnefaden für dieses Labyrinth? Der einzig richtige Weg scheint mir dieser zu sein, daß man den Menschen (als Gattungsnamen) mit all seinen theoretischen, praktischen und ästhetischen Produkten, Erlebnissen und Fähigkeiten zum Gegenstande der Betrachtung macht, daß man alle bisherigen Wissenschaften und Philosophien ebenso wie die Geschichte zum Objekte macht und in die andere noch ungeordnete Reihe der Objekte verweist. Dem Denker, welcher nun diese Masse oder Unmasse von Gedanken bewältigen und ordnen will, werden hundert puncta salientia entgegengesprungen kommen, um sich ihm als leitendes Prinzip zu empfehlen und jedes punctum wird einen großen Namen als Gewährsmann seiner Tauglichkeit zum Prinzipe anführen. Da kommt das Sein und das Werden, das Atom, die Idee – jedes zweimal, im antiken und im modernen Gewande, – cogito und das Ich, die Monade und das Reale, der Satz des Widerspruches und die Identität, die Negativität und alle Teufel. Wer nun ein ...ianer oder ein ... ist, wird von seinem punctum wie der Vogel von der Katze festgebannt und kann sich nicht rühren, ist also nicht unser Mann. Was aber soll nun *unser* Mann tun? Er soll unbestochen und besonnen das Ganze überschauen und im Einzelnen durchgehen, er soll *suchen,* ob in allem, was Gegenstand des Denkens ist, in *allem* Menschlichen (auch das Göttliche, Tierische, überhaupt Irdische erscheint als Objekt des menschlichen Denkens, als Menschliches) eine Einheit sich finden läßt, die entweder ein Punkt als Ausgangspunkt ist, aus welchem sich alles Andere entwickelt, oder aber *Ein Faden,* an welchem sich alles anreiht oder welcher alles nachzieht. Aus dem Verhältnis dieser gefundenen Einheit zur Mannigfaltigkeit ergeben sich dann Kategorien, welche selbst Prinzipien der Wissenschaften werden. Aus jeder Kategorie oder jedem besondern Prinzip ergibt sich auch eine besondere ihm zugehörige Methode; alle die Prinzipien und Methoden aber haben ihr gemeinsames Band in jenem obersten Prinzip, *dessen Inhalt es eben ist, eine solche Mannigfaltigkeit auch der Methode zu umfassen.* Diese Mannigfaltigkeit muß in seiner innersten Natur als notwendig wie als faktisch nachgewiesen werden, und dann ist offenbar seine Natur der vollgültige Teilungsgrund und zugleich ein Schutz vor der mangelhaften Übersicht des Ganzen. Von einem Schematismus und von Monotonie kann nun also garnicht mehr die Rede sein, und auch die Verteilung der Arbeit an Mehrere ist prinzipiell gerechtfertigt. Die Verschiedenheit aber in den Beobachtungen der verschiedenen Teile wird wiederum nicht bloß in Stil und Form oder überhaupt in den Zutaten des Individuums sondern in der Sache liegen! jeder Mitarbeiter aber muß dessen wohl eingedenk sein, daß eben nur die Individualität nichts weiter zu schaffen hat, als daß sie vielleicht eine größere Wahl-Verwandtschaft dazu besitzt und darum leichter in diesem Felde sich bewegt.

Die Einheit aber liegt nicht bloß in dem allgemeinen Prinzip, aus welchem der Grad, das Maß und die Art der Individualisation bestimmt wird, sondern auch in das Spezielle hinein (nicht bloß in der Totalanschauung) muß sie sich

manifestieren, z. B. muß die Psychologie die psychischen Gesetze so darstellen, daß sie die Richtigkeit der religiösen und ästhetischen etc. Grundsätze rechtfertigt oder erklärt u. dgl. mehr.

Was Sie nun über den 2. Punkt nämlich in Betreff des an die Spitze zu stellenden Werkes sagen, unterschreibe ich in jedem Punkte als an sich richtig, nur zu erweitern wäre manches oder auch anderswohin zu weisen. Eine Encyclopädie, welche bloß den abgekürzten (und deshalb nur dem Geübtesten verständlichen) Inhalt der gesamten Philosophie gibt, darf es am wenigsten sein, denn dadurch ist für den eigentlichen Fortschritt in der Wissenschaft garnichts getan. Was Sie, mein Lieber, aber als Wissenschaftslehre bezeichnen, entspricht diesem Namen vollständig, es ist *die Lehre von der Bildung der Wissenschaften;* nur aber haben Sie darunter bloß eine historische Abhandlung verstanden. Diese wünsche ich auch, und habe längst nicht nur eine selbständige „Geschichte der Systematik der Wissenschaft" (so dachte ichs mir) im Sinn gehabt, sondern auch in der gewöhnlichen Bearbeitung der Geschichte der Philosophie die Rücksicht auf diese Seite der Geschichte vermißt. Nächst dieser Geschichte hätte aber unsere Wissenschaftslehre auch die Kritik aller Stufen zu enthalten, von dem Standpunkte aus, welcher sich dann als positive Wissenschaftslehre an den Schluß derselben zu stellen hätte, um den Anfang des Gesamtwerkes selbst zu bilden. Blicken Sie aber gefälligst bloß auf das Wenige, was ich oben über *unsere* Systematik der Wissenschaften gesagt, zurück, und es ergibt sich als Leitfaden der Darstellung und der Kritik der Geschichte der Systematik: die Beobachtung, wie im Laufe der Entwicklung teils ein immer größerer Umfang von Gedanken und Objekten, teils eine immer strengere Systematisierung stattgefunden, wie aber nicht bloß immer noch ein großer Teil außerhalb der philosophischen Bearbeitung liegen geblieben, sondern auch das Bearbeitete eben unbearbeitet, d. h. in rohen empirischen Kategorien aufgenommen oder, zu sehr zerarbeitet, in willkürliche gezwungene Formen gepreßt wurde (wie der neuere Schematismus tat). An die Stelle des Kritisierten und Verworfenen trete nun eine neue Systematik, welche wie gesagt, den positiven Inhalt der an die Spitze zu stellenden Wissenschaftslehre ausmacht. Indem hier aus dem allgemeinen Prinzip die nächsten Prinzipien der verschiedenen Wissenschaften abgeleitet, die Entwicklung der letzteren zu Wissenschaften gezeigt wird, haben wir zugleich eine encyclopädische Bearbeitung nicht sowohl allen Stoffes, sondern nur *aller Methoden,* und der Stoff, welcher nach *unserer* Meinung mit der ihm entsprechenden Methode zusammenhängt, erscheint als das nötige Licht hinter dem Transparentbilde der Methode. Kurz: die Wissenschaftslehre ist die Lehre von dem Umfang und den Methoden aller Wissenschaften, und darum ist sie die Wissenschaft aller Wissenschaften. –

Ich will hier auch nur gleich bemerken, daß entweder ganz und gar am Anfang oder doch am Anfang der eigenen *positiven* Darstellung der Wissenschaftslehre (also des zweiten Teiles derselben) die Abhandlung notwendig

wäre: *über den Unterschied des Wissens und der Wissenschaft*; worin zu erläutern, wie ein einzelnes Wissen Glied einer Wissenschaft, und wie eine rohe Summe von Wissen zu einer geschlossenen Wissenschaft werden kann, und welcher Unterschied zunächst zwischen beiden. So wie in der Wissenschaftslehre würde in allen Teilen sich das Verhältnis von Geschichte und eigener Leistungen für das System herausstellen. In der Geschichte wäre dann speziell immer nachzuweisen, wie teils der mangelhafte Inhalt nicht zur rechten Form des Systems oder der Wissenschaft kommen ließ, teils die falsche und gezwungene Form zur Verunstaltung des Inhalts führte, und wenn beide Fehler in jeder besonderen Wissenschaft vermieden werden, dann ist eine richtige Systematik möglich. Also der Grundsatz: Inhalt, oder Stoffe, und Methode bedingen sich gegenseitig und beide wieder die Systematik.

Bevor ich weitergehe, muß ich noch bemerken, daß wir diesen Gegenstand der Wissenschaftslehre noch viel näher und spezieller erörtern, damit wir wo möglich damit anfangen. Denn da Sie die historische Seite als Neigungsstudium anerkennen, ich ebenso die positive Seite derselben mir erkiesen würde, so könnten wir vielleicht bald mit der Bearbeitung anfangen, da es ohnehin auch wohl nötig sein wird, daß nur *zwei* zunächst die Sache ergreifen. Auch kann man mehrere Mitarbeiter am besten suchen und finden, wenn man ihnen den Leitfaden fertig und vollständig zeigen kann. Auch glaube ich, daß wir beide ohne direkte Mithilfe dies erste Werk recht gut und vielleicht besser als mit einer noch mehrfachen Beteiligung Anderer vollbringen können. Wenn wir wirklich daran gehen, so müßten wir es so einrichten, daß wir uns durch Buchhändler-Gelegenheit die einzelnen Parteien, wie sie fertig sind, gegenseitig zur Durchsicht zuschicken und darauf Kritik und Ergänzung bauen. So zu arbeiten, müßte, meines Erachtens, eine wahre Lust sein.

Sie wollen nun auch meine Ansicht über Ihre Bemerkung zur Frage vom Empirismus und der Spekulation hören. Aus dem Obigen werden Sie schon entnommen haben, daß ich auch viele Philosophen des Empirismus zeihe, ohne sie deshalb, wie weit es bloß den Inhalt betrifft, zu tadeln. Es gibt also kaum eine feste Grenze zwischen Empirikern (besonders höheren natürlich!) und Philosophen; so hat man ja auch jene oft Popularphilosophen genannt. Daß also eine Umsicht auch unter den sogenannten Empirikern notwendig und gewiß fruchtbar sein wird, ist von Ihnen sehr richtig bemerkt. Zum Belege kann ich Ihnen noch sagen, daß manche, die in der Geschichte der Philosophie aufgezählt werden, ja in der Tat nur Empiriker sein wollten und zum Teil auch waren, z. B. Locke[2]. Bis auf Weniges beruht seine Gedankenentwicklung auf Erfahrung, wenn auch innerer. Da ich nun zudem oben angemerkt, wie die Fülle des Inhalts zur Entwicklung der Form stets beigetragen, ists offen-

[2] John Locke (1632–1704), englischer Philosoph, Hauptvertreter des Empirismus; sein berühmt gewordenes Hauptwerk, „An Essay Concerning Human Understanding", war eine erste größere und kritische Untersuchung der Sicherheit und der Grenzen menschlichen Erkennens.

bar, daß diejenigen Männer, welche auf Bereicherung des Inhalts ausgingen, eine Stelle in der Geschichte der Philosophie verdienen; besonders wenn man, was ich für *höchst notwendig* halte, bei jedem Philosophen nachweisen will, wie er zu seinem Inhalt, überhaupt zu seinem System gekommen. Gerade um den Philosophen zu zeigen, daß sie durchaus nicht aus der bloßen Methode den Inhalt gefunden haben, wird umsomehr Ihre treffende Bemerkung ausgebeutet werden müssen. Beachten Sie, mein Lieber, aber auch noch dies: Ebenso wie die Philosophen haben sich auch die Empiriker oft über ihre Arbeit getäuscht und *das* für Resultate der Empirie gehalten, was sie durch philosophisches Denken gefunden hatten. So werden wir denn von beiden Seiten gleich sehr dazu gedrängt werden, eine scharfe Grenzscheide zwischen Empirie und Spekulation und zwar desto strenger zu errichten, je weniger sie in der Geschichte vorhanden und anerkannt ist. Erst dann kann über die Berechtigung beider etwas ausgemacht werden. Eine Trennung aber in facto wäre gewiß mißlich. Es könnte Ihnen gehen wie jenem Gläubiger und Schuldner; dieser hat von Jenem ein Darlehen von etwa 50,00 Th., beide halten sich also für reiche Leute und leben bon; sobald aber der Gläubiger seine Schuld fordern wollte, würde nicht bloß der Schuldner, sondern auch der Gläubiger bankerott sein. Empirie und Spekulation sind aber beide beides, Schuldner und Gläubiger...

Schreiben Sie mir etwas, mein Lieber, über die Begriffe beider, ich selbst habe manches darüber gedacht und geschrieben. Lotze[3] habe ich noch nicht gelesen...

[3] Rudolf Hermann Lotze (1817–1881), Mediziner und Philosoph; 1842 a. o. Prof. der Philosophie in Leipzig, 1844 in Göttingen, 1881 in Berlin. L. suchte eine Synthese von Idealismus und mechanischer Naturerklärung herzustellen; von großem Einfluß war seine Lehre von den „Werten", die mit dem Seienden den Bereich des Gültigen ausmachen. Die umfassendste Darstellung seiner Philosophie gab er für breitere Kreise im „Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte u. Geschichte der Menschen", Leipzig 1856–58; ganz wissenschaftlich ausgeführt im „System der Philosophie", Leipzig 1874–1879. Mit der „Medicinischen Psychologie, oder Physiologie der Seele" (Leipzig/Göttingen 1852) wurde L. einer der Mitbegründer der neuen Psychologie.

[12] An Julius Deuschle

Den 15. Oktober 1850

Aus Ihrem lieben Briefe habe ich vor allem freudig den Fortgang unserer Übereinstimmung wahrgenommen. Ich kann im Herzen allen Ihren Zusätzen zur Idee unserer Wissenschaftslehre nur beistimmen... Es fehlt aber noch ein höchst wesentlicher Punkt, nämlich die Art oder Gattung des Prinzips in

Bezug auf seine Begründung. Man scheidet bekanntlich, um zunächst im üblichen Schulstil zu reden, die Prinzipien und Methoden der Philosophie in kritische, dogmatische und dialektische oder construktive – um von der skeptischen nichts zu sagen –. Da entsteht sogleich die Frage, welcher Art soll unser Prinzip sein? Ferner: es kann irgend ein Begriff oder eine Idee zum Prinzip genommen werden, aber das System aus ihm nach mehreren Methoden, als aus einem und demselben Prinzip mehrere Systeme entwickelt werden, und umgekehrt kann ein und dieselbe Methode festgehalten, aber durch verschiedene Prinzipien verschiedene Systeme mit ihr entwickelt werden. Gesetzt auch, man behauptete, mit jedem Prinzip sei auch die bestimmte Methode gegeben und umgekehrt, oder wenigstens nur Eine Methode kann für ein bestimmtes Prinzip und vice versa die richtige sein (obwohl dies vor der Hand nur eine Voraussetzung ist), so bleibt doch *die Frage*, welches ist das primum ponens? Die Wichtigkeit dieser letzten Frage zeigt uns schon allein die Hegel'sche Schule; Weiße[1] will nur an der Methode festhalten, verwirft aber das Sein als Prinzip, Gabler[2] erklärt die Methode für eine bloße Form, aber der Inhalt mache den Hegel. Für die Differenz der Methode bei einem und demselben Prinzip und vice versa wimmelt die neuere Geschichte der Philosophie von Beispielen. Die Notwendigkeit einer Begründung des Prinzips vor seiner Entwicklung leuchtet demnach ein; ich will sie nun in meiner Weise ohne Rücksicht auf den Schulton versuchen. Es entsteht vor allem sogar darüber noch eine Frage, ob das Prinzip der Wissenschaftslehre mit dem der Philosophie überhaupt identisch sei? Die Antwort soll sich aus der ganzen Entwicklung ergeben. Die Wissenschaft ist einerseits ein Teil der Philosophie; andererseits kann wiederum eine Philosophie auch ohne eine Wissenschaft gedacht werden, wie die Geschichte denn auch Letzteres zumeist aufweist. Ich halte die Philosophie für die Darstellung des Seienden durch Begriffe, wodurch das Seiende einerseits als das Seinkönnende (was teils die bloße Möglichkeit, d. h. der Mangel eines begrifflichen Hindernis des Daseins, teils die volle Möglichkeit, d. h. das begriffliche Vorhandensein der realen Bedingungen des Daseins be-

[1] Christian Hermann Weiße (1801–1866), seit 1845 o. Professor der Philosophie in Leipzig. W. ging von Hegel aus, hielt sich in seinen frühen Schriften auch an die dialektische Methode, wies jedoch schon 1829 in s. ersten Schrift „Über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft – In besonderer Beziehung auf das System Hegels" darauf hin, daß man nicht von den bloßen logischen Kategorien oder den leeren Formen des Seins aus zu dem in diesen Formen existierenden Wirklichen gelangen kann. Von allen Anhängern des „spekulativen Theismus" bemühte er sich am meisten um eine Versöhnung von Theologie u. Philosophie; ihr gilt sein Hauptwerk: „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christentums", 3 Bde., Leipzig 1855–62.

[2] Georg Andreas Gabler (1786–1853), orthodoxer Hegelianer; G. wurde 1835 Hegels Nachfolger an der Berliner Universität; er versuchte Hegels Philosophie, bes. die Phänomenologie etwas zu popularisieren: „Lehrbuch der philosophischen Propädeutik", Erlangen 1827. (B.)

deutet), andererseits als das Seinmüssende aufgefaßt wird. Das Seinmüssende enthält ein durch die logische Notwendigkeit, die sich entweder aus realen Bedingungen die Verbindung mit idealen Forderungen oder aus rein idealen Bedingungen ergibt (das bloße Vorhandensein eines Begriffes ohne Gewißheit seiner realen Existenz, z. B. „Gott", kann eine Bedingung einer Wahrheit sein, ist aber nur eine ideale Bedingung; ein Begriff mit der Gewißheit seiner realen Existenz ist eine reale Bedingung. – Der reine Idealismus meint, von lauter idealen Bedingungen ausgehen zu können und dennoch zu einem Seinmüssenden zu kommen)[3]. Als Drittes ist Gegenstand der Philosophie das Seinsollende, sollend entweder nach dem einfachen a posteriori im Gemüte gefundenen Kantischen Kategorischen Imperativ, oder aber durch das bloße Dasein der Idee a priori geforderten, in der Wirklichkeit noch nicht vorhandenen Realisation derselben. Die Philosophie unterscheidet sich nun von den übrigen Wissenschaften zunächst dadurch, daß diese das Seinkönnende als ein wirklich Seiendes beschreiben, alle Notwendigkeit, von welcher hier die Rede ist, bedeutete nichts anderes als das Berufen auf die mehrfach wahrgenommene Wirklichkeit, alles Müssen ist außerdem conditional, d. h. wenn diese und jene Bedingung vorhanden, so tritt diese oder jene Existenz, Eigenschaft, Tätigkeit ein. Dies gilt von der Mathematik bis hinauf zur Physiologie, zum Teil auch Psychologie. Die Philosophie dagegen wird das Könnende als das Müssende nachweisen. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen: entweder geht sie lediglich von der Erfahrung aus und sucht in der Wirklichkeit selbst die Notwendigkeit (die Erfahrung kann eine äußere oder innere sein, oder beide zugleich), oder sie geht vom Begriffe aus und findet in diesem Begriffe oder aus ihm angeblich alle übrigen Begriffe, welche somit in jenem selbst gegeben oder wenigstens gesetzt sind, so daß die Entwicklung der ganzen Philosophie nur die Entwicklung, vollständige Darlegung und Umschreibung jenes Einen Begriffes ist. Diesem einen Begriffe und seiner Entwicklung ist alle Realität gemäß. Diese Gemäßheit selbst aber kann zwiefach gefaßt werden, entweder nämlich alle Realität entwickelt sich durch sich, abgesondert von jedem Begriff und seiner Entwicklung, nur aber so, daß sie dieser formaliter entspricht (die Philosophie ist dann eine genetische Beschreibung aller Realität, sie ist die rein ideale Form des außer ihr seienden Realen, und ihre Wahrheit beruht einzig und allein auf der voraussetzlich prädestinierten Congruenz des Begriffs und des Realen), oder aber die Realität und ihre Entwicklung hat ihren Ursprung in jenem einen Begriffe und seiner Entwicklung. Die Congruenz beider ist eine reale oder faktische durch die Entwicklung des Begriffes gesetzte. Letzteres aber kann wiederum zwiefach aufgefaßt werden, entweder nämlich ist das Ideale, der Begriff und seine Entwicklung selbst ein Reales (ein Real-Ideales) und wirkt als Formgebendes oder Belebendes, als Principium agens auf das rein Reale (so daß es in dem Realen *wirksam* ist und *erscheint*,

[3] Der Satz ist nicht abgeschlossen; wörtlich nach der Kopie wiedergegeben.

außerdem aber auch noch für sich existiert, so wie auch das Reale zwar durch das ideale Prinzip belebt und betätigt ist, aber auch außerdem unzeitlich genommen vorher vorhanden ist) oder das Reale und das Ideale sind in absoluter Identität, die Scheidung ist eine Täuschung. Um diese gedrängteste Übersicht über die möglichen Formen der Philosophie schnell abzurunden, blicken wir noch einmal auf jene Systeme hin, welche alle Notwendigkeit auf Erfahrung begründen, freilich aber so, daß die Erfahrung und die Erfahrungsbegriffe nur die unterste Basis in dem Bau der Philosophie ausmachen, durch die formale Seite dieser Begriffe ist ein ideales Moment gesetzt, welches sie den idealen oder logischen Gesetzen unterwirft, durch die Anwendung dieser Gesetze entsteht dann der weitere Ausbau des Systems. Diese Denkgesetze haben eine Notwendigkeit und zwar eine solche, die schlechthin im Gemüte gegeben ist, sie ist selbst erfahren, sie beruht zum Teil auf der Congruenz der Denkgesetze mit denen der sinnlichen Erfahrung (und das ist die niedrigste Form) oder auf der bloßen Erfahrung des inneren Bewußtseins. Das ist der im Gemüte irgend woher gesetzte unleugbare und unvermeidliche *Drang und Maßstab* der Unterscheidung des Wahren und Falschen. Aus dieser Übersicht ergibt sich eine wesentliche Verschiedenheit der Prinzipien, eine spezifische Differenz ihrer Bedeutung.

Das Prinzip einer Philosophie ist entweder Prinzip des Seins und Schaffens selbst, ist ein objektives Prinzip, es ist zugleich Principium mundi, die Methode ist hier allemal construktiv, die Entwicklung angeblich dialektische Selbstentwicklung (mit faktischer Aufnahme der Begriffe aus der Erfahrung) also vorgeblich mit innerer, eigener objektiver Notwendigkeit, oder mit dem Zugeständnis der Willkür in der Entwicklung durch intellektuale Anschauung, rein subjektive oder besser individuelle Notwendigkeit – dort dialektische spekulative Philosophie, hier Theosophie, Mystik – oder das Prinzip ist subjektiv, es ist Prinzip der Erkenntnis, ist Fundament der Denkgesetze, ist Prinzip der Methode – hier ist der Inhalt, welcher den Anfang des Systems bilden soll, an sich gleichgültig, es ist einerlei, was früher oder später behandelt wird, der Anfang oder das Prinzip soll lediglich den Kanon oder das Kriterium des Wahren feststellen – oder das Prinzip ist endlich wirklich der bloße Anfang, es hat diese Bedeutung bloß für die systematische Ordnung, es kommt bloß auf die rechte Ausbreitung und übersichtliche Anordnung des Inhaltes an (dies pflegt besonders in streng dogmatischen Systemen der Fall zu sein).

Welcher Art nun das Prinzip der Philosophie in Wahrheit sein müsse, kann hier noch unerörtert bleiben. Wir wollen nur untersuchen, von was für einem Prinzip die Wissenschaftslehre auszugehen hat. Wenngleich nämlich die Wissenschaftslehre ein u. z. der erste, beginnende Teil der Philosophie ist, so kann doch das Prinzip beider verschieden sein. Denn ich unterscheide die Wissenschaftslehre von der Philosophie eben dadurch, daß sie nicht Teil hat an der Darstellung des Seienden (Sein-Könnenden, -Müssenden und -Sollenden zu-

sammengefaßt), sondern allererst das *Organon* dieser Darstellung ausmacht, sie behandelt nicht das Seiende, sondern nur das Wissen vom Seienden, sie ist nur die Wissenschaft der Wissenschaften, sie hat nur nachzuweisen, auf [welchem] Grund und auf [welche] Art das gemeine Wissen zur Wissenschaft erhoben werden soll und kann. Ihr Prinzip kann also nur subjektiv sein, in dem Sinne aber, daß es das Prinzip der Erkenntnis überhaupt und der wissenschaftlichen Erkenntnis im Besonderen ist. Sie hat nicht einmal das Verhältnis des Subjekts zu den realen Objekten und die Frage nach der Existenz der Letzteren zu untersuchen (diese gehört in die Metaphysik), sondern einzig und allein mit der Summe alles dessen, was sich in dem Gemüte des Menschen von Vorstellungen, Begriffen etc. befindet, zu beschäftigen; wie diese teils in der vorhandenen Wissenschaft schon geordnete, teils noch ungeordnete Masse nach ihren Teilen verbunden und gefügt werden muß, so daß alles Einzelne Glied eines Wissens und weiter einer Wissenschaft werden kann, das hat sie nachzuweisen. Die innere Erfahrung ist der Boden, auf welchem sie sich bewegt und über den sie nach keiner Seite hinausschreitet. In dieser Erfahrung wird eine innere Gesetzmäßigkeit – nicht vorausgesetzt, sondern – unleugbar vorgefunden, diese ist selbst eine innere Erfahrung, zudem aber auch die conditio sine qua non aller Wissenschaft, ja alles Wissens. Diese Gesetzmäßigkeit hat sich nun zunächst an dem Prinzipe selbst zu betätigen, das Prinzip muß die Form und zwar die erste und höchste Idee des Denkgesetzes unmittelbar implicite an sich tragen und die Explication dieses Denkgesetzes ergibt die allgemeine Form oder das Schema desselben. Dieses Prinzip nun, welches ein aus der Summe hervorgehobener Begriff ist, steht in Beziehung zu den andern Begriffen und zwar zu verschiedenen in verschiedener. Die Verschiedenheit aber der Beziehungen wird sich leicht als eine begrenzte erweisen, zu vielen Begriffen wird das Prinzip gleiche Beziehungen haben; so bilden sich je nach der spezifischen, gemeinsam-gleichen Beziehung zum Prinzip Klassen von Begriffen. Die allgemeine Form einer solchen Beziehung (eine ganze Klasse von Begriffen) zum Prinzip ist wiederum ein Denkgesetz, die Anwendung dieses Denkgesetzes geschieht wiederum nach einer allgemeinen Form und diese heißt die Methode. Wie viele Klassen von Begriffen wir nun je durch ihre spezifische Beziehung zum Prinzipe finden werden, ebenso viele Denkgesetze und Methoden sind gefunden. Da nun das Prinzip ein Prinzip der Erkenntnis sein, also auch alle Formen der Erkenntnis umfassen muß, so kann es nur ein solcher Begriff sein, der zu *allen irgend möglichen Begriffen* eine Beziehung hat oder haben kann. Daß dies Prinzip ein Begriff sein muß, welcher in jedem Denkenden sich findet, versteht sich wohl von selbst. Ich führe dies nur an, weil man es in der Tat in der Philosophie nicht immer für notwendig gehalten hat, wie wenn man z. B. mit dem Begriffe Gott oder die Substanz angefangen hat, da doch eine Erziehung wohl denkbar, wodurch jemand ein denkender Mensch wird, ohne diese Begriffe je gehört oder gedacht zu haben. Es könnte auf dies Prinzip, das wir so vom Boden der Erfahrung aufgenommen haben,

das ungünstige Licht der Voraussetzung fallen, ja man könnte fürchten, daß es sich in einer metaphysischen Untersuchung als ein Nicht-Reales erweisen werde, allein es hat sich gezeigt, daß es die Basis aller subjektiven Denkgesetze sein soll, als solches ist es die letzte Bedingung alles subjektiven Wissens, aller subjektiven Auffassung der objektiven Wahrheit, es ist selbst der festeste Grund jeder Wissenschaft, also auch der Metaphysik, und die Lichtstrahlen können die Sonne nicht verleugnen.

[13] An Georg Th. A. Krüger, Braunschweig

Berlin, Exercierplatz, 8. Dezember 1850

Hochgeehrter Herr Professor!

... Ihre bekannte freundliche Teilnahme für mich wird gewiß, unterstützt von der für die vaterländischen und nationalen Interessen, auch auf das Werkchen[1] übergehen, obwohl Sie vielleicht gewünscht hätten, daß meine erste Arbeit eine strengwissenschaftliche sein möge. Indes darf ich hoffen, daß Sie daraus dennoch dies entnehmen werden, daß es auch nicht eine bloß politische Tagespflanze ist; insbesondere aber der zweite Teil – für mich der liebste – enthält einen Grundriß der Idee des Völkerrechts auf einer, soweit ich die Literatur kenne, neuen Begründung. Ich werde diesen Gedanken, falls ich das Glück habe, von gelehrter Seite Zustimmung zu erhalten, weiter verfolgen und in einer mehr wissenschaftlichen Form ausführen.

Nachdem ich gegen alle politischen Fragen der letzten 3 Jahre kalt und ein bloßer Zuschauer geblieben, hat mich die deutsch-nationale allein so weit ergriffen, daß ich mich gedrungen fühlte, diesen ethischen Excurs darüber zu schreiben; ich glaube deshalb hoffen zu dürfen, daß Sie mir die geringe Abweichung von der strengwissenschaftlichen Bahn gern zugute halten werden...

[1] „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland", Berlin 1850.

[14] An Bernhard Abeken[1], Braunschweig

Berlin, den 25. Juli 1851

Mein geliebter Freund!

Es war mir leid, Dich am Morgen meiner Abreise nicht noch einmal am Bahnhofe zu sehen, zumal wir, da ich meine Abfahrt noch auf einige Stunden verschob, noch Eins hätten gemütlich plaudern können. – Ich hoffe indes,

[1] Bernhard Abeken (1826–1901), Rechtsanwalt in Braunschweig; langjähriges Mitglied des dortigen Landtags, vorher auch des Reichstags (nat.-lib.). Abeken schrieb auch Romane unter dem Pseudonym Ernst Andolt. 1881 vermittelte er für Lazarus die Bekanntschaft mit Wilhelm Raabe.

daß nichts Schlimmes Dich zu kommen abgehalten hat. Besonders aber habe ich Dein Ausbleiben wegen unseres Correspondenzplanes bedauert, da wir nämlich infolge dessen den ersten wesentlichen Punkt desselben zu besprechen versäumt haben, und zwar den: wer soll anfangen? Du wirst vielleicht lächeln, daß ich diesen Punkt einen wesentlichen nenne; im Ernste aber hängt der ganze hoffentlich spezifische Wert unserer Besprechung und ihre etwaige eigentümliche Bedeutung damit zusammen. Betrachten wir uns nämlich schlechtweg als zwei denkende Menschen, die von Neuem jenen Gegenstand prüfen wollen, die jene lange, lange Reihe von Denkern, welche über ihn gesprochen und geschrieben, noch verlängern wollen, so werden wir ohne die größte Anmaßung (ich glaube, hier auch für Dich bescheiden sein zu dürfen) schwerlich hoffen können, über ein so überaus schwieriges, aus der Physik und Metaphysik stammendes, mit Psychologie und Theologie gleich sehr verzweigtes Thema, nachdem die größten Männer der seltensten Zeiten ihre besten Kräfte daran erprobten, Anderen oder auch nur uns selbst eine erheblich neue Belehrung zu bieten. Dieser Gedanke müßte uns auch von unserem Plane, mindestens aber von der Hoffnung auf irgend günstige Resultate, abschrecken, wenn wir nicht durch eine eigentümliche *Weise* der Behandlung zunächst eine neue Form, dadurch aber auch an neuem Inhalt zu gewinnen erwarten dürften.

Zu einer durchaus eigentümlichen Weise der Behandlung aber scheint mir die günstigste Gelegenheit gegeben in dem Wesen unserer beiderseitigen Persönlichkeit und ihrem Verhältnisse zu einander und zwar aus folgenden Gründen. Mehr als irgend ein philosophisches Problem hat sich das der Unsterblichkeit der Seele einer zwiefachen Behandlung zu erfreuen gehabt, der streng wissenschaftlichen sowohl, als auch der populären. Man sollte fast glauben, damit sei der Sache ein volles Genüge geschehen; in der Tat aber leiden beide Arten der Behandlung an dem, allenthalben wiederkehrenden, Fehler der Einseitigkeit, welche sich namentlich durch den Mangel an jedem praktischen Erfolg der Untersuchungsresultate offenbart, indem beide gleich weit entfernt bleiben, eine wahre Aufklärung oder gar übereinstimmende Überzeugung über den Gegenstand zu verschaffen. Die eine, unmittelbar aus der Schule der Wissenschaft hervorgehend, hat nicht bloß durch die gekünstelten (und nichts weniger als künstlerischen) Formen, in denen sowohl der Gang der Untersuchung als ihre Resultate gekleidet ist, sich für den größten Teil auch des gebildeten Publikums unleidlich und zum Verständnis unmöglich gemacht, sondern auch der Inhalt selbst ist ein solcher geworden, daß er der Erkenntnis der Meisten durchaus unangemessen (inadäquat) ist, indem nämlich aller Inhalt (d. i. die Welt und was darin ist) in und durch solche Kategorien und Begriffe aufgefaßt ist, wie das gewöhnliche gebildete Bewußtsein sie nicht hat, daher sich der Laie unter den Worten des Philosophen, auch wenn er sie scheinbar versteht, doch allemal etwas Anderes kennt, als was damit gemeint ist. Die populäre Behandlung aber, welche sich zuweilen auch der Briefform bedient, –

abgesehen davon, daß sie meist von oberflächlichen, seichten Köpfen gehandhabt wird, als da sind abgesetzte Prediger, grau gewordene Schulamtskandidaten, Ärzte ohne Praxis oder pensionierte Superintendenten in Kreisstädten etc. – geht zwar unmittelbar aus dem gewöhnlichen gebildeten Bewußtsein hervor, stammt aber meist dennoch aus dem Boden der Schulwissenschaft und zwar einer *voraufgegangenen Periode derselben*; (aus jedem Treibhaus einer Philosophenschule werden gewöhnlich aber erst vor seinem Einsturze die Pflanzen in die Gemüsegärten und Rübenfelder – Gymnasien und Volksschulen – versetzt) daher diese populären Werke dem Gebildeten selten Etwas bieten, was er nicht schon weiß und oft besser weiß; denn der populäre Schriftsteller über philosophische Gegenstände hat meist ein Zwitterding von gelehrtem und leerem Geist, seine Gedanken sind oft ein ungewürzter Brei aus alten verjährten Reminiscencen und allzu jungen Sprossen einer blinden Phantasie, während in dem gebildeten Mann ohne Schulphilosophie durch reelles Wissen und Leben des Geistes natürliche Kraft zum Wahren gestärkt und rein erhalten ist. (Mit Recht sagt Aristoteles, Rhetor. I, 2: „Die Menschen haben genugsam Naturanlagen für die Wahrheit und treffen dieselbe mehrenteils.“ [2]) Aber auch in den besten Fällen fehlt dem gewöhnlichen Denken die Zucht der Kategorien und strenger Definitionen und daher auch der Prüfstein einerseits für die allseitige Durchführung, andererseits für die nötige Sichtung und Scheidung des Stoffes in der Behandlung eines Problems. Daß aber die Gebildeten in populär-philosophischen Schriften Befriedigung weder finden, noch auch nur suchen, ist gar sehr erklärlich, ebenso, daß die Männer der eigentlichen Wissenschaft nur mit Verachtung darauf hinblicken. Aus dem Gesagten nun leuchtet ein, nicht bloß welche Klippen wir bei einer nochmaligen Besprechung der Frage über die Unsterblichkeit der Seele zu vermeiden haben werden, sondern auch, welch einen neuen Weg wir einzuschlagen und in welcher Richtung er liege und weshalb er zu einem glücklicheren Ziele als viele andere führen könne. Es gilt nämlich die strenge Wissenschaft mit dem sogenannten gebildeten Bewußtsein in jeder Beziehung, in Form und Inhalt des Denkens, zu vereinigen und zu verbinden; indem wir uns ein jeder mit aller Entschiedenheit auf einen der beiden Standpunkte stellen und dann unsere Gedanken gegenseitig austauschen, bekämpfen und vereinigen. Freilich, ob wir zur Einigung gelangen, ist eine Frage, die eben durch die Tat gelöst werden soll; aber vergeblich wird unsere Arbeit auch dann nicht sein, wenn wir sie nicht erreichen.

Über die Verteilung der Rollen sind wir, glaube ich, stillschweigend einig; Dir wird es mehr zusagen, die glänzende vielfarbige Rüstung der allgemeinen Bildung zu tragen, ich stecke mich in das strahlenlose stählerne Grau der

[2] Das Zitat steht in Aristoteles' Rhetorik, nicht I, 2, sondern I, 1 (1355a, 15–17): ...οἱ ἄνθρωποι πρὸς τὸ ἀληθὲς πεφύκασιν ἱκανῶς καὶ τὰ πλείω τυγχάνουσιν τῆς ἀληθείας.

Theorie. Aber wer soll anfangen? Das ist die Frage, deren Wichtigkeit nunmehr schon offenbar wird. Es ist nach dem Obigen der Sinn dieser Frage nicht mehr: Du oder ich? sondern: die strenge Wissenschaft oder die freie Bildung? Dabei aber handelt es sich nicht um die Höflichkeit und Entscheidung über den Rang beider, sondern um das innerste Interesse der Sache selbst und zwar um das Verhältnis beider zu einander. Da nämlich der Beginn eines jeden Gedankenstreits oder Austauschs geschieht: entweder durch die Aufstellung eines positiven Satzes, der Anerkennung oder Widerlegung fordert; oder durch die eines negativen Satzes, welcher also im Sinne des Gegners einen positiven voraussetzt, den er ergreift; oder auch durch die eines fragenden Satzes; letzterer aber kann wiederum entweder hypothetisch oder skeptisch sein, der hypothetische aber ist offenbar eigentlich positiv, der skeptische aber negativ im obigen Sinne, und wir haben daher eine wesentliche Unterscheidung: ob der, welcher den Dialog beginnt, eine eigene Meinung aufstellen und diese zum Thema machen oder bei dem Andern eine bestimmte Meinung *voraussetzen* und gegen dieselbe ankämpfen oder anzweifeln will. Nun werden wir wohl darüber einig sein, daß es, den Dialog an sich betrachtet, von keiner oder höchstens nur rein formeller Bedeutung ist, ob mit einem positiven oder negativen Gedanken begonnen wird, und die Entscheidung würde demnach im Allgemeinen gar keine Schwierigkeit haben, – wie denn auch der Altmeister des Dialogs, Plato, bald die eine, bald die andere Weise angewendet hat –. Gesetzt nun, wir wollten uns entscheiden für einen positiven Anfang, so tritt gleich die andere Frage als höchst bedeutsam hervor, wer soll diesen positiven Anfang machen? Soll die strenge Wissenschaft einen Lehrsatz aussprechen und die allgemeine Bildung die Beurteilung und Kritik übernehmen, oder umgekehrt? Darüber nun könnten wir gar lange vergeblich hin und her reden, wenn wir uns nicht verständigen über das wahre Verhältnis beider, der Wissenschaft und des gewöhnlichen gebildeten Wissens zu einander. Diese Frage ist um so wichtiger, als sowohl innerhalb der philosophischen Schulen, als bei dem gebildeten Publikum die verschiedensten Ansichten darüber herrschend waren und noch sind. Du weißt, wie sehr die idealistischen Schulen mit der Verachtung der Empirie auch das ganze gebildete Bewußtsein zurückstoßen, wie sie ihm keinerlei Recht und Berechtigung zugestehen; ein Hegelianer würde unser Beginnen lächerlich finden und mich schon deshalb nicht als den Vertreter der eigentlichen Philosophie anerkennen, weil ich mich mit Dir in eine Untersuchung einließe, da ich doch aus dem bloßen *Inhaltsverzeichnis* der Hegelschen Phänomenologie wissen müßte, daß der Standpunkt der „Bildung" ein früherer sei als die Wissenschaft, ergo ein überwundener, ergo ein falscher, halbwahrer. Diese Philosophie verhält sich zur allgemeinen Bildung wie das Papsttum zu Hermes und jedem freien Denker; es verschmäht und verketzert consequent auch seine Zustimmung und Anerkennung, um nicht ein andermal von seinen Zweifeln zu leiden. (Nur ganz so consequent ist die Hegelsche Philosophie nicht, die sich oft auch auf einen

Sprachgebrauch, auf ein Sprichwort u. dgl. beruft, aber gewöhnlich, indem sie es mißversteht oder seinen Sinn auf das Rad der Dialektik flicht.) Andererseits dürftest Du gebildete und gelehrte Männer genug finden, welche Dich mit einem mitleidigen Lächeln fragen würden: wie Du Dich mit einem Philosophen einlassen könntest, wenn Du über einen Gegenstand *vernünftig* räsonnieren wolltest. Manche werden in der Wissenschaft nur eine formale Veränderung des Gedankeninhalts erkennen und beide gleich hoch oder gleich niedrig schätzen. Aber von diesen Einseitigkeiten abgesehen, kann man in der Tat einerseits die Wissenschaft als Autorität, die allgemeine Bildung aber als die Majorität ansehen und dieser bloß den Charakter eines Schülers verleihen, welcher nur schweigend Belehrung und Überzeugung fordern kann, oder auch den eines gleichberechtigten Genossen, der seine Zweifel vorbringen darf, so daß also die Bildung das Recht der Kritik ausüben könnte, und die Wissenschaft, um Geltung zu erlangen, gegen die Einwendungen jener geschützt werden müßte; jedenfalls würde man aber der Wissenschaft allein das *Wissen* zuschreiben, welches die Bildung zwar empfangen, auch wohl beurteilen und kritisieren, aber niemals erzeugen kann; andererseits kann man die allgemeine Bildung und das kunstlose menschliche Bewußtsein als den eigentlichen Ursprung und Erzeuger alles Wissens ansehen, welches nur der Ordnung und Sammlung und der Kritik bedarf, um geläutert und gesichert zu einem Ganzen gestaltet zu werden, und dies ist dann das Geschäft der Philosophie. Letztere Ansicht ist besonders von Herbart[3] vertreten.

Je nachdem wir nun die eine oder andere Ansicht von dem Verhältnis der Philosophie zur allgemeinen Bildung billigten, würde das ursprüngliche Wissen und die ihm gegenüberstehende Kritik sich auf beide verteilen, und der Beginn mit einem positiven Satze würde auf die Seite fallen, wo wir ursprüngliches Wissen annehmen.

Da ich Dich nun als Vertreter der gebildeten Welt oder der weltlichen Bildung betrachte, so würdest Du, falls Du, wie ich glaube, der Ansicht Herbarts (wozu auch ich mich bekenne) beipflichten, den Reigen zu eröffnen haben – vorausgesetzt, daß wir mit einem positiven Satze oder Gedanken beginnen wollen; was aber schon deshalb rätlich, weil, wenn man gleich mit dem Streite anfängt und zu dem Ende dem Andern diese oder jene Ansicht unterlegt, das Nächste zu sein pflegt, daß dieser über Mißverständnisse u. dgl.

[3] Johann Friedrich Herbart (1776–1841), Philosoph und Pädagoge; 1805 a. o. Prof. der Philosophie u. Pädagogik in Göttingen, seit 1809 Professor in Königsberg, seit 1833 wieder in Göttingen. H. vertrat einen durch Leibniz und Wolff modifizierten und eingeschränkten Kantianismus und lehnte die Philosophie Fichtes, Schellings und Hegels sehr heftig ab. Das „Gegebene" war ihm Ausgangspunkt zur Erkenntnis der immateriellen „realen" Wesen: „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie", Königsberg 1813. Von großem Einfluß war H.s Psychologie und Pädagogik: „Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet", Göttingen 1806; „Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik", 2 Bde., Königsberg 1824–25.

klagt. Ohnehin würdest Du, bei der Verschiedenheit der Ansichten, welche unter den Philosophen über die Unsterblichkeit herrscht, leicht in Verlegenheit kommen, wenn Du zuerst angreifen solltest, da Du meine individuelle Ansicht noch nicht genau kennst, um unwandelbar auf diese Dein Augenmerk zu richten.

Daß Du, mein Lieber, zunächst Deine Ansicht über das Verhältnis Deines Standpunktes zur Schulphilosophie aussprechen möchtest, ist mein voller Wunsch, zumal Du nach obiger Erörterung gewiß mit mir einverstanden bist, daß dieser Punkt auf die Richtung unserer Correspondenz einen wesentlich leitenden Einfluß üben muß. Übrigens stelle ich es ganz Deinem Belieben anheim, ob Du mit einem kategorischen oder hypothetischen oder auch mit einem allgemein skeptischen Gedankengange beginnen willst...

[15] An Wilhelm Wehrenpfennig[1], Kopenhagen

Im Juni 1853

Mein geliebter Freund!

Ich brauche Dich wohl kaum vor einem Erschrecken über diesen Frühbrief durch die Nachricht zu bewahren, daß Gottlob ganz und gar nichts los ist – außer etlichem Unsinn meiner Frau Gemahlin –; denn Dein freundschaftliches Ahnungsvermögen (das 137. glaube ich in Reih und Glied, über welche eine Wolffianische Seele kommandiert) wird Dir wohl nicht sonderlich viel Glauben daran gelassen haben, daß Du aus „heiler Haut" keinen Brief erhalten solltest. Nun kommt doch einer, aber auch nicht aus heiler Haut, denn obgleich die Haut unseres Befindens gottlob nicht auch nur geritzt ist, seit Du fort, so schmerzt doch eine Wunde – freilich tief unter der Haut bei den Präcordien, die Du selber geschlagen, die der Trennung. Nun suchen wir einen schmerzstillenden Balsam, erst in der Apotheke des Kopfes, aber da gibt es nur analytische, auflösende Mittel, Kräuter zu *kalten* Umschlägen und alles, was unbehaglich ist; in der Apotheke des Herzens aber findet man nur fast aufregende Mittel, homöopathische, daher homöopathische Dosen (während der Kopf immer allopathisch kuriert). Da dachten wir denn, wir wollen ein Haus- und Universalmittel anwenden, das schon in den verschiedensten Fällen Wunder getan; das zwar bitter, wenn man es nehmen muß, aber

[1] Wilhelm Wehrenpfennig (1829–1900), protestantischer Theologe u. Historiker; 1855 Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, 1859–62 Leiter des Literarischen Büros der Regierung, dann (1863) Leiter der Preußischen Jahrbücher (1867–83 zusammen mit Treitschke), führendes Mitglied der nationalliberalen Rechten, seit 1879 im preußischen Unterrichtsministerium. Wehrenpfennig hatte sich schon während seines Studiums in Berlin sehr an Lazarus – und Dilthey – angeschlossen und las vieles gemeinsam mit ihm, v. a. Kants „Kritik der reinen Vernunft".

dennoch wohltuend und beruhigend, gemeine Leute nennen es Dinte. Es ist ein sympathisches Remedium, das aber unter gewissen Handbewegungen und mit gewissen Gedanken begleitet, sanft aufgestrichen und dann bloß vor die Augen gehalten wird. Da es nun aber doch einmal unmöglich, daß wir das Mittel heute schon erhalten, wollen wir es wenigstens geben. Scheint Dir aber mein Gleichnis dadurch ins Hinken zu geraten, so kann ich es wahrlich und der Wahrheit gemäß noch retten. Der Schmerz, welchen wir bei der Trennung fühlen, ist nicht bloß der unserige, sondern – namentlich welchen wir zu heilen wünschen – besonders der Deinige, wie gewiß auch bei Dir umgekehrt, folglich dienen diese Worte unserem eigenen zum Balsam. So wird dann wieder zum Egoismus, was ganz sein Gegenteil schien! Aber beide kämpfen hier, wie in der wahren Freundschaft immer, einen herrlichen Kampf, in welchem der Egoismus selber sich edel und turnierfähig erweist, und beide gewinnen, wer auch siege, das ist das charakteristische Merkmal alles wahrhaft geistigen Kampfes.

Ich sehe eben, daß meine fein- und fühl-fädige Frau schon herausgerechnet hat, wie viele Male sie Dich von heute ab wahrscheinlich zu entbehren hat; ich will nicht sagen, das sei Frauenart, denn es gibt gewiß viele Männer, welche Gleiches täten, wenn ihr Sinn nur zart genug, denn stärker ist er doch nicht. Unsereiner aber tut das selten, und natürlich! Denn wir müssen bei dem notwendigen Rückblick auf die lange und weite Geschichte, ja schon um das Einzelleben mit einem oder einigen Gedanken zu umspannen, alle Scheidemünze des Lebens in Goldstücke umsetzen – diese womöglich wieder in Tausendernoten – um zählen zu können, und so sehen wir auch die Zukunft nur auf den Wechsel im Ganzen an, den wir zu beziehen haben, nicht auf die Gulden und Groschen und was wir dafür genießen werden. Frauen aber haben eben dies zu bereiten und zu verschönern, und sie setzen das Leben wie ein Mosaikbild zusammen, Steinchen um Steinchen, Licht und Schatten bereitend mit mehr oder weniger malerischem Sinn; nur wird ein echter Mann die Zeichnungen entwerfen! Es war fein von den Griechen gedacht, daß sie die lebensbestimmende Macht in Frauengestalt erscheinen lassen, ein Zoll um den andern wird der Lebensfaden von ihnen gesponnen, indeß wir Männer – d. h. *Männer* – daraus das Gewebe der Geschichte bereiten.

Man sollte aber eigentlich bei dem künstlichen Eiertanz des Lebens – die sittlichen Ideen sowohl, als die Zwecke der Vorsehung und die Geschicke des Menschen sind die Eier, welche jedem seinen besonderen Pas vorschreiben, daß er sie nicht zerbreche – garnicht auf den Hundertsten denken, daß er fehl gehen könne, sondern nur an die nächsten, die man zu tun hat, und im Übrigen nur im allgemeinen hoffen. Dies kann freilich wieder nur und soll vorwiegend der Mann, der für jeden Monat, also auch für jeden Tag seine bestimmte *Arbeit* hat, die sein Gemüt ausfüllen soll, der Frau aber fällt das *Leben* zu als Beruf, und dies hat nur im Ganzen seinen Wert, und vollends die *Liebe*, die nur in aller unendlichen Zukunft ein Genüge findet, sie darum zählt, be-

rechnet und verwahrt. Ist denn aber die Freundschaft anders? Gewiß sehnt sie sich auch nach ewig-langer Erfüllung; aber sie ist nicht wie die Liebe der Frau Bereitung des Genusses und der Erholung nach, sondern Vorbereitung zur Tat, gegenseitige Kräftigung durch Anziehung und damit verbundene Verwandlung der Kräfte beider.

Herz und Genuß aber bedürfen unumgänglich der Nähe, Geist und Arbeit sind freier von den Schranken des Raumes, freier, wenn auch nicht frei. Gewiß wünsche ich deshalb ebenso sehr (Wünsche gehören dem Herzen, wie Willen dem Geiste) Dich stets bei mir zu haben, aber hoffen will ich, daß wenigstens das Höchste der Freundschaft, die gemeinsame Entwicklung, durch die Ferne nicht leide, daß wir, jeder an seinem Orte, fortarbeiten und fortschreiten werden, daß wir uns nicht bloß wieder, sondern näher zu einander und zum Ziele wiederfinden.

Aber für einen bloßen Überraschungsbrief sollte so viel Ernst wohl nicht angefahren werden; aber wer kann was dafür? Ich liebe den Humor, mehr als ich ihn besitze: Wäre ich so gescheit und geschickt als meine Frau, wollte ich bald einen ganzen Artilleriepark von Unsinn aufpflanzen – sie selbst ist noch zu weich dazu gestimmt, nicht etwa von Deiner Abreise bloß, bitte ich zu bemerken, sondern von Gewitterfurcht – und ein wahres Kanonen-Freudenfeuer abblitzen lassen. Aber freilich, das ist erst am Platze, wenn wir schon die Nachricht von Deiner glücklichen Reise und Ankunft haben werden. Nimm Dich nur, d. h. Deine Gesundheit, recht in Acht, alter treuer Kerl! und sei vor allem wohlgemut, eingedenk des Zenonischen ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν[2]. Ein Echo von Stoicismus muß doch in Dir schon durch mich sein. Aber lieb haben kann man bei ganzem Stoicismus immer noch sehr viel, ein Exempel davon für Dich ist hoffentlich Dein

Lazarus

[2] Das Wort des Zenon lautet nur: τὸ ὁμολογουμένως ζῆν, in Übereinstimmung mit dem Logos leben (Stobaeus Ecl. II p. 75, in: Stoicorum veterum fragmenta, ed. Ion. ab Arnim, Stuttgart 1964, S. 45). Der schon damals schwerverständlichen Formulierung fügte der Stoiker Kleanthes das τῇ φύσει hinzu; nun heißt es: „in Übereinstimmung mit der Natur (nach Kleanthes wohl ‚Allnatur') leben".

[16] An Gustav Teichmüller[1], Tübingen

Im Juli 1853

Mein lieber Freund!

Zunächst will ich meine Freude über die guten Nachrichten von Ihrem Befinden und dem glücklichen Fortgang Ihrer Studien ausdrücken. Auch alles andere, was ich Ihnen noch zu sagen habe, will ich voranschicken, ehe wir

[1] Gustav Teichmüller (1832–1888), Philosoph, seit 1868 o. Prof. in Basel, seit 1871

ad rem d. h. zu unserer Sache kommen, d. h. zur Philosophie. Von Ihrem Leben, namentlich in der Natur, und wie Ihre Erwartungen nach dieser Seite befriedigt sind, hätte ich etwas mehr hören mögen. Daß Assmann[2] Sie besuchen wird, ist mir doppelt, seinetwegen und auch Ihretwegen, lieb: daß *er* äußere Erholung und auch innere Erfrischung habe, und daß Sie mit Ihren Freunden ihm diese gewähren werden. Denn die Jungen müssen sich immer wieder an den Alten zügeln und festigen, die Alten an den Jungen wachsam und rege erhalten. Die Geschichte ist der beste Lehrmeister hierfür und zeigt namentlich darin einen immer von neuem sich geltend machenden Einfluß der *Natur* auf sie. Denn die Jugend, zwar hervorgehend aus der Geschichte, also von den Alten (es ist vom Geiste die Rede) bringt doch neue Elemente, eben weil sie außer der historischen, auch durch eine natürliche Kraft zum Wachstum gedeiht, sie ist eben nicht bloß ein Setzling am Baume der abgelaufenen Geschichte, sondern immer wieder ein neuer Trieb und Sprößling nur *auf demselben Boden.*

Sagen Sie ihm meinen schönsten Dank für die mir durch die Buchhandlung zugeschickte 2. Hälfte des Handbuchs. Ich werde nächstens Gelegenheit haben, es mit meiner kleinen Schwester[3] durchzugehen und ihm dann auch meinen Dank selbst dafür aussprechen; beim Hin- und Wiederblättern habe ich jedenfalls so viel gesehen, daß das Buch unendlich viel besser ist, als man sicheren Ortes verlangen und wünschen würde.

Nun zur Koffer- und Bibliotheksgeschichte. Ich möchte Ihnen, wie man zu sagen pflegt, eine „moralische" halten wegen der vielen Umstände, die Sie bittend, und entschuldigend etc. machen; sind Sie zu zart, geradezu den Wunsch auszusprechen, die Bücher möchten bei mir Platz finden? Das sollen sie natürlich, denn an Raum fehlt es dazu wahrlich in meiner Wohnung nicht, und die kleine Mühe ist nicht wert, daß ich sage, wie gern sie auch größer übernommen würde. Wir werden also weder unser Gedächtnis noch sonst etwas anzustrengen brauchen, um einen geeigneten Ort „ohne Unterkommen-Entschädigung" zu finden; Sie eben sollten auch ohne alle Anstrengung des

in Dorpat; Freund von W. Dilthey und R. H. Lotze. T. vertrat einen christlichen Theismus; Höhepunkt seiner philosophischen Arbeit, die eine Fortsetzung von Leibniz und Lotze ist, ist die Lehre vom Selbstbewußtsein, der eigentlichen Quelle unseres Begriffs vom Sein: „Die wirkliche und die scheinbare Welt. Neue Grundlegung der Metaphysik", Breslau 1882. Sehr gewandt geschrieben und bedeutsam sind auch die „Studien zur Geschichte der Begriffe", Berlin 1874, und „Neue Studien zur Geschichte der Begriffe", 3 Bde., Gotha 1876–79. „Über die Unsterblichkeit der Seele", Leipzig 1874.

[2] Aug. Gottlieb Wilhelm Assmann (1800–1875), Gymnasiallehrer für die Fächer Deutsch, Geographie und Geschichte am Martino-Katharineum und an der Pottschen höheren Mädchenschule in Braunschweig. Er schrieb u. a.: „Abriß der allgem. Geschichte in zusammenhängender Darstellung auf geograph. Grundlage. Ein Leitfaden. Braunschweig 1853. „Handbuch der allgem. Geschichte". 1. u. 2. Teil Braunschweig 1859–64. 4. Teil 1855.

[3] Jeannette.

Gedächtnisses sich auf unsere Art und Weise gegen befreundete Menschen besonnen haben und wissen, daß dergleichen kaum eine Bitte verdient, geschweige so viel Worte, als Sie dafür nötig erachtet. Aber da habe ich fast ebenso viele gemacht, allein daran sind Sie schuld, und Sie mußten auch Ihre Strafe haben. Vielleicht aber liegt wirklich die Schuld an mir, daß ich mich über Ihr behutsames Bitten wundere, denn ich wiederhole, was ich Ihnen schon einmal mündlich gesagt: ich achte die Formen des Umgangs (und beachte sie deshalb, wo sie gefordert werden), aber ich liebe sie nicht, zumal wenn sie weiter gehen, als gewisse Grenzen des Anstandes erheischen. Diese aber sind desto enger, je reeller und geistiger das Leben der Menschen, daher Hof und Adel die weitesten, Gelehrte und Kaufleute die engsten und Kosmopoliten die allerengsten. Und werden Philosophen nicht wenigstens in Bezug auf Liberalität des Gemütes und der Formen immer zu den Letzteren gehören, vollends befreundete. Meinerseits wünsche ich, daß Sie mir nahestehen, vielleicht auch äußerlich, wenn nicht bloß Ihre Bücher, sondern Sie selbst in meinem Hause wohnen wollen, neben Mayer, der ein sehr strebsamer Mensch zu sein scheint, so daß Sie 2 Stuben zusammen oder getrennt inne hätten. Ihren Wohnungsetat sollen Sie sogar selber machen dürfen. In *dem* Falle könnten Sie gleich bei mir einkehren, wenn Sie von Braunschweig kommen.

Und nun zur Philosophie. Vor allem will ich Ihnen einige Worte über deren Verhältnisse zu den Fakultäten sagen. Allerdings ists ein Zeichen der Zeit, daß Letztere in Erstere übergreifen; aber so wenig deutet nach meinem Dafürhalten dies auf einen Untergang der Philosophie, daß es vielmehr ein Beweis ist, auch die exacten Wissenschaften können selber auf ihrem eigenen Gebiete nicht ohne einen philosophischen Kopf (in doppeltem Sinn: Geist und Anfang) auskommen. Wenn alle 4 Fakultäten eine Philosophie immanent haben, so ist ja viermal so viel Philosophie da als vorher, vielleicht auch viermal (das ist der geringste Ansatz; mathematisch ließe sich beweisen zwölfmal, und wenn man die getrennten Wissenschaften innerhalb jeder Fakultät noch bedenkt, x mal) besser; denn die Juristen werden doch wohl die Rechts- und die Naturforscher die Natur- und die Theologen die Religions-Philosophie am besten verstehen und bearbeiten? Daß die Welt eben von den Fehlern der Philosophie durch die Medizin am besten, ja allein geheilt werden könne, hat ja Schultz-Schultzenstein[4] aufs deutlichste bewiesen. Aber Scherz bei Seite. Wenn auch die philosophische Tätigkeit, die ein Hinausgehen über die lediglich sinnlich-empirische Betrachtung des Stoffs des Wissens, nicht aufhören, sondern sich immer nur ausdehnen kann, so ist die Frage, ob diese Tätigkeit ein eigenes und einiges Gebiet ausmache. In Herbarts Encyclopädie muß sich mancherlei

[4] Karl Heinrich Schultz-Schultzenstein (1798–1871), Physiologe und botanischer Schriftsteller, seit 1833 o. Prof. der Medizin in Berlin. Seine sehr vielseitigen Arbeiten und Thesen wurden allerdings bald widerlegt. Lazarus spielt hier wohl auf die Abhandlung „Über die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur", Berlin 1842 (1850) an.

darüber finden, was sehr klar, gut und stichhaltig ist, aber ich will nicht nachschlagen und erst für mich selber reden.

Eine der ersten Fragen für alle Philosophie ist, wie sich das Denken im Allgemeinen zur Realität verhalte, oder so: die Reflexion, daß Alles, was wir letztlich in unserem Bewußtsein haben, nur Vorstellungen sind, kann keiner abweisen, der darauf Anspruch macht, daß wir nur mit ihm disputieren sollen, denn wer sich unmittelbar auf das Zeugnis der Sinne (da doch diese in Wahrheit zunächst auch nur Vorstellungen für uns sind) als letztgültiges Kriterium beruft und beruhigt, gehört zu denen, „mit und von denen wir (wie Fichte mit allem Rechte sagt) gar nicht reden". Dieser wird ja auch die Materie gar nicht suchen, er hat sie ja schon; allenfalls nur nähere positive Bestimmungen. Muß also jene Frage erst entschieden, was so viel heißt als: muß der Kampf zwischen Realismus und Idealismus erst ausgekämpft werden, so frage ich Sie, wer dies tun soll? Haben die Physiker und die Ärzte auch nur Zeit dazu? Aber gesetzt, sie hätten sie und täten es, könnten sie es als Physiker, als Ärzte etc.? Es klingt sehr gut, daß die Materie zu finden Aufgabe der Physik ist; aber wie will sie sie finden? Alle Experimente und Analysen können Nichts Anderes als nähere sinnliche Bestimmungen ergeben, und ihre Resultate haben jener idealistischen Frage gegenüber keine größere *Evidenz*, als die einfachen Naturanschauungen vor aller Analyse schon hatten. Ob die Erde sich bewege oder die Sonne, ist eine sehr wichtige Frage, aber das Resultat der genauesten Untersuchung darüber enthält keine Antwort auf die Frage: ob denn Sonne und Erde mehr als bloße Vorstellungen seien. So hätten wir also eine Metaphysik schon für diese eine Frage nötig, wie viel andere werden sich nicht noch finden lassen? Oder kann man etwa die nun einmal vorhandene logische Frage nach dem Satz des Widerspruchs durch Experimente beantworten, da doch jedes erst auf jenen sich gründen muß? Dazu kommen die Fragen nach Gott und Unsterblichkeit, sollen wir sie den Physikern überlassen? Und was werden die Theologen sagen? Oder aber, sollen diese nur darüber reden? Sie werden entweder wie Schleiermacher[5] Philosophen sein – aber diese sind ja verbannt; sie werden lehren, was geschrieben steht, nicht nur von Gott, sondern auch vom Teufel, und wo sie nicht überzeugen können, ja dürfen, werden sie zu überreden suchen. Und die Moral, soll sie auch den Theologen überlassen werden? Was werden sie tun, wenn die Naturalisten und Materialisten alle geistige Beziehung als solche leugnen, und alle moralischen Bestrebungen und

[5] Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768–1834), prot. Theologe und Philosoph; seit 1810 o. Prof. der Theologie an der Universität Berlin. Beeinflußt von der Romantik, bes. Fr. Schlegels, erklärte er – im Gegensatz zur Aufklärung – Religion für eine Sache spontaner Intuition, Gott als nur im Menschen u. in der Welt vorhanden. Sch. suchte Offenbarung u. Vernunft, Religion u. Philosophie miteinander in Einklang zu bringen und bestimmte damit sehr das geistig-religiöse Bewußtsein im 19. Jh. Schrieb u. a.: „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", Berlin 1799; „Der christliche Glaube...", 2 Bde., Berlin 1821/22.

Lehren als träumerischen Unsinn erklären, welcher von herrschsüchtigen Priestern erfunden oder im besten Falle durch den natürlichen Antagonismus der Menschen notwendig geworden; gibt es einen Ausweg für diesen Streit, anders als durch eine Untersuchung der menschlichen Natur mit Hilfe der Psychologie und der Geschichte? Welche Fakultät nun hat bisher diese Untersuchung geführt oder zu führen vermocht außer der eigentlichen Philosophie; welche, frage ich weiter, berechtigt zu der Hoffnung, daß sie in Zukunft geschickt sein werde, diese in das Wesen der Religion und des Staates eingreifende, die Kräfte und Bedürfnisse der Individuen wie der Gesellschaften berücksichtigende und dennoch von allen diesen Objekten noch unabhängige Betrachtung anzustellen? So hätten wir denn wieder πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα [alles Göttliche und alles Menschliche] als Gegenstände einer besonderen Wissenschaft, welche man wohl mit allem Grund Philosophie nennen möchte. Aber dieser Gesichtspunkt hat vielleicht für den edlen Kanzler G. nichts Überzeugendes; er bleibt vielleicht, wie alle einseitigen Vertreter ihrer Fakultäten, bei der Rechtsphilosophie stehen, in der schönen Hoffnung, es werde sich auf allen andern Gebieten mit der Verabschiedung der Philosophie ebenso gut machen lassen, wie auf dem eigenen. Warum auch nicht? Wie hier im jedesmaligen Rechtsbewußtsein, kann für theologische Fragen das jedesmalige religiöse oder Gottesbewußtsein, in der Moral das sittliche Bewußtsein, vielleicht auch für die Erziehung das pädagogische und für die Psychologie das Selbstbewußtsein ausreichen. Man könnte hoffen, daß schon diese Analogien hinreichen möchten, den Anschauungsfehler auch in Bezug auf die Rechtsphilosophie zu enthüllen, wenn dergleichen Leute sich zu consequenten, analogischen Betrachtungen aufgelegt fühlten. Wir wollen ihnen aber nicht zu viel zumuten und ihnen deshalb in ihr eigenes Gebiet folgen. Angenommen, das jedesmalige Rechtsbewußtsein enthalte allein und vollständig das Prinzip oder die Prinzipien des Rechts: so frage ich, wo kommt denn das Rechtsbewußtsein her? Fällt es etwa vom Himmel herunter? O, es bildet sich historisch! (ein bequemes Wort) Welches sind denn aber die Faktoren, die bei dieser Bildung wirksam sind? Gewiß ist es vor allem die Tradition des früheren, also historisch vorhandenen Rechtsbewußtseins; aber noch andere Faktoren muß es geben, denn das jetzige ist verschieden von dem früheren. Auch die Hinweisung auf die Änderung der äußeren, materiellen Verhältnisse genügt nicht, denn diese sollen durch das Recht, und nicht das Recht durch sie, bestimmt werden. Offenbar sind es gewisse Überlegungen, Reflexionen auf die Natur des Rechts überhaupt, welche zu neueren Bestimmungen, zu Fortschritten im Rechtsbewußtsein (denn diese können unmöglich geleugnet werden) führen. Diese Reflexionen aber unterscheiden sich von der Tätigkeit der Rechtsphilosophie in nichts als in der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit, sie sind auch ein Philosophieren, nur ohne Prinzip, also keine Philosophie. Für den praktischen Gebrauch möchte dies wohl genügen; wenn Rechtswissenschaft nichts anderes ist als die gleichsam technische Anleitung, nach den be-

stehenden Gesetzen Recht zu sprechen; nicht aber für die Wissenschaft des Rechts als solche. Diese aber hat nicht bloß einen idealen, sondern eben so sehr praktischen Wert. Denn wie, wenn nun verschiedene Rechtsschulen, wie in unserer Zeit, sich bilden, wie soll ihr Streit geschlichtet werden? Ja, wie konnte er nur entstehen, wenn das Rechtsbewußtsein ein historisch notwendiger Erfolg ist? Wer oder was soll entscheiden, wenn Thibaut[6] und Savigny[7], Gans[8] und Gerber[9] über die Prinzipien der Gesetzgebung streiten, alle 4 Juristen, also am historischen Rechtsbewußtsein genährte und gebildete Geister? Vollends wenn nun etwa eine Revolution hereinbräche, und das ist ja keine bloße Hypothese, welche in dem bisherigen Recht nur Unrecht sieht, kann sich etwa Herr G. auf sein Rechtsbewußtsein berufen, da doch die Anderen sich auf das Ihrige versteifen? Wenn gar 1000 Revolutionäre Juristen sind, wird Herr G. sie nicht vergeblich an sein Rechtsbewußtsein mahnen, da es doch früher auch das ihrige war, und sie jetzt darin nur Unrechts-Bewußtsein erkennen? Kurz: die letzten, von dem positiven Recht unabhängigen Prinzipien, müssen erkannt werden, wenn der Streit anders als durch Bomben und Granaten entschieden werden soll. Die Kenntnis des positiven Rechts wird für den Rechtsphilosophen sicherlich fördernd sein, um aber die letzten Prinzipien desselben zu finden, gehören noch viele allgemeine Betrachtungen über die sinnliche und sittliche Natur des Einzelnen und der Gesellschaft dazu, so daß der Jurist dazu nur dann fähig ist, wenn er zugleich, im alten Sinne des Wortes, Philosoph ist; nicht *ohne*, aber auch nicht *durch* das positive Recht

[6] Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840), Jurist, seit 1801 o. Prof. für Civilrecht in Kiel, Jena und Heidelberg. Sein Eintreten für „die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" löste Savignys Gegenschrift aus. Sein Hauptwerk ist die erste neuere vollständige Darstellung des Pandektenrechts: „System des Pandektenrechts", 2 Bde., Jena 1803.

[7] Friedrich Carl von Savigny (1779–1861), Rechtsgelehrter, seit 1808 o. Prof. für röm. Recht in Landshut; 1810 holte ihn W. v. Humboldt an die Berliner Universität; 1842 berief ihn s. Schüler, Friedr. Wilhelm IV., an die Spitze des Ministeriums für Gesetzgebung. Mit der gegen Thibaut gerichteten Kampfschrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", Berlin 1814, und der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" wurde er einer der Hauptvertreter der „historischen Rechtsschule". Hauptwerk: „System des heutigen römischen Rechts", Berlin 1840–49.

[8] Eduard Gans (1797–1839), Jurist und Rechtsphilosoph; setzte sich mit Zunz und Moser für eine Reform des Judentums ein. Ließ sich 1825 taufen. Seit 1828 o. Prof. der Rechte in Berlin. Anhänger Hegels, Mitherausgeber von dessen Werken (Bd. 8 u. 9, 1833 u. 37) und Begründer der „Jahrbücher für wiss. Kritik" (1827 ff.). Mit seinem bedeutendsten Werk „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung", 4 Bde., Berlin 1824–35, wurde G. der Begründer der vergleichenden Rechtswissenschaft in Deutschland.

[9] Karl Friedrich Wilhelm von Gerber (1823–1891), Jurist; seit 1847 o. Prof. des dt. Privat-, Staats- u. Kirchenrechts in Erlangen, 1851 in Tübingen, 1862 in Jena u. 1863 in Leipzig. 1871 wurde v. G. sächsischer Kultusminister; er reformierte die evgl.-luth. Kirche und die Hochschulen Sachsens. Sein aufsehenerregendes „System des deutschen Privatrechtes", Jena 1848 u. 49, erlebte bis 1895 siebzehn Auflagen.

können die Prinzipien festgestellt werden. Soll ich noch daran erinnern, daß der Kriminalist ebenso wie der Irrenarzt und der Erzieher der Psychologie bedarf, alle 3 aber weder Zeit noch Vielseitigkeit genug haben werden, sie selbständig zu bearbeiten. Wie elend würde die Psychologie sich gestalten, wenn sie auf den Erfahrungen hier nur über die Kindheit, dort die moralische oder die psychische Krankheit ausschließlich gebaut würde! Teilung der Arbeit ist allein schon hinreichender Grund, der Philosophie stets ein selbständiges Leben zu sichern.

Wichtiger aber ist noch, daß der letzte Kern und Keim einer jeden Wissenschaft aus ihr selbst nicht erkannt werden kann, weil er eben mit denen der anderen Wissenschaften, wo nicht gar identisch, doch so zusammenhängend und durch sie bestimmt ist, daß seine eigene Aufstellung von denen Anderer durchaus abhängig ist. – Wenn dies das Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften nicht bloß mir zu sein scheint, sondern faktisch und unleugbar *ist*, so folgt daraus, daß jene diesen mit einem Worte *Einheit* und damit *Grund* und *Festigkeit* zu geben hat. Außerdem bleibt ihr immer noch der Wert und die Aufgabe der höchsten rein theoretischen Untersuchung der letzten Dinge, die Metaphysik, als Allerheiligstes im Tempel der Wissenschaft, wie Hegel es nennt; denn daß sie a priori Nichts oder Alles ausmachen könne, ist ja selber eine beinahe 3000jährige Frage, worüber also aus a posteriorischen Gründen zu entscheiden mindestens eine Frechheit ist; die Philosophie kann nur am Selbstmorde sterben.

Desto schwieriger scheint aber jetzt die Frage, woher es habe kommen können, daß sich die Wissenschaften für unabhängig erklären?... Einst war die Philosophie die alleinige, weil erste Wissenschaft; durch die immer größere Breite und Besonderheit ihrer Arbeit entwickelten sich allgemach die verschiedenen Fakultäten und Disciplinen. Diese bedürfen der Selbständigkeit gegeneinander, auf ihrer Trennung beruht ihre Festigkeit und ihre Klarheit, was man zusammen Wissenschaftlichkeit nennen kann. Die Natur nach theologischen, die Theologie nach historischen, die Geschichte nach juristischen (privatrechtlichen) und die Jurisprudenz nach philologischen Prinzipien bearbeiten, (dies ist alles dagewesen, vom scholastischen Mittelalter teilweise bis auf unsere Zeit) das ergibt unwissenschaftliche Wissenschaften. Dies hat ein von der Philosophie selbst so vielfach gefördertes und offen gepredigtes Streben nach Selbständigkeit jeder Wissenschaft herbeigeführt; aber der Bürger soll gegen den Nachbar und Mitbürger sich frei und selbständig benehmen, soll unabhängig von ihm sein. Sollte er darum auch gegen Staat und Gesetz unabhängig und aufständisch sich benehmen? Die empirischen Wissenschaften haben sich in letzter Zeit frei gemacht aus zwei Gründen: erstens, ohne einen d. h. aus bloßem Unverstand dessen, was eine Wissenschaft ist, welche für eine Sammlung von Tatsachen genommen wird (obwohl dies nie ganz gelingt; denn auch das prinziploseste Sammeln geschieht immer nach einem, wenn auch unvollständigen und falschen Prinzip); zweitens, weil die philosophische

Bildung, die Kenntnis des Allgemeinen und seiner Probleme so allgemein geworden, daß sie allerdings Philosophie (ich sage nicht *die*) „immanent" haben. Das sollen und müssen sie auch, sofern sie Wissenschaften sein sollen. Der Fehler aber liegt nur in der Meinung, daß sie es selber aus sich erzeugt haben. Dies ist einerseits nicht der Fall, wie historisch nachweisbar, (schon die Frage nach der Materie und nach dem Rechtsprinzip würde sich aus der rein empirischen Behandlung beider Objekte niemals ergeben), andererseits, wenn es der Fall wäre, desto schlimmer; denn diese Philosophie könnte nach dem Obigen nur einseitig und unvollständig sein.

Das Wesentliche aber ist endlich dies: jede Wissenschaft kann zu jeder Zeit so viel Philosophie, d. i. allgemeine Prinzipien und Methodik, als sie braucht (um eine Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes zu sein) enthalten, aber sie kann sie nicht für die Dauer *genügend fortbilden.* Der Fortschritt der philosophischen Prinzipien beruht, nach meiner festen Überzeugung, welche auf den Gang der Geschichte gestützt ist, darauf, daß sie die Totalität ihrer Objekte zu einer immer größeren und größeren Sonderung treibt, diese Besonderheiten so selbständig und frei und unabhängig von einander als immer möglich zur Erkenntnis entfaltet, und dann immer wieder zur Einheit zurückführt; mit diesen gewonnenen höheren, weil lebendigeren Prinzipien der Einheit beginnt sie das Werk der Trennung von Neuem, gewinnt dadurch wiederum größere, tiefere, concretere Einheit und so fort. In diesem Sinne und Triebe hat sie die Wissenschaften nach und nach aus sich entlassen, die durch geteilte Arbeit und selbständige Betrachtung gewonnenen klareren und höheren Einsichten als mehrgestalteten und gleichsam organisierten Stoff in sich zurückgenommen, ihm durch die erneute Verbindung neue Richtungen und Triebfedern mitgeteilt usw. Liegt also das Prinzip des Fortschritts in einer stets fortdauernden Vereinigung aller höchsten Resultate der einzelnen Wissenschaften, so ist offenbar, daß keine von diesen imstande ist, durch sich selbst dauernd für ihre Fortschritte zu sorgen. Allerdings haben wir demnach noch „eine recht herrliche Philosophie zu erwarten, die in der Republik der Wissenschaften sich als Gesetz und Ordnung, als das Selbstbewußtsein der Totalität des Wissens bewähren wird." Sogar eine Monarchie dürften wir es nennen, aber eine, in welcher die freie, individuelle Entwicklung jedes Bürgers nicht nur gestattet, sondern befördert wird, jedem aber für dieselbe immer höhere Aufgaben gestellt werden, durch immer tiefere und umfassendere Beziehungen zum Allgemeinen und Höchsten. Ein König von Königen und nicht von Sklaven ist die Philosophie. Also nicht eine solche sollen und wollen wir erwarten, welche sich wieder als absolute, fertige, für alle Ewigkeit letzte ausgibt, und um diese bleiben zu können, den anderen Wissenschaften nicht bloß Selbständigkeit, sondern auch den Lebensfaden abschneidet, damit ja nicht ein neues Resultat derselben ihre Unfehlbarkeit stürze; nein, allen soll sie erneute Trieb- und Lebenskraft fort und fort zuführen, um einen reineren, reicheren Stoff von ihnen zu empfangen...

[17] An Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling[1], Berlin

Den 4. Juli 1853

Ew. Hochwohlgeboren

wollen es einem Jünger der Wissenschaft gewiß verzeihen, wenn er sich die Freiheit nimmt, an den Veteranen und [die] Koryphäe in aller Bescheidenheit, welche die innigste Verehrung ihm einflößt, ein Wort zu richten, wozu der wissenschaftliche Eifer ihn antreibt.

Bei einer wiederholten Lesung Ihrer „Gottheiten von Samothrace“[2] hat das in dem Namen der drei Götter gemeinschaftliche Wort meine Aufmerksamkeit gefesselt, obwohl Sie dasselbe „als nicht bezeichnend für die besondere Natur einer jeden“[3] mit Recht übergehen und an der persischen Bedeutung des אחש sich genügen lassen konnten, glaube ich dennoch, Ihre Aufmerksamkeit für den folgenden Versuch einer etymologischen Deutung deshalb erbitten zu dürfen, weil dieser gemeinsame Name in derselben gerade auch die von Ihnen angenommene gemeinsame Natur in allen dreien anzeigt, sie sind Kabiren, d. h. חברים: die vereinten Zauberer oder Zauberkräfte. Und dies eben sagt, wie ich glaube, auch ihr allgemeiner Name, der ihren Besonderheiten vorgesetzt ist. אחש ist ein nomen proprium oder verbale aus dem Stamme חש mit א protheticon (wie z. B. in אצבע) oder was noch besser, da diese Namensbildung eine chaldäische (wo ja auch alle Geheimlehre am meisten blühte), es ist das Zeichen des Infinitivs des Aphel, welcher ein Verbalsubstantiv bildet, dergleichen sogar ins Hebräische übergegangen z. B. אזכרה Lob, von זכר „erwähnen“. Daß in der Stammsilbe חש der Begriff des Zaubers liegt, ist ganz offenbar, denn es sind 2 verba mit dieser Bedeutung daraus gebildet, נחש und לחש. Man kann nun אחש für אנחש mit (nach der Regel)

[1] In den Vorlesungen Schellings (1775–1854) an der Universität Berlin (1841), in den nachgelassenen Werken der letzten Phase seiner wandlungsreichen Entwicklung und schon in der Schrift „Über die Gottheiten von Samothrace“ (Stuttgart 1815), auf die sich der vorliegende Brief von Lazarus bezieht, waren Fragen der Etymologie und einer „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“ (1856/57, Werke 2. Abt. Bd. 11–14) in den Vordergrund getreten. – Lazarus gehörte weder zu den vielen unkritischen Bewunderern Schellings in der 1. Hälfte des 19. Jh.s noch zu seinen Verächtern. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Philosophen vermittelte Varnhagen von Ense 1853. Anscheinend aufgrund dieses Briefes schrieb Schelling an Lazarus: „Es wäre sehr wünschenswert, wenn auch andere, die des Hebräischen kundig und zugleich philosophisch bewandert sind, sich mit diesen ältesten Mysterien beschäftigen wollten. Von Ihnen erwarte ich noch Viel!“ (M. Lazarus' Lebenserinnerungen, S. 246 ff.; Lazarus erzählt dann S. 322: „...und ich erhielt von Schelling eine freundliche Antwort mit der Aufforderung, zu ihm zu kommen“). (B.)

[2] Die Abhandlung „Über die Gottheiten von Samothrace“ erschien erstmals 1815 bei Cotta, Stuttgart/Tübingen; auf sie beziehen sich die Seitenangaben in Lazarus' Brief. Die vom Herausgeber in Klammern hinzugefügten bezeichnen die entsprechenden Seiten der ersten Gesamtausgabe (Stuttgart 1856–61).

[3] Seite 11 (S. 351).

ausgefallenem Nun [נ] ansehen; noch besser aber scheint mir, die Grundbedeutung schon in dem zweilautigen Stamm als vorhanden anzunehmen, das Lamed [ל] und Nun [נ] aber als spätere Formvollendung; denn daß נחש nicht von dem verwandelten (Schlange) seine Bedeutung habe, nämlich „aus der Beobachtung der Schlangen wahrsagen", dafür bürgt schon der Umstand, daß auch לחש dieselbe Bedeutung habe. Ich werde weiter unten zeigen, die Schlange habe selbst ihren Namen aus der angegebenen Bedeutung der Stammsilbe.

Verfolgen wir die Genealogie dieses Stammes und seine ganze Ausbreitung in der Sprache, so finden wir als Grundbedeutungen: (ich glaube, die etymologische Ansicht zu Grunde legen zu dürfen, daß die Rückführung aller Stämme im Hebräischen auf eine 2 consonantige Wurzel wohl nicht durchweg, gewiß aber da zulässig ist, wo nur quiescentia wie ו, ה, י oder Vorschlagssilben wie א und נ hinzutreten. Anm.) erstens in חוש empfinden, fühlen, wahrnehmen, die passive empfangende Tätigkeit des Geistes (woraus vielleicht die späteren Verbindungen mit ב in חשב aktives Denken, und ר in רחש begehren); zweitens in חשה schweigen; drittens in חיש eilen; liegt nun alles Dreies im Grundbegriffe, so ist es gerade *der Zauber der Schöpfung, die wunderbar schnelle, stillschweigende Empfängnis.* Wenn nun אחש die Zauberkraft überhaupt andeutet, so kann dennoch in jeder einzelnen Gottheit noch eine nähere Bestimmung des Grundbegriffs vorgewaltet haben, in Axieros „die *Empfindung* der Sehnsucht", in Axiokersa der „schweigende Zauber", denn es ist wohl erwähnenswert, daß keine Tätigkeit in der ganzen Natur als gerade das Wachstum – die Tat der Ceres – durchaus lautlos vor sich geht. Schweigen ist ja überhaupt eine der wesentlichsten Bedingungen für das Gelingen jeden Zaubers nach dem Glauben *aller* Völker, demnach ebenso die Eigenschaft der Gottheit nachzuahmen ist, um deren Kräfte zu seinen Gunsten zu wenden, wie umgekehrt die Strafe derselben den Segen ihrer Eigenschaften entzieht, also Ceres mit Hunger straft. Beachtenswert ist wohl hierbei noch, daß des Osiris und Isis, also Axiokersas und Axiokersos Sohn Sigalion oder Harpokrates ist, dieser aber vor den Türen aller ägyptischen Tempel stand, gleichsam Schweigen gebietend, indem er ja den Finger auf den Mund haltend dargestellt wurde. – Vielleicht ist endlich drittens in Axiokersos der Grundbegriff der Schnelligkeit, eine Eigentümlichkeit in der zauberischen Kraft, vorwiegend.

Wir werden noch eine andere Bestätigung für unsere Erklärung des חש als Zauber finden, wenn wir auf den Begriff der נחש Schlange, sehen. Mir scheint, dies Wort bedeutet selbst nichts anderes als gerade „Zaubertier", und daß sie als Symbol aller zauberischen Macht angesehen wird. Daraus scheint erklärlich, daß Proserpina mit Schlangen am Kopfe und an den Füßen dargestellt wird, und indem sie zugleich die Dreigestaltige heißt, ist sie eben Einheit der Kabiren Axi oder Achasch überhaupt.

Daß in der Schlange eine ganz vorwiegende Beziehung zum Zauber angenommen wurde, ist auch daraus ersichtlich, daß wo in den verschiedensten

Wendungen von Beschwörung die Rede ist, gerade die der Schlange vorkommt, so Pred. 10, 11, Ps. 58, 5–6 und Jerem. 8, 17. Und deutet nicht die ganze Geschichte des Sündenfalls auf einen solchen Begriff von der Schlange? Ja liegt nicht beinahe das gerade in ihr, was jene 3 Kabiren zum Teil bezeichnen: die Anregung der *Sehnsucht*, die Überredung vom Baum des *Lebens* zu essen, und schließlich durch sie der *Tod*? (Pros[erpina], Ceres und Hades) Nimmt man dazu noch die Aufrichtung der Schlange als Heilmittel, so erkennt man das tiefere Wesen der נחש, der Zauberwirkung.

Aber selbst als todbereitend sieht die rabbinische Geheimlehre die Schlange nicht als eine vernichtende Macht an – so wenig Hades eine solche ist –, sondern als zauberische Metamorphose zu immer höherem Leben; daher sie die tiefsinnige Erklärung geben konnten zu Gen. 1, 31: „es sah Gott alles, was er gemacht hatte, daß es *sehr gut* sei טוב מאוד; טוב, das ist der gute Trieb, טוב מאוד „sehr gut", das ist der böse Trieb i. e. die Schlange.

Erlauben Sie mir, hochverehrter Herr Professor, noch einige Bemerkungen. Zu S. 12[4] und Ihrer Ansicht, daß Nacht nicht Finsternis, das dem Licht nicht feindliche, sondern „auf das Licht harrende Wesen", möchte ich die Vermutung fügen, daß selbst „Finsternis" im Hebräischen חשך eben diesen Sinn andeutet. Denn kaum dürfte sich eine andere Etymologie finden lassen – und einen Verbalstamm müssen wir wohl für jedes, auch einfachste Substantivum suchen – als חשך entbehren, entziehen, ermangeln. Der Unterschied von Sin und Schin ist in den Augen des Kenners der hebräischen Sprache eben keiner; nirgends natürlicher als hier konnte die spätere Bezeichnung des engeren Begriffs: Lichtmangel durch eine kleine Lautveränderung bestimmt und fixiert worden sein. Ich wage sogar – obwohl mit scheuer Behutsamkeit – die Vermutung auszusprechen, auch dieser Begriff, wie das Wort, habe sich aus dem einfachen Stamme חש entwickelt. Zunächst spricht dafür, daß auch חשה, und da das ה unhörbar und dazu in den meisten Formen ganz wegfallend ist, demnach der einfache Stamm חש schon die Bedeutung von חשך hat. Neben dieser letzteren ist eine gleiche Entwicklung des stärkeren חשק als Sehnen, Gelüsten sehr natürlich. Es konnte demnach wenigstens dieser einige Stamm und Grundbegriff ein Wesen oder Tätigkeit bedeuten, worin alle die angegebenen Elemente enthalten waren: die *schweigende, Mangel* und *Sehnsucht empfindende* (Nacht) *eilend* zur Empfängnis durch *Zauber*kraft. Diesem gegenüber stände dann אור und רוח [Licht und Geist]. Doch genug der dunkeln Vermutungen. Interessant dürfte Ihnen vielleicht die Tradition in Bamidbar Rabba Cap. 20 sein, daß die Juden schon in Egypten eine Geheimlehre hatten, die sie aber nicht veröffentlicht und mitgeteilt haben. Dies wird ihnen als Verdienst und Grund der Erlösung angerechnet, neben den anderen, daß sie ihre Namen, ihre Sprache und ihre Keuschheit unverletzt erhielten. Zur 107. Anmerk. S. 97[5] möchte ich noch bemerken, daß נפלים [Riesen]

[4] (S. 352). [5] (S. 408).

nicht bloß durch Körperstärke ausgezeichnet waren; das Wort wird von den alten Hebräern auf נפל fallen zurückgeführt, und ich glaube deshalb – wie man auch eine höhere oder zauberhafte Kraft aus dem Worte deuten mag – daß sich Bileam aus diesem Grunde und in diesem Sinne נפל nennt, wenigstens langt eine andere bisherige Erklärung an jener Stelle 4. B. M. 24, 4 schwerlich hin.

Dies führt mich auf den Metatron[6]. Wenn auch nicht den Begriff, so halte ich doch mit aller Sicherheit dieses Wort für das griechische μετὰ θρόνος und heißt also „der hinter dem Throne Stehende". Halten Sie, hochverehrter Herr Professor, diese Etymologie nicht für eine der Art, welche Sie in der 29. Anm. mit allem Recht als nichtig und unzulänglich abgewiesen. In Folgendem glaube ich einen genügenden Beweis zu finden. Ein ganz gleicher Ausspruch wie der über Metatron findet sich im Talmud[7] über סנדלפון, [Sendelphon], nämlich: „man sagte über ihn, über Sendelphon, daß er höher ist als seine Genossen חבריו 500 Jahre Weges" und nun folgt weiter: „und er steht hinter dem Throne מרכבה und knüpft Kronen etc. etc." Offenbar ist dies die Erklärung für μετὰ θρόνος. Wer und woher nun dieser סנדלפון? Dieser scheint ebenfalls griechischen Namens und zwar סנדלפון [συνάδελφος], der Zwillingsbruder, und wir hätten in diesen beiden die Dioskuren vor uns. Bemerkenswert ist aber noch, daß einige Texte an dieser Stelle über Sinadelphon (so würde ich jetzt sprechen) anstatt מחבריו haben מחברו, wenn diese echt, so würde er wiederum 500 Jahre höher sein als Metatron; indes scheint mir richtiger, daß beide gewissermaßen eine Persönlichkeit ausmachen. – Überhaupt ist jene ganze Stelle in ihren weiteren Äußerungen höchst bedeutsam für das Verhältnis Gottes zur Welt und den himmlischen Mächten, und ich würde sie ganz fortsetzen, wäre es nicht zu weitläufig und müßte ich nicht vermuten, daß sie Ihnen ohnehin bekannt sein wird. Wenn ich nun Ihrer auf S. 108[8] ausgesprochenen Ansicht über die jüdische Kabbala von ganzem Herzen zustimme, so entsteht desto dringender die Frage: wie kommen die Hebräer dazu, griechische Namen zu gebrauchen? Woher sie dieselben überhaupt haben, macht keine Schwierigkeit, denn wenn sie direkte, unmittelbare Verbindung mit den dortigen Geheimlehren pflegten, so hatten sie dieselbe durch Egypter. Aber weshalb gebrauchen sie sie? Ich glaube, weil in späterer

[6] Lazarus bezieht sich hier auf Anmerkung 72, S. 76/77 (S. 394) und Anmerkung 113, S. 107/08 (S. 416).

[7] Chag. 13 b.

[8] Seite 108 (S. 416) schreibt Schelling: „...so viel getraue ich aus noch ziemlich oberflächlicher Bekanntschaft mit derselben [der jüdischen Philosophie oder Kabbalah] zu beweisen, daß sie Trümmer und Überbleibsel enthält, sehr entstellte, wenn man will, aber doch Überbleibsel jenes Ursystems, das der Schlüssel aller religiösen Systeme ist, und daß die Juden *nicht* ganz unwahr reden, wenn sie die Kabbala für Überlieferung einer Lehre ausgeben, die außer der in den schriftlichen Urkunden vorhandenen, geoffenbarten (eben darum offenbaren), als umfassenderes aber geheimes, nicht allgemein mitgeteiltes noch mitteilbares, System vorhanden war."

Zeit die eigene Sprache nicht genügte, um die Geheimnisse geheim genug zu halten, worauf nach unsäglich häufigen Nachrichten ein großes Gewicht gelegt wurde; so mochten sie griechische Namen in demselben Interesse wählen, in welchem sie, wenigstens teilweise, die künstlichen Formen der Darstellung: Zahlen, Notarikon etc. wählten.

Ich kann dieses Schreiben nicht schließen, ohne noch einmal, wenn nicht die Hoffnung, so doch den Wunsch auszusprechen, daß ich Ihnen, hochverehrter Herr Professor, selbst wenn Sie nichts Anerkennenswertes darin gefunden, nicht lästig geworden sein möge; wollen Sie mir daher die ergebenste Bitte gestatten, daß Sie dies Blatt in jedem Falle als ein kleines Zeichen annehmen wollen des Dankes, den ich für die empfangene hohe Belehrung hege, wie der innigsten und tiefsten Verehrung, mit welcher ich bin

Ew. Hochwohlgeb. ganz ergebener
Lazarus

[18] An Heymann Steinthal, Paris

Berlin, den 31. Juli 1853

... Nun zur Determination. Erinnerst Du Dich noch jenes Freitag Abends, als Du auf der Stelle meiner Frau saßest und heftig gegen die Freiheit disputiertest und ich ebenfalls – vielleicht das einzige Mal gegen Dich – heftig für sie. Ich erinnere Dich daran, nicht um zu triumphieren, sondern because I also am grand! in demselben Sinn, wie Du es meinst, ich erinnere Dich daran, um Dir zu sagen, Du stehst jetzt ebenfalls am spekulativen Durchbruch, wie ein Kantianer sagen würde, am herkulischen Scheidewege der Ethik und Metaphysik, wie ich sage. Das war von jeher der Punkt, wo ich von Herbart abwich, wo auch meine Psychologie – *nicht um dieses Punktes willen,* das wäre Kritik aus Konsequenzen – sich von der seinigen scheidet und deshalb auch rückwärts die Prinzipien verändert. – Zwar ein Unterschied zwischen häßlich und schlecht, schön und gut bleibt auch bei Herbart unleugbar, nämlich weil einer ist zwischen *Wollen* und *Sein,* ob auch das Wollen ein Naturprodukt ist; (bei Spinoza aber gibt es gar kein Wollen, denn es ist nur modus negandi et affirmandi, nämlich im Erkennen, im Denkprozeß). Aber eben dieser Unterschied führt consequent und nicht bloß weil wir grand sind, zur Freiheit. Meine Absicht ist kurz aus Folgendem zu ersehen: auch die sittliche Entwicklung der Menschheit ist etwas Objektives, Faktisches, Seiendes, so gut wie die Entwicklung der Erde aus neptunistischem oder vulkanistischem Urstoff zum Pflanzen- und Tierleben; die theoretischen Vorstellungen sind der psychologische Urstoff und das Ethische die Organisation, obwohl die Differenz hier im Geiste noch viel größer sein mag, als im Physischen; am wenigsten darf

man das Bild urgieren und lange festhalten, denn in diesem Verhältnis sind beide Glieder und alles anders. So wenig man nun das Organische in und aus dem Mechanischen begreifen und dartun kann, ebenso wenig das Ethische aus dem Theoretischen. Da es aber dennoch faktisch und objektiv eine besondere und höhere Seite im Menschen ist, so müssen wir besondere Prinzipien dafür finden, und alle Erklärung aus dem psychologischen Mechanismus ist eine Verwechslung und Verwirrung. Spinoza hat gänzlich das Sittliche mit dem Physischen, die Ethik mit der Metaphysik identifiziert, um feste Prinzipien zu finden, aber um den Übergang von dem Einen zum Andern zu finden, wird das Wesen und die Eigentümlichkeit dieses Andern aufgegeben und aufgehoben, dann hat man natürlich die Einheit. Wie wenn man einen Menschen, um ihm den Materialismus zu beweisen, totschlägt; das Mittel ist probat. – Aber – das ist ein gutes Aber – man hat es nur *sich selber*, nicht *ihm* bewiesen, sich selber, weil man vorher schon so dachte und es glaubte, daß im Körper wie im Cadaver keine Seele sei. Herbart geht nicht so weit, aber er sucht doch *Einheit* des Ethischen mit dem ganzen Geist, da findet er *Ähnlichkeit* mit dem Ästhetischen und nimmt diese für jene. Allerdings bildet das Ästhetische den Übergang vom Theoretischen zum Ethischen; das *Gefallen* ist eine Befreiung des Denkens vom objektiv Seienden. Aber da entsteht die Frage nach der Freiheit schon im Ästhetischen; was ist Gefallen? wie kommen die Menschen dazu, außer dem Urteil über das Sein der Dinge noch sonst was zu sagen oder zu haben. Freilich hier vertuscht sich die Frage nach der Freiheit, weil diese nur eine halbe, nur eine Viertelsfreiheit ist. Und doch ist es leichter, das Ethische mit dem Ästhetischen gleichzusetzen, als mit dem Physischen und Metaphysischen, daher Herbarts Verhältnis zu Spinoza.

Hier hast Du zugleich eine psychologische Kritik. – Aber weiter! Das Ethische liegt in dem Gefallen und Mißfallen eines Willensverhältnisses. Zugegeben; aber das Gefallen ist noch kein Wollen! Also wenn mir irgend ein Wille gefällt, so will ich ihn damit noch nicht. Und gerade im Wollen liegt die Freiheit. Es sei also *notwendig* so oder so zu urteilen, so folgt daraus noch nicht das Wollen als ein Notwendiges. Dies eben hat Herbart verwechselt. Ich will aber meine Ansicht übersichtlicher darstellen in der Aufzählung der Momente der Erhebung des menschlichen Geistes zur Freiheit.

1. Sinnlichkeit. Eine Tätigkeit des Menschen, wozu er aber von außen so lange *gezwungen wird*, als er noch keinen absichtlichen Widerstand leisten kann, durch Abstraktion oder anderweitige Beschäftigung. Er ist tätig, aber die Sachen treiben ihn zur Tat.

2. Theoretisches Erkennen; er faßt das Sinnenbild als Vorstellung auf, wiederholt, ordnet, verbindet die Vorstellungen. Der Inhalt seines Tuns der Vorstellungen ist durch die Dinge, die Objekte bedingt, aber schon die Ordnung und Verbindung ist eine von den Dingen unabhängige Tat, sie folgt aber Gesetzen, welche, wohlgemerkt, nicht mehr in den Dingen, sondern in den Vorstellungen liegen.

3. Selbstbewußtsein, Philosophie und Religion. Das Ich erfaßt sich selber als Subjekt seiner Vorstellungen – mehr oder minder deutlich –; macht sich zum Mittelpunkt der Dinge, ist ein Stück dieses Mittelpunktes und entwirft in dessen Namen eine Weltordnung, faktisch eine Vorstellungs-Ordnung.

4. Ordnung ist der Grundbegriff des Schönen, des Ästhetischen, und wenn es scheinen könnte, als hätten die Menschen früher das Ästhetische als die Philosophie, so ist zu bedenken, nirgends wohl war Kunst vor der Götterlehre. Ordnung ist schon ein theoretisches Bedürfnis und entwickelt erst das Ästhetische. Dieses, das Gefallen und das Bilden nach diesen, ist ein Akt des Menschen, sein eigenes Tun, unabhängig von der Natur der Dinge, er legt ihnen eine Beschaffenheit d. h. Beziehungen bei, die nicht in ihnen sind, er also auch nicht aus ihnen hat; es ist seine freie Tat (ich rede von der Menschheit im Ganzen). Aber nicht eine bloße Erfindung, wie Spinoza meint, sondern eine in den Entwicklungsgesetzen seines Geistes begründete. Er muß die Dinge ästhetisch ansehen, wenn er als Mensch denkend sich verhält, aber die Notwendigkeit dazu liegt nicht in den Dingen, darum ist sein Tun *frei,* es liegt *in seiner Natur,* darum ist es *notwendig.*

5. Wollen. Dem Begriff nach das Letzte, der Zeit nach früher und in den vorigen schon mitwirkend. Aus folgendem Grunde: es knüpft unmittelbar an die Sinnlichkeit, denn diese ist nicht bloß Wahrnehmen, sondern auch Begehren, als solches rein sinnlich und natürlich κατ' ἐξοχήν insofern der Mensch auch Natur ist, leiblich. Auch für das Ästhetische gibt es eine sinnliche Basis, das Fühlen nämlich des Behagens und Unbehagens. Wollen aber ist vom Begehren durchaus verschieden, ich will essen und ich habe Hunger, ist himmelweit auseinander, dies sagt der Magen, jenes die Seele! Wollen ist das Begehren der Seele, wie Erkennen die Anschauung der Seele und ästhetisches Gefallenhaben das Fühlen der Seele. Wollen bezieht sich also *nur auf Vorstellungen,* alles Sinnliche als solches fällt ins Begehren. Alles Wollen als solches ist durchaus frei, denn alle Vorstellungen in der Welt, die ich habe, involvieren nicht, daß ich etwas will. Was will das Wollen? Nichts als die Freiheit!

Ich will eine Ordnung der Vorstellungen nach meinem Willen! Überlege Dir diesen Punkt genau, ob das Wollen, verschieden vom Begehren, irgend etwas in der Welt wollen kann, als eben sich selber, Wollen, d. i. freies Wollen, eigenes Bestimmen seiner Vorstellungen.

Fichte war hier auf gutem Wege, aber er hat vergessen, was ich nachholen will, nachzuweisen, wie alles Ethische, alles Wollen darauf hinausläuft, daß der Mensch selber seinen Vorstellungsinhalt, also sein inneres Leben *bestimmen* will. Nicht ein Kampf gegen die Natur, aber eine freie Herrschaft über sie, ist die Tendenz des Willens, welche deshalb zuweilen zum Kampfe führt. Die praktischen Ideen sind die Normen des Wollens in verschiedenen Richtungen; daß sie nur Norm und nicht wirkende Ursachen sind, lehrt die Erfahrung; betrachte aber einmal ihren Inhalt genauer, so wirst Du finden, daß

sie nur feste und höchste Formen sind für die Freiheit des Menschen über die Natur. Es ist ganz richtig, daß Herbarts Ethik zu ästhetisch ist, d. h. es ist nur die Form des Wollens, welche den Beifall erzeugt, in der Tat ist es der Inhalt. Nicht weil die Ideen gefallen, sind sie sittlich, sondern weil sie sittlich sind, d. h. weil sie die Norm der Freiheit und Selbstbestimmung der Menschen ausdrücken, gefallen sie...

Du wirst aus meiner obigen Ansicht über Willen und Freiheit sehen, was ich von Deinen Einfällen über Logik halte; es sind hübsche Einfälle, die wohl hier und da einmal Warnungstafeln, vielleicht Wegweiser werden können. Soll die Logik nach der Ethik oder Ästhetik reformiert werden, so müssen letztere zuerst daran; nun soll die Ethik nicht bloß Musterbilder aufstellen, sondern vor allem lehren, worauf geht in aller Welt der Wille? auf Freiheit des und der Menschen! er soll sich deshalb nach jenen Musterbildern gestalten, dann erreicht er seinen Zweck aufs höchste. Jene Frage ist keine psychologische; denn sie geht nicht auf das Wie, sondern auf das Was des Wollens; Freiheit ist nicht bloß eine psychologische Beschaffenheit, sondern die Tendenz, der Zweck des Wollens. Auf dies Was soll aber gerade Rücksicht genommen werden, die Ethik soll sagen, was der Mensch wollen soll und was nicht, es ist garnicht einerlei, was gewollt wird. *Das ist meine Ansicht.* Nun die Logik. Deine 5 Ideen ließen sich wohl auf die Eine: Richtigkeit des Urteils zurückführen; vgl. einmal Herbarts Encyclopädie, 2. Abschnitt, § 171, wo angegeben ist, weshalb es gerade 5 und diese 5 Ideen gibt, nicht mehr, nicht minder...

Fassen wir nun die Grundtendenz der Logik: Wahrheit. Hieraus müssen sich die Musterbilder oder Ideen der Logik durch die Betrachtung des Denkens und seines möglichen Verhaltens zu den Objekten entwickeln lassen. Damit kommt wieder das Was in die Logik, und das soll es auch, eben weil die Begriffe nicht so selbständige Wesen sind, als welche sie bei Herbart auftreten, sondern Produkte des Geistes, Erzeugnisse jenes Strebens nach Wahrheit, und gemäß diesem Streben müssen sie verbunden werden. –

Die Idee der beseelten Gesellschaft ist von Herbart meines Wissens nirgends weiter ausgeführt, wie oft sie auch anklingt und anstimmt. Auch zu ergänzen wäre sie innerhalb der Herbartischen Weltanschauung, soweit sie von ihm geführt ist, schwerlich; und zwar gerade weil jener Punkt unzugänglich, den Du berührst, die Hinweisung auf Kants Reich der Zwecke... Kant fingiert eine rein intelligible Welt von freien Geistern, zu welchen wir Menschen dann als Glieder gehören können, wenn wir nach Maximen der Freiheit, als ob sie Gesetze der Natur wären, uns verhalten. Gerade Herbarts Metaphysik läßt uns im Stich, wenn wir, die beseelte Gesellschaft, in ihnen wohnen und deren Wesen erfassen wollen, und das geht ohne Metaphysik nicht. Soll die Gesellschaft eine beseelte sein, so muß sie aus der Freiheit hervorgehen und Freiheit zum Ziele haben, die Seele der Gesellschaft ist die Freiheit. Nicht ein Naturprodukt darf sie sein, sie selbst muß sich ein Produkt schaffen, welches über alle Natur hinaus liegt, weil es frei von ihr, frei im Weltall, neben Gottes

Thron steht. Nicht bloß vorwärts, über sich hinaus keinen Zweck suchend, sondern Selbstzweck, sondern auch hinter sich kein Mittel suchend, sondern Selbstmittel. Nicht bloß die Schlange sagte dies, sondern Gott selber. Die Entwicklung dahin begreift man aber nur, wenn man alles Wollen untersucht und dann zusieht, ob das Motiv denn in der Tat irgend etwas anderes als bloße Freiheit ist. Kant war unserem Gedanken nahe, aber er scheiterte daran, daß er die Motive für sinnlich hielt; die wenigsten sind es, und sie fallen dem allerdings determinierten Begehren anheim. Alles Wollen aber sucht Freiheit verschiedenster Form. Wenn alle sich dessen bewußt werden, und es nach Anleitung der praktischen Idee tun, dann entsteht die beseelte Gesellschaft, wozu unsere sich verhält kaum wie eine Bande zum Staat...

[19] An Gustav Gumpel, Braunschweig

Berlin, den 11. Februar 1854

... Sie verlangen auch meinen ausführlichen Rat wegen Überweisung des Kindes an eine religiöse Gemeinschaft; das ist ein Fall, wo kein Freund seine Meinung aus irgend welchen Gründen zurückhalten darf. Aber ausführlich könnte der Rat natürlich nur in Bezug auf die Gründe werden, welche ihn unterstützen sollen; dies offenbar wünschen Sie deshalb, um zu sehen, ob mein Rat auch aufgenommen zu werden verdient. Allein es ist schriftlich kaum möglich, am wenigsten in einem Briefe, und vielleicht nur in einer längeren wechselnden Correspondenz; denn gegen jeden Grund, den ich etwa anführe, läßt sich gewiß etwas einwenden, so daß er nicht sicher und mit Gewißheit wirkt auf die Überzeugung, andererseits glaube ich, würde es wahrscheinlich auf meiner Seite gegen die Einwendung wieder etwas zu replicieren geben –, man kann eben alle die Motive nicht so ausführen, wie es wünschenswert ist. Glauben Sie aber nicht, lieber Freund! daß dies eine Schanze ist, hinter welche ich mich zurückziehe, um Ihre Bitte dennoch abzuschlagen und mich gegen jedes Verargen zu decken. Vielmehr will ich Ihnen von ganz aufrichtigstem Herzen nach reiflicher Überlegung „ohne Vorurteil", so weit ich dessen irgend mächtig bin, meine Ansicht sagen, für welche aber, wie gesagt, mehr Motive noch in meinem Innern sind, als ich hier aufschreiben kann. Ja Sie können in Wahrheit denken, daß dies meine feste Überzeugung ist, welche ich gegen alle Angriffe zu verteidigen mich im Stande glaube, wenigstens insoweit, daß ich selbst, und wer irgend auf meinem Standpunkt stehet, nicht erschüttert würde. Sie sollen also zwar nichts zwischen den Zeilen lesen, wohl aber *vor* denselben sich eine reifliche Überlegung, *nach* denselben sich eine ruhige und rüstige Überzeugung vorstellen, die in meiner Seele leben. Ich verfolge zunächst Ihre Gedanken. Sie stehen zwischen zwei orthodoxen Schwieger-

müttern. Von beiden und deren Wünschen müssen Sie, mein Freund, als Mann unberührt bleiben, nicht bloß, weil beide in ihrem Gegensatze wie plus und minus sich aufheben, beide als Großmütter gleiche Geltung verdienen, sondern weil beide keinen Einfluß haben dürfen, beide handeln und fordern nicht aus *Gründen,* sondern aus *Neigungen,* angeerbter festgewurzelter *Meinung,* beide haben Recht für sich; keine von beiden hat ein Recht, etwas von Ihnen zu fordern, zu wünschen. Sie mögen nun selbst indifferent dagegen sein oder nicht; immer dürfen Sie aus der Indifferenz nicht heraustreten, um dem Wunsche einer von beiden Frauen zu genügen. Es gilt eine Bestimmung über ein Kind der *folgenden* Generation, da darf *höchstens* die jetzige, nicht die vorige (also dritte vom Kinde) entscheiden; zumal, dies wiederhole ich, wenn deren Entscheidung durchaus nicht als aus vorurteilsfreier Erwägung hervorgegangen anzusehen ist. Je natürlicher der *Wunsch* auf beiden Seiten ist, desto weniger *Grund* kann er sein. Ich gehe soweit zu behaupten, daß wenn eine von beiden Müttern (was Gott noch lange verhüten wolle) zu den Seligen gehörte, auch dann der alleinstehende Wunsch auf einer Seite Sie nicht bestimmen dürfe. Hierüber genug.

Ihnen und Ihrer Frau ist beides ziemlich gleichgültig, und dennoch möchte Ihre Frau das Kind dem Judentume nicht überwiesen sehen, solange noch lächerliche Vorurteile daran kleben und die Stellung im Staate [nicht] eine freiere ist. Wohlan! Wenn es Ihnen beiden an und für sich als eine Äußerlichkeit gleichgültig ist, so ist es notwendig, daß Sie das Kind beschneiden lassen. Denn darauf rechnen, daß sich das Kind später einmal auf eigenen Wunsch beschneiden lasse, ist durchaus unwahrscheinlich, somit versperren Sie mit dieser Unterlassung dem Kinde die Pforte zum Judentum. Dagegen kann aber ein beschnittener Mensch sich immer noch ohne alle Hemmung und Hindernis zum Protestantismus bekennen.

Der Unterschied, daß es dann ein getaufter Jude ist, sonst aber ein reiner Christ, kann durchaus ebenfalls nicht gelten, denn die lächerlichen Vorurteile haften an dem *Sohn des Juden,* ob er zu 6 Wochen oder 20 Jahren getauft ist. Also: Die freiere Stellung der Christen im Staate kann der Neugeborene sich immer erwerben durch einen späteren Übertritt; die Vorurteile aber schüttelt er durch eine jetzige Taufe ganz und gar durchaus nicht ab.

Demnach wäre gegen das Beschneiden von Seiten Ihrer Frau nur noch Folgendes einzuwenden: wenn Ihr Kind Jude wird und später dem Judentume mit wirklicher Überzeugung anhängend bleibt, dann würde ihm die freiere Stellung im Staate entgehen. Allein bedenken Sie wohl, mein teurer Freund! und auch Ihre Frau möge dies reichlich bedenken, was Sie eigentlich wollen: Das Glück Ihres Kindes. Nun gehört die freie Stellung im Staate zuweilen zu diesem Glücke, hat manchmal Einfluß darauf. Aber ich bitte Sie, welch ein Minimum von Glück ist in dieser Stellung möglich gemacht. Bedenken Sie, wie viel Tausende und Abertausende von Faktoren dazu gehören, ehe das Produkt herauskommt, ein glücklicher Mensch. Wie wenig bedeutet dies Eine, was Sie

für das Kind tun wollen. Sind nicht Tausende von Juden, selbst wo ihnen weniger Rechte gegönnt sind als in Braunschweig, glücklicher als Millionen Christen mit ihrer freien Stellung? Ist diese nicht ein Zähler, wozu das Schicksal erst den Nenner macht, und der in vielen Fällen eine Million sein kann? Was heißt es überhaupt: Eltern wollen für das *Glück* eines Kindes sorgen, vollends durch ein solches Element, das in tausend Fällen nicht Einmal zur Anwendung kommt, und wo es dazu kommt, noch lange kein Glück bedeutet? Gesetzt es läge in Ihrer Hand, dem Kinde durch die protestantische Taufe nicht nur die *Möglichkeit* zu irgend einem Amte im Staate, sondern schon ein hohes Amt selber zu verschaffen, verbrieft und versiegelt, könnten Sie dann behaupten, zu dem *Glücke* des Kindes schon etwas getan zu haben? Wohl kann ein Amt der Boden des Glückes, das Fundament dazu sein; aber tausend andere Berufsarten, welche dem Juden frei stehen, können dies ganz eben so sehr. Also die freie Stellung im Staate ist von gar keinem Gewicht. Die lächerlichen Vorurteile aber, welche der Knabe zu erdulden haben wird, wenn er beschnitten wird und infolgedessen Jude bleibt? („Infolge dessen" ist ohnehin sehr zweifelhaft, und eine spätere selbständige Taufe hat keinerlei Art von Schwierigkeit.) Ich glaube, die Vorurteile gegen den christlichen Sohn eines Juden sind indessen ebenso schlimm, ich denke, sogar schlimmer, öfter unangenehmer hervortretend, als gegen den jüdischen Sohn eines Juden. Hier will ich sogleich anmerken, daß ein ungeheurer Unterschied zwischen Juden und Christen gerade in Bezug auf das Vorurteil stattfindet. Lassen Sie Ihren Sohn Jude werden, so wird er von allen Juden, selbst den orthodoxesten, keinerlei Vorurteil zu erdulden haben dafür, daß er der Sohn einer christlichen Mutter ist; wohl aber, wenn er Christ wird, alles was jeder Jude [erduldet] zu fühlen haben, weil er Sohn eines Juden ist. Ich bin kein Ideologe und hege keine sanguinischen Hoffnungen; doch bin ich überzeugt, daß man in 20 Jahren (zu der Zeit, da Ihr Sohn mit Gottes Hilfe reif zu einem Manne sein wird) das Judentum und die Juden gerade um dieser wahrhaften Toleranz willen, hochschätzen wird.

Noch bemerken Sie: Ob eine christliche Mutter jüdische Kinder erziehen kann? Ich frage: sind neun Zehntel der (deutschen) jüdischen Frauen zumal aus der Klasse, aus welcher Sie geheiratet hätten, denn *jüdische* Mütter? Sind diese geeignet, *Juden* zu erziehen? Nein! Doch werden es Juden durch das Judentum. Ihre Frau wird für die Erziehung Ihres Knaben vielleicht nicht weniger tun, als manche Frau eines heutigen Rabbinen, sie hat aber auch nichts dafür zu tun jetzt, wo nicht die Gewohnheit der Zeremonien gepflanzt, sondern der Geist im Kampfe der öffentlichen Meinungen gebildet werden soll. Und dann: Ihre Frau kann keinen jüdischen Knaben erziehen, zugegeben, aber Sie können noch viel weniger protestantische erziehen, Ihre Frau wird nichts *für* das Judentum des Kindes, Sie aber werden unendlich viel *gegen* das Christentum desselben tun. Dies sollen Sie nicht bloß, dies werden Sie unwillkürlich, weil Sie, mein Freund, gar nicht anders können.

Nun bliebe nur noch der Ausweg: keines von beiden, weder Beschneidung, noch Taufe. Dagegen bin ich am aller entschiedensten. Nicht bloß, weil dadurch das Judentum doch höchst wahrscheinlich ausgeschlossen, (denn eine spätere Beschneidung ist, wie oben bemerkt, nicht zu erwarten) und der Knabe ist dann immer nicht ein unbeschnittener Jude, sondern ein ungetaufter Christ *(wie ein Wiedertäuferkind)*, sondern weil dieser Zustand alles *äußeren Haltes entbehrt*, welcher in der Jugend der Boden und die Stütze des Inneren sein muß. Das Kind muß wissen, was es schon ist, wenn es lernen, begreifen und erstreben soll, was es zu werden hat. Dies ist überhaupt der wahre und tiefe Sinn aller Taufe und Beschneidung, aller elterlichen Bestimmung über die Religion des Kindes. Es gilt auch hier der Grundsatz: Aus Nichts wird Nichts. Eher kann aus einem Christen ein Jude und aus einem Juden ein Christ werden, als aus einem Kinde, das gar keine Religion hatte, ein Jude oder Christ. Ich warne Sie nachdrücklich vor diesem Schritt, vor diesem religiösen Aussetzen des Kindes, eher mag doch Einer sein Kind Fremden überlassen, als es auf eine wüste Insel aussetzen.

Ich komme demnach zu dem festen Schlusse: Sie lassen den Knaben beschneiden, machen ihn zu einem Enkel Abrahams. Gründe will ich weiter nicht anführen; ich begnüge mich, alles besprochen zu haben, was Sie selbst berührten. Daß ich nicht im Interesse und auf Geheiß des Judentums dies rate, werden Sie einsehen. Nie hat das Judentum auf Proselytenmacherei was gehalten, in der richtigen Schätzung der Zahlen in Bezug auf die Religion, daß durch die größere wenig oder nichts gewonnen ist. Dies beruhte wiederum auf der Einsicht, daß auch die Massen, welche Juden heißen, nicht das Judentum ausmachen, daß jene nur das Gefäß sind, in welchem dieses aufbewahrt werden soll für die Welt des Geistes, für eine höhere Zukunft im späteren Diesseits, im baldigen Jenseits. Daher der Midrasch sagt: „Wer nicht von den Liebevollen, Wohltätigen, Schamhaften ist, ist nicht von den Söhnen Abrahams", ob er auch ein Jude ist. Dieser innere Kern, das eigentliche Wesen des Judentums, pflanzt sich bald in vielen, bald in wenigen Angehörigen, immer aber genügend fort. Dahin deutet der tiefe Gedanke: zu jeder Zeit bedürfe die Welt zu ihrem Bestehen 36 Zadikim (Fromme), fehlt je einer davon, dann ginge die Welt zu Grunde. Das sind eben die Bewahrer des inneren eigentlichen Judentums, *des Monotheismus in seiner hohen Reinheit*, daher auch die wahren chasside ummaus hoaulom, die Frommen anderer Nationen, Nichtjuden, mitgezählt werden. Hierauf basiert der feste Glaube „Israel ist nie verwitwet", es kommt auf die Zahl nicht an; Jesaias[1] verkündet: „groß wird die Entvölkerung sein inmitten des Landes, und bleibt davon noch ein Zehntel, so wird auch das wiederum vertilgt; doch wie Terebinthe und Eiche, bei deren Fällung ein Stamm bleibt, bleibt heiliger Samen ihr Stamm". Dieser heilige Samen liegt nicht in der großen Masse. Das Judentum hascht deshalb

[1] Jesaias 6, 12. 13.

auch nicht, wo es kann, nach einzelnen Anhängern, und nicht im Interesse des Judentums also rate ich Ihnen, Ihr Kind zum Juden zu machen, aber als Freund! Das Judentum wünscht, verlangt es nicht, als Vater und Einsichtiger aber sollen sie es wünschen und verlangen, Ihr Kind an diesen heiligen Samen heranzubringen. Das Judentum sucht keine Angehörigen, Sie aber sollen suchen das Kind zum Angehörigen zu machen. Das Judentum ist nicht wie die anderen Religionen eine Krone, ein Szepter der Herrschaft, welcher es darauf ankommt, so viele als immer möglich zu beherrschen; es ist ein Stern am Himmel, dem es gleichgültig, wie viele auf ihn schauen, aber Heil denen, die von seinem Glanze beleuchtet und erleuchtet werden.

Nichts mehr kann ein Vater wünschen, nichts sehnlicher erhoffen, als daß sein Kind ihm in den wichtigsten innersten Lebenspunkten einst gleiche oder ihn nach derselben Richtung hin übertreffe; geschieht dies nun bei Ihrem Sohne mit Gottes Hilfe, erhält er einen Geist mit jüdischer Helle, ein Herz mit jüdischer Wärme, dann wird er Ihnen zürnen, wenn Sie ihn um äußerer Rücksichten willen dem Christentume hingegeben und Zwiespalt in sein Herz gesäet; wird er aber von den Banden der Welt umfangen und deren Vorteile genießen wollen, dann kann er immer noch Christ werden. In summa: nur äußere Verhältnisse sprechen für die Taufe, die aber sind immer noch und zu jeder Zeit zu erreichen für den, welcher sie als das Höchste schätzt; der Geist aber und die Wahrheit sprechen bei Ihnen wie bei mir nur für das Judentum, und diese müssen gleich angebahnt, können nicht später erworben werden ohne die Basis des Bundes. Haben Sie aber das Recht oder gar die Pflicht, auf die äußeren Verhältnisse (deren Schwäche oben schon berührt ist) für Ihr Kind mehr zu sehen als auf Geist und Wahrheit? ...

[20] An Friedrich Rückert [1], Neusess

Den 5. Juli 1854

Hoch und innig verehrter Mann!

Über alle Bescheidenheit, welche mich abhielte, zu der neulich Ihnen verursachten persönlichen Störung auch noch eine briefliche zu fügen, siegt die Dankbarkeit, welche mich drängt, die Freude auszudrücken, welche mir aus jenen bei Ihnen verlebten Stunden erblühte; in der Tat eine schöne, wohlduftende, wenn auch an Umfang kleine Maiblume in dem Garten meiner Er-

[1] Der Lyriker Friedrich Rückert (1788–1866) besaß schon von Kindheit an eine hohe Reim- und Formbegabung. Die Geschichte und Sprache vieler Literaturen waren ihm vertraut; er übersetzte v. a. orientalische Dichtung. Die Studien der östlichen Literatur führten 1826 zur Erlanger Professur für orientalische Sprachen, von dort

innerung und Empfindung. Ich will sie in meinem Gemüte als ein treuer Gärtner hegen; daß sie in einem kommenden Frühling wieder in Wirklichkeit neu ersprieße, ist eine Hoffnung, daß gar dem Mai Ihrer Freundlichkeit vielleicht noch einmal eine sommerhaft wärmere Beziehung folge, eine Sehnsucht, welche auszusprechen fast eine unbescheidene ist. Ich erlaube mir, Ihnen beifolgend das in unserem Gespräch erwähnte Werkchen von Steinthal über Classifikation der Sprachen[2] zu übersenden. Macht dies Sie auch nach den andern Schriften meines Freundes begierig, (De pronomine relativo – über Wilh. v. Humboldt – Ursprung der Sprache –, Entwickelung der Schrift –[3]; alle etwa von gleichem Umfang wie die beifolgende) dann bin ich mit dem größten Vergnügen bereit, sie Ihnen zu schicken.

Zugleich bin ich so frei, Ihnen ein aus meiner eigenen Feder geflossenes Blatt über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie[4] zur gütigen Beachtung zu übersenden. Es ist ein gar dürftiger Versuch eines Anfangs zu einem, wie ich denke, großen und wichtigen Werke; selbst die allerersten Grundlinien zu einer bloßen Bestimmung des Gegenstandes bedürfen noch einer bedeutenden Erweiterung des Gegebenen, und Manches nach den bisher fortgesetzten Studien schon der Veränderung. Etwas auch nur annähernd Ganzes auf diesem neuen Felde zu leisten, darf ich von meiner alleinigen Kraft, auch wenn der Allgütige sie erhalten und vermehren wollte, kaum hoffen; wenigstens aber werde ich es an meinem Fleiße nicht fehlen lassen, und vielleicht wird ein ganzes Leben der großen Sache ein wenig dienen können. Für den Astronomen gilt es schon als ein Gewinn und Fortschritt, wenn am Himmel eine Stelle angezeigt wird, wo er eines Sternes entbehrt, wenn dieser auch noch nicht entdeckt ist. Es ist wohl am Himmel des Gedankens nicht anders.

Der große Sinn und der weite Umfang, mit welchem Sie, mein seither desto tiefer und inniger Verehrter, die geistige Einheit und Verschiedenheit der

wurde er 1841 (bis 1848) nach Berlin berufen. Die Bekanntschaft mit Lazarus vermittelte 1854 Rückerts Vetter Wilhelm Pertsch (1832–1899), damals Oberbibliothekar in Gotha, der Lazarus in Rückerts Auftrag zu einem Besuch in Neuseß, dem Sommersitz Rückerts, einlud. Gemeinsame Interessen und gegenseitige Anregungen trugen zur Entstehung einer Freundschaft bei, die Lazarus auch nach Rückerts Tod dessen Familie hielt.

[2] Die Classifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee, Berlin 1850.

[3] Es handelt sich um die 4 Arbeiten Steinthals: De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica cum excursu de nominativi particula. Dissertation Tübingen 1847. – Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie, Berlin 1848. – Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens. ... Berlin 1851. – Die Entwickelung der Schrift. ... Berlin 1852.

[4] Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie, in: Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hrsg. von Robert Prutz u. Wilhelm Wolfsohn, Jg. I, Leipzig 1851, S. 113–126.

Völker betrachten, hat neuerdings meine Hoffnungen erheblich vermehrt, daß diese Wissenschaft einst, wenn auch nicht durch mich, ins Leben treten wird. Sie dürfte der erhabenste, stetige Hymnus auf die der Menschheit Licht und Gesicht verleihende Allweisheit werden.

Mehr als alle psychologischen und anatomischen Vergleichungen wird die Entdeckung der psychologischen Gesetze, welche in der Entwicklung jedes Volksgeistes walten und bei allen dieselben sind, die Einheit aller Menschennatur und allen Menschengeistes dartun, zugleich aber zeigen, wie unter verschiedenen Bedingungen, von denen die materiellen, klimatischen u.s.w. nur eine und vielleicht eine geringe Seite ausmachen, nach gleichen Gesetzen verschiedene Resultate, verschiedene Entwicklungsprozesse erfolgen müssen.

Schon das mannigfaltige Einzelne zu schauen ist erhebend; aber einen Blick in das waltende Gesetz, in die Einheit und den Plan des Ganzen zu gewinnen, ist erhaben. Sie sind in diesem Erhabenen heimisch, und ich würde mich im Interesse der Wissenschaft glücklich schätzen, wenn meine fortgesetzten Arbeiten Ihre Beachtung verdienten.

Mit dem Wunsche, daß Gott Sie und Ihnen alles Liebe und Teure erhalte, verharre ich

Ihr in tiefinnigster Verehrung
ergebenster

M. Lazarus

[21] An Robert Giseke[1], Leipzig

Berlin, den 15. August 1854

Der sehnsüchtige Blick, den Sie in die Zeiten und persönlichen Beziehungen werfen, aus denen die klassischen Briefsammlungen stammen, ist mir nur zu begreiflich, meinem Auge und meinem Herzen verwandt. Zu den Ursachen, weshalb wir uns zum Nachteil unterscheiden, gehört wohl vor allem, daß ein Geist der Industrie auf den Gebieten der innersten Interessen heimisch geworden, allenthalben Absicht, materielle Absicht zu Grunde liegt, überhaupt ein Mangel an wirklicher Idealität, an sittlicher Hingebung, und darum an offener, gegenseitiger Erhebung bei denen eingetreten, welche die Ideen vertreten, ausbilden und in das Publikum hineinbilden sollen und wollen. Freilich kann dies der einzige Grund nicht sein, so wenig als der andere, daß es über-

[1] Robert Giseke (1827–1890), Schriftsteller, leitete 1852–59 in Leipzig die „Novellen-Zeitung", seit 1859 in Dresden die „Constitutionelle Zeitung" u. ä. Seit 1866 geistig umnachtet, lebte er in der Irrenanstalt Leubus, Schlesien. Von seinen Romanen und Dramen ist der Roman „Moderne Titanen" (Leipzig 1850), eine Darstellung der Junghegelianer im Jahre 1848, am bemerkenswertesten.

haupt an Gemüt oder an Gedanken in unseren Tagen fehlt. Eine gewisse Wahrheit liegt sogar in dem Letzteren, und manchmal scheint es, als ob die neuesten Literatoren wohl solche Gedanken produzierten, oder vielmehr zusammenstoppelten und zustutzten, die sie in Büchern und Journalen feilbieten, die sie aber Bekannten und Freunden von gleicher Bildungshöhe nicht darzubieten wagen, wohl bewußt, *diesen* nichts damit zu bieten. Besonders auf dem Gebiete der Poesie und Belletristik scheint die einschlagende Tätigkeit die Verfasser nicht so zu erfüllen, nicht wie ehemals ein innerer Beruf, eine heilige Aufgabe zu sein, über deren rechte Lösung man wahrhaft besorgt und zu gegenseitiger Anregung, Beratung und Belehrung geneigt ist. Dies ist die Schattenseite; es gibt aber hier, glaube ich, auch eine Lichtseite. Nicht bloß, daß die gegenwärtigen idealen Interessen wirklich mit den materiellen in einer engeren Beziehung sich befinden, daß die Gedankenrichtung und -schöpfung einen socialen Sinn hat, der herabsteigt zu der Befriedigung fundamentaler Bedürfnisse, was an den Naturwissenschaften so deutlich wird, die nicht mehr wie ehemals den eigentlich denkenden Geistern, der Gelehrsamkeit, sondern dem Menschen angehören und ihm dienen; und gleicherweise bezeichnet der Ausdruck „Bildung ist Brod" sehr gut die Tendenz, Bildung zu verbreiten, nicht bloß weil sie geistige Erhebung und Freudigkeit, sondern „Brod" ist und gibt; sondern auch: daß der Geist der Zeit ein Geist der *Bewegung* ist, nicht wie ehemals auf stille ruhige Produktion von Geisteswerken, sondern auf Lösung von öffentlichen Problemen, auf Leistung von *öffentlichem* Dienst für *allgemeine* Zwecke gerichtet ist.

Das Gebiet der Politik ist neu, aber nun hat auch Religion und Bildung einen politischen Sinn und eine politische Seite, kurz, *Alles* ist Gegenstand eines socialen Strebens, auch bei denen, die sich dessen eben nicht bewußt sind. Weil aber diese Strebungen noch im Anfange sind, weil ihnen noch organische Verbindung und Zusammenwirkung fehlen, das Parteileben sie bisher noch mehr zerklüftet als vereinigt hat, so steht fast jeder Einzelne einzeln diesem Allgemeinen gegenüber, er geht seinen eigenen Gang, und das Begegnis mit Anderen hat noch öfter Collision als Harmonie zur Folge. Früher ... konnten die Individuen sich zusammen- und gegenseitig anschließen, man wußte, daß auch der Andere ein Gleiches strebt, man kannte und teilte die Ziele und beriet sich über die Wege; das gab jeder Persönlichkeit einen bestimmten Wert, denn nur an Einem Maßstabe wurde sie gemessen, an ihrem Streben nach diesem Einen Ziele; da berührte man sich leicht und innig, und der geistige Einklang ward zugleich zu einer Harmonie der Gemüter. Indes ist das Ziel des öffentlichen Strebens ein *Mannigfaltiges*, aus den verschiedensten Elementen Gemischtes, welche noch keine Ordnung, noch keine Gliederung haben, die ihnen für eine gedeihliche Entfaltung zum Ganzen doch so notwendig ist. Da weichen denn die Strebungen der Einzelnen, wie sehr sie auch schließlich auf Ein Ziel gehen, von einander ab, und die meisten sind kurzsichtig genug, in dem *verschiedenen* Streben ein *feindliches* zu fürchten. Da sind die Reli-

giösen gegen alle Wissenschaft, hier die Idealisten gegen Realisten, Empiriker und Praktiker und umgekehrt; die Poeten eifern gegen Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in den Journalen statt des früher ausschließlich belletristischen Inhalts; alle diese Richtungen und ebenso die Vertreter derselben stimmen wohl mit Andern in der einen oder andern Beziehung, in anderer aber mit Anderen [überein]; so ist eine babylonische Verwirrung der Meinungen und Bestrebungen, deren Erfolg unfreundliche Gereiztheit, egoistische Absonderung der Gemüter ist. Jeder will allein das rechte Streben und die volle Liebe für die Menschheit haben, darum hat jeder ein zum Teil falsches Streben und wenig Liebe. Das muß besser werden, und, mein lieber Giseke! wird besser werden. Ich kann ohnehin sagen, daß ich Kreise kenne, in denen ein persönlicher und brieflicher Verkehr stattfindet, der ebenso reich an Ideen als innig an sittlicher gegenseitiger Anregung. Und warum soll ich Ihnen nicht freudig bekennen, daß ich selbst das Glück habe, einem solchen Kreise anzugehören und Briefe zu empfangen, welche in den besten Sammlungen aus der besten Zeit einen vorzüglichen Platz einnehmen würden. Schauen wir daher mutig und tätig, zwei Eigenschaften, die sich wechselwirkend erhöhen, in die Zukunft...

[22] An Wilhelm Wehrenpfennig[1], Berlin

Den 23. August 1854

... Über die von Dir erwähnten Begriffe innerer Zustände, wie Ergebung, Vertrauen, Geduld etc. zu handeln, ist kein ganz leichtes Kapitel; zumal wenn Du auch die Liebe dazu nimmst. Allerdings in einer Metaphysik der Sitten wie die Kantische finden sie keine Entwicklung. Aber näher betrachtet gehören sie alle wohl in die Ethik. Man muß die Meinung aufgeben, als ob die Ethik eine bloße Rechtslehre wäre, diese bildet nur einen Teil und arithmetisch ausgedrückt nach Herbart nur den fünften Teil von jener; auch geht das Ethische nicht bloß auf ein äußeres Handeln, selbst nur als letzter Zweck; vielmehr ist gerade die Bildung der innern Zustände und demgemäß das rein innerliche Verhalten der Menschen zu einander die Hauptsache. Selbst am Recht ist für die Moral mit der Legalität des Handelns der Idee keineswegs genügt. Jene Begriffe nun enthalten teils sozusagen diätische Regeln des sittlichen Lebens, Vorbereitungen und Bedingungen desselben, teils drücken sie die Folgen desselben aus. Die Tugendlehre hat ein durchgreifendes formelles Übel; man wird mit der Aufzählung nicht fertig; und um es dennoch zu wer-

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 15.

den, sieht man sich wohl genötigt, jene wegzulassen und bloß subsummarisch zu berühren. Dennoch treten Ergebung und Geduld bei den Stoikern gar sehr in den Vordergrund, und werden in einer Weise behandelt, daß nichts von ihrer „Fülle und Hoheit" verloren geht. Die Liebe aber tritt bei Spinoza und Schleiermacher, besonders bei Leibnitz, gar sehr hervor als die höchste Tugend; und keineswegs ist hier bloß eine tätige Unterstützung des Mitmenschen, sondern gerade jene innerste Hingebung gemeint. Bei Herbart aber finden sie in der Entwicklung der Ideen eine sichere Stelle; Liebe gehört zur Idee des Wohlwollens. Diese [ist] nicht ein bloßes Tun, sondern ein *Wollen* dessen, was der Andere will, weil er es will. Höheres gibt es unter Menschen und auch gegen Gott nicht; denn alles Fühlen ist leichter als das Wollen rein um des Andern willen. Ergebung in sein Geschick, Geduld und Vertrauen gehören zur Idee der inneren Freiheit. Schon Cicero hat in seinem Buche De officiis sehr gut von der Seelengröße, der Geduld bei kleinen und großen Leiden gehandelt. Abgesehen aber von der Bezeichnung dieser Begriffe als Tugenden, und gesetzt die Ethik nähme sie in ihren Codex garnicht auf, so würde sie dieselben (wie gesagt als Bedingungen oder Erfolge) dennoch einschließen; wenn jemand, von Leiden irgend welcher Art umringt, dennoch keine Stunde versäumt, seine Pflichten zu erfüllen, wie dies die Ethik fordert, so muß er Geduld und Ergebung in höchstem Maße besitzen, diese werden in seinem Tun sich am deutlichsten bekunden. Freilich forderst Du und das menschliche Gemüt überhaupt eine ganz besondere Schätzung dieser innern Zustände, und die sollte auch in die Ethik übergehen. Aber zweierlei ist hier zu bedenken: 1. diese Zustände drücken, insoweit ihnen etwa ein spezifischer Wert zukommt, *Gefühle* aus. Ob man diese dem Willen ganz unterwerfen kann, ist fraglich, zumal ob sie positiv durch den Willen entwickelt werden können. Ist dies der Fall, so fällt die moralische Schätzung immer wieder auf den Willen; ist es nicht der Fall, dann haben sie andere psychologische Ursachen, und die Ethik wird sich an die Pädagogik wenden müssen, daß sie diese Zustände erzeugen helfe, damit sie Mittel für sittliche Zwecke werden. 2. Sollen diese Gefühle nach dem Maße der *Schwierigkeit*, sie zu hegen, gemessen werden, denn sie zeigen in der Tat größere als manche hervorragende sittliche Tat. Diese höhere Schätzung entspricht ganz der Idee der Billigkeit, und die Anerkennung solcher Tugenden ist eine moralische Pflicht. Andererseits aber, lieber Freund, werden wir diesen Maßstab keineswegs als den allein berechtigten anerkennen dürfen. Der Künstler, der auf den Kirschkern in der Dresdener Galerie 76 verschiedene Gesichter eingegraben, hat darauf sicherlich mehr Mühe gewandt und mehr Schwierigkeit zu überwinden gehabt, als Michel Angelo bei seinem Moses. Läßt sich aber der Wert beider auch nur vergleichen? Wohl wenn es sich um die Belohnung handelte, müßte jener vielleicht mehr erhalten als dieser; so werden vielleicht auch vor dem Throne Gottes die geduldig Leidenden höher stehen als die freudig Schaffenden; fordern aber muß die Ethik, daß geschaffen werde...

[23] An Heymann Steinthal, Paris

März 1855

Seit dem 14. Januar bist Du mein Stubenkamerad, nämlich Dein Bild, das ich unserem lieben Sarchen zum Geburtstag geschenkt habe. Das fehlte gerade noch, um mich desto schwerer und seltener an Dich schreiben zu lassen; denn es geht mir, wie oft gesagt, mit Dir ganz umgekehrt als mit anderen Menschen; die öftere Erinnerung und ofte innere Unterredung zieht mich mehr vom Schreiben ab, als daß sie mich dazu führte. Zuweilen, wenn ich auf dem Sopha, wo es gerade über meinem Kopfe hängt, liege oder sitze und Dich ansehe, muß ich denken: das sind nun die Züge, unter deren Original ein Mensch wohnt, welcher so ist, nicht wie ein Mensch nach dem Ideal, sondern wie *er* sein soll; und dann, ein Mensch soll eben nicht bloß ein Mensch, sondern er sein. Ein Mensch soll alle Tugenden und kann alle Schwächen und Fehler haben; der bestimmte, feste Mann hat sichere Tugenden und man weiß, was von ihm zu erwarten und nie von ihm zu fürchten ist. Dein Bild ist mir eine ganze Widerlegung des Spinozismus, ist mir eine Demonstration des Individualismus. Nur Individuen können Freunde sein; adäquate und inadäquate Ideen haben weder Freundschaft noch Feindschaft. Je entschiedener und reicher die Individualität (und der Reichtum bildet Individuen) und je größer und deutlicher das Bewußtsein derselben, desto stärker die Freundschaft derer, die zu einander passen; darum bin ich im Geiste und [in] der Wahrheit

Dein getreuer Bruder

Lazarus

[24] An G. Th. A. Krüger[1], Braunschweig

Berlin, den 15. Dezember 1855

Innig verehrter Herr Professor!

Ob auch viele Jahre darüber hinweggehen möchten, ohne daß es mir vergönnt wäre, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, wird das Ihrige mir doch stets so teuer und lebendig bleiben, daß ich nie den Wunsch verlernen werde, Ihnen dies auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit, die mir zu Gebote steht, zu bezeugen. Heute finde ich sie in der Erfüllung der angenehmen Pflicht, Ihnen beifolgend das neueste Produkt meiner Feder, das vor einigen Wochen

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 4.

erschienene „Leben der Seele“ [2], zu übersenden. Empfangen Sie es, verehrter Herr Professor, als einen Ausdruck meiner innigsten, tiefgefühlten, dankbaren Anhänglichkeit. Der Fluß treibt die Mühle, aber von der Quelle hat er den Grund seiner Kraft; darum ist, was Sie irgend Gutes in dem Büchlein finden, Ihnen von Haus aus zugeeignet. Mögen Sie, verehrter Herr Professor! im Lesen des Buches einige Stunden der Befriedigung finden, damit Sie dadurch angenehm erinnert seien an Ihren

mit tiefer Verehrung ergebenen
dankbaren Schüler

Lazarus

[2] „Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze“, Bd. 1, Berlin 1855.

[25] An Heymann Steinthal, Paris

Berlin, den 21. Dezember 1855

Mein geliebter Freund!

Wie sehr ich mich auch beeilen wollte, Deinen jüngsten Brief zu beantworten, hat es sich doch einige Tage verspätet; ein neuer Pensionär, der Sohn meiner Leipziger Freundin Mme Oppenheimer, welcher eigentlich erst Ostern an die Stelle eines abgehenden eintreten sollte, ist in diesen Tagen mit seiner Mutter angekommen, und ich bin dadurch gänzlich in Anspruch genommen gewesen. Dennoch war mir das Hiersein der letzteren für diesen Brief sehr erwünscht, daher ich ihn nicht vor deren Ankunft geschrieben; sie hat nämlich seit Jahren einen Bruder in HongKong wohnen. Was uns nämlich zuerst Bedenken gegen Deine Absicht[1] erregen konnte, war das Klima und die Reise. Nunmehr darüber gänzlich beruhigt, da ich höre, daß sich der Gesundheitszustand nicht wesentlich von dem hiesigen unterscheiden soll, kann ich Dir nur sagen, daß wir alle einer Meinung sind, es sei geraten, daß Du darauf eingehst.

[1] Vgl. den vorausgegangenen Brief Steinthals an Lazarus vom 11. Dez. 1855 (Nr. 163): Steinthal lebte – bis auf ein paar Monate 1853 in London – von Ende 1852 bis Anfang 1856 in Paris, wo er sich französischen und chinesischen Sprachstudien widmete. Da bot ihm auf Veranlassung seines Lehrers, des frz. Sinologen A. P. L. Bazin, die französische Gesandtschaft in China an, Dolmetscher des dortigen Botschafters zu werden. Die Angelegenheit verzögerte sich jedoch, Steinthal fürchtete den Kontakt mit der Universität zu verlieren und lehnte schließlich, trotz der Aussicht auf ein festes und gutes Gehalt, das Angebot ab.

Deines Bruders Meinung siehst Du aus obigen Zeilen in Kürze; ein längeres Gespräch mit ihm über die Sache hat wenig Anderes im Resultate enthalten; er wünschte nur, Deine Mutter erführe es nicht und erhielte Deine Briefe durch uns qua von Frankreich. Auch Mahn[2] wollte mir einen Brief zukommen lassen, hat es aber nicht getan; seine Meinung ist ebenfalls unbedingt: *ja*. Von Heyse[3] erwarte ich auch eine Antwort; diesen habe ich nicht wie die beiden Andern, persönlich befragen können.

Wenn die Reise und der dortige Aufenthalt, wie ich mir von obiger Mme Opp. sagen ließ, eigentlich nichts außergewöhnlich Gefährliches haben, dann ist nur eine wiederholte Trennung von 3 Jahren für uns, der Zeitaufwand für Dich, in Anschlag zu bringen. Beides hoffe ich durch den Ertrag aufgewogen. Zunächst also der äußerlichste; denn wenn auch die Lebensweise daselbst teuer sein mag, so dürfte Dein Voranschlag sich dennoch realisieren, und das wäre Etwas. Sodann halte ich die Sache für die Erlernung der chinesischen Sprache rein als solche als bedeutsam, der Anspruch auf eine Professur für diesen Zweig kann keinen besseren Rückhalt gewinnen. Ebenso der gelehrten Welt gegenüber und sogar in Deinem Innern selbst muß es Dir eine bei weitem größere Sicherheit geben, als sonst jemand dann äußern darf in Dingen, die China und den hinteren Orient überhaupt betreffen.

Sogar die bloße Reise und der Aufenthalt in China als gelehrter Reisender müssen Dir von äußerem Nutzen sein; ich gehe sogar so weit daran zu denken, daß Du auf dem Rückwege noch 3–6 Monate in Indien landen und für Sanskrit und Volkskenntnis etwas tun sollst. Es ist wohl auch nicht zu entfernt daran zu denken, daß du in diesem 4ten Jahre die Reise in Indien auf Kosten einer Regierung, französ. oder englisch oder deutsch, als gelehrter, sprachforschender Reisender wirst machen können. אחרון חביב[4] Ich denke mir, daß Du in der Tat gut chinesisch lernen und viel für die Sprachphilosophie gewinnen wirst. Habe ich anders einen richtigen Vorbegriff vom Chinesischen, so muß man für diese Sprache weit mehr durch die Anschauung des Volkes, durch Gespräch mit dem Gelehrten gewinnen als bei mancher andern; sie erscheint mir psychologisch individueller, so daß wir vielleicht bei aller literarischen Kenntnis noch von unseren Kategorien in ihren Sprachprozeß hineintragen. Du bist vielleicht eben so ein schon (oder noch) zu guter Chinese, als Hermann sicherlich ein zu guter Grieche war. Vollends für die Völkerpsychologie hoffe ich viel davon; ich weiß, daß mich Beobachtung von Stammunterschieden in deutscher Nation und der Gegensatz dieser gegen unsere zum Grundgedanken geführt haben; Kenntnis ganz anderer Völker, d. h. solche Kenntnis als alle Bücher deshalb nicht verschaffen, weil man kein Gemälde so beschreiben kann, daß man es wahrhaft innerlich sieht und Völkergemälde noch viel weniger. Zumal, wenn Du dann auch etwas von den Indern

[2] Vgl. Anm. 13 zu Nr. 154. [3] Vgl. Anm. 15 zu Nr. 154.

[4] „Das Letzte ist das Wichtigste". (T.)

hinzunimmst, so mußt Du bei Deiner Basis allgemeiner Anschauung der Differenzen in den Nationalitäten und Sprachen, eine so lebendige Masse von Anschauungen gewinnen, daß daraus viel richtigere und tiefere neue allgemeine Sätze (der Fortschritt alles Wissens) hervorgehen müssen. Von der Kunde der historischen, medicinischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Zustände der Chinesen erwarte ich wie Du selbst nicht sonderlich viel, d. h. keinen inneren Gewinn; wohl aber äußeren Erfolg, wenn Du dergleichen Tatsachen, die sich spielend, bloß dort lebend sammeln lassen als Korrespondenzen etwa für die Augsburger oder das Morgenblatt zusammenstellen willst, entweder sogleich oder nach der Rückkehr, und dann gibt das wieder noch ein Buch, worin Du mehr als trockene Tatsachen sagen kannst. Ich hebe diesen industriellen, realistischen Punkt hervor, in der Überzeugung, daß Du in einem solchen Verhältnis, je mehr Du ihn festhalten wirst, auch wissenschaftlich und idealistisch desto reichere Ausbeute davon tragen wirst.

In Bezug auf Deine Bemerkung, daß Du jetzt chinesisch und französisch treibst, glaube ich Dich aufmerksam machen zu müssen, daß Du besonders auch die französischen termini technici für Sachen der Industrie und des Handels kennen zu lernen suchen mußt; zu diesem Zwecke brauchst Du indes wahrscheinlich nur die Zeitungen zu lesen, aber freilich nicht bloß den politischen Teil, sondern allerhand Handels- und Industrienachrichten, bis auf die Annoncen.

Weiter habe ich hierüber nichts zu sagen. Nun schreibe uns recht bald über die Entscheidung. Im übrigen mein teurer Bruder, bleibts bei unseren Bestimmungen עמך עמי ואלהיך אלהי[5]. Daß wir Dich jedenfalls vorher nochmals sehen, ist recht und billig. Zu allen Zeiten aber wird Dich mit offenen Armen empfangen, mit Bruderliebe ans Bruderherz drücken Dein

Lazarus

Meine Frau ist mit mir gleicher Ansicht; sie ist in der Stadt und ich will diesen Brief nicht, da es schon Abend ist, um einen ganzen Tag verspäten. Daher ich ihren Wunsch, sie anschreiben zu lassen, nicht erfüllen kann. Leb wohl! und schreib recht bald. – Von Wehrenpfennig sollen wir Dich herzlich grüßen und seine Freude über Dein Unternehmen ausdrücken.

[Nachschrift von Sara Lazarus]

Glücklicherweise erwische ich noch dies Blatt, dem ich vor allem innige Grüße und Wünsche für Ihr Wohl und Ihr Unternehmen ausdrücke. Was mich sonst schmerzlich an den Ihnen gestellten Antrag berührte, können Sie er-

[5] „Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott", Ruth 1, 16. Ausdruck der Verbrüderung zwischen Lazarus und Steinthal. (T.)

messen; die Sorge, wie Ihnen der Aufenthalt in dem fremden Klima leiblich und geistig wohl oder wehe tut, und die lange Dauer der Trennung. Sie sind aber der liebe, innige, treue Mensch, der es uns wohl anfühlte, aus seiner eigenen Empfindung, daß er unserem Schmerz etwas schuldig sei, und besänftigt uns durch die Hoffnung eines Wiedersehens. Ich will ein Kind sein und mich damit besänftigen lassen; wenn wir Sie nun gar nicht gefunden hätten? so frage ich oft, finde dann aber freilich keine gescheite Antwort. Meine Stimmung und die Eile, mit welcher Lazarus dieses verzögerte Blatt nun absenden will, stehen in argem Widerspruch, es ist, als wolle man einem das Bekenntnis einer schönen Seele vorlesen, während dieser mit der Klinke in der Hand auf Kohlen steht. Daß ich grade diesen Vergleich wähle, hat seinen Grund darin, daß Sie mich für keine unschöne Seele halten können, da Sie mir sonst nicht gut wären, und ich Ihnen ein Stückchen Bekenntnis aus dieser dem lieben Lazarus zum Trotz doch noch schnell zuflüstere, dies: daß Sie kein Mensch so kennt, wie ich, wir, und dies keine Kleinigkeit ist! Leben Sie wohl, geliebter Freund, und, wenn Sie können, schreiben Sie Ihrer Freundin

Sara

[26] An Augusta [Jauch][1]

Berlin, den 1. November 1858

...Wie es uns geht? Ich will den Bericht meiner guten Frau etwas ergänzen; sie hat freilich allerlei Ungelegenheiten vorgefunden, aber ihre Bravheit in jedem Sinne des Wortes überwindet alle Hemmnisse wenigstens so, daß ich keine empfinde.

Heute habe ich den ganzen Morgen schon gearbeitet; zwar nicht in meinem Studierzimmer, weil das von meinem Schwager eingenommen ist, aber doch rüstig und behaglich. Ich halte es für ein gutes Zeichen – gottlob – von Gesundheit, daß die äußerliche Störung mein inneres Gleichgewicht nicht im geringsten stört. Ich bin freilich etwas stark mitten in die Arbeit hineingezogen; Steinthal oder vielmehr der Buchhändler drängt sehr, daß wir mit dem ersten Heft der Zeitschrift für Völkerpsychologie[2] herausgehen. Ich

[1] Nahida Lazarus schrieb in dem Band „Ein deutscher Professor in der Schweiz – Nach Briefen und Dokumenten...", Berlin 1910, Seite 4, eine Anmerkung über die Freundin von Moritz Lazarus, die hier nur mit Augusta J. angegeben wurde: „eine ungewöhnlich gebildete, etwas schwärmerisch veranlagte Dame, die trotz ihrer geistigen und körperlichen Vorzüge unvermählt und in abhängiger Stellung verblieb – sie war Gesellschafterin bei einer ältlichen Dame –, um ihrem frühverstorbenen Bräutigam (einem Prinzen) die Treue zu bewahren. Einer Äußerung von Lazarus nach, beherrschte sie zehn Sprachen."

[2] „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", hrsg. von M. Lazarus und H. Steinthal, Berlin 1860–1890.

arbeite also mit Steinthal zusammen, und es geht ganz köstlich; oft ist es ganz spaßhaft. Meistenteils sprechen wir um Mittag durch, was ich vormittags gedacht habe, und dann setzt er es Nachmittags zu Papier und Abends übernehme ich die stilistische Verarbeitung. Es war sehr naiv, wie er am Sonnabend Abends kam, und mir statt eines Kapitels, das er schreiben sollte, *einen Satz* bringt; „der Nachsatz fehlt noch", sagt er, „Du mußt diktieren, ich werde nicht fertig damit". Und nun diktiere ich ihm etwas über 2 Quartseiten; wie wir fertig sind, fängt er in seiner Weise zu lachen an und sagt: „Ich habe wirklich geglaubt, man müßte das alles in einem Relativsatz sagen können." Und doch mußte er gestehen, daß ich nur klarer, als er gedacht, gesprochen hatte, aber nicht breiter. Ich werde Ihnen, wenn Sie mich daran erinnern wollen, sobald es gedruckt ist, die Stelle einmal zeigen.

Der Gegenstand, welcher uns beschäftigt, ist groß und weit, wie Sie wissen, und es ist ein eigentümliches Gefühl, das umfassende, auf ganze Völker erstreckte Geistesleben, in seiner Seele zu bewegen. In aller Wissenschaft liegt eine gewisse Heiligkeit, wenn sie mit Ernst betrieben wird; aber die Natur und den Fortschritt der Menschheit im Großen und Ganzen durch Erforschung auch des Kleinsten zu bedenken, streift an ein innerstes Heiligtum, das man nur mit Scheu betritt. Gebe der gütige Gott uns allen Kraft, ihm und der Menschheit durch Erkenntnis zu dienen...

[27] An Paul Heyse, München

Berlin, den 22. April 1859

...Es war mir in der Tat eine recht freudige Überraschung, Dich so bald schon in das völkerpsychologische Parlament eintreten zu sehen[1]. Nach den bisher über Erwarten günstig eingelaufenen Zusagen von Mitarbeitern kann ich Dir schon jetzt sagen, daß Du in guter Gesellschaft erscheinen wirst... Zwar auf die unverwüstliche Arbeitskraft unseres Steinthal, der zu seiner Mutter in die Ferien gegangen ist, und auf meine Sammlungen rechne ich dabei auch viel; schöner aber wäre es, wenn wir und namentlich ich bescheiden nur hin und wieder ein wenig Brühe zu den Speisen geben brauchten. Von allen Versprechungen hat mich am meisten gefreut die von Rückert; er will sprachvergleichende Betrachtungen über Sanskrit und Semitisch geben; schon diesen linguistischen Löwen aus seiner Höhle zu locken, scheint mir ersprießlich...[2].

[1] Paul Heyses Essay „Über italiänische Volkspoesie" erschien in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", Bd. I, 1860, S. 181–212.

[2] Friedrich Rückert hat in der Zeitschrift nie etwas veröffentlicht.

[28] An Paul Heyse, München

Berlin, den 19. Juli 1859

Liebster Paul!

Soeben im Begriffe, meine Badereise anzutreten, will ich doch nicht unterlassen, Dir noch einen flüchtigen Gruß von eigener Hand zu senden, den Deine liebe Mutter mit Hand und Mund verstärken mag. Auch das Honorar für Deinen Vortrag[1] sende ich bei; es sind ärmlich 2 Friedrichsdor; erreicht die Abonnentenzahl binnen Jahresfrist eine gewisse Höhe, so erfolgen nachschüssig noch einmal 2; inzwischen müssen diese auf römische und deutsche Art verdoppelt werden: bis dat, qui cito dat[2], und einen Fritzen haben und einen nicht haben, macht auch zwei. Das ist so die Art, reich zu werden, wie es bei einer wissenschaftlichen Zeitschrift in Deutschland möglich ist. Rechne nun zu Deinem wohlverdienten Lohne noch unsern herzlichsten Dank; Du wirst ihn nicht mit den obigen Rechnungsarten in eine Reihe setzen...

[1] Der Beitrag Heyses „Über italiänische Volkspoesie" war ein Vortrag, den Paul Heyse im März 1859 vor einem allgemeinen Publikum in München gehalten hatte.
[2] Nach einer dem Publilius Syrus zugeschriebenen, verkürzten Sentenz: „Doppelt gibt, wer gleich gibt".

[29] An Frau Johanna Berendt, Kopenhagen

Leipzig, den 15. Mai 1859

Meine liebe Cousine!

...Nein, meine liebe Johanna, ich bin Nichts von einem „echten Weltmanne"; aber meine wahrhafte Teilnahme für Sie traf sogleich den rechten Punkt der Äußerung, wenn sie an die Mutter sich wendete. Also stolz sind Sie auf Ihren kleinen Burschen? Nun, Gott segne ihn und Sie, daß Sie Ursache haben, stolz zu sein. Ich teile allerdings ganz Ihre Freude, ja vielleicht ist nach meinen Ansichten über die Entwicklung des Geistes, meine Freude noch größer als die Ihrige, darüber, daß die hebräische Sprache und die heiligen Schriften derselben eine Quelle sind zur Nahrung des jugendlichen Geistes. Ich kann den Wert dieser Quelle für allgemeine Ausbildung aus Erfahrung schätzen. Ohne alle Eitelkeit darf ich wohl sagen, daß ich mit Gottes Hilfe ein ernster, treuer und – darf ich der öffentlichen Kritik glauben – einigermaßen tüchtiger Arbeiter im Weinberge der Wissenschaft geworden bin. Ich erinnere hier an mich, weil ich auch in dem Folgenden noch aus meiner persönlichen Erfahrung sprechen will... Den größten Beweis wahrhafter Anerkennung meiner Arbeiten habe ich neuerdings vor etwa 4 Wochen darin erhalten, daß mir

der Rector magnificus der Universität Bern seinen Besuch gemacht und mir eine Professur in Bern für die neue Wissenschaft angetragen hat, welche ich mit Gottes Hilfe gegründet habe. Aus dem beiliegenden Heft unserer Zeitschrift für Völkerpsychologie werden Sie die Richtung und das Ziel dieser neuen Disciplin ersehen, worüber ich im Jahre 1851 den ersten grundlegenden Gedanken „über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie als Wissenschaft" veröffentlichte. Wäre ich nicht in Berlin und an Leipzigs Nähe durch die Vermögens- und Familienverhältnisse meiner lieben Frau gefesselt, so würde ich diese Professur sicher angenommen haben; zumal der Antrag für mich umso ehrenhafter ist, als ich keinen einzigen Bekannten an der Berner Universität habe, und die Berufung lediglich der Erfolg meiner Schriften ist. Das Unangenehme, Ihnen diese Tatsachen selbst erzählen zu müssen, wird nur aufgehoben durch das Gedenken, daß Sie sich darüber freuen werden.

Nach dem Gesagten glaube ich auf meine wissenschaftliche Laufbahn bei der Berufswahl für Ihren Liebling als Beispiel hinblicken zu dürfen. Demnach sage ich: Lassen Sie ihn jedenfalls in die theologischen jüdischen Wissenschaften einweihen[1], selbst wenn der klassischen Bildung einstweilen dadurch noch ein gewisser Zeitabbruch geschieht. Diese Sprache und diese Schriften, welche der vollkommenste Ausdruck für das sittliche Ideal aller bisherigen Geschichte der Menschheit sind, sie sind unter allen Umständen die vorzüglichste Grundlage für den Geist und das Herz eines jüdischen Kindes. Wie auch die Würfel seines Lebens später fallen mögen: für die allgemeine Vor- und Ausbildung seines Geistes hat er davon so großen Gewinn, daß er in *jedem* Beruf, den er wählen mag, sich dessen zu Nutz und Gunst erfreuen wird. Nicht bloß deshalb aber stimme ich dem Vorschlage, ihn einstweilen für die jüdische Theologie zu erziehen, bei, weil es wichtig sein kann, ihn früh in eine bestimmte Gedankenrichtung zu bringen, die seinem Berufe vorarbeitet, sondern weil es in allen Fällen nur von Nutzen sein kann...

[1] Sigismund Berendt (1846–1906), der einzige Sohn Johanna Berendts, war nach Mitteilung seiner Tochter Frau E. Pollack in Kopenhagen (Brief vom 9. 7. 1929) von seiner Mutter zum Rabbiner bestimmt worden, studierte fünf Jahre in Paris, mußte Frankreich bei Ausbruch des Krieges 1870 verlassen und nahm dann seine theologischen Studien nicht wieder auf, sondern war allgemein schriftstellerisch tätig. (T.)

[30] An Johanna Berendt, Kopenhagen

Leipzig, 1859

Meine liebe Cousine!

Ihr jüngstes Schreiben, das ich durch unsern l. Leopold erhielt, hat mich recht schmerzlich berührt; ich hatte die Hoffnung, Sie wiederzusehen, seit 2 Monaten so freudig und so warm gehegt, und nun soll ich von ihr scheiden;

ja, wie ein Abschied von einem geliebten Menschen wirkten Ihre Worte auf mein Gemüt, und noch schmerzlicher, denn diesem ist doch wenigstens eine Wirklichkeit voraufgegangen, deren Erinnerung, da sie das Gemüt erfüllt, den besten Trost gewährt, bei der Trennung aber von der Hoffnung bleibt alles leer, das Vergangene wie das Künftige... Nun aber will ich den Wunsch eines dauernden und zusammenhängenden Briefwechsels aufs Ernstlichste erwidern. Ihnen ist mit dem Gedanken auch das Wort in der Feder geläufig, und ich will mir alle Mühe geben, meine sonstige Trägheit, Briefe zu schreiben, dahin zu überwinden, daß ich nicht bloß oft, sondern auch viel und so gut ich kann schreiben werde, so daß wir einigen Ersatz zu finden hoffen dürfen... Um nun dies zu beweisen, meine Bitte zu unterstützen und diesen Brief endlich nicht eine bloße Einleitung, sondern einen Anfang zu geistigem Verkehr sein zu lassen, will ich wenigstens einen meiner Hauptgedanken in der Kritik des Spinoza, welche, so Gott will, nächstens fertig werden soll, hier mitteilen und um Ihr Urteil aufs Dringendste bitten[1].

Ich habe nur voran zu bemerken, daß sich die eine Hauptseite meiner Kritik wesentlich auf die Consequenz, die Folgerichtigkeit des Systems, nicht bloß im Großen und Ganzen, sondern namentlich des Einzelnen bezieht, also auf die einzelnen Schlüsse und Beweise, kurz auf die rein *logische Consequenz und Richtigkeit.*

Daß der Begriff der Substanz der Central-, ja vielmehr zugleich der Ausgangs- und Endpunkt des Systems ist, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; denn alles wird ja *wissenschaftlich* aus dem *Begriff* wie in der *Welt der Tat* aus dem *Wesen* der Substanz abgeleitet. Dabei ist das Wesentlichste, *„daß es nicht 2 Substanzen desselben Attributs geben kann"*, denn daraus folgt, da Gott eine Substanz mit *allen* Attributen ist, daß es außer ihm keine Substanz, also daß es überhaupt nur Eine, d. i. Gott gibt. Jener Grundgedanke ist der Inhalt des 5. Satzes, auf welchen fast jeder folgende unmittelbar und das ganze System sonach mittelbar bezogen und begründet ist. Ich will den Satz 5 mit seinem Beweise wörtlich hierhersetzen und zuvor noch bemerken, daß Satz 4, worauf er gegründet ist, dahin lautet, daß „zwei oder mehrere verschiedene Dinge unter sich unterschieden werden können, entweder nach der Verschiedenheit der Eigenschaften oder der Erregungen der Substanzen". Ich erkenne zwar weder diesen Satz noch dessen Beweis an, aber er sei samt allem Vorangehenden zugegeben. Nun kommt:

5. Satz: „In der Natur der Dinge kann es nicht 2 oder mehrere Substanzen derselben Natur oder Eigenschaft geben." Beweis: „Gäbe es mehrere verschiedene, so müßten sie unterschieden werden nach der Verschiedenheit der Eigenschaften oder nach der Verschiedenheit der Erregungen (nach Satz 4). Wenn nur nach der Verschiedenheit der Eigenschaften, wird also zugestanden, daß

[1] Lazarus hatte den größten Teil der Jahre 1852 bis 54 kritischen Spinoza-Studien gewidmet; die Bemühungen um die Völkerpsychologie und später die Berner Lehrtätigkeit hinderten ihn jedoch daran, sie druckreif zu machen.

es nur Eine derselben Eigenschaft gebe. Wenn aber nach der Verschiedenheit der Erregungen etc." (ich lasse den Schluß weg, da ich anerkenne, daß es nicht nach der Verschiedenheit der Erregungen geschehen kann). Abgesehen nun von der Widerlegung dieses Satzes durch Widerlegung des 4., welchen wir einstweilen gelten lassen, liegt in dem Beweise ein Fehlschluß. Der Beweis nämlich beruht auf der falschen Voraussetzung oder vielmehr gilt nur unter der Bedingung, daß jeder Substanz nur *Ein* Attribut zukomme, dann können in der Tat nie 2 Substanzen dasselbe Attribut haben, denn sie könnten dann nicht unterschieden werden und würden zusammen eben nur Eine sein. Nimmt man aber an, daß *Eine* Substanz *mehrere* Attribute haben kann, (was Spinoza übrigens nicht bloß zugibt, sondern in der Anmerkung zum 10. Satze zu beweisen sucht) so können offenbar zwei oder mehrere Substanzen dasselbe Attribut haben, und dennoch unterschieden werden nach der Verschiedenheit der übrigen Attribute, die ihnen zukommen; z. B. Substanz X hat A & B als Attribute, Substanz Y hat B & C, Substanz Z hat B & D, so gibt es 3 Substanzen desselben Attributs, die dennoch unterschieden werden können. Also fällt der Beweis und mit ihm der Satz. Wahrlich, es ist kaum zu glauben, daß nicht bloß die Leser alle zumal in 200 Jahren, sondern auch Spinoza selber eine so einfache armselige Tatsache nicht gefunden haben. Aber freilich wußten die Leser, wie ichs mir erkläre, meist schon *zuviel* vom Spinoza und dachten immer nur gleich an nur 2 Attribute; aber selbst wenn man dies annimmt, bleibt noch die Möglichkeit Subst. X mit A, Y mit A & B, Z mit B. – Daran hinderte nun eben immer das Vorherwissen, daß *beide* Attribute immer zusammen sind, wozu der von Spinoza in Satz 5 gebrauchte Doppelausdruck kam, nämlich „Natur oder Eigenschaft", da hat man immer nur an die ganze Substanz mit ihrer ganzen Beschaffenheit gedacht und eben darum übersehen, daß dasselbe Attribut sich in verschiedener Verbindung wiederholen kann.

Es liegt mir natürlich daran, von Ihnen zu hören, ob Sie *für* Spinoza etwas anbringen können, was ich mit allergrößtem Dank aufnehmen würde; wiewohl ich bis jetzt unerschütterlich fest von dem Fehlschluß in diesem Beweise überzeugt bin. Aber man war ja seit 100 Jahren auch unerschütterlich überzeugt, daß Spinoza ein unübertroffenes Muster an logischer Strenge und Folgerichtigkeit ist, und doch werde ich Schritt für Schritt zu beweisen suchen, daß die Axiomen fast alle falsch, die Definitionen willkürlich und die Schlüsse Fehler und Erschleichungen durch Abstraktheit sind. Ich verspreche viel, liebste Freundin, nicht wahr? aber mit Gottes Hilfe will ich es halten...

[31] An Johanna Berendt, Kopenhagen

Ende Dezember 1859

... selten hat mich eine Anerkennung, ein Ausdruck der empfangenen Freude so beglückt wie von Ihnen; weil ich *Ihnen* diese Freude gönne ... weil es ein wenig Dank sein soll für die schönen Tage, die ich in Ihrem Hause verlebt habe. Es sind in diesen Tagen 16 Jahre geworden, daß ich nach Hastedt kam. Gute, liebe Johanna, was liegt da alles dazwischen; welche Kämpfe des Gemüts, wie des Geistes und welche Verirrungen und Versuchungen! Wie schwer habe ich meine Bahn gefunden! Und vor Allem, liebe Freundin, viel Arbeit, sehr viel Arbeit... Wenn Sie meiner gedenken, denken Sie nur stets, wie ich ausgesehen habe, und wie ich war, als ich nach Hastedt kam. Damals wurde ich recht geliebt; denn ich war noch Nichts, und das ist die rechte Liebe.

... ja wir haben in früheren Jahren aus gleichen Quellen geschöpft. Ich weiß nicht, ob Sie sich dessen noch erinnern, daß wir zusammen in einem Buche lasen, das sich auf der Bodenkammer bei Ihnen gefunden oder vom alten H. v. Schmidt[1] erstanden war; die natürliche Religion hieß es, vom Abt Haeseler. Damals schon habe ich an den Rand desselben Bemerkungen geschrieben, die sich auf Herbart'sche Psychologie bezogen; und jetzt besitzt mein Bruder das Buch noch. Wer weiß, wie mancher Keim zu späteren, weitverzweigten Gedanken meiner Bücher bis dort hinabreicht! Wer weiß, ob ich nicht Ihnen selbst gar manche Anregung zu Ideen verdanke, welche viele Jahre später, durch andere Lektüre gleichsam begossen, durch die Wärme des Nachdenkens erregt, zum Wachstum gediehen sind. So müssen meine Gedanken jetzt den Ihrigen natürlich entgegenkommen, wenn auch beide verschiedene Wege gewandelt. Vielleicht habe ich damals schon etwas dazu beigetragen, Sie mir zu einer so dankbaren und freundlichen Leserin zu erziehen; gewiß scheint es mir, was doch noch wunderbarer ist, daß Sie damals halfen, mich zu Ihrem künftigen Lehrer zu erziehen. So viel steht fest, daß ich damals schon die entschiedene Neigung hatte, jeden Gedanken so klar zu erfassen, daß ich ihn auch Anderen mitteilen könnte; und bis auf den heutigen Tag ist zweierlei auf dem Gebiete der Wissenschaft mein Hauptbestreben: einmal, daß jeder Gedanke ein wirklicher und wahrhafter Gedanke und fern von jeder Phrase sei; zweitens, daß jedes Wissen nicht nur für mich, sondern für jeden Denkenden zur vollkommenen Klarheit sich hindurchringe. Hätte ich nur in der Schulsprache schreiben wollen, meine Schriften würden halb so viel Zeit und Arbeit gekostet haben.

[1] Den sehr belesenen und geistvollen Antiquar H. von Schmidt lernte Lazarus in Bremen kennen; er versuchte dessen anregendes und bizarres Wesen in einer „novellistischen Charakteristik" darzustellen, die unter dem Titel „Ein Antiquar" in der Novellen-Zeitung, III. Jahrgang, Nr. 39 und 40, erschien.

Ich komme nun endlich auch noch zur Beantwortung der beiden kritischen Punkte, welche Sie in Ihrem Briefe anregen; aber wie herzlich gern ich Ihrem Wunsche auch genügen möchte, es ist dennoch unmöglich, Ihnen vollständig meine Ansicht darzulegen; die betreffenden Ideen hängen so weit und tief und innig mit der ganzen Lebensanschauung zusammen, die ich lehre, daß ihre Erörterung die Grenzen dieses schon gedehnten Briefes weit überschreiten müßte. Dagegen wird Ihnen der 3. Band, in welchem ich die Abhandlung über Beruf und Genuß[2] binnen Jahresfrist, so Gott will, zu bringen gedenke, darüber Aufklärung geben. Für heute so viel: ich bin weit entfernt, den Menschen nur von Seiten seiner Intelligenz und Bildung anzusehen; vielmehr ist es mir Bedürfnis, stets den *ganzen* Menschen zu betrachten, seinen Wert und seine Würde in der Harmonie des Ganzen zu suchen. Ja meine Anforderung geht noch weiter als die Ihrige; nicht bloß, meine ich, müsse einst ein Zeitalter kommen, in dem die Harmonie der Menschheit sich im Wissen jedes Einzelnen dartut; nein, was zur Idee und Aufgabe der Menschheit, zu ihrer Würde gehört, darf nicht ausschließlich für spätere Zeiten, so wenig wie für einzelne Individuen aufbewahrt sein. Daraus folgt aber nur, daß wir die Bestimmung des Menschen anders auffassen müssen, als es meist geschehen. Und das soll meine Arbeit über Beruf und Genuß mit Gottes Hilfe leisten. Sie wird auch die letzten Grundsätze des Sittlichen enthalten müssen; wenn ich diese auf ästhetische Prinzipien zurückführen will, so dürfen Sie, um nur Eins zu sagen, dabei nicht an concrete Schönheit denken; nur die letzten Gründe des Seelenlebens, welche einerseits zur Idee der Schönheit führen, bilden andererseits auch die des Guten. Aber ein solcher Begriff wie „Reinheit der Gedanken" dürfte schwerlich geeignet sein, ein höchstes Prinzip abzugeben. Sollte man daraus wohl die Gesetze der Billigkeit, oder die Rechtsbegriffe, oder die Vorschriften des Wohlwollens ableiten können? Es ist schön von Ihnen und echt weiblich, daß Sie, so sehr von dem Adel durchdrungen, welcher in der Reinheit der Gedanken liegt, meinen, man müsse alles daraus erklären können. Aber wissenschaftlich ist der Begriff dennoch zum Prinzip unbrauchbar...

[2] Lazarus wollte die Monographie „Beruf und Genuß" schon für den auf 1859 geplanten 3. Band von „Das Leben der Seele" fertigstellen; die Berner Lehrtätigkeit hinderte ihn jedoch an der Ausarbeitung. Auch in dem später erschienenen 3. Band (Berlin 1882) ist diese Abhandlung nicht enthalten.

[32] An Heinrich Eduard Suter, Zürich

Bern, den 5. 11. 63

... gestatten Sie mir, Ihnen meinen herzlichen Dank für das Wohlwollen und das Zutrauen auszudrücken, welches Sie mir zugleich auf eine so freundliche Weise erwiesen haben; ich schätze das Anerbieten, womit Sie mich beehrt

haben, zu den angenehmsten persönlichen Erfolgen meiner wissenschaftlichen Bestrebungen[1].

In der Sache selbst bin ich insofern in Verlegenheit, als ich nicht im Stande bin, Ihrem Wunsche entgegen zu kommen und Bedingungen auszusprechen, unter denen ich nach Z. zu übersiedeln bereit sein würde. Ich bin hier auf eine so wohltuende und in jeder Beziehung angenehme Weise moralisch gefesselt, daß keinerlei lockende Bedingungen mich bewegen würden, Bern zu verlassen, es sei denn, daß mir ein größerer Wirkungskreis geboten wird, und ich also andererseits gewissermaßen durch die moralische Pflicht gezwungen würde, denselben anzunehmen.

Unter solchen Umständen kann also, wie Sie sich z. B. gewiß gern zugestehen werden, von mir aus nicht erst irgend etwas, sei es durch eine Stellung von Bedingungen oder in einer anderen Form geschehen, um meinen Wegzug von Bern in eine bestimmte Aussicht zu fassen. Nach meiner Art die persönlichen Beziehungen im Leben als die vorzüglichsten zu schätzen, ist mir an Ihrer persönlichen Bekanntschaft und der Wahrnehmung Ihres Strebens, der philosophischen Tätigkeit an der Ihnen unterstellten Hochschule weitere Ziele zu stecken, eine innige Freude zu Teil geworden; ich bitte Sie demnach die aufrichtige Versicherung genehmigen zu wollen, daß ich, wie sich auch die von Ihnen so wohlwollend angeregte Sache weiter gestalten möchte, stets verbleiben werde

mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr herzlich und dankbar ergebener
Lazarus

[1] Heinrich Eduard Suter (1820–1891) war von 1861 bis 1869 Regierungsrat, 1863 bis 1872 Nationalrat. Als Erziehungsdirektor hatte er sich im September 1863 bemüht, Lazarus zur Annahme einer Professur an der Universität und am Polytechnikum in Zürich zu bewegen.

[33] An Heymann Steinthal, Berlin

Leipzig, den 30. März 1864

Lieber Steinthal!

Ihr lebt da, wie es scheint, einen recht netten Styl; er gefällt mir sehr; es ist ganz der Lebensstyl, wie ich ihn liebe. Unschuldige Freuden, trauliches Zusammen[sein], edle Heiterkeit. Und Ihr verdient es, so zu leben; Du für Deine Arbeit, Sarchen für ihre Gesinnung, die Kinder, weil sie die Kinder sind. Ich erfreue mich dessen, so gut als wenn ich dabei wäre; meine Freude

an der Eurigen ist gerade groß genug, um ein Menschenherz zu befriedigen, also entbehre ich es nicht, dieselbe persönlich zu teilen. Ja fast kommt es mir vor, als ob dies zur Vollständigkeit des Bildes von solchem Stilleben der Meinigen gehörte, daß ich derweilen etwas in Sorge oder wenigstens in Arbeit für sie bin. Es ist ganz gut so, und ich bin glücklich; glücklich, daß mein Haus so beschaffen ist, daß mich eine schmerzlose Sehnsucht hinzieht und hindenken läßt. Daß nun meine „Ideen“ [1] den dritten Band erst im folgenden Hefte beschließen sollen, freut mich sehr; es paßt mir in jeder Beziehung besser. Ist es nicht spaßhaft, daß zugleich in Dorpat und Bonn für dasselbe Heft die Stelle von den Wolkenbergen citiert wird? Es bleibt natürlich erst recht stehen; oder willst Du gar eine kleine Anmerkung über die Fruchtbarkeit des Dichterwortes durch Vermittlung des Psychologen dazu machen? Grüße die Kinder, zu denen auch Du gehörst,

von Deinem Bruder

Lazarus

[1] „Über die Ideen in der Geschichte“, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. III, 1865, S. 385–486.

[34] An Heinrich Schweizer-Sidler [1], Zürich

Bern, den 1. Juni 1864

Lieber und verehrter Freund!

Ich bedaure, daß ich mich veranlaßt sehe, Sie, zu schlechtem Dank für Ihre freundschaftliche Teilnahme um meine Berufung nach Z., mit einer Bitte zu belästigen; aber ich habe die Zuversicht, daß Sie dieselbe zu erfüllen gern geneigt sein werden.

Die Züricher Sache fängt endlich an, für mich etwas Unangenehmes zu bekommen; nicht bloß, daß so viel davon in die Öffentlichkeit gedrungen, daß namentlich die Zusammenkunft in Olten so viel davon reden gemacht, daß ich Fragen kaum mehr ausweichen und sie doch nicht definitiv beantworten kann, rückt nun auch die Zeit des neuen Catalogs für die Wintervorlesungen heran, ankündigen und dann einen Ruf erhalten, von dem schon lange und Viele gesprochen, wäre fast komisch, nicht ankündigen, ohne daß ein offizieller Ruf da ist, erscheint kaum zulässig.

[1] Heinrich Schweizer-Sidler (1815–1894), schweizer. Sprachforscher; 1849 a. o. Professor, seit 1864 o. Professor der indogermanischen Sprachwiss. an der Universität Zürich und Gymnasiallehrer an höheren Schulen. – Sch.-S., ein treuer Verehrer von Lazarus, hatte sich sehr bemüht, diesen zur Annahme einer Professur in Zürich zu bewegen.

Nun schrieb mir Steinthal von Berlin, daß Sie ihm gesagt hätten, die Sache sei vor 8 Tagen – das sind jetzt etwa 4 Wochen – im Erziehungsrat erledigt. Ich erlaube mir deshalb Sie zu bitten, mich gütigst, so bald als Sie im Stande sind, genau davon unterrichten zu wollen, wie die Sache eigentlich steht. Die Unterredung, die ich im März mit H[errn] Erz[iehungs]Dir[ektor] Dr. Suter[2] hatte, macht mir diese Anfrage geradezu zur Pflicht, die ich aber doch an Niemand andres als an Sie richten möchte...

Ich glaubte Sie mit der Bitte belästigen zu dürfen, weil Sie überzeugt sein werden von der innigen Freundschaft und Verehrung, mit welcher ich bin

Ihr herzlich ergebener
Lazarus

Beste Grüße an Ihre l. Frau
und von der meinigen

[2] Vgl. den Brief Nr. 32 vom 5. März 1863 an H. E. Suter.

[35] An Paul Heyse, München

Bern, den 8. Dezember 1865

Teurer Freund!

... Außer der Psychologie, für die ich natürlich fortwährend sinne, beobachte, sammle, lese ich nämlich diesmal ein Publicum „über Moralstatistik", zum ersten Mal (vielleicht überhaupt zum ersten Mal auf dem Katheder) ist die Arbeit eine harte: die Prinzipien höchst interessant aber spröde, das Material nur zu schwer, um langweilig zu sein. Geht es mit dem Werden der Gedanken aber so fort wie in den letzten 14 Tagen, dann wird hoffentlich die Völkerpsychologie um einige Blätter bereichert. Inzwischen gewährt mir auch meine Zuhörerschaft schon einige Befriedigung; hier unerhört, gehören auch zwei Diplomaten – der württ. Gesandte[1] und ein Attaché der österr. – zu meinem Auditorium (auch in der Psychologie mirabile dictu!) in der Moralstatistik. Dieselben nebst dem eidgen. Pat. Büreau-Direktor und Hilfsarbeiter, einige Dozenten und Lehrer neben einer für Bern reichlichen Zahl von Studenten. Was will man mehr, um auch die doppelte Anstrengung nicht zu scheuen, die der freie Vortrag in solcher Materie macht, zumal wenn die geologischen Perioden gleich entfernte Schichten meiner Zuhörer irgendwie gleichmäßig

[1] Carl Freiherr Hugo von Spitzemberg (1826–1880), württembergischer Gesandter, zunächst in Petersburg, dann, von 1865 bis 1866, in Bern; seit 1866 in Berlin, wo Lazarus öfter mit ihm zusammentraf.

bedacht werden sollen. Für die einen Köpfe bin ich ein Oekonom aus der Liebig'schen Schule, für die andern der bloße Squatter, der den Urwald der Begriffe rodet. Die Methode hat hier wirklich ein allgemeines Interesse – ich glaube nicht bloß für mich –; die schwersten Untersuchungen, die für die Reifen berechnet sind (über Gesetz, Freiheit und Notwendigkeit u. dergl.) so klar zu machen, daß die Anfänger sie verstehen, und wiederum die Elemente für diese teils so viel mehr als es üblich ist *fest und bestimmt*, teils unter dem Einfluß der letzten Ziele, auf die ich steuere, original darzustellen, daß auch die Fertigen nicht daran ermüden...

[36] An Paul Heyse, München

Bern, zum 15. März 1866

Mein lieber Freund!

Wenigstens überlaufen soll das volle Maß meines Undanks nicht; denn das würde es in der Tat, wenn ich nicht einmal zu Deinem Geburtstage käme, um Dir im Geiste die Hand zu schütteln und Dich ans Herz zu drücken. Das neue Lebensjahr wird uns als die Alten finden; ob wir einander viel oder wenig sehen oder sagen, wir stehen in der Treue des Gemüts zusammen, und jedes Lebensglück des Andern wird als ein eigenes mitgelebt... Denke Dir aber, Geliebter, daß wir am 20.[1] etwa fort wollen; seit 14 Tagen essen wir Mittag oder Abends unausschläglichen Abschied bei lieben Collegen und Freunden; dazu Collegien samt Doubletten; nun haben mich ehrenvoller Wunsch und freundliches Dringen auch noch zu einem öffentlichen Vortrag[2] verpflichtet, der am 16. gehalten werden soll. Am 18. soll dann auch ein Abschiedsbankett angenommen werden, bei dem es an Reden noch weniger wird fehlen dürfen, als schon bei den kleinen Festlichkeiten. Je mehr aber der Kopf so auswärts beschäftigt ist, desto weniger gelingt ihm im eigenen Innern das Gemüt, wie es doch sollte, in Ruhe zu erhalten. Es wogt nun doch mehr als billig beim Gedanken, aus einer Lage zu scheiden, die einen ansehnlichen Lebensabschnitt glücklich ausgefüllt hat, aus einem Kreise zu scheiden, der wahre Achtung ernsthaft erworben und gewährt hat, aus einem Berufe zu scheiden, der, unverschuldet klein an Umfang, im Inhalt vieles gewährte, was man an eigenem Fortschritt, an Befriedigung, an segensvoller Spur in Anderem nur wünschen mag...

[1] Lazarus verließ Bern am 23. März, am gleichen Tage, an dem er vor sechs Jahren seine Antrittsvorlesung an der Berner Universität gehalten hatte.

[2] Thema des mit großem Beifall aufgenommenen Vortrags war: „Über Zentralität und Individualität der Gesellschaft".

[37] An Joseph von Maier[1], Stuttgart

Berlin, den 27. April 1867

...Wenn die Vorsehung es gut meint mit einem Volke (oder einer Genossenschaft), dann läßt sie seine guten und seine großen Menschen auch zu hohen Jahren kommen; es vollzieht sich der Segen dieser Alten nicht bloß durch sie selbst oder ihr eigenes Tun, indem erst ein durch äußere Kämpfe und innere Arbeit veredeltes Leben die vollkommene Gestalt zeigt, die es zu gewinnen vermag – sondern vor allem dadurch, daß die Jüngeren lernen und üben, wovon alle wahrhafte Veredlung des Menschen abhängt, neidlose Anerkennung, verehrende Hingebung, treue Nacheiferung im Geiste, dankbare Pietät im Gemüt. Denn nur den alten Meistern wird willig gewährt, was man den Gleichalterigen und Mitstrebenden, selbst noch im ringenden Kampfe Stehenden, billig oder unbillig verweigert.

In diesem Sinne möge Ihr Leben noch lange eine Quelle des Segens sein, und die wunderbare Frische und Fülle Ihrer Kraft bis an ein spätes menschliches Ziel sich erhalten.

Um für die Harmonie Ihres Lebensfestes noch eine andere Taste zu greifen, will ich nur noch daran erinnern, wie sich Ihnen ein gutes Vorzeichen bewährt hat, indem die Zahl Ihres Geburtsjahres Ihnen zugerufen hatte: תזקן[2] möge auch dieses Jahr für noch viele auf Sie und Ihr Haus herabflehen: ברכת ה'[3].

Indem ich Ihnen herzlich die Hand drücke, bitte ich, die Versicherung zu genehmigen, daß ich mit freudiger und aufrichtiger Verehrung bin

Ihr innig ergebener
Prof. Dr. M. Lazarus

[1] Joseph von Maier (1797–1873), Rabbiner, seit 1834 Landesrabbiner, der erste Rabbiner in Deutschland, der in den Adelsstand erhoben wurde. M. war Präsident der 1. Rabbinerversammlung in Braunschweig (1844) und lernte dort Lazarus kennen.

[2] „Du sollst alt werden". Der Zahlenwert der Buchstaben dieses hebräischen Wortes 557 = 1797, Maiers Geburtsjahr. (B.)

[3] „Gottes Segen". Der Zahlenwert dieser hebr. Wörter ist 627 = 1867, das 70. Lebensjahr Maiers. (B.)

[38] An Paul Heyse, München

Berlin, zum 15. März 1869

Mein geliebter Freund!

Obwohl wir in einem wohlpolicierten, mit Magistraten und Amtsschreibstuben nicht ungesegneten Staat leben, treten an einen Bürger von leidlichem Ruf hier allmählich so viele Anforderungen und Ehrenämter heran, als ob wir

in einem Gemeindewesen lebten, das keine besoldeten Funktionen kennt. Ich nun vollends, als ein gleichschenkliges Dreieck von Theorie und Praxis auf der Basis einiger Redefertigkeit, werde arg mitgenommen. Immer denke ich daran, mich abzuschließen, aber gegen einen Wall, den ich errichte, baut mir die ungesellige „Gesellschaft" zehn Parallelen und gräbt mir zehn Minen, um meine Muße zu sprengen. Und doch habe ich es neulich in meinem öffentlichen Vortrag „über die Freundschaft" als eine Aufgabe derselben gepriesen, dem öffentlichen Geiste, der durch die Fesselung aller Einzelnen in Gesetzen, Institutionen und Beamtungen samt ihren Parteiungen mit einer inneren Verhärtung bedroht ist, durch freie Bündnisse einige Erfrischung und Belebung zuzuführen. Daß dieser, ganz aus meiner glücklichen Lebenserfahrung geschöpfte Vortrag, wie ein Kreisschreiben mehrere Adressen trägt, und daß die Deinige weit voran steht, weißt Du zu gut, als daß ich's erst zu sagen brauchte. Ich glaube, der Vorsehung, die mich in einen so beglückenden Kreis von geliebten Menschen gestellt hat, und den Freunden selbst nicht besser danken zu können, als daß ich mich frisch und frei erhalten will, um dieser schönsten Zier des Lebens mich aus voller Seele ungeschwächt zu erfreuen. So werden denn auch des Märzes Iden[1] stets ein Festtag für uns bleiben, so tief empfunden und so herzlich gefeiert, wie die wirkliche Erfüllung des eigenen Ich in des Anderen Leben es erheischt und gestattet. Das Rütli[2] mit den Damen, und die nächsten wie Steinthals und Rese[3] sollen alle bei uns auf Dein und der Deinigen Wohl trinken, und Dir den Gruß der Heimat spenden, die unser Herz Dir hier bewahrt... Es gäbe eine prächtige psychologische Forschung, wenn man die Arten und Formen beisammen hätte, in denen die Menschen seit Jahrtausenden und bei verschiedenen Völkern ihre *Wünsche* für den Andern ausgesprochen; wie unsäglich verschieden in den großen und dann erst in den kleinen Modificationen! Eine gewisse Gleichartigkeit in den natürlichen Bedingungen für das Lebensglück würde zwar nicht fehlen, daneben aber alle Verschiedenheit der Ideale und Ziele des Lebens wie aus einer ganzen Culturgeschichte daraus erkennbar sein. Einstweilen schöpfe ich aus dieser Betrachtung aber nur meinen Glückwunsch, den ich Dir, mein Freund, heute von ganzer Seele hege: möge von allen guten Segnungen, die die Menschen sich ersehnt haben, das Beste und Gedeihlichste Dein anmutiges Dichterhaupt bekränzen und Dein liebes Menschenherz erquicken!...

[1] Der 15. März, Paul Heyses Geburtstag.

[2] Das „Rütli" war eine zwanglos-gesellige Vereinigung von Künstlern und Gelehrten, die sich zur Aussprache über geistige Fragen – unter Ausschluß politischer Themen – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts regelmäßig in Berlin zusammenfanden. Zum „Rütli" gehörten außer Lazarus der eigentliche Begründer des „Rütli", der Kunsthistoriker Franz Kugler, Adolf v. Menzel, Theodor Fontane, Theodor Storm u. a. Siehe Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen S. 577 ff.

[3] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 53.

[39] An Heymann Steinthal, Berlin

Interlaken, Pension Ober den 22. 7. 69

Lieber Bruder!

Unser Befinden ist Gottlob ganz gut; die Damen leiden allerdings etwas von der Hitze, ich kann aber nicht darüber klagen. Diese Woche will ich mir volle Ruhe gönnen, denn ich habe von Mitte Juni bis Mitte Juli allerdings streng gearbeitet. Von dem Erfolg der Synode[1] kann ich Dir noch wenig sagen; ich habe selbst noch kein klares Urteil und werde es vielleicht vor dem Zusammentritt der zweiten nicht haben können. Eins nur ist sicher: die Versammelten haben in den Tagen ansteigend eine Erwärmung von so hohen Graden gezeigt, bei Jung und Alt eine solche Begeisterungsfähigkeit, daß ein lebensfähiges Centrum sich wohl gebildet haben kann, von welchem aus eine solide Entwicklung sich gestalten wird. Unmittelbar wertvoll war dies, daß von konservativer Seite *humanistische*, und von radikaler Seite *historische* Zugeständnisse von wahrer Bedeutung gemacht sind, und beides nicht – ganz und gar nicht – im Sinne des Compromisses, der Transaktion, sondern hingerissen von dem idealen Gehalt der Aufgabe der Synode, von dem Bewußtsein gemeinschaftlichen Wollens, von der Möglichkeit gemeinsamer Hoffnung. Ich glaube, Alle sind als Parteimänner gekommen. Viele (vielleicht fast alle) als parteilose, wenn auch in ganz bestimmter Richtung wirkende, redliche Mitarbeiter der Synode gegangen; und wenn es meine זכיה[2] war, Etwas zu wirken, so vielleicht am meisten als Vorbild in dieser Beziehung. Noch wissen die Meisten gewiß nicht, wodurch ich gewirkt habe; sie sprachen (und sprechen in den Berichten) die Tatsache aus, daß der Erfolg, ja der Bestand (das Zusammenbleiben) der Synode wesentlich mir zu verdanken sei, aber sie kennen die Ursache nicht. Auch mir ist diese noch nicht völlig klar, und so lange zweifle ich auch an jener. So viel ist mir gewiß, die Technik der Leitung, die Erhebung durch einzelne einleitende Reden und die Schlußrede sind nur Mittel, und haben auch nur mittelbar mitgewirkt, der Grund allein, aus dem diese Mittel fließen, hat unmittelbar seine Wirkung getan. Hast Du den Bericht von Dr. Honigmann[3] (Schlesische Zeitung), den Du mir geschickt

[1] Die erste israelische Synode in Leipzig, die Lazarus als Präsident geleitet (Vizepräsidenten waren Dr. Abraham Geiger aus Frankfurt am Main und Ritter von Wertheimer aus Wien) und zu deren Abschluß am 4. Juli 1869 er eine Rede gehalten hatte (veröffentlicht Leipzig und Augsburg 1869); sie ist abgedruckt in: Treu und Frei – Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum, Leipzig 1887, S. 1 ff.

[2] „Verdienst". (T.)

[3] David Honigmann (1821–1885), Verwaltungsbeamter und jüdischer Politiker, Generalsekretär der Oberschlesischen Eisenbahn, beteiligte sich früh an dem von W. Freund in Berlin herausgegebenen politischen Journal „Zur Judenfrage" u. an der

hast, gelesen? Er enthält das Beste, was ich bis jetzt über die Synode gelesen, obwohl noch nicht das Letzte. Aber Dir, und zur Erinnerung mir (behalte mir also für später dies Blatt auf!) will ich noch sagen: wenn ich an den Präsidententisch trat, dann habe ich die Synode immer vergleichend vor mir gesehen; ich suchte nach Bildern von Versammlungen, zu denen die Propheten gesprochen, von Versammlung der אנשי כנסת הגדולה[4] von בתי מדרשים[5] in verschiedensten Zeiten, von gefüllten Synagogen, von gewöhnlichsten דרשנים[6] und modernen Predigern usw.; da glaubte ich, die Aufgabe der Synode und meiner Leitung zu erkennen. Geiger[7] hat mir (als ein wahrer מסיח לפי תומו[8] denn seine Verwunderung beweist den Mangel an Verständnis bei zutreffender Beobachtung) gesagt: ihn habe an mir am meisten verwundert, nicht die Ausdauer der physischen Kraft, noch auch die immer bereite Intelligenz, sondern daß ein Mensch acht Tage lang in der gleichen getragenen Stimmung sich befinden und dieselbe unausgesetzt zum Ausdruck bringen kann. – Ich habe die Sache von der ersten bis zur letzten Minute im historischen Sinn, und ich glaube, das heißt im großen Sinn, gesehen – und so behandelt.

So viel für heute. –

In Bezug auf die Alliance[9] halte ich für das Beste, daß Du mit Dr. Neumann[10], sprichst, und der möchte auch mit Herrn Plathe, Breitestraße No. 6, sprechen, daß beide durch N. Gumbinner und sonst versuchen sollen, die Presse zur Besprechung der Sache zu gewinnen; sie werden die Wege zur Presse auch sonst wohl kennen. Den Brief von Crémieux[11] schicke mir dann, wenn die Herren ihn gelesen, und sage mir, was sie tun wollen oder getan haben. Notabene von unserer Regierung ist nach der Antwort Bismarcks nichts zu erwarten.

Sei so gut und sage Gerschel-Gossmann: ich werde ihm in 8 Tagen etwa Antwort geben, weil sie dann erst eine definitive sein könnte. Harrwitz'[12] Bemerkung ist nicht ganz zutreffend; die größtmögliche Verbreitung ist gar nicht unser Hauptzweck, und die Synode hat einstweilen auch kein Geld; bis der Druck vollendet ist, weiß ich vielleicht schon, wieviel sie hat, dann will ich in Ueberlegung ziehen.

Zeitschrift „Der Israelit" von M. Heß. Schrieb „Herr Geheimrat Wohlfahrt und die Juden" und „Das gute Recht der Preußen jüd. Bekenntnisses" (1847).

[4] „Männer der Großen Versammlung", gesetzgebendes Gelehrtenkollegium, im 2. Jh. v. Chr. einberufen. (T.)

[5] Lehrhäuser gemeinschaftlichen Talmudstudiums und Gebetstätten. (T.)

[6] Öffentliche Schrifterklärer und Prediger. (T.)

[7] Vgl. Anm. 4 zu Nr. 115.

[8] „Ein in aller Unschuld Sprechender", jemand, der sich der Folgerungen, die aus seiner Aussage zu ziehen sind, nicht bewußt ist.

[9] Alliance Israélite Universelle, vgl. Anm. 2 zu Nr. 41.

[10] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 145.

[11] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 41.

[12] Vielleicht Dr. Harrwitz, der Mitinhaber in F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Mit herzlichen Grüßen für Bruder Hermann[13], Ernestinchen, Heimann und Anna, und das geliebte Täubchen[14]

Dein Bruder

Lazarus

[13] Steinthals Bruder.
[14] Steinthals Tochter Agathe.

[40] An Leopold Löw[1], Szegedin

Leipzig, den 12. Juli 1869

Hochverehrter und lieber Herr Doctor!

Bis heute bin ich hier gefesselt gewesen, um die Synodalgeschäfte so zu erledigen, daß wir auf der *Höhe der Ordnung* bleiben. In der letzten Stunde nun vor meiner Reise nach der Schweiz, mit der ich diese Tage der Synode beschließe, gedenke ich Ihrer mit herzlicher Freude und Anhänglichkeit und lasse diese Zeilen dem Buchhändler zurück, der Ihnen das erste Exemplar der Schlußrede, das die Presse verläßt, zusenden soll[2].

... Empfangen Sie, teurer Mann, neben dem Ausdruck innigen Bedauerns, daß Sie uns bald wieder enteilt sind, Gruß und Handschlag von

Ihrem herzlich ergebenen

Lazarus

[1] Leopold Löw (1811–1875), Rabbiner und Gelehrter, Begründer der Wissenschaft des Judentums in Ungarn; 1840 Oberrabbiner in Gr.-Kanizsa, 1846 in Papa; seine freisinnigen Reden, die er 1848 als Feldprediger hielt, trugen ihm eine zweimonatige Gefängnisstrafe ein. 1850 wurde er Oberrabbiner in Szegedin, wo er sich seinen theologischen, historischen und archäologischen Studien widmen konnte; u. a. entstanden: „Zur neueren Geschichte der Juden in Ungarn", Budapest 1874; „Beiträge zur jüdischen Altertumskunde", Bd. 1: „Die graphischen Requisiten und Erzeugnisse der Juden", Leipzig 1870/71; Bd. 2: „Die Lebensalter in der jüdischen Literatur...", Szegedin 1875. Die nachgelassenen „Gesammelten Schriften" gab sein Sohn, Immanuel L., heraus (5 Bde., Szegedin 1889–1900).

[2] Rede beim Schluß der ersten israelitischen Synode zu Leipzig am 4. Juli 1869. Nebst der Ansprache des Oberrabbiners Dr. Löw ... an den Präsidenten. Leipzig 1869. Neu abgedruckt in: Moritz Lazarus, Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum. Leipzig 1887, Seite 1 ff.

[41] An Paul Heyse, München

Leipzig, den 18. Oktober 1869

Mein geliebter Freund!

Heute keinen Brief... Nur die Überbringer, ein interessantes Paar, will ich Deiner liebenswürdigen Obhut und Führerschaft auf 2 Tage herzlich empfehlen. Herr *Crémieux*[1], dessen Name Dir wohlbekannt sein wird; 48er Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, ist er jederzeit Vorkämpfer der Humanität vor allem für die Juden gewesen; ein Lessing auf dem Felde der Politik und Diplomatie. Ursprünglich bei der berühmten Affaire von Damascus (1840 – vielleicht jenseits Deiner Erinnerungen also), später bei allen Verfolgungen, welche Juden oder Christen im Orient zu erdulden hatten, war er auf dem Platze und fast immer als Sieger. Obwohl im 74. Jahre, rastet er nicht, und Du siehst ihn von solcher Humanitätsreise kommen. Propaganda zu Gunsten der Alliance Israélite Universelle[2] und besonders Fürsorge für die russischen Notleidenden haben ihn nach Berlin geführt, wo ein Zweigverein der Alliance besteht, deren Präsident ich natürlich bin. Ich sage natürlich; denn ich bin im Unterschied vom Nathan beinahe jetzt „ganz und gar nur Jude"[3]; ein Glück, daß ich zwischendurch meine Vorlesungen an der Akademie (mit prachtvollem Erfolg) halten muß. Ich sage nur noch, daß der Mann mich ein wenig und ich ihn sehr lieb gewinne; dies hoffe ich wird bei Dir Empfehlung genug sein von Deinem herzlich getreuen

Lazarus

Herr und Frau Crémieux kommen Donnerstag oder Freitag zu Dir.

[1] Isaac Adolphe Crémieux (1796–1880), französischer Rechtsanwalt, Minister und Politiker. Während der Julirevolution gehörte er den gemäßigten Linksparteien an, 1848 vorübergehend Justizminister; nach dem Sturz des Kaisertums trat er 1870 in die Regierung der Nationalverteidigung ein und übernahm zum 2. Mal das Justizministerium. 1875 wurde er zum lebenslänglichen Senator gewählt. – In der Damaskus-Affäre, einer Beschuldigung des Ritualmordes an dem französischen Pater Thomaso, die auch der französische Konsul in Damaskus, Graf Ratty-Menton, unterstützte, erwirkte Crémieux, damals Vizepräsident des Pariser Zentralkonsistoriums, gemeinsam mit M. Montefiore die „Freilassung" (nicht „Begnadigung", wie vorgesehen) der unschuldigen Opfer. – Adolphe Crémieux war nach der Gründung der A. I. U. der 2. Präsident des Zentralkomitees, nämlich von 1863–66 und nochmals 1868–80.

[2] Die interterritoriale Hilfsorganisation „Alliance Israélite Universelle" (A. I. U.) wurde 1860 von einer Gruppe von 17 jungen Männern gegründet; sie wollte „überall für die Gleichstellung und den moralischen Fortschritt der Juden arbeiten", den leidenden Juden „eine wirksame Stütze sein" und „jede Veröffentlichung fördern, die geeignet ist, dieses Resultat zu sichern".

[3] Lazarus spielt hier auf die Verse 368–70 aus Lessings „Nathan der Weise" an: „So ganz / Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht. – / Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder" (zitiert nach der Ausgabe von Lachmann/Muncker[3], Bd. XIII).

[42] An Aron Horwitz[1], Berlin

Berlin, den 9. November 1869

Hochverehrter Herr Doctor!

Durch eine zufällige Unterredung mit einem der Herren Lehrer des von Ihnen geleiteten Lehrer-Seminars erfahre ich, daß es in diesem an einigen notwendigen Hilfsmitteln für den demonstrativen Unterricht in der Geographie mangelt. Ich kann mir denken, daß vielseitige andere Ansprüche an die betreffende Behörde die Beschaffung bisher unmöglich gemacht haben und wollte deshalb bitten, mir die Freude zu gewähren, das Lehrer-Seminar mit einem Globus und einem Tellurium auszustatten.

Ich verbinde damit den Wunsch, daß Sie beides als ein Zeichen der herzlichen Teilnahme ansehen mögen, welche ich für diesen Zweig Ihrer segensreichen Wirksamkeit hege, und verharre mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener
Lazarus

[1] Aron Horwitz (1812–1881), 1838–40 Lehrer an der jüd. Gemeindeschule in Danzig; errichtete 1845 in Berlin eine jüd. Knabenschule, die bis 1850 bestand. 1852 wurde er Leiter der jüd. Gemeindeknabenschule und leitete seit 1859 die Jüdische Lehrer-Bildungsanstalt. H. gab heraus: „Imre bina" (mit M. Steinschneider), ein Spruchbuch für jüdische Schulen; eine hebräische Lesefibel u. a.

[43] An Leopold Löw[1], Szegedin

Berlin, den 17. November 1869

Die Predigt, die Sie mir nebst der Biographie des A. Chorin[2] gesandt haben, habe ich dankbar empfangen. Von wissenschaftlichen Arbeiten und synodalen wie humanitären Pflichten übermäßig gefesselt, bin ich außer Stande, Ihnen so ausführlich zu schreiben, wie ich wohl möchte. Nur Eines will ich nicht ungesagt lassen. In Ihrer Rede habe ich vor Allem mit herzlichem Vergnügen bemerkt, wie Sie, von den gewöhnlichen Regeln der Homiletik ungehemmt die traditionelle Form altjüdischer, freier Gedankenbewegung aufrecht erhalten und neu beleben; neu beleben namentlich dadurch – was unseren Alten meist sehr gefehlt hat –, daß Sie den Reichtum histori-

[1] Vgl. Anmerkung 1 zu Nr. 40.

[2] Enthalten in: Leopold Löw, Gesammelte Schriften, hrsg. von Immanuel Löw, Szegedin 1889–1900, Bd. II, Seite 251 ff.

scher Detailforschung für die Rede verwenden. Ohne aus der Predigt einen historischen Lehrvortrag zu machen, wie dies mein Lehrer und Freund Dr. Herzfeld[3] in Braunschweig zuweilen versucht hat, schmücken Sie nicht bloß, sondern erfüllen und vertiefen den Lehrvortrag mit historischen Tatsachen. Ich schlage es nämlich hoch an, in den Gemeinden den geschichtlichen Sinn zu wecken, dessen Mangel das Werk aller Kritik und alle – noch so besonnene – Reform am meisten hemmt.

Ich bitte, behalten Sie es im Auge, daß wir dies Kapitel, wenn wir mit Gottes Hilfe wieder zusammenkommen, genauer besprechen, und daß wir für prinzipielle Durchführung dieses Gedankens auf der Synode etwas tun, denn auch den meisten Rabbinern und Predigern fehlt es an dem Bewußtsein von diesem Mangel historischen Sinnes unter den Juden und an der Fähigkeit, die Geschichte lebendig und wirkungsvoll zu verwenden.

Mit herzinnigem Gruß schließe ich für heute und verharre Ihr innig ergebener

Lazarus

[3] Vgl. Anmerkung 11 Nr. 1.

[44] An Paul Heyse, München

Leipzig, den 4. Januar 1870

Mein geliebter Freund!

... Du weißt, mein lieber Paul, daß ich nie nach spezifischen hohen Ehren in Israel getrachtet habe, und auch heute noch ist Ehrgeiz besonders in dieser Richtung die schwächste meiner Triebfedern. In aller Unschuld habe ich vor einem Jahre eine Stelle in der Repräsentanten-Versammlung der jüd. Gemeinde in Berlin angenommen, sie raubt wenig Zeit und Kraft und man kann für Schule und Kirche allerlei Gutes wirken; nebenbei und gerade heraus gesagt tut man der Gemeinde die Ehre an, mit an ihrer Spitze zu stehen. Daraus aber folgte die Deputation zur Synode. Diese aber macht mich zu ihrem Präsidenten. Unfähig etwas halb zu machen und von des Lebens Wirklichkeit im Ernst ergriffen, wird meine Führung der Sache zu einer Art von Leistung; man bringt mir Dank, Ergebenheit und, das Wort ist zu oft gefallen, daß ichs meiden müßte, Huldigung entgegen. Das aber häuft die Verantwortung. Ich habe die Herausgabe der Verhandlungen selbst besorgt, konnte mich dem Vorsitz des Comités zur Berufung der nächsten Synode nicht entziehen. Damit war die Wahl der Commissionen verknüpft; meine gute Synode hatte von [der] dritten Sitzung ab nur noch einen Wahlmodus für angezeigt gehalten: der Präsident soll ernennen.

Vor Jahr und Tag wird mir in Berlin die Präsidentschaft des Zweigvereines der Alliance Israélite Universelle angeboten; die Sache ist wiederum un-

schuldig; sie kann wenig Zeit und Kraft kosten. Aber inzwischen bricht die Not unter den Juden Rumäniens und Rußlands aus[1]; allerlei Comités werden in Paris, Königsberg, Leipzig und Rom ernannt; sie bedrohen die Sache mit Zersplitterung, aber überall laufen die Radien des Rufes nach Einigung auf das Centrum meiner armen Seele zusammen; ich allein könnte und müßte also sie unter einen Hut, die Kräfte zu gleichem Ziele bringen. Briefe und Depeschen gehen und kommen, und es gelingt Alles so gut, daß sich natürlich Alles in allen Nöten immer wieder zu mir wendet.

Dasselbe Lied mit sehr geringen Variationen mit genügenden Dissonanzen, die ihre Lösung fordern, singt mir der Gemeindetag zur Gründung eines Gemeindebundes. Schon im Jahre 1862, da ich als Gast von Bern in Berlin war – Herr Gott! das ist ja wieder eine neue Geschichte! jawohl eine neue! – werde ich vom sel. Dr. Veit[2] u. a. zur Beratung über Gründung einer Hochschule für die Wissenschaft des Judentums geladen; kann etwas unschuldiger sein, als an einer solchen guten Sache mitzuraten. Die Geschichte des Judentums, seiner Literatur, seiner Religionsphilosophie etc. wird seit langem in zufälligen Winkeln, wo gerade ein Gelehrter wohnt, bearbeitet, nur durch Bücher verbreitet; die das alles brauchen, müssen die Belehrung suchen und finden sie kaum. Also eine Lehranstalt ist nötig, das ist gewiß. Ich kehre nach Bern zurück und die Sachen bleiben einfach liegen; ich komme wieder nach Berlin; im Jahre 1867 werden sie aufgenommen, aber allerlei Umstände hemmen die Entwicklung. Im Sommer 1869 aber umgekehrt drängen innere und äußere Motive, die Sache ins Werk zu setzen; die Zielscheibe der Wünsche und Forderungen ist allen Augen immer sichtbarer geworden, wollend oder nicht, muß ich die Sache führen und den Löwenanteil der Organisationsarbeit übernehmen[3]. Seit Oktober ds. J. also ist meine Sprechstunde wie die eines großen Arztes besetzt, Aktenlesen und [-]schaffen füllt jeden freien Abend, viel vom Tage fordert die Correspondenz; weniger als 6 Briefe an einem Morgen zu bekommen oder eine spätere Poststunde, an welcher keiner anlangt, ist zur Seltenheit geworden. Denn auch die medizin.-psychol. Gesellschaft, die anthropologische, das Victoria-Lyzeum lassen mich ja nicht ledig. So ist es gekom-

[1] Im Jahre 1872 rief ein Initiativkomitee, das aus Moritz Lazarus, Berthold Auerbach, Samuel Kristeller, Salomon Neumann, Benjamin Liebermann und Mayer Cohn bestand, ein Komitee für die rumänischen Juden (Rumänenkomitee) ins Leben, zu dessen Präsidenten Moritz Lazarus gewählt wurde.

[2] Dr. Moritz Veit (1808–1864), Buchhändler, Schriftsteller und Politiker; Gründer der Buchhandlung Veit & Comp. in Berlin, die u. a. Werke von Z. Fränkel, M. Sachs und L. Zunz verlegte. Veit selbst gab den „Berliner Musenalmanach" (2 Bde., 1830 u. 1831) heraus, schrieb „Polenlieder" (1833), „Gedichte" (1836) u. a. Als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung (1848) und des preußischen Abgeordnetenhauses (1858) wirkte er für die Emanzipation der Juden in Deutschland. Mehr als 2 Jahrzehnte war er Stadtverordneter und Stadtrat in Berlin, ebenso lange einer der führenden Männer in der jüdischen Gemeinde.

[3] Die Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums wurde am 26. 12. 1869 gegründet, 1872 eröffnet und 1942 zwangsweise geschlossen.

men, daß ich seither im Rütli, sonst meine Erholung, immer nur 1 oder 1/2 Stunde sein kann, weil es am Abend noch irgend eine Sitzung gibt.

So ist das Gefährte meines Willens von lauter kategorischen Imperativen bespannt, die ich nicht zügeln kann; nimmer hören sie auf den Ruf von Wunsch und Behagen. Die neue theoretische Arbeit hat sich zur Seite drängen lassen und läuft nur auf der Wildbahn mit. Nur meine Vormittage habe ich mir ängstlich abgespart; sie dienen vorzugsweise dem Lernen und Lehren. Meinen Vorlesungen auf der Kriegsakademie kommt es zu Gute, daß ich den ganzen Rest meiner freien Seele hineinhauchen und alles Leben der Gedanken darin auszuströmen trachte. Dafür genieße ich dort wirklich volle Freude. Laß mich mit Zahlen so viel beweisen, als sie können. Anstatt 13 (von 52) und 27 (von 49) Zuhörern, die ich im vorigen Jahre hatte (d. h. eingeschrieben, als Gäste waren immer schon mehr da), habe ich diesmal (von 49) 38, und (von 56) 53. Und wie die Zahl hat auch der Eifer noch zugenommen und macht mich in dem Gedanken froh, nicht vergeblich zu arbeiten. Daneben kann ich die Geselligkeit und mag sie nicht aufgeben. Ich meine, ein Haus wie das meinige, ist eine Species, wie sie im Ganzen einer Culturstadt nicht fehlen darf. Da lugt wieder so ein Stück verkappten kategorischen Imperativs durch. Aber ich habe wie meine Frau auch volle Freude daran, und hätte sie nur noch reiner und schöner, wenn nicht Zeit und Anspannung zur Sache der Rechnung bei mir geworden wären. Wir haben, als Crémieux's da waren im Oktober, im November als die Schumann[4] konzertierte, und am 2. Weihnachtstage bei Ribbecks[5] Anwesenheit wohl recht heitere Abende mit größerer Gesellschaft gehabt...

Nun gute Nacht, mein geliebter Freund, über die Epistel ist es spät geworden. Grüße mir Deine liebe Frau gut und herzlich. Lebet froh und glücklich und gedenket in Liebe

Eures alten getreuen
Lazarus

[4] Clara Schumann (1819–1896) war mit Lazarus befreundet und oft Gast in Schönefeld.

[5] Vgl. Anmerkung 1 zu Nr. 48.

[45] An Paul Heyse, München

Berlin, zum 15. März 1870

Mein geliebter Freund!

Statt aller Wünsche, die Du ja kennst, und aller Berichte, die ich meiner besseren Hälfte überlasse, will ich Dir mein Programm für Deinen Geburtstag mitteilen.

Nach empfangener Meldung werde ich früh zwischen 8–10 Uhr 120 russische Auswanderer vom Ost- zum Hamburger Bahnhof mit ihren Weibern

und Kindern spedieren; sie lassen alle Leiden hinter sich, nur Dank und Hoffnung ist in der Leute Herzen. Die werde ich natürlich regalieren, und das, mein Geliebter, soll Deiner und der Deinen Gesundheit gebracht sein als Fundament am Morgen. Nicht wahr, ein guter Anfang, um einen frohen Tag zu leben. Dann will ich an einem psychologischen Lieblingsthema, das mich seit einiger Zeit beschäftigt, etliches schreiben, wobei die Frage, was Poesie für uns arme Menschen überhaupt bedeutet, sehr ins Spiel kommt. Darauf will ich die Lieblingsecke meiner Bibliothek betrachten, wo der stattliche Gottessegen [ein Orientteppich] steht, der Deinem Haupt und Herzen entflossen ist, um so vielen Menschen so viele, viele glückliche Stunden zu schaffen. Schon vor Tisch suche ich mir, als ein Epikureer eine Novelle oder ein Gedicht heraus, das ich nach Tisch lesen will. Abends sind wir beisammen und lassen Dich so hoch schmerzfrei, schaffensfreudig und beglückt leben, wie man es nur kann, wenn es dem geliebten Dichter, dem verehrten Menschen und dem teuern lieben Freunde zugleich gilt.

Lebt glücklich, liebe Beide.
Euer treuer Freund
Lazarus

Postscriptum von Sara Lazarus: ... Neulich wurde er von den Kronprinzlichen Herrschaften befohlen, um ihnen einen Vortrag zu halten, da die Frau Kronprinzessin doch nicht in die Kriegsakademie gehen könne. So ging er recht unwohl mit dem [von Rheumatismus] kranken Arm dahin und kam von der ganzen Erregung über eine Art Fieberhaftigkeit hinweggeführt, so heiter heim, daß ich Zitternde ihn ordentlich höhnisch angesehen. Ich war nicht dafür, da ich ängstlich war, allein es war ihm abzusagen schwer, da noch Mehrere dazu schon 8 Tage früher eingeladen waren. Ich teile es Ihnen gerne mit, da die Aufnahme eine *höchst liebenswürdige* gewesen, der Kronprinz, nachdem er schon wieder zweimal in der Kriegsakademie gewesen ...

[46] An Gustav Karpeles[1], Berlin

Ischl, den 19. August 70

Hochgeehrter Herr Doctor!

Seit Wochen durch Krankheit meiner Frau hier gefesselt, habe ich erst heute Ihre werte Zuschrift vom 12. ds. Mts. erhalten. Ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich weit davon entfernt bin, mich an einem besonderen Hilfs-

[1] Gustav Karpeles (1848–1909), Literarhistoriker; übernahm 1890 die Redaktion der „Allgemeinen Wochenzeitung des Judentums", die er bis zu seinem Tode beibehielt; gründete mit A. Katz den „Verband der Vereine für jüdische Geschichte und

verein für *jüdische* Soldaten zu beteiligen[2]. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich sogar jede Sammlung von Gaben mit confessioneller Sonderung der Geber für unangemessen erachte; vollends aber eine Verteilung von irgendwie gesammelten Gaben an Soldaten einer besonderen Confession ist in meinen Augen allerdings ein unzulässiger Separatismus. Mit aller Hochachtung verharre ich, geehrter Herr Doctor,

Ihr ganz ergebenster

Lazarus

Literatur" und gab 1898–1909 dessen Jahrbuch heraus. K. schrieb u. a. „Geschichte der jüdischen Literatur", 2 Bde., Gräfenhainichen 1886; „Allgemeine Geschichte der Literatur", 2 Bde., Berlin 1891; besondere Verdienste erwarb er sich um die Heine-Forschung: Er gab 1884 Heines Werke heraus und schrieb u. a. „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen", Berlin 1888; „Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit", Leipzig 1889.

[2] In einem Brief vom 12. August 1870 hatte Karpeles an Lazarus die Aufforderung gerichtet, einen „Hilfsverein für jüdische Soldaten" zu gründen und an dessen Spitze zu treten. Er bemerkte auch: „Kein Mensch wird darin eine Separation erblicken, und keiner, welcher Partei er auch immer angehört, wird sich von einem so echtjüdischen Verein ausschließen." Seitens der konservativen Partei habe Dr. Hildesheimer seine Mitwirkung bereits zugesagt. (T.)

[47] An Paul Heyse, München

29. November, 1870

...Sie leben alle noch munter fort. Auch Fontane, den wir nur immer noch nicht hier haben. Unser alter Crémieux hat sich liebenswürdig benommen; am Sonntag, den 20. ein Telegramm an mich; ein gleiches an den Schweizer Bundespräsidenten Dubs, der ihm meinen Brief und Antrag vermittelt hatte; (auch dieser sandte mir dann sein Telegramm durch den hiesigen Gesandten), am Montag ein positives Telegramm von Crémieux, daß er mir den offiziellen Brief des Kriegsministers an ihn sende, und am Freitag dieser Brief mit einer rührend guten Anschrift von ihm an mich[1]. –

Ein Lichtstrahl aus der Mitte des Chaos, das Frankreich zeigt. Ich für meine Person wage es noch nicht, das völkerpsychologische Seziermesser daran zu

[1] Theodor Fontane (1819–1898), mit Lazarus durch das literarische Wochenkränzchen „Rütli" befreundet, war im Herbst 1870 nach Frankreich gegangen, um Vorstudien für eine Geschichte des Krieges zu machen, und dort als spionageverdächtig in Gefangenschaft geraten. In einer Oktobernacht des Jahres 1870 erhielt Lazarus hiervon durch zwei Rütli-Freunde Kenntnis und versuchte sofort, unter Mitwirkung von zwei Freunden, des französischen Justizministers Crémieux und des schweizerischen Bundespräsidenten Dubs, die Freilassung Fontanes zu erreichen. Vgl. die Briefe und Telegramme, die Fontanes wegen geschrieben wurden, in Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, Seite 536 ff.

legen (wie L. Bamberger neuerdings in der Augsburger Allgem. schon getan); aber die Gedanken weben natürlich darum, und schon heute kann ich sagen: die großen, obgleich vergeblichen Kraftzuckungen der Franzosen, die uns und ihnen noch viel blutige Arbeit kosten werden, werden *uns fester* und sie für die Zukunft behutsamer, hoffentlich auch besser machen, und erhalten vor der Hand ihre Würde, die mit Sedan und der jämmerlich begonnenen Republik zu Ende schien. So scheint uns denn, [nach dem] zunächst freilich schwer bedauerlichen Aufschub des Abschlusses, diese große Zeit noch größer zu werden und in eine Tiefe zu dringen, die wir dem heutigen Geschlecht nicht zugetraut. Es soll sich bewähren, daß „alles Höchste eben schwer ist, aber dem Großen und Guten erreichbar...".

[48] An Otto Ribbeck[1], Kiel

Bad Nauheim, den 21. Juni 1871

Lieber und verehrter Freund!

Ihre gütige Zuschrift vom 17. d. Mts. hat mich zwar noch in Berlin, aber eine Stunde vor unserer Abreise hieher erreicht; ich bitte Sie deshalb die Verzögerung meiner Antwort entschuldigen zu wollen.

Lassen Sie mich Ihnen, verehrter Freund, vor Allem sagen, wie herzlich dankbar ich es empfinde, daß Sie nun schon zwei, genauer gezählt schon drei, mal dafür tätig sind, mir ein Lehramt neben Ihnen zu gewinnen; lassen Sie mich hinzufügen, daß, wie viel Vorzügliches ich auch von Ihrer Facultät in Kiel oder über sie erfahren möchte, die größte Anziehung und Befriedigung für mich darin liegen würde, die collegiale Tätigkeit und den freundschaftlichen Umgang mit Ihnen wieder aufzunehmen, diesen zumal, in beglückender Gemeinschaft mit unseren Frauen, fortzusetzen und immer inniger zu gestalten.

Dennoch kann ich Ihnen eine bestimmte Antwort zu Händen der dortigen Facultät, wie Sie sie verlangen, schlechterdings nicht geben.

[1] Otto Ribbeck (1827–1898), klassischer Philologe, Schüler von Ritschl und Welcker in Bonn. Unternahm 1852 in Begleitung von Paul Heyse eine Studienreise nach Italien. 1856 wurde er a. o. Professor der klassischen Philologie in Bern, 1859 o. Prof.; 1861 in Basel, wo er in ein freundschaftliches Verhältnis zu Jacob Burckhardt trat. 1862 wurde er nach Kiel, 1872 nach Heidelberg und 1877 – nach Ritschls Tod (1876) – nach Leipzig berufen. R. schrieb u. a. „Geschichte der römischen Dichtung", 3 Bde., Stuttgart 1887–92; „Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie", 2 Bde. Leipzig 1879–81. – Lazarus lernte Ribbeck 1849 durch Paul Heyse kennen, die Freundschaft festigte sich in dem gemeinsamen Berner Jahr (1860/61); während seiner Lehrtätigkeit in Kiel versuchte R. wiederholt, Lazarus für die dortige Universität zu gewinnen.

Sie Verehrtester, sind feinfühlig genug, um den sachlichen Grund vollkommen zu würdigen, der mich verhindert, eine entscheidende Antwort zu geben. Sie werden sich erinnern, daß ich vor Jahren Ihnen auf die gleiche mündliche Anfrage eine unumwundene, bejahende Antwort erteilt habe. War auch Ihre Frage damals keine offizielle, meine Antwort war bestimmt und ist an die Fakultät gelangt; es war deshalb keine vergnügliche Erfahrung für mich, daß ich keinerlei offiziellen Bericht, auch nur daß ich vorgeschlagen sei, weder von der Fakultät noch vom Kultusminister empfangen habe. Bevor also der Wunsch einer Fakultät, mir das Lehramt zu übertragen, so weit geführt hat, daß ich aus dem Kultusministerium die Anfrage erhalte, bevor ich mit anderen Worten den Beweis sehe, daß unsere Kultusbehörde nicht mehr – hinter die Zeit der Berufung Spinozas nach Heidelberg zurückgehend – den Juden und das philosophische Lehramt für unvereinbar hält, habe ich gar keinen Grund, eine entscheidende Willensmeinung zu fassen oder zu äußern.

Mit nochmaligem Dank und herzlichen Grüßen von Haus zu Haus verharre ich

Ihr treu ergebener
Lazarus

[49] An Otto Ribbeck, Kiel

27. 6. 1871

Lieber und verehrter Freund!

Ich kann es mir nicht versagen, meine Antwort auf Ihre gütige Zuschrift vom 25. d. Mts. wiederum mit dem Ausdruck des herzlichsten Dankes zu beginnen, den ich ob Ihrer Bemühungen zu meinen Gunsten freudig und innig empfinde. Sehr leid tut mir Ihr Unwohlsein und daß diese Angelegenheit Sie zu einer erschwerten Anstrengung veranlaßt hat. Hoffentlich ist Ihre Gesundheit wieder völlig zurückgekehrt.

Zu einem anderen Entschlusse, als den in meinem Brief vom 21. ausgesprochenen, kann ich leider nicht kommen. Ich will gern wiederholen, was ich Ihnen in Leipzig gesagt, daß trotz meiner Lehrtätigkeit an der Kriegsakademie, die mir ungemein lieb und wertvoll ist, eine ordentliche Professur an einer deutschen Universität meine Hoffnung und meine Sehnsucht bleibt. Mich aber meinerseits einer Fakultät gegenüber, vollends zum zweitenmal, durch meine Zusage zu binden, ohne die Überzeugung zu haben, weder daß ich nur in erster Linie vorgeschlagen werde, noch auch daß meiner Zusage und selbst dem Vorschlage auch nur die Möglichkeit eines Erfolges zur Seite steht, scheint mir durchaus nicht angemessen.

Ich möchte nicht gern rechthaberisch erscheinen und Ihnen eine specielle Discussion der Sachlage aufdrängen, ist doch in solcher Frage das individuelle

persönliche Empfinden nicht zurückzudrängen, und ich bitte Sie herzlich, es mir freundschaftlich zu Gute zu halten, wenn ich Ihnen ungefügig erscheinen sollte. Aber wenn Sie mich auf den allgemeinen Usus hinweisen, möchte ich erinnern, daß mein Fall hier doch zwiefach ein besonderer ist; und wenn Sie Ihres Vorschlags in Greifswald gedenken, will ich nicht fragen, ob Sie vorher Ihre Zusage gegeben hatten; erst aber möchte ich zweifeln, ob Sie dieselbe wiederholen würden, wenn Gr. wieder vor einer Wahl stünde und nicht vielmehr den Ausgang dieser abwarten möchten, bevor Sie Ihrerseits zu bestimmen geneigt wären. In meiner Lage scheint es mir jedenfalls nicht ungerecht, abzuwarten, ob eine Facultät, zumal eine, der ich früher bereits meine Zusage erteilt hatte, so viel Gewicht auf meine Berufung legt, daß sie vor allem meine Wahl durch den Minister herbeizuführen sucht, ohne in eine möglicherweise ganz vergebliche Vorverhandlung mit mir zu treten. Sie aber, lieber teurer Freund, muß ich nochmals bitten, sich meines herzinnigsten Dankes auch für den neuesten Beweis Ihrer herzlichen Teilnahme für meine Berufung versichert zu halten, und verharre mit den besten Grüßen zugleich von und für unsere Damen

Ihr
treu und innig ergebener
Lazarus

[50] An Moritz Kohner [1], Leipzig

Leipzig, den 28. Juni 1872

Hochverehrter Herr!

In ergebenster Erwiderung Ihrer gef. Zuschrift vom 25. d. M. beehre ich mich, Ihnen zunächst die angenehme Mitteilung zu machen, daß die Sammlungen des Comités für die rumänischen Juden [2] in Berlin und anderen Städten Deutschlands günstigen Fortgang nehmen; daß ferner die anderen Schritte, welche wir getan haben, auf die rumänische Regierung zu wirken, von gutem Erfolg gewesen sind.

[1] Moritz Kohner (1818–1877), Vorsteher der Israelit. Religionsgemeinde Leipzig; angeregt durch die Schrift Emil Lehmanns „Höre Israel", erließ er anläßlich der Tagung der Synode in Leipzig am 22. April 1869 einen Aufruf zur Beschickung des ersten israelit. Gemeindetages. Nach der Konstituierung des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes am 12. April 1872 war K. bis zu seinem Tode dessen erster Präsident. Er setzte sich für die Gleichberechtigung des jüd. Schulwesens ein, verbesserte die Organisation der Armenfürsorge und bekämpfte das Laskersche Austrittsgesetz.

[2] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 44.

Das Berliner Comité hat beschlossen, augenblicklich die Geldsendungen nach Rumänien einzustellen, dafür aber eine dauernde Wirksamkeit zur Verbesserung der materiellen und moralischen Verhältnisse unserer Brüder in Rumänien, speziell in der Moldau, ernstlich in Aussicht zu nehmen. Zu diesem Behufe habe ich an die betreffenden Comités in London, Wien und Paris (Centralcomité der Allianz) den Vorschlag gelangen lassen, in gleicher Weise zu verfahren und ein Zusammenwirken mit uns nach vorausgegangener gemeinschaftlicher Beratung anzubahnen.

Ich bin zwar begreiflicherweise noch ohne Antwort, hoffe aber bestimmt, daß mein Vorschlag angenommen und im Spätherbst ausgeführt wird...

Lazarus
Vorsitzender des Comités für die rumänischen Juden

[51] An Paul Heyse, München

Leipzig, den 5. Oktober 1872

Lieber Paul!

... Ich habe bei Leipzig – 20 Minuten von der Katharinenstraße – eine Villa mit Garten und Park, aber nicht um deren, sondern um eines Feldes willen gekauft, auf welchem ich für *144* Beamtenfamilien gute, luftige, mit kleinen Gärtchen gezierte Wohnungen bauen will, zu einem Preise, der nach Flächen- und Kubikinhalt etwa den dritten Teil des Preises in der Stadt beträgt. Die bestbeleumdeten Bahn-, Post-, Gerichts- und Ratsbeamten sollen Aufnahme finden, eine Wohnung in dieser Straße eine Art Tugendpreis sein. Ich habe in Leipzig viel erworben, nun will ich die Macht des Kapitals und der Fachkenntnis zum Guten ausbeuten, allein „zu Gottes Ehr und sonder Lohn". Ein kleiner Beitrag zur Lösung der socialen Frage soll es werden und Vorbild für andere[1].

An die Stelle von Etzel ist an der Kriegsakademie seit Jahr und Tag ein neuer Direktor, ein frommer, v. Ollech [getreten]. Der hat jetzt die philosophischen Vorlesungen an der Kriegsakademie *abgeschafft*. Die Vorträge waren vielleicht zu anziehend, ich hatte – ohne daß Philosophie obligatorisch ist – im letzten Jahre *alle minus einen* Offizier zu Zuhörern. So bin ich also frei und will nun ernst und streng an die literarische Arbeit gehen, zugleich aber, wie Du siehst, etwas praktische Philosophie treiben...[2].

[1] Das philanthropische Bauprojekt kam nicht zur Ausführung. (T.)

[2] Mit Dekret vom 13. Mai 1868, I. No. 657, war Lazarus der Lehrvortrag über Geschichte der Philosophie an der Kriegsakademie in Berlin ab 1. Oktober 1868 gegen Gewährung des etatmäßigen Honorars übertragen worden. Deren Direktor war damals der gelehrte und hochsinnige General der Infanterie, Friedrich August

[52] An Leopold Löw[1], Szegedin

Berlin, den 24. März 1873

Mein hochverehrter, lieber Freund!

Sie werden durch Ihren – lassen Sie mich sagen, durch unseren – lieben Immanuel[2] die Ursache vernommen haben, weshalb ich mit meinem Schreiben so lange gezögert habe, bis ich unwillkürlich den Spruch erfüllen muß: טוב ללכת אל בית אבל מלכת וגו'[3]. Wie meine Frau und dann ich selbst von Krankheit gefesselt war, wie dann die Freude der Genesung in die schwere Sorge um das geliebte Kind meiner Geschwister[4] unterging und die Sorge in Trauer sich verwandelte; wie einer vollen und reinen Freude Ihres Hauses dann plötzlich das Leid des schmerzlichen Verlustes Ihrer verehrten Frau Schwiegermutter gefolgt ist; so tritt uns das Bild von dem Unbestand menschlicher Verhältnisse und dem Wechsel seines Schicksals lebhaft entgegen... Vor allen den fast unwillkürlich geschöpften psychologischen Gedanken, die mir in den schweren Tagen durch die Seele gingen, bleibt mir immer nur der eine gegenwärtig: im gewöhnlichen Lauf der Dinge erscheint uns das Gefüge unseres inneren Lebens mit all seinen Gemütsbeziehungen einheitlich wie ein geordneter Organismus. Tritt dann aber ein tiefer Bruch ein, sind wir gezwungen, veränderten Gemütsbewegungen Raum zu geben, einen Teil unseres Lebensinhaltes schwinden zu lassen, wie etwa beim Tode eines geliebten Menschen, dann besteht der Schmerz am längsten und am meisten darin, daß ein Teil unserer Lebenserfüllung wie ein Glied vom lebendigen Leibe gerissen wird, bis sehr allmählich die Rißwunden vernarben...

Der Wahrheit zur Steuer und Ihrem väterlichen Herzen zum Troste darf ich nicht schließen, ohne der ernsten und lebendigen Innigkeit des Empfindens zu gedenken, welche wir in den zweifach trüben Tagen an unserem lieben Immanuel mit erhöhter Sympathie wahrgenommen haben...

von Etzel (1808–1888). Als Etzel jedoch im Mai 1871 von dem reaktionären General Karl Rudolf von Ollech (1811–1884) abgelöst wurde, sollte dem Wirken des jüdischen Professors, zu dessen Hörern neben allen Offizieren sehr oft auch der Kronprinz Friedrich gehörte, ein Ende bereitet werden. Man erreichte dies dadurch, daß in einem Dekret vom 13. September 1872, I. No. 362, Lazarus mitgeteilt wurde, es seien ab 1. Oktober 1872 die Vorträge über Philosophie eingestellt worden. Gleichzeitig wurde Lazarus der Weiterbezug des Honorars für ein Jahr angeboten, was er jedoch sofort ablehnte. (T.)

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 40.

[2] Immanuel Löw (1854–1944), Sohn von Leopold Löw. Vgl. Anm. 1 zu Nr. 81.

[3] „Besser ist es, in ein Haus der Trauer zu gehen als in das Haus eines Trinkgelages", Kohelet 7, 2. (T.)

[4] Steinthals Tochter Agathe starb am 15. März 1873. (B.)

[53] An Eduard Rese[1]

Leipzig, den 20. Mai 1873

Mein geliebter Freund!

Im Begriff, morgen mit meiner Frau und Ernestinchen[2] endlich wieder heimzureisen, bin ich noch von Arbeiten umringt und freue mich umsomehr, daß ich mich der Kürze befleißigen kann, da meine Frau Dir bereits das für mich so wichtige, glückliche Ereignis gemeldet hat, daß Se. Maj. geruht hat, den Vorschlag des Ministers, mich bei der philosophischen Fakultät in Berlin zum „ordentlichen Honorarprofessor" zu ernennen, zu genehmigen. Damit sind die 2 Hauptstücke erreicht: 1. die Ehre ist gerettet, indem mir anstatt einer ordentlichen Professur wenigstens eine Stelle gegeben wird, zu der man sich nicht melden, zu welcher man vielmehr nur aus freier Anerkennung eingeladen werden kann; 2. was noch wichtiger: ich habe den Ort, um meine Berufspflicht als Lehrer meiner Wissenschaft zu erfüllen.

Meine Gedanken sind seit gestern nur bei der künftigen Arbeit; und der erste Entschluß ging dahin, in diesem Sommer nur ins Bad und auf 10–14 Tage nach Wien zu gehen, dann aber August und September mein erstes großes Colleg in Schönefeld ruhig vorzubereiten, wo ich bei ländlicher Ruhe und Frische den Vorzug genieße, täglich ohne Beschwer und ohne Störung eine halbe Stunde nach meinem großen Bau sehen zu können. Somit ist alles schön geordnet, und mein einziger Wunsch für die nächste Zeit eine kräftige Gesundheit, um mit vollen Segeln fahren zu können. Danach ist meine Sehnsucht um so größer, als mir die schöne Aufgabe zufällt, diejenige Disciplin der Philosophie in Berlin zu vertreten, welche jetzt im Vordergrund der idealen Wissenschaften steht...

[1] Eduard Rese (1824–1909) war schon als Gymnasiast in Braunschweig und später als Student der Philologie und Geschichte ein guter Freund und Studiengefährte von Lazarus. Im Holsteinschen Krieg kam er dann zum Militär und blieb dabei. Er besuchte die Kriegsakademie, wurde später deren Direktionsmitglied und schließlich Leiter der Kadettenanstalt in Plön i. H. (Der in Lazarus' „Lebenserinnerungen" und auch von A. Tänzer angegebene Vorname Ernst beruht auf einem Irrtum).

[2] Ernestine Lazarus (gest. 1907), Schwester von Moritz Lazarus, die unverheiratet blieb, lebte bis zu seiner Übersiedlung nach Meran in seinem Haus, dann im Hause Steinthals. (T.)

[54] An Paul Heyse, München

Berlin, [den] 28. Mai 1873

Mein geliebter Freund!

... Meine Frau ist – mit Ernestinchen – vorige Woche am Sonntag nach Leipzig gekommen, um an Schönefeld dieselbe Freude zu finden, die wir beide geteilt haben. Sie brachte zugleich eine frohe Botschaft, die allerdings

den Aufenthalt in Schönefeld auf Frühling und Herbst noch beschränken wird. Der Kaiser hat auf den Vorschlag des Kultusministers genehmigt, mich zum ordentlichen Honorarprofessor an hiesiger Universität zu ernennen. Eine ordentliche – bezahlte – Professur war nicht frei; eine außerordentliche konnte ich als ehemaliger Ordinarius nicht annehmen, ohne meiner und der Berner Ehre was zu vergeben; dennoch wollte der Minister mich an der Universität lehrend haben und fragte, ob ich, da meine Verhältnisse es gestatten, eine ordentliche Honorar-Professur annehmen würde; ich glaubte „ja" sagen zu müssen; denn nun habe ich von der Universität, was ich allein von ihr brauche, eine Lehrtätigkeit, ohne daß ich mich ihr, was ich ja immer hätte können, dazu anbiete. Dies also wäre ein guter Schritt vorwärts im Leben...

[55] An Eduard Rese[1]

Schönefeld bei Leipzig, den 7. September 1873

Mein lieber Rese!

... Alle die medizinischen und Sanitäts-Controversen aber sind so gut wie vergessen, seit wir hier auf unserem Landsitz schnell eingelebt waren. Gestern sind es volle 4 Wochen, seit wir das hiesige Cantonnement bezogen haben, und sie zählen zu den schönsten und glücklichsten, die ich verlebt habe. Du weißt, daß wir uns immer danach sehnen, Dich bei uns zu haben, daß Du unser Leben teilen mögest und das unserige durch Deine Teilnahme noch mehr gestärkt und genossen werde; aber selten war diese Sehnsucht so stark wie jetzt. Ja weshalb denn? Was ist denn los? Beinahe gar nichts, als daß uns eben wohl ist.

Von allem, was man landschaftliche Schönheit nennt, mußt Du in Deiner Phantasie gleich absehen; wir sitzen einfach in der ländlichen Stille eines ganz ländlichen Hauses in der glanzlosen Ebene nahe bei Leipzig; ein wackerer Droschkengaul fährt uns von hier in 20 Minuten nach der Katharinenstraße 6. Aber wir wohnen ganz bequem im Parterre unseres Hauses, dessen ganzer erster Stock unbesetzt ist; von allen Seiten aber ist es von Garten umschlossen, und unser Blick fällt immer ins Grüne. Der Garten, von mittlerer, bürgerlicher Größe und Schönheit, mündet in die Dorfstraße, so daß wir nicht das Gefühl der Einsamkeit haben; aber das Haus selbst – nebst Gärtnerhaus, Gewächshaus, Stallung etc. – liegt so weit zurück, daß wir keinem Nachbarn sichtbar sind. Geradeaus von unserer Veranda blicken wir nur auf Rasenflächen, die von Blumenbosquets unterbrochen, von Bäumen und Gesträuchen dicht und tief umschlossen sind; zur Seite liegt der Blumen- und Gemüsegarten. Schattige Plätze sind für jede Tageszeit zu finden. Eine besondere

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 53.

Erquickung aber bietet ein kleiner Park, dessen Bäume etwas über ein Menschenalter – zu 30 Jahren gerechnet – haben, der nicht größer ist, als daß man seine Pfade in 12–15 Minuten durchmessen haben kann, aber so voller Abwechslung und von so sinniger Ordnung gepflanzt, daß wir noch alle Tage neue Schönheiten darin entdecken. Alles aber, Garten und Park, ist wiederum von Feld und Wiesen umgeben, die zwar nicht uns gehören (nur nach einer Seite haben wir ein gut Stück Feld), aber das Auge erfreuen und Staub nur als eine ferne Erinnerung erscheinen lassen. Unsere Einrichtung ist durchaus provisorisch, überall aus möglichst wenigen Stücken bestehend; aber unsere liebe Sarah hat Gelegenheit gefunden, ihre Zauberkünste der Einrichtung zu üben und in unglaublich kurzer Zeit mit noch unglaublich geringeren Mitteln, fühlen wir selbst [uns] und jeder Gast sich heimisch, heimisch und behaglich. Vieles von unserem Wohlempfinden wird auf Rechnung der Neuheit zu setzen sein, und ich lerne den Sinn des alten biblischen Militärgesetzes innig begreifen, daß „wer einen Weinberg erworben und noch nicht Lese gehalten, für ein Jahr vom Kriegsdienst befreit bleibt“ [2], weil sein Herz in der Heimat ist.

Ist es nicht ein eigenes Schicksal, daß ich in dieses gelobte Land der süßen Sommerstille und Ruhe nur hineinsehen darf? Daß gerade in dem Jahre, in welchem ich diesen Sitz gekauft habe, die Professur endlich gekommen ist, die mich ihn in der Folge zu genießen wahrscheinlich ganz verhindern wird? Dennoch bin ich weit davon entfernt zu murren. Weiß ich doch, daß der gegenwärtige Genuß nicht bloß durch die vorausgesehene Entbehrung in den nächsten Jahren, nicht bloß durch die Hoffnung auf eine spätere Zukunft, sondern am meisten durch die Beziehung auf die nächste Lehrtätigkeit erhöht und geweiht wird. Ich lebe jetzt gleichsam im Brautstande meiner Professur; nirgends besser und nirgends fruchtbarer könnte ich ihn verleben. Unter einer großen Linde, am Rande meines Garten mit dem Blick auf meinen nahen, und hinter Wiesen auf einen fernen Park, habe ich ein einfaches Podium bauen lassen. Dort sitze ich an regenlosen Tagen, prüfe, ordne und ergänze ein Heft über Psychologie. Mir gegenüber sitzt ein der Stenographie kundiger Student, den ich bereits für meine Collegia in Berlin angeworben habe; auftauchende Gedanken werden sofort hingesprochen und (ohne die oft leidige Störung des eigenen langsamen Schreibens) festgehalten. Mit dem Privatcolleg über Psychologie bin ich seit gestern fertig; das Publicum über Völkerpsychologie zu bearbeiten, will ich morgen anfangen...

Ich habe Dir den Vormittag geschildert, der in fester Arbeit von 9–1 Uhr dauert, nachdem vorher ein frischer Gang in Garten und Park auch das „Kind“ [Sara] im ungeniertesten Negligé beweglich gemacht hat, und das im Freien genossene Frühstück oft durch ein wenig Lektüre gewürzt war. Nachmittags von 4–7 bin ich, bald allein, bald von den Damen begleitet, in der Stadt, um meinen weltlichen Geschäften obzuliegen. Auch dort habe ich

[2] 5. Mos. 20, 6.

etwas von einem Brautstandsleben. Ein sehr großes, prachtvolles Gebäude, das ich in dem zuletzt erworbenen Grundstücke am Wageplatz errichten lasse – vermutlich der letzte Bau, zu dem mir Muße und Lust bleiben wird –, fordert meine Aufsicht und mein Schüren der Energie. Um die Mitte September hoffe ich das Richtfest zu begehen...

Jeder Abend bringt ordentlich eine frohe Heimkehr und wird dann meist ganz im Freien verlebt; nicht selten sind befreundete Gäste da, und noch spät wird, wenn meine Frau den Penaten – entweder mit meiner Schwester oder mir – ihre drei Partien 66 geopfert hat, der Tag mit leichter Lektüre beschlossen. Welche Stimmung ich dann suche und finde, wird Dir der Name Boz-Dickens[3] sagen, von dem ich hier bereits 2 Romane und eine Novelle so als Randverzierung der Tagesarbeit genossen habe.

Ich habe von uns hier nur noch wenig zu berichten. Wie tief die Schatten der Wehmut sind, die sich auf das helle Glück unserer Gegenwart legen, brauche ich Dir nicht zu sagen. Die genußfähigste kleine Seele ist uns entrückt und begleitet uns doch in der Phantasie auf jedem Schritt, den sie verschönt und belebt hätte. In den ersten Tagen hier ist jeder Genuß der Frische, der Ruhe, der Freiheit fast zum Schmerz geworden...[4]. Ich habe Dir heute, da es sonst reichlich geworden, über meine Arbeiten Spezielles nicht geschrieben. Allgemein darf ich sagen, daß ich recht zufrieden bin. Nur eine schwere und saure Arbeit war es vielfach. Du kennst meine Gewohnheit, die einzelnen Beobachtungen, Fragen, Antworten etc. auf Zettel zu schreiben. Zu dem stenographischen Heft meiner Vorlesung über Psychologie in Bern hatte ich nun etliche 100 Zettel, welche mindestens eingeordnet, meist aber auch mit dem Ganzen der Theorie harmonisiert sein wollten. So an einem Vormittag auf 20 verschiedenen Stellen des Systems zu tasten und zu fugen, macht den Kopf warm...

[3] Boz ist das Pseudonym von Charles Dickens (1812–1870).

[4] Diese Stelle bezieht sich auf Steinthals Tochter Agathe, die am 15. März 1873 starb. „Jetzt ist die Sorge aus – die Trauer hat begonnen", schrieb L. am 16. März 73 an Eduard Rese. „Gestern 3/4 7 Uhr abends sind die wunderbaren Augen unseres Vielliebchens für immer zugedrückt worden. Steinthal ist gefaßt und würdig."

[56] An Paul Heyse, München

Berlin, Königsplatz No. 5, den 9. November 1873

...Auch ich habe [mir] meinen Herbstschnupfen mitten in der letzten Woche geleistet, der ersten meiner Vorlesungen. Sonst habe ich Dir darüber in einem Briefe nicht viel zu sagen, denn ich lese ganz einfach Psychologie als Privatcolleg, und als Publicum Grundlegung der Völkerpsychologie. Mit der Zu-

hörerschaft darf ich sehr zufrieden sein; dort etwa 30, hier über 120. Mündlich, d. h. ausführlich wüßte ich Dir über meine Vorlesungen schon etwas mehr zu sagen; nicht nur das Pädagogische, worauf ich großes Gewicht lege, sondern auch allerlei Um- und Anbau in der Wissenschaft selbst beschäftigt mich vollauf und stimmt mich in hohem Maße voller Hoffnungen. In allen Ecken merke ich das, eine wie junge Wissenschaft die Psychologie noch ist, und bin so frisch im Wasser, wie je ein Fisch gewesen ist...

[57] An Eduard Rese

Berlin, [den] 7. Dezember 1873

Mein lieber Rese!

... Hier geht Gottlob alles gut. Wir, Steinthals einschließlich des lieb erwachenden Kindes[1], sind wohlauf.

Für mein publicum mußte ich letzten Mittwoch schon das Auditorium wechseln; ich hatte No. 9, das nicht ganz 150 Plätze hat; viele Stehende und Fortgehende zwangen mich also, No. 6, das größte, zu nehmen; Gneist[2], der es inne hatte, war so freundlich, es mir einzuräumen.

Vor 8 Tagen war ich beim Kronprinzen zu einer Soiree; er sagte mir: „ich habe mich inzwischen viel Ihretwegen geärgert; nicht über Sie, aber für Sie usw."[3] Doch das erzählt sich von Mund zu Ohr viel leichter; also gib bald Nachricht vom baldigsten Wiedersehen mit Deinem getreuen

Lazarus

[1] Steinthals Tochter Irene.

[2] Heinrich Rudolf Hermann Friedrich von Gneist (1816–1895), Jurist und Politiker, Mitbegründer der deutschen Staatsrechtswissenschaft; seit 1844 a. o. Professor der Rechte in Berlin, seit 1858 liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1868–1884 als Nationalliberaler im Reichstag. Hauptwerke: Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht, 2 Tle.; Berlin 1857–63; Englische Verfassungsgeschichte, 2 Bde., Berlin 1882.

[3] Der Kronprinz hatte von der Einstellung von Lazarus' philosophischen Vorlesungen erst gehört, nachdem sie bereits von General von Ollech verfügt war. (T.)

[58] An Paul Heyse, München

Berlin, [den] 21. Februar 1874

Mein lieber Paul!

... Mit meinen Vorlesungen geht es gut; ich werde am Montag die *erste* Stunde im Semester versäumen; das ist doch wacker vom Schicksal, zur neuen Arbeit ungestörte Kraft zu geben. Aber auch meine Zuhörer halten tapfer aus; selbst im Privatcolleg sehe ich noch fast täglich 3–4, oft auch 8–10 neue

Gesichter. Die Neugier also reizt mindestens noch fort. Ich freue mich auch schon wieder auf den Sommer. Neben „Psychologie in ihrer Anwendung auf Medizin und Jurisprudenz" als Privatcolleg will ich als Publicum „Einleitung in die Pädagogik" lesen und besonders den Zusammenhang von Geschichte und Erziehung dartun und daraus die Forderung samt der notwendigen Methode *für uns* ableiten. Hättest Du von Deinen Erfahrungen beim Schaffen schon etwas aufgeschrieben, was gewiß nicht der Fall ist, nächste Woche könnte ich es verwenden, da das geistige Schaffen das letzte Kapitel der Psychologie ist, das bis jetzt noch fast außerhalb der Psychologie liegt. Länger aber als bis ich wieder Psychologie lese, sollst Du nicht Frist haben, mich mit Deinen Beobachtungen zu unterstützen. Bedenke doch, mein Guter, daß ichs einmal im Himmel verantworten muß, daß man mir einen ganzen Dichter zum Freunde gegeben, um durch ihn die Psychologie zu bereichern und ich hätte es vernachlässigt...

[59] An Paul Heyse, München

Berlin, den 27. 2. 1874

Der flüchtige Besuch bei meinem geliebten Vater ist die letzte Perle an der Kette der Erinnerungen geworden, die mein ganzes Sein mit ihm verknüpft. Er war noch geistesklar, auch schmerzlos, nur sehr schwach; so habe ich ihn getroffen und verlassen. Gestern morgen ist er sanft entschlafen...[1] Gäbe es ein Mittel, Dir einmal das Bild meines Vaters zu zeigen! Ich kann nur sagen, er war eine der edelsten und besonders eine der vollkommensten Blüten einer vergangenen (und so niemals wiederkehrenden) Epoche. Für Jean Paul – zumal einen jüdischen, wie etwa ein Börne-Jean Paul – wäre es eine Fundgrube gewesen; ein Immanuel-Dahore mit sehr viel praktischem Verstand und noch viel mehr energischer Hilfsbereitschaft für Jedermann...

[1] R. Aron Leib Lazarus starb am 26. Februar 1874 im Alter von 84 Jahren.

[60] An Paul Heyse, München

Berlin, den 11. Juli 1874

Mein lieber Paul!

...bin ich noch empfänglich genug, um die erfrischende Natur in Brandes[1] zu genießen. Nicht oft, aber dann lange, habe ich ihn gesehen, so daß man den Stand der Quellen in einem Menschen beobachten kann. Bei ihm brauchts

[1] Georg (Morris Cohen) Brandes (1842–1927), dänischer Literarhistoriker u. Schriftsteller; ein sehr freiheitlich und europäisch gesinnter, mutiger und weitsichtiger Entdecker und Vermittler großer schöpferischer Begabungen (wies als einer der ersten

keines magischen Quellfinders, noch eines artesischen Bohrers. Wir haben in den zweimal drei Stunden endlos philosophiert, politisiert, kritisiert und alle mögliche iert; sobald meine Frau erst wieder die des Hauses sein kann, gedenke ich, ihn noch öfter bei mir zu sehen. Du hast nicht zu viel von ihm gesagt, und ich danke Dir herzlich für diesen Lebensgewinn. Durch Deine Vermittlung wohl waren wir nach 5 Minuten da, wo man sonst in Wochen zu sein pflegt; was aber auch nur bei einer wirklich schlichten Natur möglich ist. Zuweilen hat er etwas merkwürdig Naives; für einen Kritiker von Profession umso merkwürdiger. Ist es Dir nicht auch so vorgekommen? Ist es wahr und die bei aller Gewandtheit volle Natur Ursache davon, oder ist es Täuschung und bloße Folge des „Fremden"? Sein längeres Bleiben läßt mich recht Gutes hoffen...

auf Nietzsche hin); an Sainte-Beuve und Taine geschult, hob er in seinen zahlreichen Literaturkritiken und Porträts die Biographie und Eigenart des Betreffenden hervor. Seine erste Vorlesung über „Die Hauptströmungen der europäischen Literatur des 19. Jh.s" (6 Bde., Kopenhagen 1872–90; 4 Bde., Berlin 1872–76) erregte unter den dänischen Vertretern der Reaktion einen Sturm der Entrüstung, so daß er 1877 für eine Zeit nach Berlin übersiedelte. Seit 1902 Professor in Kopenhagen. B. hatte großen Einfluß auf die skandinavische Literatur, um deren Verbindung zum übrigen Europa er sich unermüdlich bemühte.

[61] An Leopold Löw, Szegedin

Schönefeld, bei Leipzig, [den] 1. September 1874

Mein hochverehrter Freund!

Es bedarf wohl keiner Schilderung, mit welchem schmerzvollen Schrecken wir durch Ihren lieben Immanuel die traurige Nachricht empfangen haben, daß Ihnen ein geliebtes Kind in der schönsten Blüte seines Daseins entrissen worden ist. Vielleicht nur in wenigen und seltenen Worten, aber immer mit der glücklichsten Miene gesprochen, hat Immanuel uns wissen lassen, wie sehr das entschlafene Kind Ihrem ganzen Kreise ein vielgeliebtes, Ihres Hauses und Ihres Herzens würdig gewesen ist. Immer bleibt es der höchste Tribut, die bitterste Forderung des Schicksals, wenn ein sehr geliebter und liebevoller Mensch aus dem Leben scheidet...

Keine Trostrede aber wage ich auszusprechen; für zartere Gemüter gilt aus gleichem Grund das אל תנחמהו[1] länger als der sinnliche Eindruck, der die Schmerzensquelle darbietet. Ist es doch auch, wie mir scheint, die charakteristische Eigenheit unserer religiösen Anschauung, daß sie den Gram und Harm des Gemütes weder zu hegen noch ihn zu verscheuchen gebietet. Selbst das

[1] „Tröste [deinen Freund] nicht [zur Stunde, wenn noch sein Toter vor ihm liegt]", Pirke Aboth 4, 23. (T.)

אל תנחמהו[1] ist nicht eine ethisch, sondern nur psychologisch begründete Regel, nicht religiös unerlaubt, sondern tatsächlich vergeblich erscheint der frühe Trost, wie das daneben stehende אל תרצה[2] deutlich beweist.

In Ihrem eigenen Gemüte fließen die edelsten Quellen des Trostes; vor Ihnen dürfte auch Elihu[3] schweigen, hier ist דומיה תהלה[4]. Darum reiche ich Ihnen, mein teurer Freund, und in Ihnen allen lieben Ihrigen schweigend die Freundeshand.

Lazarus

[2] „Besänftige [deinen Freund] nicht, [solange er im Zorn erregt ist]", Pirke Aboth 4, 23. (T.)

[3] Elihu ist der jüngste der Freunde Hiobs, der erst nach den drei älteren zu Hiob spricht (Hiob 32, 4ff.) (B.)

[4] „Stille ist Preisung", Psalm 65, 2. (T.)

[62] An Paul Heyse, München

Berlin, 26. 3. 1877

... Nun aber kein Wort mehr[1]; das heißt [es] in Deiner Vatersprache. Denn in Deiner Muttersprache[2] muß ich Dir, weil nur sie (trotz Stephan bis zu Wolke hinauf) es sagen kann, noch ins Ohr flüstern: Du hast einen großen Chein[3], und bist ein gebenschter[4] Mensch; „so wahr sollst Du gesund sein" ist eine hohe und schöne Beteuerung unter denen, die Dich lieben. Ja, so wahr sollst Du gesund sein, bald und sehr, wie es Dir von Herzensgrunde wünscht Dein

Lazarus

[1] Nach Ausführung über Heyses Gedichte.

[2] Heyses Mutter, Caroline Marie Helene Henriette Julie Saaling, war eine geborene Jüdin; sie war die jüngste Tochter des königlich preußischen Hofjuweliers Salomon Jacob Salomon und dessen Frau Helene, geb. Meyer.

[3] „Charme", „Anmut".

[4] „Gesegnet".

[63] An Paul Heyse, München

Berlin, den 2. Februar 1878

Mein geliebter Freund!

Nein! ich kann und darf nicht länger mit dem Schreiben warten, ob ich gleich mit Zeit und Kraft streng haushalten muß, da ich unter dem Druck des „Herzens"[1] leide, an welchem ich fortschreibe, während schon gedruckt wird.

[1] „Das Herz", nach einem im Wissenschaftlichen Verein (Sing-Akademie) am 3. März 1877 gehaltenen Vortrag, in: Ideale Fragen in Reden und Vorträgen, Berlin 1878.

Aber ich muß Dir sagen, wie mich Deine Worte über mein Buch erfreut, vielmehr erquickt haben.

Was ich für meine Genossen in der Forschung getan habe, dessen bin ich sicher; d. h. ich weiß, daß es ein kleines, bescheidenes Quaderchen im Bau der Wissenschaft ist; willig oder unwillig, wird man es in der Mauer lassen und rechts und links, besonders aber nach oben fortbauen. Das ist wenig, aber genug; denn das ist nun einmal das Schicksal wissenschaftlicher Arbeit, etwa im Vergleich mit den Schöpfungen der Poesie, daß sie nichts Uranfängliches und nichts Abschließendes oder auch nur irgendwie Ganzes hat. Was ich aber am liebsten mochte, ist, nicht den Genossen und mir selbst im Weiterforschen helfen, sondern den Meistern der Sprache selbst gefallen, diesen einige Aufklärung über ihr Werk und Wirken geben, wie die Wissenschaft es heute vermag. Darum hat es mir eine so große Genugtuung gewährt, von Dir zu hören, daß Du mit Reiz gelesen und mit Befriedigung weiter gelesen...

Manchmal unter dem Schreiben habe ich jenes Semesters gedacht, als wir beide Deinem Vater zu Füßen gesessen[2] – weischt usw. würde ein richtiger Schwabe hier einsetzen –; und wie ich dann durch etwa 2 Jahre mit schüchternen, tastenden Fingern auf die Lücken hinzufühlen suchte, die uns damals noch in der Erkenntnis der Sprache blieben.

Es ist gewiß dafür gesorgt, daß schon wieder andere Finger in meinen Wunden tasten werden; ich wollte aber, sie träten mir persönlich mit einer solchen herzlichen Ergebenheit nahe, wie ich mit all meiner jugendlichen Kritik Deinem Vater nahe getreten bin. Und wenn, wie ich seiner dankbar gedenke, einer einmal meiner gedenken wird, dann weiß ich, daß ich nicht umsonst gelebt haben werde...

[2] Lazarus, Steinthal und Paul Heyse waren Schüler des Sprachwissenschaftlers Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855), des Vaters von Paul Heyse; sie lernten sich durch den gemeinsamen und die Begegnung vermittelnden Lehrer kennen. Vgl. Anm. 15 zu Nr. 154.

[64] An Alfred Graffunder[1], Berlin

Den 6. Dezember 1874

... Da Jubiläum entschieden von Jobel[2] kommt, so ist ein 25 jähriges eigentlich keines. Ich habe daher auch jede Feier vermieden; nur meine Ge-

[1] Geheimrat Alfred Graffunder (1801–1875) war seit 1828 Leiter des Volksschulwesens im Regierungsbezirk Erfurt. Die Bekanntschaft zwischen ihm und Lazarus hatte der klassische Philologe an der Universität Leipzig, Friedrich Wilhelm Ritschl (1806–1876), vermittelt. (T.)

[2] Jedes 50. Jahr wurde für die Israeliten durch Blasen des Widderhorns („jowel") ein Freijahr zur Neuregelung der wirtschaftlichen Verhältnisse angekündigt; so

schwister wußten um das Datum. Steinthals Blatt[3], wirklich mit Herzblut geschrieben und den Kern seines wie meines Lebens erfassend, hat mir den Tag nicht zu einem heiteren Fest, aber zu einer bedeutsamen Feier gemacht und ihr ein bleibendes Denkmal gestiftet. Meine erste und meine letzte Stimmung des Tages war Dank, und ich meine, zum Danken viel mehr als zum Beten und Klagen brauchen wir einen Gott. Und ich habe, wie Sie wissen, viel zu danken. Zwar Carrière habe ich, wie Sie auch wissen, nicht gemacht (mit Ausnahme der in der Schweiz, die mich doch für die Lebensdauer nicht fesseln konnte, wie ich meinte: nicht fesseln und dem Vaterlande entziehen durfte); aber ich habe ein Lehramt und ich weiß sehr gut, was dann neben ihm Titel, Ehren und Sold wert sind.

Auch an Schmerzen, recht ernsten, herben Schmerzen hat es nicht gefehlt; aber auch für diese muß man danken. Ich ringe überall danach, den Gesamtgeist zu erkennen, zu halten, und das Individuum doch nicht zu verlieren. Man gesteht zu, daß die Menschheit durch Leiden vertieft wird. Wie sähe es in der Menschheit ganzem Gemüt aus, wenn es keine ernsten Schmerzen gäbe? Und ich sollte wollen können, daß nur andere das Leid zur Erhöhung und Erfüllung meiner Seele tragen? Eine Theodicee für die Schmerzen der Welt brauche ich also nicht. Aber die alte Anschauung, daß sie zur „Prüfung des Wertes" seien, genügt mir nicht. Prüfen, ob der Mensch *gut bleibt* auch beim empfundenen Übel, ist es nicht; der Schmerz gibt Positives; das Glück macht gut, aber der Schmerz macht tief; freilich, nur wen das Glück gut macht, den macht auch der Schmerz tief, wo jenes Übermut erzeugt, da wird dieser verdrossen, lieblos und eng machen...

wurde den Sklaven die Freiheit, der veräußerte Grundbesitz an den ursprünglichen Eigentümer zurückgegeben u. ä.

[3] „Herrn Prof. Dr. M. Lazarus zu seinem fünfundzwanzigjährigen Doktorjubiläum am 30. November 1874", abgedruckt in: H. Steinthal, Über Juden und Judentum. Vorträge und Aufsätze, hg. von Gustav Karpeles. Berlin 1906, Seite 238.

[65] An Fanny Gräfin von Reventlow[1], St. Leonhardi

Schönefeld bei Leipzig, den 13. Juni 1875

Sehr verehrte Gräfin!

Der Einblick in die Art, wie Sie die letzten Wochen verlebten, welchen Ihre freundliche Zuschrift aus St. Leonhardi uns gewährt, ist sehr dankenswert; um so dankenswerter, da er uns nur Gutes sehen läßt. Es geht Ihnen besser,

[1] Fanny Gräfin von Reventlow (1832–1883), Oberhofmeisterin bei der Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Viktoria, und Erzieherin bei den Kindern des

oder wenigstens nicht schlechter; und doch haben Sie die Quellen noch vor sich, aus denen Sie Heilung und Stärkung erwarten dürfen. Nicht wenig mag dazu beitragen, daß Sie in der herrlichen Umgebung der äußeren die heiter befriedigende innere Welt der aufblühenden Kinder[2] um sich haben, von deren Gemütsfrische und einfach natürlicher Lebensweise Sie uns mit wenigen Zügen ein so erfreuliches Bild gegeben. Eine Pflichterfüllung von hoher Bedeutung innerhalb eines so edlen Kreises muß wahrlich Ihrem Gemüte eine tiefe und reine Genugtuung gewähren. Daß unsere Teilnahme daran nicht bloß freundschaftlicher, sondern zugleich patriotischer Art ist, können Sie sich denken. Gerade in diesen Tagen lag es mir sehr nahe, Ihrer schönen und ernsten Stellung bei den vom Schicksal hochgestellten Kindern eine besondere Bedeutung beizulegen; die Vorbereitung meines „Leben der Seele" für den Druck der 2. Auflage[3] hatte mich eben zu dem Gedanken der Zusammenschließung der Geister in der „Ehre" geleitet, welche in der objektiven Ehre ihre höchste Form findet und dort auf S. 160 zu dem Ausspruch geführt: „Den Fürsten ist die Stelle gegeben, in sich selber eine Nation zu sein usw." Darum ist auch jede Mitarbeit an der Ausbildung eines solchen Geistes und aller derer, die mit ihm zusammenhängen, von einer so hohen und verantwortungsreichen und befriedigenden Bedeutung.

...

Ich bin allerdings in der Gefahr, unseren einfachen stillen Landsitz mit zu lebhaften und schmeichlerischen Farben zu malen; mir gewährt er eine Ruhe und mit ihr eine Freudigkeit für die Arbeit, die mich alle Reize der vielgestaltigen Welt vergessen läßt; für mich sind deshalb, um es nur rund heraus zu sagen, Haus und Garten und das kleine Pärkchen dabei geradezu – schön. Wenn nun auch dies ehrliche Urteil für Sie dennoch ein täuschendes wäre, was täte es denn? Gütig wie Sie sind, würden Sie Ihr ironisches Lächeln über diese seinsollende Schönheit auf bessere Zeiten verschieben und einstweilen Ihre ganze Freude daran haben, ob es schön sei oder nicht, daß es uns eine Heimstätte häuslichen Glücks und eine Werkstätte des Gedankens ist... Daß ich's nur vor Schluß dieses Blattes nicht vergesse: Das Klima unseres kleinen Grundstückes hat eine ganz besondere Eigenschaft; die *Freundschaft* gedeiht auf diesem Boden ganz vorzüglich; veilchenhaft bescheiden, aber herzlich tritt sie denen entgegen, die den Boden in diesem guten Glauben und mit gütiger Gesinnung betreten. Wer aber hätte mehr gütige Gesinnung als Sie, verehrte Gräfin, und wer lieber als ich würde sich nennen als Ihren wahren Freund

Lazarus

Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III., längere Zeit auch Kollegin von Lazarus im Kuratorium des neubegründeten Victoria-Lyceums in Berlin. Sie zählte zu den ständigen Besuchern von Schönefeld.

[2] Die Kinder des Kronprinzenpaares.

[3] Die 2. Auflage des im folgenden zitierten 1. Bandes erschien 1876 in Berlin.

[66] An Paul Heyse, München

Berlin, [den] 18. 11. 1875

Mein Geliebter!

... ich selbst fange an aufzuatmen von dem Sturzbad, welches drei Collegienanfänge, untermischt mit meuchlerisch angeordneten Comitésitzungen mir bereitet haben. Es ist alles so ziemlich im Geiste und zwar in gutem; für heutige Verhältnisse wohlbesetzte Auditorien (Psychologie etwa 40, Pädagogik über 50, Völkerpsychologie, publice, gegen 200) lassen mich alle Tage wieder vergessen, daß ich doch gestern recht nervös matt war; so 9 wöchentliche freie Vorträge geben mir von den Erscheinungen genug zu kosten, die Du von Dir berichtet; schmerzhafte Gefühle in den Unterschenkeln und Schienbeinen, Last- und Druckgefühle auf dem ganzen Körper jeden Morgen. Aber sowie ich das Katheder besteige, ist alles vergessen.

Nur alle Nebenarbeit will ich von jetzt auf etwa 14 Tage beschränken und zur weiteren Pflege habe ich vorgestern angefangen, das Paradies[1] zu lesen. Gestern habe ich 2 Stellen aus dem 1. Bande für die Pädagogik eingezeichnet. Meine Herren Collegen würden Augen machen, wenn sie mit Ohren hörten, daß ich die künftigen Meister der künftigeren Lehrjugend mit Weisheit aus der Quelle verfänglicher Romane tränke. Aber ich habe mir längst geschworen, den Schulzopf so kurz wie immer möglich zu tragen, da es kaum gelingt, ihn ganz abzuschneiden; er wächst wie Spargel – oder Hydraköpfe, je nachdem man es ansieht. Frisch und voll will ich besonders die Philologen denken lehren; den Juristen, Medizinern bietet das Leben lebendige Erscheinungen genug, um sie vor Verknöcherung zu bewahren; die Buchstabenleute aber müssen die Augen fürs Leben offen haben. Doch für heute genug; schönste Grüße für Alle und von Allen aus dem Hause

Deines getreuesten
Lazarus

[1] Gemeint ist: Paul Heyse, Im Paradiese. Roman in 7 Büchern. 3 Bde. Berlin 1875–76.

[67] An XY

Berlin, den 9. Juni 1876

Lieber Herr Vetter!

Ich danke Ihnen herzlich für den freundlichen Zuruf wegen meiner Herbartrede[1]... Aber ich fühle mich, insbesondere auch als Zeichen meines Dankes,

[1] Rede auf Herbart, bei der Enthüllung des Denkmals in Oldenburg am 4. Mai 1876 gehalten, Berlin 1876; aufgenommen in: „Ideale Fragen in Reden und Vorträgen", Berlin 1878.

dazu verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich Sie bitten darf, mein Verhältnis zur Hochschule milde zu beurteilen. Seien Sie versichert, daß auch ihr meine geringe Kraft nicht fehlen wird, wenn sie nur irgend freier und wenn Not am Mann ist. Seit dem 15. Februar bis 4. Mai war ich fast jede Woche auf der Tribüne, davon abgesehen, daß ich bis Schluß des Wintersemesters *9 Stunden* wöchentlich an der Universität zu lesen hatte. Für diesen Sommer hatte ich ein neues Colleg (das ich noch nie gelesen, und das ich nicht ohne Rücksicht auf unsere Hochschüler angekündigt habe) angemeldet. Nach dem besonders also am Schluß angestrengten Winter hätte ich der Ferienmuße zur Vorarbeit sehr bedurft. Aber אבינו יעקב על שביקש לישב בשלוה וכו[2], da kam der Tod Traubes[3], mit der Rede am Sarge, Antritt der Vormundschaft für seine Kinder etc. Die Rede für Oldenburg hätte ich wohl schwer ablehnen dürfen; von allen Professoren der Herbartschule als der einzige Jude erwählt, hieß es wohl לא תוכל להתעלם[4], zumal in unserer Zeit. Sie hat ja auch Gottlob ihre Schuldigkeit getan. Aber, das glauben Sie mir, *leicht* ist eine solche populäre Rede, zugleich vor Philosophen und über einen Philosophen gehalten, *nicht*. Die Ausführung an Ort und Stelle samt den obligaten 3 Festtagen, dazu noch ein 4., den ich in Bremen als Gast des Bürgermeisters und durch Ovation von Seiten derer, die aus Bremen in Oldenburg gewesen waren – (bis 1848 durfte mein Vaterbruder als Jude nicht in der *Stadt* wohnen, sondern nur auf dem Landgebiet Bremen[5]), dies alles hatte meine Nerven so mitgenommen, daß ich meine Vorlesungen die nächsten 14 Tage nur unter heftiger Anstrengung halten und *Nichts Anderes* tun konnte. Ich erzähle Ihnen dies alles, als einen Beweis meiner Hochachtung wegen והייתם נקיים[6]. Zum Schluß aber nochmals: auch die Hochschule wird immer und immer wieder meine lebhafteste und nachhaltigste Mitwirkung erfahren כיד ה' המובה עלי[7]. Dies zum herzlichen Gruß von

Ihrem getreuen Vetter
Lazarus

[2] „Jakob wollte ruhig im Lande leben, da machte sich der Satan (der Kummer wegen Joseph) an ihn", Midrasch Bereschit Rabba, parascha 84 zu Genesis 37, 1. (T.)

[3] Ludwig Traube (1816–1876), einer der bedeutendsten Internisten seiner Zeit; obwohl Jude, war er der erste Zivillehrer an der Charité, 1853 Direktor der II. med. Klinik der Charité, 1857 a. o. Prof., 1872 o. Professor an der Berliner Universität. Seine zahlreichen Arbeiten, v. a. auf dem Gebiet der Lungen-, Herz- und Nierenkrankheiten, wurden später zusammengefaßt in: „Gesammelte Beiträge zur Pathologie und Physiologie", 2 Bde., Berlin 1871 (3. Bd. mit T.s Tagebüchern hg. von A. Fraenkel, Berlin 1878).

[4] „Du kannst dich nicht versagen", Deut. 22, 3. (T.)

[5] Lazarus Sander (1793–1861) in Hastedt bei Bremen.

[6] „Ihr sollt gerechtfertigt sein", Num. 32, 22.

[7] „Da Gottes gütige Hand auf mir lag", Nehem. 2, 8. (T.)

[68] An [Myer Samuel Isaacs[1], New York]

Schönefeld bei Leipzig, den 29. September 1876

Hochgeehrter Herr Präsident!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre geehrte Zuschrift vom 31. Juli c.[2], welche ich vorgestern über Berlin hier auf meinem Landsitz empfangen habe.

Den klaren Ansichten Ihres ehrenwerten Comités in Bezug auf eine Unterstützung unserer unglücklichen Brüder in Palästina stimme ich vollkommen bei; leider gehe ich darin noch einen Schritt weiter und sehe deshalb einstweilen keine Möglichkeit, mich an irgend einer Tätigkeit in dieser Richtung zu beteiligen.

Zwar kenne ich die Zustände im Heiligen Lande nicht aus eigener Anschauung; aber nach Allem, was ich darüber gelesen, gehört, erkundet habe, bin ich davon überzeugt, daß so lange man in der halben Welt bei den Juden für Palästina sammeln und das Geld nach *jetziger Art* verteilen wird, so lange ist die Heilung der tiefen moralischen und ökonomischen Schäden daselbst erschwert. Gewiß waren und sind alle, oder doch fast alle, welche diese Sammlungen veranstalten, von der edelsten Absicht erfüllt. Aber indem sie sich von Frömmigkeit und Mitleid allein leiten lassen, haben sie unbewußt Schäden herbeigeführt, welche schwer zu heilen sind. Ich wollte, daß es nicht wahr wäre; aber man sagt mir, daß ein Teil der palästinensischen Gemeinden aus Almosenjägern besteht.

Um dort zu retten und zu heilen, bedarf es nicht der Güte mit Frömmigkeit, Mitleid und Milde, sondern es bedarf der Güte mit hellem Verstand, mit praktischem Sinn, sage ich es geradeheraus, der Güte mit Härte gepaart.

Wir stehen eben in Palästina vor einem entsetzlichen, vor einem jeden Entschluß lähmenden Dilemma. Sollen wir die armen Leute verhungern lassen? Antwortet man darauf mit Nein und verteilt Almosen an die Bedürftigen, dann wird der Strom der Einwanderung von neuen Bedürftigen nicht aufhören.

... sobald sie außer der Schule von vielen Leuten umgeben sind, welche Müßiggänger sind und von den Sammlungen leben, werden sie die *moralische*

[1] Myer Samuel Isaacs (1841–1904), amerik.-jüd. Richter, von 1887 bis 1897 Professor der Rechte an der New York University. Isaacs war von 1868–1876 „Secretary", von 1876–1878 der (letzte) Präsident des „Board of Delegates of American Israelites", einer amerik.-jüd. Organisation (gegr. 1859) zum Schutze der bürgerlichen und politischen Rechte der Juden in den Vereinigten Staaten und in der Welt.

[2] Der Brief vom 31. Juli 1876 teilte Lazarus den Plan zu einem Hilfswerk für die Juden in Palästina mit, den das Exekutiv-Komitee des „Board of Delegates of American Israelites" in New York entworfen hatte und für den es die Mitwirkung der europäischen jüdischen Organisationen wünschte. (T.)

Erziehung zur Arbeit nicht empfangen. Mögen sich andere Menschen – und ich kenne solche und habe sie gesprochen – täuschen und selbst betrügen und es rühmen, daß die Schulen gedeihen; was hilft es, daß die Knaben etwas französische oder englische oder deutsche Grammatik verstehen, daß sie Geographie kennen, rechnen und selbst ein Gedichtchen deklamieren können? Sobald nicht für die Kinder, nachdem sie die Schule verlassen haben, *sofort gesorgt* ist, daß sie, anstatt zu den müßigen, almosengepflegten Eltern, zu einer geordneten und praktisch gedeihlichen Lebenstätigkeit sich wenden, ist die Schule ein nichtiger Luxus. Es sind Pflanzen, die man im Treibhause sorgsam zieht und dann in die Wüste setzt.

Deshalb finde ich selbst die Waisenhäuser, zu denen ich gern mein bescheidenes Teil beitrage, unfruchtbar. Will man wirklich Gutes für die Waisen tun, dann bringe man sie zur Erziehung in andere Länder, wo sie außerhalb des Waisenhauses nicht eine müßige Masse, sondern eine fleißige und verständige Bevölkerung als Vorbild neben sich sehen.

Sollen wir nun die Hände in den Schoß legen? Fern sei es von mir, das irgend Einem zu raten, den sein Herz antreibt, Etwas zur Besserung dieses beklagenswerten Zustandes zu tun. Nur ich für meine Person habe leider keine Hoffnung, daß das Programm, von welchem allein ich Heil erwarten kann, zur Ausführung kommt, und an dessen Ausführung ich selbst die Hand mit anlegen würde.

Obwohl nur schwer und langsam (weil wir die Almosenverteilung, welche jetzt besteht, nicht werden hindern können oder – wollen, diese und ihre Folgen aber auf das beste Unternehmen nachteilig zurückwirken muß), würde eine Besserung nur möglich sein durch Bildung eines Unterstützungsvereins, welcher folgende Zwecke ungetrennt verfolgt:

1. Schulen für die Kinder, ganz auf die Ausbildung einfachster Art berechnet, wie sie die künftigen Handwerker, Industriearbeiter und Landbebauer nötig haben, mit frühen Anleitungen zu körperlichen Übungen und Arbeiten. Zeigen sich unter den Knaben besonders begabte Köpfe, so sollen sie ins Ausland auf diejenigen Schulen geschickt werden, für deren Besonderheit ihre Begabung passend scheint (Handels-, Gelehrten-, Gewerbe- oder Kunstschulen).

2. Die Waisen sollen womöglich alle ins Ausland geschickt, wo es geschehen kann, von Familien adoptiert, sonst öffentlich erzogen werden. Die in Palästina bleiben, sollen mit den andern Kindern die gleiche Schule besuchen.

3. Sobald die Kinder die Schule verlassen, sollen sie in irgend eine Lehre getan und zugleich mit geordnetem Fortbildungsunterricht versorgt werden.

4. Die Lehrherren sind eben die Handwerker, Landpächter und Industriellen, welche in einer steten und festen Beziehung zum Unterstützungsverein stehen.

5. Bei diesen finden auch die Erwachsenen ihre Arbeit.

Für seine Arbeit empfängt jeder nach dem Maße seines Fleißes – und auch seiner Geschicklichkeit – den Lohn, so berechnet, daß er mäßig und anständig davon leben, im günstigen Falle sparen kann.

Möge der Unterstützungsverein noch lange mit Unterbilanz arbeiten (er wird dies kaum, wenn er die Erzeugnisse in aller Welt vertreibt und den Preis der Wohltätigkeit erzielt), er wird vollen Segen stiften, wenn alle Arbeiter von ihrer Hände und ihres Geistes Werk durch seine Vermittlung leben. Dann wird es auch an fließenden Mitteln nicht fehlen.

Ist nun die Ausführung dieses nur als ungeteiltes Ganzes wertvollen, geteilt aber nichtigen Planes an sich schon schwierig genug, so muß ich leider noch eine Bedingung nennen, ohne deren Erfüllung es ganz vergeblich wäre, irgend etwas davon anzufangen. Diese Bedingung ist: es müssen sich wenigstens 2–3 ganz geeignete Männer finden, die ihn mit den Mitteln, welche ihnen zur Verfügung gestellt werden, ausführen und dazu nach Jerusalem gehen wollen. Geeignete Männer aber sind nur solche, welche

1. unabhängig sind und aus der Verwaltung kein Gewerbe machen;

2. sie müssen, selbstverständlich gebildete, aber praktische ehemalige Kauf- oder Gewerbsleute sein;

3. sie dürfen weder Lehrer noch Rabbiner oder Gelehrte sein oder gewesen sein.

Sie begreifen, hochgeehrter Herr Präsident, daß die Bedingungen eines solchen Programms außerordentlich schwierig sind; aber nur für dieses oder ein ähnliches könnte ich, mit meiner schwachen Kraft mitzuwirken mich entschließen.

Daß Krankenhäuser und Asyle für Alte und Schwache hiervon ganz unabhängig als segensreiche und sittlich notwendige Anstalten auch unter den jetzigen Umständen und ohne Rücksicht auf tiefergehende Reformversuche der Wohltätigkeit zu unterstützen sind, darf ich wohl als selbstverständlich betrachten.

Diejenigen, welche sich mit jüdischen Angelegenheiten beschäftigen, sollten nie vergessen, daß sich im Charakter der Juden 2 Doppelzüge finden, welche das Schicksal derselben als Volk wie als Einzelne von je her und auf allen Gebieten bestimmt haben. Auf der einen Seite, wenn sie zur Arbeit angeleitet und darauf hingewiesen sind, eine mutvolle und ausdauernde Energie [bei] der Arbeit, auf der andern Seite ein verhängnisvoller Hang zur Trägheit und die Neigung, Andere für sich arbeiten zu lassen. Im innigsten Zusammenhange damit steht dann: auf der einen Seite wieder ein gesegneter Sinn für Wohltätigkeit, der so fruchtbar und so tiefgewurzelt ist, daß selbst der Dürftige seine bescheidene Habe mit dem noch Ärmeren zu teilen geneigt ist; auf der andern Seite die Neigung, diese Wohltätigkeit auszubeuten und sie schlechtweg als eine Erwerbsquelle zu betrachten.

Schließlich muß ich eine Bemerkung hinzufügen, welche nicht die Sache selbst betrifft, aber für Ihre Aktion vielleicht von Bedeutung ist, insofern als Sie es angemessen finden könnten, sich mit Ihrer Anfrage an eine andere Adresse zu wenden. Ich weiß nämlich nicht, in welcher Eigenschaft Sie mich mit Ihrer werten Zuschrift zu beehren die Güte gehabt haben. Ihre Anrede nennt mich Präsident des Israel. Comités; aber die mancherlei Institute zum Besten unserer Glaubensgenossen, in deren Comité ich sitze oder vorsitze, haben keine direkte oder indirekte Beziehung zu den Juden in Palästina; für diese besteht wohl hier ein Verein, aber ich bin nicht im Vorstande.

Möglich ist es, daß Sie glauben, ich sitze noch im Vorstande des Berliner Zweigvereins der Alliance Israélite Universelle. Dies ist aber nicht der Fall. Nachdem ich mehrere Jahre auch dort den Vorsitz geführt, haben meine Freunde und ich geglaubt, daß die Verfassung und Verwaltung der Alliance einer Änderung bedürfte[n]; wir haben zu dem Behufe eine Versammlung von Delegierten aus ganz Deutschland berufen; nachdem aber die fast einstimmig angenommenen Vorschläge derselben vom Pariser Comité abgelehnt wurden, sind wir aus dem Vorstande geschieden.

Immerhin glaubte ich mich einer sachlichen Beantwortung Ihrer an mich gerichteten Fragen nicht entziehen zu dürfen.

Mit den achtungsvollsten und herzlichsten Grüßen für Sie und für das verehrte Exekutivcomité und das gesamte hochverehrte Board of Delegates habe ich die Ehre zu zeichnen, hochgeehrter Herr Präsident,

als Ihr verehrungsvoll ganz ergebener
Lazarus

[69] An Paul Heyse, München

Berlin, [den] 24. Dezember 1876

Mein lieber Paul!

... Zuvor aber muß ich auch der Freude Ausdruck geben über Dein reiches frohes Schaffen; unsere Augen aber sehen noch mit aller Sehnsucht nach den neuen Schätzen aus, die Dir ein Gott gegeben... Mit meinen Vorlesungen kann ich zufrieden sein; privatim Pädagogik gegen 60 Zuhörer, deren noch mehr gewesen, wäre ein größeres Auditorium für mich zu haben; öffentlich halte ich ein philosophisches Disputatorium mit etlichen guten Köpfen. Umsomehr glaube ich fordern zu können, daß man endlich meine Lehrtätigkeit mit einer ordentlichen Professur belohne[1]. Für den Sommer habe ich teils aus diesem Grunde, besonders aber um literarisch besser arbeiten und das „Leben der Seele" fördern zu können, Vorlesungen nicht angekündigt...

[1] M. Lazarus hat die ersehnte ordentliche Professur nicht mehr erhalten.

[70] An Adolf Weinberg[1], Bukarest

Berlin, den 6. März 1877

Hochgeehrter Herr!

Ihre geehrte Zuschrift vom 14. Februar und das Zions-Diplom habe ich empfangen. Ich bitte Sie, meinen ganz ergebensten Dank für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben, empfangen und gütigst auch der nächsten General-Versammlung vermitteln zu wollen.

Was ich bisher zum besten der rumänischen Juden tun konnte, ist wenig, und dies ist gegen Wunsch und Erwartung in seinen Erfolgen noch weniger fruchtbar gewesen. Aber wie bisher, ohne alle persönliche Beziehung, so gedenke ich auch in der Folge, was in meinen schwachen Kräften steht, für diese gute Sache zu tun. Möchten es nicht schmerzliche Anlässe sein, welche diese Tätigkeit fordern.

Meine lebhafte Anerkennung Ihres Bundes und seiner edlen Zwecke habe ich neuerdings zu bekunden Gelegenheit gehabt. Ich wünsche demselben glückliches Gedeihen und segensreiche Erfolge.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen

als Ihr ganz ergebenster
Lazarus

[1] Adolf Weinberg war Präsident des rumänischen Bundes „Zion", der Lazarus in Anerkennung seines Wirkens für die Juden in Rumänien mit Diplom vom Dezember 1876 die Ehrenmitgliedschaft verliehen hatte. (T.)

[71] An die Ungarische Israelitische Landeskanzlei, Budapest

Berlin, den 7. März 1877

Hochgeehrter Herr Präsident!

Je höher ich die Ehre aufrichtig zu schätzen weiß, welche Sie mir mit Ihrer vertrauensvollen Anfrage vom 2. ds. Mts. zu erweisen die Güte gehabt haben, und je mehr auch ich das Gewicht derselben für die Ihrer weisen Obhut unterstellte Lehranstalt weislich erwäge, desto lebhafter muß ich bedauern, Ihnen die gewünschte Antwort nicht geben zu können[1].

Zwar habe ich Gelegenheit gehabt, den Herrn Dr. Kaufmann[2], der mir bis dahin völlig unbekannt gewesen, infolge seiner hiesigen Kandidatur per-

[1] Es handelte sich bei der Anfrage vom 2. März 1877 um die bald darauf erfolgte Berufung David Kaufmanns als Professor an die neuerrichtete „Franz-Josef-Landesrabbinerschule" in Budapest. (T.)

[2] Vgl. Anmerkung 1 zu Nr. 75.

sönlich in mehreren Unterhaltungen kennen zu lernen und bin auch veranlaßt gewesen, mich über seine literarischen Leistungen zu unterrichten; allein meine Kenntnisnahme hat sich doch vorzugsweise auf diejenigen Qualitäten bezogen, welche für das Amt eines Predigers bei der hiesigen Gemeinde in Frage kommen[3]. Wäre ich aber auch in Bezug auf die hieher gehörigen Fähigkeiten des Herrn Dr. Kaufmann mit mir völlig ins Reine gekommen, so würde doch die Berufung desselben in ein höheres Lehramt mir eine erneute und nach anderen Seiten hin gewendete Prüfung zur Pflicht gemacht haben.

Eben deshalb bin ich zu meinem Bedauern außer Stande, Ihnen eine Auskunft[4] zu geben, welche für mich so bestimmt und begründet wäre, daß ich es mit gutem Gewissen erwarten könnte, derselben einen Einfluß auf Ihre Entschließungen eingeräumt zu sehen.

Schließlich aber will ich nicht unterlassen, die ausdrückliche Bitte hinzuzufügen, daß Sie die Güte haben möchten, diese meine vom Ernst der Sache diktierte Enthaltsamkeit nur in dem einfachen, oben ausgesprochenen Sinn, aber durchaus nicht als ein umschriebenes oder umschwiegenes negatives Urteil über Herrn Dr. Kaufmann auslegen zu wollen.

Gern ergreife ich die Gelegenheit, Sie der vorzüglichen Verehrung und Hochschätzung zu versichern, mit welcher ich die Ehre habe zu zeichnen als

Ihr ganz ergebenster
Lazarus

[3] David Kaufmann hatte sich im Jahre 1876 um eine Rabbinerstelle in Berlin beworben.

[4] Über die gleichzeitig von L. Zunz erbetene und erteilte Auskunft vgl. Gedenkbuch zur Erinnerung an David Kaufmann, hg. von M. Brann und F. Rosenthal, Breslau 1900, S. XXXIX. (T.)

[72] An Benjamin Disraeli[1], London

Berlin, den 16. Dezember 1877

Mylord!

Die Lehre von den menschlichen Gefühlen unterscheidet einfache und zusammengesetzte; diese können aus gleichartigen oder ungleichartigen, aus widerstreitenden oder aus einstimmigen gemischt sein. Zuweilen überrascht uns das Leben mit der beglückenden Tatsache, daß wir ein und derselben

[1] Benjamin Disraeli (Earl of Beaconsfield), 1804–1881, britischer Premierminister. Disraeli trat 1837 ins Parlament ein; er vertrat einen fortschrittlichen Konservativismus, wurde 1848 Führer der Konservativen und blieb es bis zu seinem Tode. 1852 Finanzminister, 1868 Premierminister, unterlag er 1869 s. Rivalen Gladstone, wurde aber 1874 (bis 1880) wieder Premierminister und erhielt 1876 die Peerswürde mit

Persönlichkeit gegenüber von einem Gefühle beseelt sind, das sich aus harmonischen Elementen, etwa der Dankbarkeit, Zuneigung und Bewunderung zusammensetzt; aus Elementen, deren Quelle in Tatsachen fließt, die sich über ein ganzes Menschenalter erstrecken und allmählich zu einander fügen. Ich fahre nicht fort, ein solches Gefühl zu schildern, weil ich Ihnen, Excellenz, sagen will, daß ich selbst in der glücklichen Lage bin, Ihnen gegenüber dasselbe zu empfinden, daß ich aber nicht mehr als nur der Dankbarkeit innigsten Ausdruck geben möchte.

Auch davon will ich nicht reden, daß die Völkerpsychologie, welche ich seit dem Jahre 1851 als Wissenschaft zu begründen versucht habe, aus den Theorien der praktischen Politiker Belehrung schöpft, wie ich aus Ihren Lehren und aus Ihrem Wirken geschöpft habe. Daß aber die strenge Wissenschaft der individuellen Psychologie bei den Dichtern und Rednern mit einigem Erfolg in die Schule geht, davon enthält das beifolgende Werk „über Geist und Sprache“ [2] vielleicht einige Beweise; auf S. 235 und S. 268 wenigstens Beispiele dafür, wie ich von Ihnen gelernt. Aus diesem Grunde erlaube ich mir, Ihnen mein Buch mit der ergebensten Bitte zu überreichen, dasselbe freundlichst annehmen zu wollen als ein Zeichen der innigen und verehrungsvollen Dankbarkeit, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren als

Ew. Excellenz ganz ergebenster
Lazarus

dem Titel eines Earl of B. Wenn auch getauft, verleugnete er doch nie s. Herkunft und gestaltete in seinen Romanen jüdische Figuren mit bes. Verständnis. Er setzte sich voll für die Gleichberechtigung der Juden in England ein und für die Emanzipation der Juden in den Balkanstaaten.

[2] Titel des 2. Bandes von „Das Leben der Seele“, 2. Aufl. Berlin 1878.

[73] An Paul Heyse, München

Leipzig, den 15. März 1878

Mein geliebter Teurer!

Der einliegende Brief meiner Frau für Dich, – der die Situation irrig auffaßt, aber beweist, daß noch keine Antwort auf meine Anfrage von Dir da ist, die wohl auch noch nicht [da] sein kann – sagt Dir zugleich, weshalb ich hier bin. Ich habe mir nämlich ein heikles Stückchen Arbeit für meinen Wiener Vortrag aufgeladen über „Zeit und Weile“ [1], ein Capitel aus der inneren Optik. In Berlin aber wird es nachgerade, wenn ich nicht meinen Lebensgang

[1] Den Vortrag „Zeit und Weile“ hielt Lazarus am 2. April 1878 in der „Concordia“ in Wien; er wurde veröffentlicht in „Ideale Fragen in Reden und Vorträgen“, Berlin 1878.

auf den beiden Stelzen der Lüge und Grobheit gehen will, fast unmöglich Cardinalfragen durchzudenken, weil ich nicht drei Tage hintereinander drei ungebrochene Stunden habe. Ich verstehe den alten Sokrates immer mehr und begreife, wie man auch ohne jegliche mystische Anwandlung viele Stunden auf dem gleichen Flecke bleiben kann, um den Gedanken festzubannen...

Brandes geht es mit seinem Fleiße und sonst recht gut; ich sehe ihn nicht eben viel, eben wegen seines Fleißes, aber doch von Zeit zu Zeit und immer mit Vergnügen. Und dieser Mensch – ein wirklicher, ganzer – erinnert mich an ein Buch, das ich auf Deine Empfehlung in Miesbach jetzt erst mit großer Freude lese, Stendhal-Beyle[2]. Er hört und sieht die Pulse schlagen; hell, durchdringend und anmutig obendrein; und die Anmut ist nicht Verzuckerung der Pille, sondern wirkliche Verwandlung der Bitterkeit scharfen Denkens in allerlei wohlige Bitterkeit: der Oliven, Pomeranzen u. dgl. Warum haben wir keine solchen Bücher, aus denen man Belehrung mit Wonne schöpft? Aus denen man mit Wonne lernt, weil man sie nicht ohne Wonne lesen kann? Lieben wir denn in der Wissenschaft wirklich nur die beauté du laid[3]? Müssen wir denn den Schweiß im Angesicht nicht bloß beim Pflügen und Backen, sondern auch beim Essen des geistigen Brotes haben? Ich bin sehr neidisch, der Neid ist unsittlich, ich weiß es, und der internationale gilt noch dazu für unpatriotisch. Ich wollte, wir wären ein bißchen unsittlich; wir tun ja so manches Unsittliche, um dadurch hohe sittliche Güter zu erwerben, wir opfern z. B. in einem Jahre 50 000 Menschenleben, fremde und eigene, auf dem Altar der patriotischen Tugend. Dagegen ist doch der Neid die reine, kindliche Unschuld – und wir lernten vielleicht hell denken und schön schreiben, – und mit Entzücken lesen. Gott besser's und verzeihe oder belohne seinen Neid

Deinem alten getreuen
Lazarus

[2] Marie-Henri Stendhal, eigtl. Beyle (1783–1842), frz. Romancier.
[3] „Schönheit des Häßlichen".

[74] An Heinrich Robert Göppert[1], Berlin

Schönefeld, [den] 26. August 1878

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Ich beehre mich, Ihnen anliegend 2 Exemplare des Separatabdruckes einer in der „Pädag. Enc." erschienenen Abhandlung über „Sprache"[2] mit der ganz

[1] Heinrich Robert Göppert (1838–1882), Jurist; 1865 a. o. Prof., 1868 o. Prof. für röm. Zivil- und preuß. Landrecht; 1873 von Falk ins preuß. Kultusministerium berufen, war er dort bis zu s. Tode vortragender Rat in Universitätsangelegenheiten.
[2] Der Aufsatz „Sprache" erschien in Schmids Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 1878.

ergebensten Bitte zu übersenden, eines davon Sr. Excellenz dem Herrn Minister Dr. Falk[3] gütigst in meinem Namen überreichen zu wollen. Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, mit dieser Bitte zu belästigen, weil ich mich mit dieser Arbeit, wegen der Geringfügigkeit ihres Umfanges, nicht direkt an den Herrn Minister wenden mochte. Auch Ihnen dieselbe zu überreichen, würde ich nicht gewagt haben, wenn mich nicht andererseits zwei Gründe dazu bewogen hätten.

Einmal kann der Stand der wesentlichen wissenschaftlichen Ansicht über die Sprache gerade bei der Kürze der Abhandlung – welche ohne Einbuße am wichtigsten Inhalt herzustellen, nicht wenig Mühe gekostet hat, – am übersichtlichsten erkannt werden, und Sie haben vielleicht Neigung und Gelegenheit, eine Mußestunde darauf zu verwenden.

Sodann mußte mir daran liegen, Ihrer gütigen Teilnahme für die Studien, welche meine Lehrtätigkeit unterbrachen, mit den Erfolgen derselben dankbar zu begegnen.

Hat mir der wohlwollende Ausdruck Ihres Bedauerns, daß ich diesmal auch den Winter der Universität fernbleibe, lebhafte Befriedigung gewährt, so darf ich Sie meinerseits bitten, die Versicherung zu genehmigen, daß ich mich, wie die persönlichen Umstände auch liegen mögen, den geringen Diensten, die ich der Universität leisten kann, niemals anders als aus guten, sachlichen Gründen entziehe. Den Erfolg meiner sommerlichen Zurückgezogenheit habe ich zum Teil in Ihre Hände zu legen die Ehre gehabt; seit der Druckfertigkeit des beifolgenden Heftes bin ich mit der Herstellung des dritten Bandes „Leben der Seele" dermaßen beschäftigt, daß ich noch vor meiner Rückkehr aus Südfrankreich und Italien Ihnen denselben übersenden zu können hoffen darf. Aber weder die literarische Tätigkeit noch auch die Studien, die ich in und an Italien für Völkerpsychologie und Ästhetik zu machen gedenke, würden mich für den Winter von der Lesetätigkeit hinweggelockt haben, wenn nicht dringender ärztlicher Rat für meine Frau die Notwendigkeit herbeigeführt hätte, für den nächsten Winter ein milderes Klima aufzusuchen. Da mich aber kein Amt in Berlin fesselt, möchte ich ihr, zumal wir keine Kinder haben, die Begleitung nicht versagen, die ich ja auch im Dienste der Wissenschaft auszubeuten hoffen darf. Durch die Empfehlung, welche Se. Excellenz der Herr Minister mir beim Fürsten Reichskanzler auszuwirken die Güte gehabt hat, wird diese Hoffnung verstärkt, und ich erlaube mir deshalb, mit der ganz ergebensten Bitte zu schließen, daß Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, Sr. Excellenz meinen ganz gehorsamsten und verbindlichsten Dank zu übermitteln die Güte haben wollen.

[3] Paul Ludwig Adalbert Falk (1827–1900), Staatsanwalt; seit 1872 liberaler preußischer Kultusminister; als Bismarcks überzeugtester Anhänger im „Kulturkampf" ist er der eigentliche Schöpfer der Kampfgesetze. Reichte auf den Druck des Zentrums und der Konservativen hin 1879 sein Abschiedsgesuch ein. Mit großem Erfolg bemühte er sich um die Hebung des Lehrerstandes und der Volksschule.

Diese vielfachen Bitten und diese lange Epistel überhaupt, die ich an Sie zu richten mir erlaubt habe, wollen Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, als ein Zeichen der dankbaren Zuversicht, welche ich in Ihre gütige und wohlwollende Teilnahme zu setzen mich bewogen fühle, freundlich aufnehmen und zugleich die Versicherung der vorzüglichen Hochachtung und Wertschätzung genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren

als Ihr ganz ergebenster
Lazarus

[75] An David Kaufmann[1], Budapest

Berlin, [den] 4. Mai 1879

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich danke Ihnen herzlich für den gütigen und innigen Zuruf, mit welchem Sie mir Ihr verständnisvolles Beileid bei dem Hinscheiden meines Bruders[2] ausgedrückt haben.

In Bezug auf den literarischen Nachlaß soll mein Bruder, wie ich mich in den schmerzvollsten Stunden gehört zu haben erinnere, ausdrückliche Bestimmungen ausgesprochen haben. Der doppelten wertvollen Anregung, die Sie mir gegeben haben, (doppelt wertvoll, weil ich gern aus derselben schließe, daß Sie mir eventuell Ihre wichtige Mithilfe nicht versagen würden), folgend, habe ich meine Schwägerin gebeten, durch Berufung aller derer, welche zugegen waren, eine authentische Niederschrift jener Bestimmungen herbeizuführen und mir eine Copie zukommen zu lassen. Sobald ich dieselbe besitze, werde ich Ihrer wertvollen Teilnahme durch die Mitteilung begegnen. Inzwischen habe ich mir erlaubt, den Herrn Dr. Szántó[3] wegen eines Nekrologs – da ich

[1] David Kaufmann (1852–1899), sehr vielseitiger Historiker der jüdischen Literatur u. Religionsphilosophie; 1877 wurde er als Professor für jüdische Geschichte, Religionsphilosophie u. Homiletik an die neugegründete Landesrabbinerschule in Budapest berufen, an der er bis zu seinem Tode lehrte. Sein bedeutendstes Werk zur jüd. Religionsphilosophie im MA ist die „Geschichte der Attributenlehre in der jüd. Religionsphilosophie von Saadia bis Maimûni", Gotha 1877. K. veröffentlichte eine Reihe von Familien- u. Gelehrtengeschichten, v. a. aus dem 17. u. 18. Jahrh, u. a. „Aus Heinrich Heines Ahnensaal", Breslau 1896; „Die Familie Gomperz", hg. v. M. Freudenthal, Frankfurt/M. 1907. K. gab die Memoiren der Glückel von Hameln heraus (Frankfurt/M. 1896), wies auf den Wert u. die Eigenart wertvoller jüd. Handschriften u. Buchillustrationen hin u. a. m. „Gesammelte Schriften", hg. von M. Brann, 3 Bde., Frankfurt 1908–15.

[2] Leiser Lazarus, seit 1875 Direktor des Jüdisch-theologischen Seminars in Breslau, ist dort am 16. April 1879 gestorben.

[3] Gemeint ist wohl Simon Szántó (1819–1882), Schriftsteller u. Pädagoge; begründete und leitete eine jüd. Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben in Wien, lehrte auch an der dortigen Theologischen Lehranstalt. Mit L. Kompert war er seit 1861 Herausgeber der Wochenschrift „Neuzeit", eine Zeitlang auch von Buschs „Jahrbuch für Israeliten" und J. v. Wertheimers „Jahrbuch für Israeliten".

jede Mitwirkung an einem solchen versagen zu müssen glaube – an Sie zu weisen.

Ihr verehrungsvoll ergebener
Lazarus

[76] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 22. Mai 1879

Verehrter Herr Doctor!

Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß die Bestimmung meines sel. Bruders nach dem Wortlaut, den mir meine Schwägerin vermittelt, also lautet: „ich wünsche, daß meine Manuscripte durchaus nicht in fremde Hände kommen sollen; doch verwahre sie gut, mein Kind, damit unsere Kinder einstmals sie verwerten können; auch wenn die Töchter gelehrte Männer heiraten, sollen auch sie Gebrauch davon machen".

Damit ist vor der Hand jede Tätigkeit ausgeschlossen; ob sie selbst über literarische Pläne, die er Ihnen kundgegeben, irgendwo irgend etwas veröffentlichen wollen, muß ich Ihrem Ermessen anheimstellen. Die Berichte, die ich über eine Nachfolge erhalte, sind schwankend und trübe[1].

Mit herzlichem Gruß und verehrungsvoll

Ihr ergebener
Lazarus

[1] Nach dem Tode von Leiser Lazarus wurden die bisher dem Direktor des Jüdisch-theologischen Seminars in Breslau eingeräumten Befugnisse dem Lehrerkollegium übertragen. Den Vorsitz im Kollegium hatte jeweils ein Dozent für jeweils ein Jahr.

[77] An Joseph Ritter von Wertheimer[1] u. Frau, Wien

Berlin, den 11. Juni 1879

Hochverehrtes Freundespaar!

Ich bin heute schon mehrmals mit und ohne meine Namensunterschrift als Mitglied oder Vertreter von größeren Körperschaften Ihnen nahegetreten, um Glückwünsche zu Ihrem Jubelfesttage offiziell und formell darzubringen.

[1] Joseph Ritter von Wertheimer (1800–1887), Pädagoge und Schriftsteller, Präsident der Israelit. Allianz in Wien. W. eröffnete gemeinsam mit dem katholischen Priester Johann Lindner den ersten Kindergarten in Wien, gründete ein jüd. Waisenhaus und mehrere Schulen. Er setzte sich sehr für die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden in Österreich ein; seine erste Schrift zu diesem Thema, „Die Juden in Österreich vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvortheiles", 2 Bde., wurde von der österreich. Zensur verboten und erschien anonym 1842 in Leipzig.

Aber meine Frau und ich, wir kommen im Geiste zu Ihnen auch als die Freunde zu den verehrten Freunden...

Zwar ist ursprünglich Ihre öffentliche, weithin leuchtende Wirksamkeit für allgemeine ideale Interessen der Anlaß gewesen, der mich zuerst in Ihr Haus und zu Ihrem Herzen geführt hat; bald aber war ich so glücklich, von den goldenen Früchten humaner Gesinnung, die jedes Auge an Ihrem Lebensbaum schauen konnte, bis in die Wurzel desselben zu dringen, Ihr Gemüt zu erkennen, daß Sie aus den holden Zeiten Ihrer jungen Ehe sich die hohe und reine Idealität bewahrt, daß Sie durch die weltwendischen und vielbewegten Zeiten sich jene Seelenhoheit und Herzensinnigkeit herübergerettet haben, welche Ihnen selbst zum reichsten und reinsten Segen des Lebens geworden sind und alle, die Ihnen wahrhaft nahezukommen gewürdigt waren, mit einer nie ermattenden Verehrung erfüllt und beglückt haben.

Lassen Sie uns deshalb nur die Versicherung aussprechen, daß wir an diesem Tage Ihrer in tiefster Seele gedenken, daß wir mit innigster und segnender Anhänglichkeit uns fühlen als

Ihre wahren und warmen Freunde
Moritz und Sarah Lazarus

[78] An David Kaufmann, Budapest

Alt-Schönefeld, [den] 26. August 1879

Sehr geehrter Herr Doctor!

Ich bin Ihnen zu herzlichem Danke verpflichtet, daß Sie die Güte gehabt haben, mir wiederum ein zwar kleines, aber höchst wertvolles Erzeugnis Ihrer Feder zukommen zu lassen. Nicht davon brauche ich zu reden, wie wohltuend es mir gewesen ist, die Kraft und das Streben meines sel. Bruders auf so verständnisinnige Art gewürdigt zu sehen, zumal es ihm nicht vergönnt war, ein Andenken durch literarische Zeugnisse zu begründen.

Wohl aber würde ich aufs Lebhafteste wünschen, ausführlich mit Ihnen über das reden zu können, was Sie als wünschenswert für die einheitliche Schule darstellen. Leider gestatten mir die Arbeiten, denen meine hiesige Muße gewidmet ist, nicht, es schriftlich zu tun. Unangedeutet aber will ich den Gedanken nicht lassen, daß der Mangel an Einheit in den Grundgedanken, welche meist in Breslau[1] herrschend gewesen, seine tiefere Spaltungsursache haben wird. Neuerdings wurde ich an einen Aufsatz des Herrn Prof. Graetz[2] erinnert, auf den ich mich leider nicht genau besinnen kann; aber

[1] Am Jüdisch-theologischen Seminar in Breslau. (B.)

[2] Heinrich (Hirsch) Graetz (1817–1891), Historiker; seit 1854 Lehrer am Jüdisch-theologischen Seminar in Breslau, seit 1869 auch Honorarprofessor an der dortigen

so viel ist mir gegenwärtig, er handelt von den אביונים[3] und war extrem bibelkritisch. Zu eben diesem fand sich von ihm am Schluß eine Anmerkung, welche garnichts anderes als eine scharfgespitzte Lanze für Adass Jissroel und Hildesheimer war. Mir will scheinen, der neuliche חרם[4] gegen Breslau war eine wohlverdiente Strafe allein schon für jene huldigende, obendrein völlig – so weit ich mich erinnere – vom Zaun gebrochene Anmerkung.

Ich hege so große Hoffnungen von den Diensten, welche Sie der Erhaltung der Wissenschaft des Judentums nicht nur, sondern auch der Entwicklung derselben zu leisten berufen scheinen, daß ich jede Gelegenheit, mündlich mit Ihnen zu verkehren, hochschätzen, daß ich Sie zu derjenigen Ansicht, welche ich dem Judentum heilsam zu halten nicht umhin kann, sich zuneigen zu sehen, mich ernsthaft erfreuen würde; daß ich endlich Ihnen, Ihrem Leben und Ihrer Kraft segensreiche Entwicklung von Herzen wünsche.

Ihr herzlich ergebener
Lazarus

Universität. Er redigierte die „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums" und schrieb neben vielen hundert historischen u. textkritischen Aufsätzen, neben Kommentaren und Übersetzungen v. a. die elfbändige „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart", Berlin 1853–75, eine in viele Sprachen übersetzte Gesamtdarstellung der jüdischen Geschichte.

[3] Ebioniten hießen ursprünglich wegen ihrer Armut die aus der Jerusalemer Urgemeinde hervorgegangenen Judenchristen, später, nach 66/67, galt die Bezeichnung nur noch der jüd.-christlichen Sekte im Ostjordanland, die sich zu Jesus bekannte, aber dessen Göttlichkeit und die Jungfrauengeburt leugnete und auch am jüdischen Gesetz festhielt.

Lazarus bezieht sich hier wohl auf einen Aufsatz, den Graetz in der MGWJ, Jg. 18, 1869, S. 1 ff., veröffentlichte.

[4] Bann-Erklärung. (T.)

[79] An Moritz Dessauer[1], Köthen

Alt-Schönefeld, [den] 7. September 1879

Hochgeehrter Herr Doctor!

Mit Ihrer gefl. Zuschrift vom 1. ds. Ms. habe ich Ihre „Erinnerungsschrift an Mendelssohn" und den „Gedankenschatz" dankbar empfangen. Ich kann die Verbreitung namentlich der ersteren Schrift nur lebhaft wünschen und Ihr

[1] Moritz Dessauer (1842–1895), Rabbiner und Religionswissenschaftler; zunächst Rabbiner in Köthen, wurde er 1881 Rabbiner in Meiningen. – Lazarus bezieht sich in dem folgenden Brief auf zwei Werke Dessauers: „Der Sokrates der Neuzeit u. sein Gedankenschatz, sämtliche Schriften Spinozas, gemeinverständlich u. kurz gefaßt", Köthen 1878; „Der deutsche Plato: Erinnerungsschrift zu Moses Mendelssohns 150-jährigem Geburtstage"; Berlin 1879.

ehrenvolles literarisches Bestreben darin aufs Innigste anerkennen. Dagegen will ich mein Bedauern über die Titel der Bücher nicht unausgesprochen lassen. „Der deutsche Plato"! Wozu das? Wer Plato kennt, empfindet sofort das Mißbehagen der unwahren Zusammenstellung; wer ihn nicht kennt, empfängt ein überwiegend falsches Urteil. Sie können aus dem Aufsatz von mir[2], der auch im „Gedenkbuch" des Gemeinde-Bundes abgedruckt ist, erkennen, daß ich die Verdienste unseres großen Glaubensgenossen wahrlich nicht unterschätze; aber wozu die falsche Phantasie der Bezeichnung als Plato, mit dem er so wenig Ähnlichkeit hat? Nicht mit Unrecht hat man Mendelssohn und Sokrates verglichen, obwohl alle dergleichen Identitäten äußerst mißlich sind. Sie aber greifen zu Plato, weil Sie den Titel Sokrates schon vergeben hatten, und zwar an einen Mann, der mit ihm als Philosoph so geringe Gleichheit hat, wie 2 Philosophen überhaupt haben können. Ich wüßte wirklich in der ganzen Geschichte der Philosophie keinen Denker zu nennen, der durch Gehalt und Form seines Denkens so weit von Sokrates entfernt wäre, als Spinoza. Wenn nun dergleichen subjektive Urteile irgendwo in einem Buche oder in einer Vorrede vorkommen, ist mir die Sache sehr gleichgültig; wenn es aber in Schriften von Juden über Juden geschieht, und wenn die falschen Prätensionen auf dem Titel sich hinstellen, dann erregt das mit vollem Recht böses Blut gegen uns und ist mir deshalb sehr schmerzlich.

Daß ich Ihnen, weil Sie noch jung sind und eine längere Schriftstellerlaufbahn vor sich haben, meine Meinung hierüber so aus- und nachdrücklich ausspreche, mögen Sie als einen Beweis meiner Achtung für Sie ansehen.

Bis zum Beginn der Wintervorlesungen fern von Berlin, hier auf meinem Tusculum lebend, bin ich einstweilen nicht in der Lage, zu Ihrer Berufung nach B. behufs Abhaltung einer Probepredigt mitzuwirken.

Ihr verehrungsvoll ergebener
Lazarus

[2] Ein Aufsatz von M. Lazarus über Mendelssohns Phädon erschien im Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Leipzig 1879, S. 101 ff.

[80] An Paul Heyse, München

Den 23. Dezember 1879

... Über die leidige Hetzerei bin ich mit mir fertig, seit das Manuskript meines etwas ausgeführten, wenig polemischen, desto mehr positiven Vortrages[1] in der Druckerei ist, aus welcher ein Exemplar für Dich abgehen soll, sobald der Buchbinder dem Drucker die Last abgenommen hat.

[1] „Was heißt national?" Ein Vortrag. Berlin 1880.

Zwar habe ich dem Dinge, wenn sonst die Rede darauf kam, nie ganz getraut; was in einem Lande eine extreme Partei immer tut, dazu finden sich gelegentlich die angrenzenden Parteien auch angetrieben[2]. Aber daß das Ding so ins Kraut schießen würde, hätte ich doch nicht erwartet und noch weniger, daß nicht irgend eine vollblütige Germanenstimme sich erheben werde, um die einfachen Wahrheiten auszusprechen, welche vorzubringen man den semitischen Juden und Christen überläßt...

[2] Die damalige Ausbreitung antisemitischer Agitationen.

[81] An Immanuel Löw[1], Szegedin

Berlin, den 18. Januar 1880

Mein lieber Immanuel!

Ich sende Ihnen vor Allem meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Lebensfeste[2], möge Ihnen das neue Jahr ein in jedem Sinne gesegnetes sein und demselben eine lange Reihe gesegneter Jahre folgen.

Aus umseitigem Brief wollen Sie entnehmen, daß ich die ersten Schritte getroffen habe, um hier eine Unterstützung der jüdischen Gemeinde Szegedin, namentlich für ihre öffentlichen Institute, einzuleiten[3]. Auch mit Herrn Dr. Aub[4] habe ich persönlich gesprochen. Ich schließe mich nun dem Wunsche an, von Ihnen vor allem einen einschlägigen Bericht zu erhalten, er kann kurz und ganz schlicht sein; insbesondere aber sollten wir wissen, zu welchen Zwecken man dort der Mittel bedarf, die mit fremder Hilfe aufzubringen in welchem Maße notwendig, in welchem wünschenswert wäre.

Mit den innigsten Grüßen auch für Ihre verehrte Frau Mutter

Ihr treuergebener
Lazarus

[1] Immanuel Löw (1854–1944), Sohn von Leopold Löw, Gelehrter und seit 1878 Oberrabbiner in Szegedin; seit 1926 Mitglied des ungar. Magnatenhauses. Vertreter der neologen (Reform) Richtung des ungar. Judentums. Sein Hauptwerk ist: Die Flora der Juden, 4 Bde., Wien u. Leipzig 1924–34.

[2] I. Löws Geburtstag war am 20. Januar.

[3] Die Hilfsaktion war notwendig nach einer Überschwemmung im März 1879, die fast die ganze Stadt vernichtete. (T.)

[4] Joseph Aub (1805–1880), Rabbiner, seit 1850 in Mainz, seit 1866 als Nachfolger von M. Sachs in Berlin. Aub war Anhänger der gemäßigten Reform, gehörte zu den Mitarbeitern von A. Geigers „Wissenschaftlicher Zeitschrift für jüd. Theologie".

[82] An [?]

Berlin, den 8. Dezember 1880

Hochgeehrter Herr!

Hierdurch beehre ich mich, Ihnen ganz ergebenst mitzuteilen, daß sich auf meine Anregung hierselbst ein Comité unter dem Namen „Jüdisches Comité vom 1. Dezember 1880“ [1] konstituiert hat. Indem ich mir weitere Mitteilungen an Sie vorbehalte, verfehle ich nicht, Ihnen anzuzeigen, daß ich in meiner Ansprache an die Versammlung vom 1. d. auf den D. I. G. B.[2] als das Organ hingewiesen habe, mit welchem wir eventuell in Verbindung treten würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Lazarus

[1] Dieses Komitee zur Abwehr der judenfeindlichen Stöcker-Agitation konstituierte sich nach einem von Lazarus am 1. Dezember 1880 in Berlin gehaltenen Vortrag: „Unser Standpunkt“.

[2] DIGB = Deutsch-Israelitischer Gemeindebund, Verband der jüdischen Gemeinden Deutschlands, begr. 1872.

[83] An Paul Heyse, München

Berlin, den 11. Dezember 1880

Mein geliebter Freund!

Billig wirst Du Dich über mein langes Schweigen gewundert haben... Die Sache ist einfach diese, daß ich geglaubt habe, es sei an der Zeit, daß die Juden nun auch etwas zu ihrer Verteidigung als geschlossene Körperschaft tun. Vorigen Winter begnügten wir uns, daß gelegentlich und zufällig dieser oder jener gegen einen einzelnen Feind eine Lanze brach, so Oppenheim[1], Bamberger[2],

[1] Heinrich Bernhard Oppenheim (1819–1880), Publizist u. Politiker; seit 1842 Privatdozent der Staatswiss. in Heidelberg; redigierte seit 1848 mit A. Ruge „Die Reform, Organ der demokrat. Partei“, Berlin. Radikalrevolutionär gesinnt, mußte er nach England fliehen. Nach seiner Rückkehr Herausgeber der „Jahrbücher zur Politik u. Literatur“. Seit 1866 Anhänger Bismarcks (1874–77 als Nationalliberaler im Reichstag). Schrieb zum Antisemitismusstreit: „Stöcker und Treitschke“, in: Die Gegenwart, 3. und 10. Januar 1880.

[2] Ludwig Bamberger (1823–1899), Nationalökonom und Politiker; wegen Beteiligung an der Revolution 1848 zum Tode verurteilt, lebte er als politischer Flüchtling in der Schweiz, seit 1853 als Bankier in Paris. Nach Amnestie nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er nach dem dt.-frz. Krieg von Bismarck als Autorität zur Lösung der Entschädigungsfrage berufen, aber Bismarcks reaktionäre Wirtschaftspolitik machte ihn zu dessen Gegner („Bismarck Posthumus“, Berlin 1899). Zum Antisemitismusstreit: „Deutschthum und Judenthum“, Leipzig 1880[2]. Seine „Erinnerungen“ gab Paul Nathan heraus (2 Bde., Berlin 1899), ebenso dessen „Gesammelte Schriften“, 5 Bde., Berlin 1894–98.

Prof. Bresslau[3], ich etc. Die Judenschaft als solche, aus der manche Kreise zusammentraten, zu denen ich meist auch gehörte, konnten sich nicht einigen. Da die feindliche Agitation nun heuer ärger und bestimmter denn je losbrach, wußte ich, daß Aller Augen auf mich schauen, und man hat es mich, wahrlich nicht bloß mit stummen Winken, wissen lassen. So habe ich denn, wie Du gelesen haben wirst, auf den 1. Dezember ganz allein eine Einladung an etwa 200 der notabelsten jüdischen hiesigen Männer ergehen lassen und ihnen eine Rede geredet[4]. In Folge derselben ist ein Comité zur Abwehr eingesetzt, dem ich natürlich präsidieren muß. So ist Dein alter Freund wieder einmal Moses in der Wüste, in der die Rauchsäulen dicker sind als die Feuersäulen. Dein alter Freund, der den Frieden liebt und braucht, wie der Fisch das Wasser, muß wieder einmal Vorkämpfer, mehr nolens als volens sein, weil ich müssen muß. Wenn es doch nur keinen kategorischen Imperativ gäbe! und dieser Racker nicht gerade mir im Herzen des Herzens säße, sich darin breit machte und regierte, als ob ich gar nicht mitzureden hätte. Hat der mir nun wieder eine schöne Geschichte eingebrockt. Außer den unaufhörlichen Abendsitzungen, am nächsten Donnerstag wieder einen großen Vortrag vor 800 Geladenen, täglich in meinen Sprechstunden 4–6 etwa 15–30 Menschen zu empfangen, anzuhören und zu bescheiden, Briefe ohne Zahl zu lesen, zu deren Beantwortung und sonstigen mechanischen Geschäften ich nun freilich einen besoldeten Sekretär halte. Die Vormittage halte ich mir jedoch ganz frei, denn ich meine, die Vorlesungen an der Universität dürfen nicht bloß nicht leiden, sondern müssen besser sein denn je; mein Katheder fordert also doppelt so viel geistige Kraft und Arbeit und dreimal soviel Seelenruhe als sonst, damit auch nicht eines Schattens Schatten auf den Vortrag der Wissenschaft falle, und als ob mein Collegium nicht durch eine Wand von Ehren-Treitschke getrennt wäre, sondern oben auf dem Parnassus oder auf einer Insel der Seligen läge. Jetzt also weißt Du, weshalb ich seit Empfang Deiner Karte schweigen konnte...

[3] Harry Bresslau (1848–1926), Historiker; zunächst Lehrer am Philanthropin in Frankfurt/M., dann bis 1877 an der Andreasschule in Berlin; 1872 Privatdozent in Berlin, 1890 Professor in Straßburg. Nach seiner Ausweisung in Heidelberg Hg. der Monumenta Germaniae Historica. Hauptwerk: „Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien", 2 Bde., Leipzig 1889–1902. Zum Antisemitismusstreit: „Zur Judenfrage. Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Treitschke", Berlin 1880[2].

[4] Unser Standpunkt. Zwei Reden an seine Religionsgenossen, am 1. und 16. Dezember 1880 gehalten. Berlin 1881.

[84] An Julius Bleichröder, Berlin

Berlin, den 13. Dezember 1880

... Allerdings wünsche ich dringend, daß die Mommsensche Broschüre[1], welche in der *Prinzipienfrage* ganz für uns entscheidet, so viel wie möglich verbreitet werde. Gibt er uns am Schluß auch einen Rat, so werden *wir selbst* uns überlegen, wie weit und ob wir ihn befolgen sollen. Mit herzlichen Grüßen

Ihr
Lazarus

[1] „Auch ein Wort über unser Judenthum", Berlin 1880, die Schrift des bedeutenden Juristen und Historikers Theodor Mommsen (1817–1903), der als einziger Nichtjude (neben dem Gymnasiallehrer Karl Fischer) mit einer öffentlichen Erklärung gegen die antisemitischen Artikel Treitschkes in den Preußischen Jahrbüchern aufgetreten ist und den Ausgang des Antisemitismusstreites zugunsten der Beschimpften wesentlich beeinflußt hat.

[85] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 29. Januar 1881

Verehrter Herr College!

Sie haben durchaus Unrecht, wenn Sie, wie mir Frau Zerline Meyer sagte, vermuten, daß ich irgend etwas gegen Sie hätte. Wohl aber hätten Sie vollkommen recht, mich für undankbar zu halten, wenn ich nicht seit 2 Monaten auf die Hoffnung angewiesen wäre, daß diejenigen, welche mich lieb haben, mir eine unbedingte Nachsicht gönnen und glauben werden, daß meine Feder über alles Maß in Anspruch genommen ist, wie die Not des Tages es erheischt und Nachsicht nicht zu erwarten ist. Sie aber rechne ich zu denen, die mich lieb haben und bin sicher, mich nicht zu täuschen. Bei der nächsten Muße – ein Wort, das mir ganz fremd klingt – wollte ich Ihren Bericht lesen und dann dafür danken, wollte ich für die Chanukkapredigt, die ich mit herzlichem Vergnügen gelesen habe, ebenfalls danken. Warten Sie noch eine Weile und seien Sie mir inzwischen auf Treu und Glauben gut; entnehmen Sie aus den 2 Reden[1], die ich Ihnen gleichzeitig sende, daß diese und ihre Folgen mich übermäßig eingespannt haben, während alle alte Arbeit fortgehen muß; die an der Universität begreiflicherweise mit doppelter Geisteskraft, um auch jeden Schatten einer Anspielung zu vermeiden, was in der Pädagogik oft recht schwer ist.

[1] „Unser Standpunkt". Zwei Reden an seine Religionsgenossen, am 1. und 16. Dezember 1880 gehalten. Berlin 1881.

Ich gestehe Ihnen offen, daß Sie wohl noch keinen Brief von mir erhalten hätten; aber Sie haben sich verlobt, das freut mich herzlich, und Ihnen meine Freude und meine innigsten Glückwünsche auszusprechen will ich nicht zögern. Grüßen Sie mir Ihre liebe Braut[2], sagen Sie ihr meinen herzlichen Wunsch, daß sie meinen lieben jungen Freund recht glücklich machen und durch ihn recht glücklich werden möchte. Ich drücke Ihnen die Hand und bin getreulich

Ihr
Lazarus

[2] Irma Gomperz war die Tochter des angesehenen Budapester Kaufmanns Sigmund Gomperz; David Kaufmann schrieb eine Geschichte dieser Familie (vgl. Anm. 1 zu Nr. 75).

[86] An Franz J. Delitzsch[1], Leipzig

Den 16. Februar 1881

... Ich kann nur den Ausdruck herzlicher Anerkennung und innigster Dankbarkeit für Ihre wackere, lichtvolle und kenntnisreiche Arbeit auch in Bezug auf die neue Folge Ihrer Bemerkungen wiederholen. Für uns beide, innig verehrter Mann, ist der modus vivendi, den Sie vorgeschlagen, ja in Wirklichkeit gegeben; möchten wir nur weiter Anhang und herzliche Nachfolge finden.

Sie wissen, daß ich mich auf den Standpunkt der christlichen Mysterien nicht stellen kann, aber die Weise derselben anzutasten, hat mir zu allen Zeiten ferngelegen. Der Kampf um ihre Fassung und Deutung ist in der christlichen Kirche wahrlich groß genug, als daß ein außerhalb derselben Stehender sich noch daran beteiligen sollte, von anmaßender Kritik und vollends von Spott oder Hohn zu schweigen. Zusammen aber stehen wir in rein mensch-

[1] Franz Julius Delitzsch (1813–1890), protest. Theologe, 1844 a.o. Prof. in Leipzig, 1846 o. Prof. in Rostock, 1850 in Erlangen u. seit 1867 wieder in Leipzig; bedeutender Exeget des AT, Kenner des rabbinischen Schrifttums, lehnte jedoch als Vertreter heilsgeschichtlich orientierter Theologie die histor.-kritische Forschung (v. a. Wellhausens) ab; setzte sich unermüdlich für die Mission unter den Juden ein, gründete dafür 1886 das „Institutum Judaicum" (später „Delitzschianum") in Leipzig u. versuchte im Kampf gegen Talmudverleumder u. antisemitische Pseudogelehrte zu beweisen, daß Christentum nichts mit wahrheitswidriger Beurteilung des Judentums gemein habe, u. a. in: „Rohling's Talmudjude...", Leipzig 1881 – auf diese Schrift bezieht sich vielleicht Lazarus' Brief –, „Schachmatt den Blutlügnern Rohling & Justus", Erlangen 1883. Übersetzte das NT ins Hebräische, schrieb zahlreiche Kommentare zum AT u. a. m.

lichem Kampfe für die sittliche Hebung und Läuterung, zusammen auch im Kampfe für eine religiöse Vertiefung der Menschen und gegen eine Verflachung derselben in niedrig gesteckten civilisatorischen, naturalistischen Lebenszielen. Die endliche Vereinigung der Menschheit in einem idealen Reiche Gottes stellen wir dem Lenker aller Geschicke anheim, der die tiefen geistigen und sittlichen Wandlungen, deren es dazu noch bedürfen wird, mit seinem Segen fördern möge!

In herzlicher Verehrung
Ihr
Lazarus

[87] An Carl Robert Lessing [1], Berlin

Den 17. Februar 1881

Mit Ihrer freundlichen Zuschrift von heute habe ich die gütige Sendung Ihrer neuen Ausgabe des „Nathan" Ihres großen Oheims empfangen. Ich danke Ihnen aus voller Seele und werde mir die Ehre geben, Ihnen noch persönlich meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß Sie auch mir den Vorzug dieses kostbaren Besitzes zu gönnen die Güte gehabt haben. Ja, Sie haben mir damit eine herzliche Freude bereitet; eine Freude von jener seltenen Art, wie sie nur von Dingen ausströmen kann, die mit dem Höchsten und Edelsten, was Menschen hervorbringen, in Verbindung stehen.

Ist doch, was Sie ins Leben gerufen, ein Werk der tiefsten, kunstsinnigen Pietät; die ganze Ausstattung „so reich und mit Geschmack so reich" [2]; die Erinnerung sicher in die segensreichen Tage der ursprünglichen Schöpfung dieser edelsten Dichtung zurückführend, und zugleich ein Zeugnis ihrer hohen Würdigung, nachdem der Ring des Jahrhunderts sich um sie geschlossen hat. Bedenke ich, wie viele Schriftwerke sich aus dem grauen Altertum zu uns herübergerettet, während Paläste, Tempel und Statuen meist zertrümmert sind, dann finde ich, daß Sie ein Denkmal aere perennius [3] zur Huldigung für Ihren großen Ahn ins Werk gesetzt haben, wofür auch die deutsche Literatur Ihnen zu herzlicher Anerkennung tief verpflichtet ist.

Sie dürfen stolz darauf sein, hochgeehrter Herr, einen Gedanken gefaßt zu haben, durch dessen Ausführung Sie manchen mit Begeisterung und dankbar-

[1] Carl Robert Lessing (1827–1911), Großneffe von Gotthold Ephraim Lessing; Geheimer Justizrat, Landgerichtsdirektor in Berlin. Er gab zum 100. Todestag von G. E. Lessing eine Prachtausgabe von „Nathan der Weise" heraus (Privatdruck, Leipzig 1881).

[2] Zitat aus G. E. Lessing, Nathan der Weise, 1. Auftritt, 1. Szene.

[3] Aere perennius (lat.), „dauerhafter als Erz", nach Horaz, Carm. 3, 20, 1.

ster Huldigung erfüllten Verehrer Gotthold Ephraim Lessings so innig beglücken konnten, wie

Ihren mit wahrer Hochschätzung ganz ergebensten
Lazarus

[88] An Gottlieb L. Studer[1], Bern

Berlin, den 6. März 1881

Hochverehrter, lieber Herr College!

Ich habe es gewagt, mich monatelang lieber für undankbar halten zu lassen, als daß ich mich mit einer bloßen dankbaren Empfangsanzeige für die gütige Sendung Ihres „Hiob“[2] begnügt hätte. Ich wollte durchaus das Buch erst lesen, bevor ich Ihnen meine Freude über sein lange erwartetes Erscheinen und über seinen Besitz ausdrückte. Aber dieser Winter hat mir so viele und auch, wie Sie vielleicht zwischen den Zeilen meiner Reden ersehen[3], die ich Ihnen geschickt habe, so unerfreuliche Arbeit gebracht, daß ich erst in den letzten Tagen einige Freiheit für die Lektüre gewonnen habe. Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie meine Reden gleichsam als eine Bitte um Entschuldigung verstanden, allenfalls als ein Lebenszeichen gütigst aufgenommen haben, nicht als eine Gegengabe, welche zu sein, sie nicht verdienen. Denn eine wahre, eine große Freude hat mir Ihr „Hiob“ bereitet, und mir drängt sich selbst noch vor dem Ausdruck des Dankes der des Wunsches in die Feder, daß es Ihnen in rüstigem und beglücktem Alter vergönnt und daß es Ihr Wille sein möge, auch den Commentar noch fertigzustellen. Fast möchte ich sagen, ich gönne es dem alten, tiefen, ehrwürdigen Buche, daß es nach der glücklichen Aneignung an den deutschen Geist auch noch die Schritt für Schritt begründete Interpretation aus derselben Klarheit des Geistes und Tiefe des Gemütes empfange. Weniger meinen schwachen Kenntnissen, als meiner Vorliebe für das Original, die mich in demselben immer und immer wieder zu lesen gereizt hat, gestehe ich das Recht zu, über Ihre Leistung ein Urteil zu fällen. Sie können sich ja denken, daß ich, in hebräisch-theologischen Studien aufgewachsen und doch von früh auf zur Philosophie geneigt, von allen biblischen Büchern von Jugend auf dieses am liebsten gelesen habe. Nun aber meine ich, daß ich das Buch, seine „Ideenfülle, seine Schönheit der Sprache und seinen

[1] Gottlieb Ludwig Studer (1801–1889), Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Bern 1829, Prof. für AT 1834–1878. Herausgeber mehrerer Chroniken, wurde St. jedoch mehr als Historiker bekannt. Lazarus war ihm während seines Aufenthalts in Bern Kollege und Freund, teilte viele seiner Interessen.

[2] Das Buch Hiob für geistliche und gebildete Laien übersetzt von Gottlieb L. Studer, Bremen 1881.

[3] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 85.

dichterischen Schwung" nie so gut verstanden habe; hoffe ich zuversichtlich, daß man künftig, besonders wenn die Tage wiederkehren, in denen man zu den idealistischen Vertiefungen wieder geneigt sein wird, allgemein die ringenden Gedanken um eines der tiefsten Probleme vornehmlich in dem Lichte sehen wird, welches Sie über dieselben ausgegossen haben. Ich habe mich in diesen Tagen wohl gefreut, so viel von der Sache zu verstehen, daß ich mit herzlicher Bewunderung würdigen konnte, welche Schwierigkeiten Sie glücklich überwunden haben, um die Seelentiefe des Mannes von Uz in unserer Seele heimisch zu machen. Mag man künftig über dies oder das, auch in Bezug auf die Komposition, noch streiten; im Großen und Ganzen, glaube ich, wird man bei Ihnen das beste Spiegelbild des alten Denkdichters finden. Ich wollte, ich hätte jetzt eine Stunde stillen Beisammenseins mit Ihnen: es würde mir eine gar besondere Freude sein, Ihnen viele Stellen, auch in den Psalmen des Anhangs, zu zeigen, die mir zugleich so herzig wiedergegeben erscheinen, daß es mir ist, als ob durch die umsichtigste und liebevollste Versenkung eines modernen Geistes der des Urhebers unmittelbar vor uns aufleuchtete. Also noch einmal: Gott segne Ihr Alter und schenke Ihnen und uns auch den Commentar! Dies ist der herzliche Wunsch Ihres alten, treuen, mit wahrer Verehrung ergebenen Freundes

Lazarus

Herzliche Grüße von meiner Frau und von uns beiden an Ihre verehrte liebe Frau und allen lieben Angehörigen. Herrn Prof. Bernh. Studer[4] bitten wir beide uns herzlich zu empfehlen.

[4] Bruder des Adressaten, Bernhard Rudolf Studer (1794–1887), 1834–73 Prof. der Mineralogie und Geologie in Bern, erster Erforscher der Geologie der Alpen, veröffentliche zusammen mit Arnold Escher von der Linth 1853 die erste geologische Karte der Schweiz.

[89] An [Samuel Kristeller[1]?, Berlin]

Schönefeld bei Leipzig, den 28. Oktober 1881

Verehrter Herr College!

In der letzten Stunde vor unserer durch akutes Unwohlsein meiner Frau um einige Tage verschobenen Abreise will ich noch das Versprechen einlösen, das ich Herrn Jacob Nachod[2], der Sie in den nächsten Tagen besuchen wird,

[1] Samuel Kristeller (1820–1900), Arzt, dritter Präsident des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes (1882–96). 1850 als erster Jude zum Kreisphysikus in Preußen und Stabsarzt ernannt, 1860 habilitierte er sich als Privatdozent für Gynäkologie. K. widmete sich als einer der ersten Ärzte und Dozenten der Gynäkologie.

[2] Jacob Nachod (1814–1882), Philanthrop, Inhaber des Bankhauses Knauth,

gegeben habe, Ihnen den Beistand und die Mitwirkung ans Herz zu legen für den Fall, daß die Existenz des Gemeindebundes bedroht und durch eine Übersiedlung nach Berlin zu retten wäre. Eigentlich bedarf es meiner Empfehlung nicht, denn wenn ich mich recht erinnere, sind Sie immer mit mir der Meinung gewesen, daß schon das bloße Dasein dieses einzigen organisierten Bundes der deutschen Judenschaft von hohem Wert ist, selbst wenn seine bisherigen Leistungen noch nicht von Gewicht wären. In diesen Zeiten muß alles, was die Einheit fördert oder unterstützt, geschont und gehegt werden.

Es wird hoffentlich nicht an Männern in Berlin fehlen, welche Ihr Bestreben in dieser Richtung unterstützen; denn man wird für den obigen Gedanken wohl empfänglich sein. In der Repräsentantenversammlung habe ich für den Eintritt in den Gemeindebund seinerzeit mit Erfolg gekämpft, aber auch kämpfen müssen; heute wird es Ihnen hoffentlich leichter sein, Mithelfer zu finden.

Mit den besten Grüßen

Ihr verehrungsvoll ergebenster
Lazarus

Nachod & Kühne in Leipzig. Nachod war Mitbegründer des Deutsch-Israelit. Gemeindebundes und nach M. Kohners Tod (1877) bis zur Übersiedlung des Bundes nach Berlin 1882 dessen Präsident. – In diesem Brief geht es um die aufgrund des Sächs. Vereinsgesetzes drohende Ausweisung des DIGB.

[90] An Adolf [von] Menzel[1], Berlin

Nizza, den 5. Dezember 1881

Nicht wahr, mein verehrter Freund, das möchte ein wunderlicher Heiliger von einem Poeten sein, der in einer [Debatte?] die Partei ergreifen wollte, daß es lieblicher sei, einen Brief zu schreiben als zu empfangen. Von Ihnen weiß ich nun nicht einmal, ob Sie auch nur die andere Partei sein und poetisch finden möchten, Briefe zu erhalten. Vielleicht aber sind Sie an einem so besonderen Tage dazu geneigt; denn mir gereicht es zu einem ausnahmsweisen Vergnügen, die Feder aufs Briefpapier zu führen, um bei Ihnen mit einem hellen und herzlichen Morgengruß zu Ihrem neuen Lebensjahre vorzusprechen. Jeder Mensch, der überhaupt etwas und innig erlebt, besitzt allmählich seinen eigenen historischen Kalender der wichtigen Lebenstage, wie seine eigene

[1] Mit dem Maler Adolf von Menzel (1815–1905) war Lazarus vom „Rütli" her befreundet. Menzel, der Lazarus wiederholt Selbstporträts, Radierungen u. ä. schenkte, besaß und las aufmerksam alle Werke von Lazarus, einschließlich der gedruckten Reden und Abhandlungen. Lazarus schreibt hier zum Geburtstag Menzels, zum 8. Dezember.

Geographie derjenigen Punkte der auch geistig emporsprossenden Erde, wo ihm ein Stück Glück oder Erleuchtung und spezifische Wärme aufgegangen.

Für uns gehört der 8. huius schon lange zu jenen Kalenderheiligen, an denen ein Leben begonnen, das so Vielen den erquickenden Reiz menschlicher Schöpfung bietet, die Näherstehenden aber mit Innigkeit an sich zieht und erfüllt. Wohl wäre es köstlicher, Sie an diesem Tage dort in der Nähe Ihrer Schöpfungsstätte mit Gruß und Handschlag aufzusuchen; aber wenn einmal fern, dann ist dieser leuchtende Süden mit seinem zauberischen Schein, als ob alle Ringe in der Kette des Jahres einander gleich und alle Kinder des ewigen Frühlings wären, der wahre Ort, um mit fröhlichem Sinn der geliebten und der verehrten Menschen zu gedenken. Für das, was ist und was ich Ihnen und uns allen wünsche, daß es sei und bleibe, liegt darin ein schlichtes Symbol; denn was hier die Natur sich selber abgewinnt, das vermag bei uns nur die Kunst: die nie welkende und immer erhebende und immer erquickende Schönheit zu schaffen. Daß Sie es durch Ihre Hand und Ihre Seele, teurer Freund, noch lange und planmäßig vermögen, dazu wünschen wir Jahresreihen wie an diesen goldenen Gestaden, gleich an Gesundheit und Kraft, welche dem Meister ja den Schöpfungsdrang und die Lebensbefriedigung zugleich in sich schließen. Von unserem Leben hier, wie wir uns in den Segen des Sonnenscheins schicken und durch Arbeit vor der Üppigkeit des Genusses schützen, hat Ihnen meine Frau wohl geschrieben. Ich will deshalb nur noch hinzufügen, daß Ihnen dieser Tage mein 3. Bd. Leben der Seele, die Frucht meines letzten Schönefelder Sommers, zugehen wird. Nehmen Sie ihn freundlich auf. Manches wird er Ihnen, namentlich in dem erneuten Versuche, in die ästhetische Wirkung der Musik einzudringen, bieten, was Ihr Interesse gewinnen kann, Sie mögen zustimmen oder bestreiten oder zweifeln wollen. Sollten Sie in der Freundschaft[2] die Modelle entdecken, welche mir gesessen haben, so wird das eine lohnende herzliche Freude sein

Ihrem treu ergebenen
Lazarus

[2] Der 3. Band von „Leben der Seele", erschienen Berlin 1882, enthält die Monographien: I. Der Takt; II. Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste; III. Die Freundschaft; IV. Über den Ursprung der Sitten.

[91] An Georg Siegert[1], München

Nizza, den 15. Februar 1882

Hochgeehrter Herr!

Ich sehe eben zu meinem Schrecken, wie alt bereits die Schuld ist, welche dies Blatt zu lösen hat. Aber schon das Datum oben, die räumliche Ferne wird

[1] Georg Siegert (1836–1921), Gymnasiallehrer in München.

die zeitliche entschuldigen. Ich war eben auf Reisen, als Ihr lieber Brief in Berlin eintraf, und bald darauf kam ich hierher, um den Winter hier zuzubringen, wo meine Frau Heilung von asthmatischen Beschwerden sucht. Nach den langen Reisestörungen stürzte ich mich in die Arbeit, um auch hier meinen Beruf zu erfüllen und mein Gewissen über die lange Abwesenheit von der Heimat und der Lehrtätigkeit zu beschwichtigen. Neben der Arbeit war ich bald auch von der nunmehr schmerzlich erledigten Sorge um Freund Auerbach[2], den ich sehr oft in Cannes besuchte, hingenommen. Sonst hätte ich Ihnen viel früher geschrieben, denn längst hatte ich mir nach der Ankunft hier, Ihre Tragödie[3] kommen lassen, die ich, offen gestanden, nicht kannte; habe sie mit Freuden gelesen, meinen Nächsten zu deren Freude und Erhebung vorgelesen. Sie werden hoffentlich nicht erwarten, daß ich Ihnen ein Urteil darüber schreibe; denn es widersteht meiner Natur und Neigung gänzlich, Jemandem, und vollends einem persönlich Unbekannten, eine Lobrede ins Gesicht zu halten, all die hohen und ungewöhnlichen Vorzüge Ihrer Dichtung aufzuzählen, noch mehr aber, etwaige Bedenken, die ich über die Einmischung moderner psychologischer Elemente bescheidentlich für mich hege, vorzubringen. Lassen Sie mich statt dessen der Verwunderung und noch vielmehr dem lebhaften Bedauern Ausdruck geben, daß Sie durch den Mangel an Erfolg sich haben abhalten lassen, mit weiteren Schöpfungen hervorzutreten, dem zukünftigen Geschlechte anheimstellend, ob in ihm die Nation Ihnen gerecht wird. Denn irgend einmal schlägt doch die Stunde der Wahrheit, wenn ich auch die ganze Bitterkeit begreife, die sich unserer bemächtigt, daß ihr Klang nicht unser eigen Ohr und Herz erquicken und anfeuern soll. Inzwischen habe ich – irre ich nicht, noch auf der Reise flüchtig in einem Gastzimmer – gelesen, daß Ihr Stück in Frankfurt mit großem Erfolge aufgeführt ist. Sehr würde es mich freuen, wenn ich Genaueres darüber vernehmen könnte. Es ist nicht bloß um Sie selbst, geehrter Herr, dem ich, ohne Sie zu kennen, alle Kronen der Ehre und des Dankes, die Ihnen gebühren, von Herzen gönne; sondern um die Ehre und das Heil der Nation, deren Idealität im Allgemeinen und Gerechtigkeit im Besonderen auch mein Gemüt mit wahrer Sorge erfüllt. Im Dienste der Idee stehend habe ich, von allem Persönlichen fern und frei, diesen Sorgen schon im Vorwort zu meinen „idealen Fragen" und noch jüngst in dem zum 3. Bande meines „Leben der Seele", 2. Auflage, Ausdruck gegeben. Sie mögen deshalb ermessen, wie sympathisch, aber schmerzlich sympathisch, mich Ihre Klagen berührt haben, und ich komme schließlich zu dem, womit dieses Blatt hätte beginnen sollen, zu dem Ausspruch herzlichen Dankes, daß Ihr gütiges Vertrauen zu meiner Gesinnung Sie veranlaßt hat, mir Ihre Beschwerde vorzutragen. Denn ich hoffe, daß es Ihnen nicht unbekannt ist, wie ich allem Offiziellen und Offiziösen in der Verwaltung unserer idealen Güter und

[2] Berthold Auerbach, geb. am 28. Februar 1812, der schwerkrank in Cannes lag und dort am 8. Februar 1882 starb.

[3] „Klytaemnestra", Tragödie in 5 Aufzügen, München 1870 (1879²).

vollends in der Dramaturgie durchaus fernstehe. Für mich beklage ich dies um so weniger, als ich an dem herrschenden Alexandrinismus keinen Teil haben möchte, den zu überwinden meine Kräfte nicht hinreichen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
M. Lazarus

[92] An Ludwig Weis[1], Darmstadt

Nizza, den 16. Februar 1882

... Und nun will ich meine Antwort mit dem beginnen, womit Ihr Brief endigt. Sie bitten mich, daß ich „Ihnen gut" bleiben soll. Seien Sie dessen ganz gewiß und sicher, weil ich gewiß und sicher bin, daß Ihnen literarische Gemeinheit und Niedrigkeit auf allen Wegen unmöglich ist. Sie werden also, was Sie auch schreiben, nicht zu den Hetzern sich gesellen, denen, welche Lüge und Verleumdung vorbringen, weil sie von Haß und Neid dazu getrieben werden. Was Sie aber sonst, in ehrlichem Kampfe, zur Verteidigung, zur Verherrlichung des Christentums, auch was Sie gegen das Judentum schreiben möchten, wird meine Gesinnung gegen Sie nicht ändern. Bedenken Sie, mein verehrter Freund, wie unsere ganze „Nächstenliebe", welche wir so viel im Munde führen, zu einer bloßen Redensart geworden ist. Also Nächstenliebe sollte wirklich nur bedeuten, daß man denjenigen liebt, der die gleiche Meinung mit uns hat? Sind denn alle Gedanken, welche von den meinigen abweichen, verwerflich? Soll ich nicht einen Menschen *geradezu deshalb* lieben können, weil er neue, weil er eigene, weil er große Gedanken gefunden und ausgesprochen hat, obwohl sie von den meinigen abweichen und ich mich von ihrer Wahrheit nicht überzeugen kann? Die Gedanken müssen nur Zeugnisse eines reinen Strebens, eines edlen Wollens, sie dürfen nicht leichtfertig und vor allem nicht böswillig sein. Und darum bin ich überzeugt, daß ich Sie um dessen willen, was Sie schreiben, immer lieben würde. Nur zweierlei möchte ich Sie sehr bitten nicht aus den Augen zu verlieren, sobald Sie die Feder über den Religionsstreit ergreifen. Erstens daß es ganze und lange Jahrhunderte gegeben hat, in denen jedes Wort der Kritik, welches ein Jude gegen das Christentum ausgesprochen hat, mit Feuer und Schwert und Kerker bestraft wurde; daß aber jede Kritik, jede Verunglimpfung [des Judentums], mochte sie von einem Christen oder von einem Juden ausgehen, als ein verdienstliches, ja als ein gottesdienstliches Werk angesehen wurde. Und in neueren Zeiten, seit Forschung und Rede frei wurden, sind Orthodoxe

[1] Ludwig Weis (1830–1913), Lehrer am Realgymnasium in Darmstadt (1871–1890); schrieb über Kant vom Standpunkt des „bibelgläubigen Christen"; u. a. „Idealismus und Materialismus. Eine allgemeinverständliche Darstellung ihres wissenschaftlichen Werthes". Berlin 1879.

und Heterorthodoxe darüber einig und finden, daß jeder Christ das Recht hat, zu behaupten, das Christentum sei eine vollkommene, das Judentum aber eine unvollkommene Religion. Wenn aber ein Jude den Satz umkehrt, dann wird dies als eine grobe Anmaßung und als eine Blasphemie betrachtet. Noch schlimmer aber als dies ist die fast ausnahmslos verbreitete Gewohnheit derjenigen Christen, welche gegen das Christentum Kritik üben, daß sie diejenigen Sätze, Gedanken, Einrichtungen desselben, die ihnen mißfallen, als jüdische bezeichnen. Zweitens aber sollten Sie sich immer genau vergegenwärtigen, *was* Sie eigentlich verteidigen wollen; das Christentum, gewiß; aber ob das armenische oder griechische, ob das römische oder jesuitische, ob das Christentum der Ketzerverbrennung, oder auch nur das des Holsteinischen Consistoriums. Haben Sie neulich den Fall Lähr verfolgt? Ich kenne den Mann nicht; aber allein nach dem Zeugnis eben des Consistoriums, das ihn seines Amtes entsetzt, scheint er ein tief religiöser, energischer, kurz gesagt frommer Christ zu sein. – Denn ich fürchte, oder vielmehr ich hoffe, daß Ihr Christentum von keinem Juden angegriffen werden wird, wenn es auch natürlich darum nicht sein eigener Glaube ist. –

Überhaupt meine ich, sollte jeder seine Religion nur positiv bekennen und begründen; die Polemik aber nur gegen die Kritik im eigenen Lager richten. Nach meiner Auffassung, die ich in „Unser Standpunkt" ausgesprochen, sind nur die Bekenner einer Religion im Stande, Kritik an derselben zu üben, weil nur sie die Heiligtümer derselben genau zu kennen und zu würdigen vermögen. Die Ansicht, welche der Bekenner einer anderen Religion von der meinigen hat, kann mir ja selbstverständlich niemals genügen. Alles aber wird, um diesen Punkt abzuschließen, auf die Art und Form, auf die Freiheit und die Gerechtigkeit und volle Gegenseitigkeit in der Kritik ankommen. Und nun lassen Sie mich vor allem mein lebhaftes Bedauern aussprechen, daß Sie so lange leidend gewesen sind... Wenn ich aber auch auf die Aufnahme eines Artikels von Ihnen [eine Besprechung des dritten Bandes des „Leben der Seele"] Einfluß ausüben könnte, so möchte ich es nicht. Sie wissen, wie sehr ich Ihr wohlwollendes und Ihr eindringliches Urteil über meine Forschung schätze; aber ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Ihre kostbare Zeit und Ihre [der] Schonung bedürftige Kraft für mich in Anspruch zu nehmen. Wohl aber wünschte ich Ihnen und mir, daß Sie wirkliche Muße fänden, das Buch zu lesen oder wenigstens das Kapitel über den Takt und die Freundschaft. Hier würden Sie vielleicht in der Besprechung desjenigen zwischen Luther und Melanchthon auch die Beruhigung finden, daß ich an entscheidender Stelle der Freiheit des Urteils und der Innigkeit desselben nicht entbehre, wo es sich um Männer sehr energischen und fremden Glaubens handelt, und Sie würden Ihr altes Vertrauen behalten zu der herzlichen Zuneigung, mit welcher Ihnen allezeit ergeben ist

Ihr
Lazarus

[93] An Paul Heyse, München

Leipzig, den 2. Januar 1883

Prosit Neujahr! mein geliebter Freund! Sei es Euch und uns ein glückliches und fröhliches, und ein Jahr frohen Wiedersehens. Ich habe wohl lange diesmal geschwiegen; weiß selbst nicht, wie lange. Aber das ist auch ein harter Winter für mich, daß ich zu mir, geschweige zu meinen Freunden nicht komme. Allerlei natürliche und sonderbare Umstände haben sich vereinigt, mich mit Arbeit zu belasten; alle Welt scheint verschworen, meine Zeit und Kraft in Anspruch zu nehmen. Die Juden, weil, und die Christen, obgleich ich ein Jude bin, packen hier mein Pflicht- und dort mein Ehrgefühl, um mich einzujochen. Ein Wunder, daß die Türken mir nicht schon irgend eine Schlinge um den Nacken geworfen; bis jetzt hat sich der Orient mit Halbasien begnügt und nur durch Palästina sich offiziell bei mir vertreten lassen. Gott bessers! und wenn er dazu keine Lust hat, dann laufe ich nächstens wieder einmal für ein Jahr oder ein halbes davon, dahin wo der Himmel heiter ist und es nicht alleweil Pflichten regnet...

[94] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 29. Februar 1884

Lieber und verehrter Herr College!

... Nunmehr will ich Ihnen zunächst für Ihre beiden lieben Briefe vom 15. Dez. und 10. Febr. herzlich danken und um Fortsetzung bitten.

Schmidt's Ethik[1] der Griechen kenne ich; auch habe ich bereits alle Punkte, die für Parallelen verwertbar sein möchten, durch einen sehr tüchtigen jungen Mitarbeiter, der auch für unsere Zeitschrift tätig ist, zusammenstellen lassen. Das *System* muß in der Tat für unsere Ethik[2] ein ganz anderes sein, da es aus

[1] Ludwig Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, 2 Bde. Berlin 1881.

[2] Die Vorgeschichte von Lazarus' „Ethik des Judentums", die in diesem Brief zum erstenmal erwähnt wird, ist in ihren Hauptmomenten folgende: In der Plenarsitzung des Wiener Kultusvorstandes hatte am 29. Oktober 1882 Wilhelm von Gutmann anläßlich der antisemitischen Agitation beantragt, eine Darlegung der Ethik des Judentums zu veranlassen. Zu diesem Zweck wurde ein Komitee von sechs Mitgliedern eingesetzt, das für August 1883 Repräsentanten der 4 Gemeinden London, Paris, Wien und Berlin zu einer Konferenz nach Koblenz berief. Nach Lazarus' umfassendem Vortrag über die Motive zu einem grundlegenden Werk über jüdische Ethik wurde die Abfassung des Werkes beschlossen und auf Vorschlag von W. von Gutmann die Ausführung Moritz Lazarus übertragen, der auf der Tagung neben dem Industriellen Ludwig Loewe Vertreter Berlins war. Lazarus erklärte sich bereit und wollte sich mit drei Mitarbeitern, Prof. H. Steinthal (Berlin), Prof. Jacob Freuden-

unseren eigenen Grundbegriffen hervorwachsen muß. Nippold[3] kommt jetzt an Kirchenrat Harers[4] Stelle nach Jena; zu dem brieflichen Verkehr soll der persönliche treten, und ich darf aus jenem schließen, daß er sich zu einer Ausführung seiner These entschließen wird.

Einen „Plan" über unsere Arbeit habe ich noch nicht versucht; Sie hätten ihn sonst mit unter den Ersten erhalten. Nur für die Laien, welche die Förderung der Sache in die Hand genommen, habe ich einige Gedanken über die Notwendigkeit der Schöpfung – nach meiner mündlichen Darlegung in Wien und vorher schon in Coblenz – zusammengestellt und nur an das Comité nach Wien gesendet. Jetzt aber will ich das kleine Exposé drucken lassen und werde es dann natürlich auch Ihnen mitteilen. Sie werden dann sehen, daß ich Bachja[5] nicht zu nahe trete. Aber eine Ethik in unserem Sinne hat er nicht geschrieben und schreiben wollen. Auch das werden Sie sehen, daß wir uns in

thal (Breslau), Dr. Adolph Jellinek (Wien) und 50 wissenschaftlichen Hilfsarbeitern aus den verschiedenen Ländern in Verbindung setzen. In 2–3 Jahren glaubte er das Werk ausführen zu können. Die sehr bedeutenden Kosten des Unternehmens sollten in den genannten vier Gemeinden aufgebracht werden, wofür sich deren anwesende Vertreter einsetzen wollten. Wien wurde zum Vorort gewählt und dem dortigen Komitee unter Leitung W. v. Gutmanns die Geschäftsführung übertragen.

Diese in mehrfachen Sitzungen vom 11.–15. August 1883 gefaßten Koblenzer Beschlüsse begegneten jedoch in ihrer Ausführung unvorhergesehenen Schwierigkeiten, sowohl in bezug auf die wissenschaftlichen Hilfskräfte als auch auf die materiellen Mittel. Lazarus' jahrelange außerordentliche Bemühungen in Wort und Schrift, in mehrfachen Reisen u. a. hatten nicht den erwarteten Erfolg. Die in erster Begeisterung zugesagten Geldmittel liefen teils spärlich, teils überhaupt nicht ein; eine Förderung aus Mitteln des Deutsch-Isrealitischen Gemeindebundes lehnte Lazarus ab und übernahm schließlich, all der unliebsamen Erfahrungen überdrüssig, allein die Ausführung des großen Werkes, dem er die letzten 20 Jahre seines Lebens trotz seines vielfach leidenden Zustandes widmete. Im Jahre 1898 erschien der I. Band der „Ethik des Judentums", den er dem ersten Anreger des ganzen Werkes, W. v. Gutmann, widmete. Der II. Band, eine fragmentarische Bearbeitung der Lazarusschen Vorarbeiten und Notizen, wurde 1911 von Jakob Winter und August Wünsche herausgegeben. (T.)

[3] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 117.

[4] Lazarus meint hier wohl Karl August von Hase (1800–1890), einen führenden protest. Kirchenhistoriker des 19. Jh.; 1823 Privatdozent in Tübingen, 1824/25 als Burschenschaftler auf dem Hohenasperg gefangen, 1828 Priv.-Doz. in Leipzig, wo er der Ächtung des Rationalismus durch Aug. Hahn (1827) heftig widersprach. Seit 1830 in Jena Prof. der Kirchengesch. In seinen Darstellungen bemüht er sich, bis an die Grenze eines historisierenden Relativismus, um unparteiliche Objektivität gegenüber allen Erscheinungen der Kirchen- und Geistesgeschichte. „Handbuch der protest. Polemik gegen die röm.-kath. Kirche", Leipzig 1862.

[5] Bachja ben Josef Ibn Pakuda (gegen Ende des 11. Jh.), einflußreicher jüd. Religionsphilosoph des spanischen MA; sein Hauptwerk sind die in hebräischer Sprache weitverbreiteten „Chowot halewawot" (hebr. 1161; „Die Herzenspflichten"), deren arab. Original 1912 in Leiden zum erstenmal gedruckt wurde; es enthält die oft rational begründeten Grundgedanken bibl.-talmudischer Frömmigkeit, deren praktische Betätigung B. besonders hervorhebt.

dem Gedanken begegnen: aus der im Leben bewährten Gesinnung und den derselben entstammenden Institutionen haben wir Fortschritte der ethischen Anschauung abzuleiten und theoretisch zu befestigen. Vielleicht würden Sie selbst diese Partie der Mitarbeit übernehmen oder wenigstens einen Teil derselben.

Nächstdem will ich auch einen kurzgefaßten, aber vollständigen *Arbeitsplan* (über die Methode der Verteilung der Arbeit) drucken lassen und an die Beteiligten versenden. Sie werden sehen, daß es sich um eine Organisation handelt, welche in der Gelehrten-Republik noch wenig ihresgleichen gehabt hat.

Inzwischen bitte ich Sie fortzufahren, mich mit jedem sachlichen oder methodischen Gedanken, der Ihnen kommt, zu unterstützen und zu erfreuen.

Mit herzlichem Gruß
Ihr
Lazarus

[95] An Samuel Kristeller [1], Berlin

Leipzig, den 25. April 1884

Verehrter Herr Geheimrat!

Ich bedaure lebhaft, der am 27. stattfindenden Sitzung des Deutsch-Isr. Gemeindebundes nicht beiwohnen zu können; aber ich bin hier pflichtmäßig gefesselt.

In Bezug auf den Punkt der Tagesordnung „Förderung eines Werkes über jüd. Ethik“ [2] muß ich bemerken, daß eine Beteiligung an den Kosten des mir übertragenen Werkes zwar ganz in den Rahmen der Aufgabe des Bundes (Nr. 3) fallen würde; daß aber zur Zeit die Mittel dazu durchaus nicht vorhanden sind; daß ich ferner für meine Person es inständigst erbitten möchte, daß ... kein Geld dazu gibt. Findet der Ausschuß einen Weg, seine Genugtuung über das Unternehmen auszusprechen, so mag er dies tun; den reichen Privatleuten aber muß es überlassen bleiben, das Geld dazu zu schaffen.

Mit den besten Grüßen

Ihr verehrungsvoll ergebenster
Lazarus

[1] Vgl. Anmerkung 1 zu Nr. 89.
[2] Vgl. Anmerkung 2 zu Nr. 94.

[96] An Samuel Kristeller, Berlin

Berlin, den 29. April 1884

Hochgeehrter Herr Kollege!

Wenn ich trotz der Überlastung, unter der ich leide, die auf mich gefallene Wiederwahl ins Präsidium des D. I. G. B. dennoch annehme, so geschieht es leider nicht in der Hoffnung, viel für denselben leisten zu können, wohl aber in der gefühlten Verpflichtung, den Bestrebungen und Leistungen desselben meine energische Anerkennung zu erkennen zu geben und zugleich zu dem Dank ein wenig beizusteuern, welche die deutsche Judenschaft *Ihnen* zu zollen hat.

Ich bitte Sie, in diesem Sinne meine Annahme gütigst aufzunehmen

von Ihrem verehrungsvoll ergebenen Kollegen
Lazarus

[97] An einen Rechtsanwalt in München

Berlin, den 8. Mai 1884

Ew. Wohlgeboren

erwidere ich auf Ihre gefl. Zuschrift[1], daß ich Gutachten aus dem jüd.-talmudischen Recht nicht erteile. Dagegen will ich Ihnen meine wissenschaftliche Überzeugung nicht vorenthalten, daß auch nach talmudischem Rechte in Bezug auf solche Fragen, wie die von Ihnen gestellte, welche rein civile, die religiösen Satzungen nicht berührende Verhältnisse betreffen, nur nach den Staatsgesetzen des Landes zu entscheiden wäre, sobald die Juden der öffentlichen Jurisdiktion unterstellt sind. Es ist mindestens ein moralisches Unrecht, auf solche obsolet gewordenen rechtlichen Bestimmungen zurückzugreifen; obsolet geworden aber sind die unter ganz anderen natürlichen, socialen und historischen Umständen [entstandenen] Eherechtsbestimmungen besonders auch deshalb, weil das talmudische Recht eben in Folge der Unterstellung der Juden unter das gemeine Recht im Staate seit mehr als 100 Jahren der jedem Recht notwendigen fortschreitenden Entwicklung entbehrt.

[1] Das vorausgegangene Schreiben des Münchner Rechtsanwaltes vom 4. Mai 1884 lautete: „In einer Ehescheidungssache, die nach jüdisch-talmudischem Rechte zu entscheiden ist, bedarf ich eines Gutachtens dahin gehend, daß es ein Scheidungsgrund für den Mann ist, wenn die Frau nicht nur eine im höchsten Grade unreinliche Hauswirtschaft führt, sondern auch an ihrer Person äußerst unreinlich ist und einen übelriechenden, ekelerregenden Athem hatte. Falls Sie diese Frage in *bejahendem* Sinne zu entscheiden in der Lage sind und bereit sind, ein Gutachten entweder selbst abzugeben oder wenigstens bei einer anderen Autorität zu veranlassen, so werde ich Ihnen alsbald die bezüglichen Aktenstücke übersenden...". (T.)

Schließlich will ich Ihnen auch nicht verschweigen, daß ich es für moralisch unerlaubt halte, ein Rechtsgutachten nur dann annehmen zu wollen, wenn es in dem bestimmten, der Partei erwünschten Sinne ausfällt. Jeder darf sich die Quelle eines Rechtsgutachtens wählen; aber nur nach dem Maß des Vertrauens in die Lauterkeit und Tiefe der Quelle darf er seine Wahl treffen.

Ergebenst
Lazarus

[98] An den Rektor der Hochschule in Bern

Den 11. Mai 1884

Ew. Magnificenz!

Ihnen und dem hochgeehrten akademischen Senat sage ich meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Einladung zum Jubelfest[1] der bernischen Universität, welcher ich mit Vergnügen zu folgen gedenke. Es wird mir zur wahren Freude gereichen, an dem Ehrenfeste der hohen Lehranstalt teilzunehmen, welcher ich einige Jahre[2] meine bescheidenen Dienste widmen durfte, und mit der mich das Band der innigsten und teilnahmsvollsten Anhänglichkeit für immer verknüpft.

Allen Ihnen, hochgeehrter Herr! und verehrte Herren vom Senat! sende ich meinen herzlichen collegialen Gruß und verharre mit dem Ausdruck

vorzüglicher Hochachtung
als ihr ganz ergebenster
Lazarus

[1] Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Universität.

[2] 1860–1866 als Professor für Psychologie und Völkerpsychologie (1860 Honor.-Prof., 1862 o. Prof. und zugleich Dekan der philosophischen Fakultät, 1864 Rektor).

[99] An Heymann Steinthal, Berlin

Cöln, den 20. Mai 1884

Lieber Steinthal!

Hier sind die „ethischen Sätze“[1], zu deren Schlußredaktion Du nun die Herren[2], die auf beiliegendem Blättchen verzeichnet sind, einladen kannst.

[1] Die antisemitische Bewegung in den achtziger Jahren des 19. Jh. veranlaßte den Deutsch-Israelitischen Gemeindebund, durch eine Kommission „Grundsätze der jüdischen Sittenlehre“ ausarbeiten zu lassen. Nachdem Entwürfe von Dr. Moritz Kirschstein und von Justizrat Hermann Makower von der Kommission abgelehnt worden waren, nahm sie den von Lazarus an. (T.)

[2] Die Mitglieder der Kommission waren: Dr. David Cassel, Rabbiner Dr. Pinkus

Ich hoffe, daß es nun mit der Redaktion leicht gehen wird. Den logischen Faden, der nun wirklich einer ist, habe ich an den Rand geschrieben und gebe anheim, ob diese Handnotiz mitgegeben werden soll. Noch kürzer zerfällt das Ganze in A. 1. Lehre der Einheit des Menschengeschlechts, daraus folgen als Pflichten 2–6; B. *durch* gewisse Tugenden 7–12 sollen C. die Zwecke 13–15 erfüllt werden, die Steigerung hier liegt auf der Hand. Mitmenschen, auch als Gesellschaft, Vaterland, Menschheit in der Zukunft. Sachlich oder meritorisch, wie die Österreicher sagen, habe ich wenig geändert, beide Entwürfe zu vereinigen gesucht und nur Folgendes ist mir notwendig erschienen:

1. in Nr. 2 „wucherliche Ausbeutung fremder Arbeit oder Kräfte";
2. in Nr. 3 nicht bloß von Eigentum, sondern Person usw. zu reden; „schädigen" gegen Fälschung von Nährmitteln u. dgl. gerichtet;
3. in Nr. 4 die „Beschämung" echt jüdisch;
4. in Nr. 7 wünschte ich alles erhalten, was darin steht; die Form gebe ich preis.
5. Nr. 13 ist nicht bloß der logischen Ordnung wegen hineingebracht; sondern außer dem Staat oder Vaterland, ist, echt jüdisch, Teilnahme an Gesamtheit, צבור[3], Vereinen für Wohltätigkeit und Bildung.

Den Kopf oder die Einleitungen wird die Kommission nun wohl auch leicht feststellen. Ich war vorgestern nach den Anstrengungen und Umständen von Weimar nicht ganz wohl; bin aber gestern gut gereist und habe heute die Arbeit abtun können, um morgen nach Paris zu reisen. Ich grüße Euch alle von Herzen.

Dein Bruder
Lazarus

Fritz Frankl, Direktor Hermann, Geheimrat Wilhelm Herz, Dr. Michael Holzman, Dr. Moritz Kirschstein, Geheimrat Dr. Samuel Kristeller, Prof. Dr. Moritz Lazarus, Reichstagsabgeordneter Ludwig Loewe, Justizrat Hermann Makower, Rabbiner Dr. Sigmund Maybaum, Justizrat Meyer, Prof. Dr. Heymann Steinthal, Dr. Fritz Strassmann, Rabbiner Dr. Rudolf Ungerleider. (T.)

[3] Gemeinde. (B.)

[100] An David Kaufmann, Budapest

Schönefeld, den 2. Oktober 1884

Mein verehrter Freund!

Aus voller Seele danke ich Ihnen für den gütigen Zuruf zu meinem Geburtstage[1]. Ich muß mich aber heute kurz fassen, denn morgen werden die

[1] Lazarus war am 15. September 1884 sechzig Jahre alt geworden.

Sommerzelte hier abgebrochen, um das Zeltfest[2] mit meiner Frau in Berlin zu verleben; d. h. die ersten Tage; dann gehe ich nach Leipzig – Roßstraße 4 – bis zum 15. Am 18. will ich, so Gott will, in Hamburg einen Vortrag über „Ethisches Wissen und Leben im Judentume“[3] halten. Dann zum Beginn der Vorlesungen nach Hause. Gleich im November habe ich aber in Weimar und in Berlin die Festreden zur 25 jähr. Feier der Schillerstiftung[4] zu halten, die ich – als Jude – nicht ablehnen konnte. Also, sehen Sie, gibt es noch viel zu tun. Aber meine Antwort auf Ihre Anfrage möchte ich nicht verschieben.

Mir scheint es sehr wünschenswert, daß Sie Ihren vortrefflichen Artikel über unsern Stolz[5] deutsch herausgeben. Einige Stellen namentlich aus den hervorgehobenen Vorreden dürften aufzunehmen sein, um den Unkundigen eine Probe seines Denkens und Schreibens zu zeigen. Die Daten werden wohl richtig sein; doch halte ich dafür, daß Sie die Güte haben, Ihr Manuscript[6] Zunz vorzulegen. Manches könnte doch ungenau sein und darf es gerade bei Zunz in einer Schrift nicht sein, welche nicht vergessen wird. So z. B. war er, glaube ich, nicht in Rom, sondern nur in Parma. Auf seiner Reise nach Italien war er 14 Tage mit seiner Frau unser teurer Gast in Bern. Die Geschichte dieser Reise[7] hat Einiges sehr Interessantes, das jedoch nur in eine ausführliche Biographie gehört.

Auch an die Zunzstiftung[8] knüpfen sich für mich liebe Erinnerungen; die

[2] Laubhüttenfest. (T.)

[3] Abgedruckt in: „Jahrbuch des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur“, Bd. 8, Berlin 1905.

[4] Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden. Berlin 1885.

[5] Leopold Zunz (1794–1886), Begründer der Wissenschaft des Judentums. Wirkte u. a. 1826–30 als Leiter der Berliner Jüd. Gemeindeschule, 1840–50 als Direktor des dortigen Lehrerseminars. Da er „in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte“ (Heine), verließ er manches Amt, weil es seiner Überzeugung nicht entsprach. Mitbegründer des „Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden“ (1819), in dessen Auftrag er 1822/23 die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums“ herausgab; hier veröffentlichte Z. 1822 eine Monographie des klassischen Bibel- u. Talmudkommentars „Salomon ben Isaac, genannt Raschi“ (ZWJ, S. 277 ff.). Sein für die Wissenschaft des Judentums grundlegendes, bis heute unüberholtes Werk sind „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch betrachtet“, Berlin 1832; hohe Anerkennung unter den größten Philologen fand „Zur Geschichte und Literatur“, Berlin 1845; weiterhin: „Literaturgeschichte der synagogalen Poesie“, Berlin 1865/67; „Gesammelte Schriften“, 3 Bde., Berlin 1875. Vgl. auch die beiden Publikationen des Leo Baeck Institute, hg. von Nahum N. Glatzer: „Leopold Zunz and Adelheid Zunz, An Account in Letters – 1815–1885“, London 1958, und „Leopold Zunz, Jude – Deutscher – Europäer“, Tübingen 1964, und L. Wallach, „Liberty and Letters, The Thoughts of Leopold Zunz“, East and West Library London 1959.

[6] Veröffentlicht in: ADB XLV, S. 490–501, und in: David Kaufmann, „Gesammelte Schriften“, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1908, S. 333–351.

[7] Vgl. Moritz Lazarus' „Lebenserinnerungen“, aaO, S. 494 ff.

[8] Die Zunz-Stiftung wurde anläßlich des 70. Geburtstages von L. Z. (10. August 1864) gegründet. Die Einkünfte aus dieser Stiftung standen L. Z. zu seinen Lebzeiten

Stiftungsurkunde habe ich nicht nur entworfen, sondern das Original, das vom König bestätigt worden, ist von meiner Hand.

Für heute nur noch herzliche Grüße von meiner Frau und von Ihrem

innig und treu ergebenen
Lazarus

zur Verfügung, nach seinem Tode (am 17. März 1886) sah das Stiftungsamt die Förderung folgender Ziele vor: das Erscheinen wissenschaftlicher Arbeiten; die Begründung, Erweiterung und Erhaltung von Bibliotheken, die der Wissenschaft des Judentums dienen; die öffentliche Lehre und Reisen im Dienste der Wissenschaft des Judentums. – Das Kuratorium wurde damals von dem Sanitätsrat und Mitbegründer der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums Salomon Neumann (1819–1908) geleitet, die hervorragendste Persönlichkeit im Vorstand der Zunz-Stiftung war der Orientalist und Bibliograph Moritz Steinschneider (1816–1907).

[101] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 27. Oktober 1884

Mein verehrter Freund!

Ich habe unsern teuern Veteranen[1] vergeblich wegen der Vorgänge in Bezug auf das Verbot der deutschen Predigt befragt. Er erinnert sich, wie er sagt, der Dinge nicht mehr genau. In dem Material, das mir Herr Wertheim zugestellt, ist nicht mehr als bei Riesser im III. Bande über die Juden in Preußen[2] enthalten. Dort und hier findet sich keine Notiz, wonach die Predigt „als eine christliche Einrichtung" inhibiert wäre; überall wird nur jede „Neuerung" verboten.

Noch immer ist die rechtlich-formelle Seite der Abfassung des ethischen Werkes nicht geregelt; ich bin deshalb auch nicht gewillt, den Arbeitsplan vorher zu versenden, um nicht Verpflichtungen zu übernehmen, die ich nicht erfüllen könnte. Hoffentlich kommt die Sache bald zu Stande, dann werde ich den Plan vor der Publikation Ihrer Zustimmung resp. Verbesserung unterbreiten.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
Lazarus

[1] Leopold Zunz. (T.)

[2] Gabriel Riesser, Betrachtungen über die Verhältnisse jüdischer Unterthanen in der Preußischen Monarchie, Altona 1834.

[102] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 4. Dezember 1884

Mein verehrter Freund!

Noch immer ist die rechtliche Seite des ethischen Werkes[1] seitens des Wiener Comités nicht geregelt und ich bin deshalb gehindert, den Arbeitsplan zu versenden. Wegen der Verordnung gegen die deutsche Predigt habe ich unsern verehrten Altmeister Zunz vergeblich interpelliert, er kann sich der Vorgänge nicht mehr genau entsinnen.

Heute komme ich noch besonders mit der Bitte: Dr. A. Wünsche[2] hat seine Übersetzung des Midrasch soeben glücklich vollendet. Die Schlußhefte sind erschienen. Nun scheint es mir an der Zeit, dem Manne wenigstens den innern Erfolg zu gewähren, daß ihm öffentlich die Anerkennung ausgesprochen wird. Irgend einen äußern Erfolg hat er ohnehin von der vieljährigen Arbeit nicht gehabt. Wenn Sie eine Anzeige in den ungarischen [Blättern] und einem englischen Blatte, die Ihnen ja zu Gebote stehen, veranlassen wollten, wäre es eine Mizwa[3]. Für die Subvention des Druckes, ohne welche derselbe ins Stokken geraten wäre, habe ich seiner Zeit Sorge getragen.

Er ist so bescheiden, über Undank aber hat er wirklich zu klagen; an Prof. Graetz[4] hat er gegen 10 Hefte gesendet, keine Anzeige in der Zeitschrift[5] ist erfolgt, nicht einmal eine Empfangsanzeige.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr treu ergebener
Lazarus

[1] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 94.

[2] August Wünsche (1839–1913), protest. Hebraist; von 1869 bis 1905 Oberlehrer an der städtischen höheren Töchterschule in Dresden. W. widmete sich seit seiner Studienzeit der Erforschung des jüd. Schrifttums, er ist bes. als Übersetzer der Midraschim und der haggadischen Texte der beiden Talmude hervorgetreten. Lazarus bezieht sich hier auf: Bibliotheca Rabbinica. Eine Sammlung alter Midraschim, zum ersten Mal ins Deutsche übertragen v. Dr. A. Wünsche. Leipzig 1880–85. Gemeinsam mit dem Rabbiner Jakob Winter (1857–1941) gab Wünsche die dreibändige Anthologie „Die jüd. Literatur seit Abschluß des Kanons", Berlin 1894–97, heraus.

[3] Gebot, Befehl. Hier volkstümlich gebraucht: gute Tat.

[4] Vgl. Anmerkung 2 zu Nr. 78.

[5] Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums.

[103] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 15. Dezember 1884

Mein verehrter Freund!

Da ich entschlossen bin, unter allen Umständen *jetzt* und überhaupt *direkt* gegen Hartmann[1] nichts zu schreiben, weil dies seiner Schrift erst eine Be-

[1] Der Philosoph C. R. Eduard von Hartmann (1842–1906) hatte sich in seiner

deutung gäbe, welche sie nach der öffentlichen Meinung über H. nicht besitzt, und weil *ihm* Nichts lieber wäre, als zu einer fortgesetzten Polemik herausgefordert zu werden, so habe ich sie auch nicht gelesen. Ich weiß gerade aus den – auch in unseren Kreisen so verschiedenen – Urteilen darüber, daß ich mich schwer ärgern werde, und ich meine deshalb דיה לצרה וגו'[2]. Auch die hiesige Presse hat die Schrift kaum beachtet, obwohl H. und sein Verleger[3] die Wege sehr wohl zu gehen wissen. Eben dieser, der jedenfalls ganz naiv buchhändlerisch zur Sache steht, hätte mich neulich gar zu gern zu einer Erwiderung veranlaßt. Dagegen habe ich seinen Vorschlag, meine Schillerreden zu drucken[4], acceptiert, als ein ganz ruhiges Paroli durch meine Stellung in Deutschland, an beiden Hauptorten zum Festredner berufen zu sein. Die Reden schicke ich Ihnen natürlich, sobald sie heraus sind. Wie träg unsere Presse ist! Auch von Weimar und meiner dortigen Invocation keine Meldung.

Daß diese und das Benehmen des Kronprinzen[5], das er *aufs Liebenswürdigste* 8 Tage später auf einer Soirée bei ihm fortgesetzt hat, für mich nur ein *allgemeines* Interesse haben, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ohne Besorgnis um die Zukunft bin ich gar nicht, obwohl es jetzt hier nicht schlimm steht. Das Schlimmste ist die Sorglosigkeit und nahezu Gleichgültigkeit der Juden, namentlich der reichen Juden. Auf die Art, wie die finanziellen und rechtlichen Vorbereitungen des großen ethischen Unternehmens[6] betrieben werden, könnte nur hellen Zorn und tiefe Betrübnis erregen; noch halte ich an mir und hoffe. Dies also nur zu Ihnen streng vertraulich!

Mit herzlichen Grüßen
Ihr getreuer
Lazarus

Schrift „Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft", Leipzig 1885, vom deutschkonservativen Standpunkt aus kritisch zur jüdischen Apologie der Zeit geäußert, wenn auch meist zugunsten des jüdischen „Charakters". Eine sehr umsichtige und objektive Analyse seiner Argumente und der jüdischen Gegenargumente aus demselben Jahr hat Hugo Bergman gegeben in: Publications of the Leo Baeck Institute, Year Book V, 1960, S. 177–197. (B.)

[2] „Es ist genug, sich mit einem Leid zu befassen, wenn es da ist, d. h. geschehen muß." (T.)

[3] Verlag von Wilhelm Friedrich. Königl. Hofbuchhandlung Leipzig/Berlin.

[4] Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden. Leipzig 1885.

[5] Friedrich, später Kaiser Friedrich III.

[6] Vgl. Brief Nr. 94 und Anm. 2.

[104] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 16. März 1885

Lieber Herr College!

Ich gedenke morgen mit Steinthal nach Wien zu reisen und die Sache wegen der Ethik in Ordnung zu bringen. Darf ich Sie nun, wenn dies gelingt oder es mir sonst im Dienste der Sache wünschenswert erscheint, Ende dieser oder Anfangs nächster Woche brieflich oder telegraphisch nach Wien einladen? Ihre gütige Antwort wollen Sie mir baldigst nach Wien, Hotel Metropole, senden.

Mit Gruß und Handschlag
Ihr Lazarus

[105] An David Kaufmann, Budapest

Berlin, den 8. April 1885

Mein verehrter Freund!

In Wien war ich reichlich gejagt, um in den 8 Tagen zu Stande zu bringen, was zu Stande gekommen. Dann über Breslau – wo ich einen Vortrag in der Gesellschaft der Freunde gehalten – über Dresden und Leipzig kurz vor dem Fest hier angekommen. Ansprüche, mehr als die Zwischentage erlauben, waren zu erledigen. So komme ich denn erst heute dazu, Ihnen zu sagen, wie lebhaft ich Ihr Fernbleiben bedauerte. Denn nicht bloß ist es gelungen, die rechtliche und finanzielle Seite unseres großen Unternehmens wenigstens so weit zu regeln, daß nun kein Aufschub der Arbeit mehr eintreten soll, sondern mit Dr. Jellinek[1] und Steinthal ist der Arbeitsplan besprochen. Für Jellinek hatte ich wegen seines Gehöres die Hauptpunkte aufgeschrieben; er hat Ergänzung mündlich gegeben, die ich auch schriftlich erbeten und nun auch schon erhalten habe. Jetzt werde ich nächstens das Ganze einheitlich zusammenstellen und Ihnen zur Zustimmung und Emendation unterbreiten, um es dann zu versenden; an die zu [er]hoffenden und die zu erbittenden Mitarbeiter nämlich. Wollen Sie inzwischen auf geeignete Namen denken. Zu meiner Freude kann ich Ihnen melden, daß Dr. Joel[2] in Breslau mit vollem Eifer zugesagt hat, irgend eine oder einige Monographien zu bearbeiten.

Also nächstens mehr von Ihrem Lazarus

[1] Adolph (Aaron) Jellinek (1820–1893), Rabbiner und Gelehrter; seit 1845 in Leipzig, seit 1856 als Oberrabbiner in Wien, wo er auch in den sechziger Jahren die Wiener Lehranstalt Bet ha-Midrasch begründete, an der er selbst Vorlesungen über verschiedene Disziplinen der Wissenschaft des Judentums hielt. Jellinek war ein geistvoller, für lange Zeiten beispielgebender Prediger; seine Predigten sind gesammelt erschienen in 3 Bänden, Wien 1862/66. Bedeutsam sind seine zahlreichen Arbeiten zur Kabbala, u. a. „Moses Ben Schem Tob de Leon…", Leipzig 1851, und die sechsbändige Sammlung von Midraschim „Bet ha-Midrasch", Leipzig 1853 bis 1857 und Wien 1873–1877.

[2] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 108.

[106] An den Kronprinzen Friedrich, San Remo

Berlin, den 27. November 1887

Nachdem wir so glücklich waren, günstige Nachrichten über das dem ganzen Volke unsäglich teure Befinden Eu. K. u. K. Hoheit zu empfangen, glaube ich der bescheidenen Zurückhaltung entsagen und Eu. K. u. K. Hoheit bitten zu dürfen, auch von mir den Ausdruck sorgenreichster und hoffnungsinnigster Teilnahme entgegen nehmen zu wollen.

Zugleich beehre ich mich, Höchst Ihnen mein jüngstes Werk[1] zu übersenden. Treu und Frei ist, meine ich, eine Devise, mit welcher Jedermann in jeder Sache vor Eu. K. u. K. Hoheit erscheinen darf; betrifft das Buch auch nur Juden und Judentum, so doch besonders in ihrer Beziehung auf allgemein menschliche Entwicklung und die geistige Bewegung in deutscher Nation. Ich wage deshalb an Eu. K. u. K. Hoheit die untertänigste Bitte zu richten, das Buch mit gewohnter Huld und Gnade aufnehmen zu wollen als einen Gruß tiefinnigster Ehrerbietung aus der deutschen Heimat von Eu. K. u. K. Hoheit allezeit treugehorsamsten und untertänigsten Diener

Lazarus

[1] Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum, Leipzig 1887.

[107] An Samuel Kristeller[1], Berlin

Leipzig, [den] 17. April 1888

Hochgeehrter Herr College!

Im Herzen begleite ich Sie mit meinem Reisesegen; diesen Ausdruck desselben sollen Sie aber erst [bei] Ihrer hoffentlich glücklichen Rückkehr vorfinden. Nur die Abfassung meiner Antwort auf Ihre Bedenken will ich nicht verschieben; frisch und frei soll sie kommen.

Die Überschrift soll sein:

Hauptgrundsätze der jüdischen Sittenlehre.

„Gehorsam, Ehrfurcht, Vertrauen, Liebe gegen Gott" – gehören zur Religionslehre und nicht zur Sittenlehre; sonst verwischen wir den tatsächlichen Unterschied, der auch bei der größten Übereinstimmung zwischen beiden bestehen bleiben muß. Muß! im sittlichen Interesse mit Bezug auf diejenigen, die auch beim besten Willen vielleicht ihren Gottglauben verloren haben; von

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 89.

dem theoretischen und pädagogischen Grund noch abgesehen, daß es eine sichere Grundlage für einen reinen und wahren Gottesglauben außer der Sittlichkeit schlechterdings nicht gibt. Das Fehlen der Belegstellen ist nicht nur ein großer, sondern auch der unbedingt notwendige Vorzug der Sätze. – Die Frage: „Wo steht dies?" nicht als eine historisch gelehrte, sondern in dem Sinne gestellt, daß durch ein Citat die Wahrheit, die Begründung, die Geltung des Satzes hergestellt werden soll, ist mir geradezu entsetzlich. Für unsere sittliche Überzeugung, also auch für die Überzeugung derer, welche wir sittlich belehren wollen, ist es durchaus gleichgültig, ob ihr Gehalt schon irgendwo „steht", ob er vor 3000 oder vor 100 Jahren, oder in dieser Stunde gefunden ist. In Wahrheit steht nicht Alles was heute zu unserer sittlichen Überzeugung gehört, schon „geschrieben", – in unseren Sätzen kommen Lehren vor, welche in dieser Richtung und in dieser Fassung in früheren Zeiten und selbst vor 100 Jahren, selbst bei einem Kant und Mendel[s]sohn noch nicht gedacht worden sind. Dahin gehört in dieser bestimmten Form der 7. Satz.

Auf die Frage: „Woher habt Ihr dies?" gibt es nur die eine wahrhafte Antwort: aus unserem eigenen Geiste, welcher durch die Literatur und Geschichte unserer Vorfahren und aller anderen Völker erzogen, auf dem Grunde dieser Erziehung und ihrer Quellen durch die eigene geistige und sittliche Tat selbständig die sittliche Überzeugung geschaffen. – Reicher, feiner und tiefer können und sollen darum die sittlichen Lehren der späteren Zeit als Erfolge der Entwicklung aus der früheren sich gestalten. Den höchsten Wert alles sittlichen Lebens geben wir preis, wenn wir seine historische Entwicklung nicht anerkennen, wenn wir neben der vielseitigsten Entfaltung schöpferischer Tätigkeit in Natur und Geist nur die *Sittlichkeit* auf das ewige Einerlei erfüllter und unerfüllter Gebote beschränken, wenn wir nicht fordern, daß der Schatz sittlicher Weisheit und Handlung von Geschlecht zu Geschlecht im Denken des Einen, im Tun des Anderen gemehrt wird. – Die ethische Arbeit unserer Vorfahren, die wir wegen ihrer Tiefe und Reinheit verehren, wäre sehr unvollkommen, wenn sie nicht die Späteren zu fortschreitenden sittlichen Gedanken befruchtete.

Das Leben in einer großen Staatsgemeinschaft, welche von einer vielseitig fortschreitenden Cultur erfüllt ist, treibt Forderungen und Anschauungen, Zwecke und Gesinnungen sittlicher Art hervor, von denen weder in dem kleinen Ackerbaustaat mit der einflußreichen Priesterkaste, noch unter dem Druck fremdländischer Mächte, noch in der Zerstreuung in alle Ausländer (in welchen es schon als ein hohes Glück und Verdienst galt, das geistige Erbtum überhaupt zu hegen und zu erhalten) noch endlich in den vom Staats- und universalen Culturleben abgeschlossenen Ghetto's die Rede sein konnte. Unter all diesen Lebensformen trägt der ethische Gedanke das Gepräge der Enge, als ob das Leben nur Privatleben wäre und in Beziehungen von Einzelnen zu Einzelnen sich erschöpfte. Irgend ein vereinzelter Satz der

darüber hinausgreift, ändert nichts an der specifischen einseitigen Grundanschauung. Nur die Propheten nehme ich aus; sie hatten, was die Philosophen aller Zeiten ersehnten und so selten erreichten, sie hatten den Weltblick, welcher Alles aus dem Ganzen und das Ganze als das Sittliche sieht.

Prüfen Sie unsere Sätze als ein Ganzes. Der reiche Inhalt unseres Moralgesetzes ist *niemals* in so engem Rahmen dargestellt, während doch die Glaubenslehren in den Maimonidischen[2] Sätzen ihren kurzen Ausdruck gefunden.

Vergleichen Sie unsere Sätze mit den Religionsbüchern, z. B. auch Herxheimer[3] und Sie werden finden, daß ein anderer Odem darin weht! Sie sind ganz auf jüdischem Grunde gewachsen – aber gewachsen! Sie erscheinen durchaus anspruchslos; am wenigsten erheben sie den Anspruch, Neues zu schaffen, aber sie enthalten das Alte zu Gegenwärtigem, jetzt Lebendigem fortgebildet, und als solches sollen sie gelehrt werden.

Ich weiß es wohl, es gibt Leute genug, besonders unter uns, welche jeden neuen Gedanken in irgend einer entlegenen und gelegentlichen Stelle eines älteren Schriftstellers meinen nachweisen zu müssen oder zu können; mag sich viel Pietät darin bekunden, das Verfahren stammt doch aus der Unwahrheit oder führt zu ihr und hemmt jedenfalls die Unbefangenheit und Energie des fortschreitenden Denkens. Das Schrifttum bei all seinen Vorzügen ist auch nicht die einzige Quelle sittlicher Einsicht. Das Leben, die Institution und die schöpferischen Gesinnungen sind es nicht minder. Sollten wir Sätze aufstellen, die irgendwo „stehen" und nicht vielmehr in uns als Überzeugung leben, so hätte es keinen Sinn, Männer, die nicht Schriftgelehrte sind, bei der Abfassung zu beteiligen. Dadurch daß auch jene lediglich in der Praxis stehenden Männer nachdrücklichen Anteil an der Abfassung der Sätze genommen, sollte durchaus nicht bloß nach außen bekundet, sondern innerlich erlebt und erfahren

[2] Maimonides (eigentlich Moses ben Maimon, abgekürzt: RaMBaM; arab.: Abu 'Imran Musa ibn Maimun ibn 'Abdallah), geb. 1135 in Cordova, gest. 1204 in Fostat (Alt-Kairo), bedeutendster jüd. Philosoph u. Kodifikator des MA. Schon während der jahrelangen Wanderschaft in Spanien, Marokko u. Palästina sammelte der junge M. das verstreute Material der mündlichen Lehre, deren Kodex er 1180 abschloß („Mischne Tora"). Seit 1167 in Fostat, wurde M. die Autorität der ägypt. Juden, die unter den Fatimiden in Religionsfreiheit lebten, und schließlich Leibarzt am Hofe des Sultans Saladin. Sein Hauptwerk „Dalalat al-Hairin" (arab. um 1190; ins Hebr. übers. um 1200: „More newuchim") – „Führer der Schwankenden" –, das von größtem Einfluß im MA und noch auf Mendelssohn und Salomon Maimon war, ist „ein Harmonisierungsversuch zwischen Philosophie und Religion, eine philosophische Grundlegung der jüdischen Offenbarungslehre" (D. Kaufmann) vom Standpunkt des Aristotelismus aus.

[3] Salomon Herxheimer (1801–1884), Rabbiner, seit 1831 Kreisrabbiner für Anhalt-Bernburg. H. vertrat auf den Rabbinerversammlungen in Wiesbaden, Braunschweig, Frankfurt a. M., Breslau u. Leipzig den Standpunkt der gemäßigten Reform. Seine „Jessode hatora, Israelit. Glaubens- und Pflichtenlehre", Hannöverisch-Münden 1831 (Bernburg 1836), erreichte zu seinen Lebzeiten 29 Auflagen (1883) und wurde in der Übersetzung auch in England u. Amerika eingeführt.

werden, daß diese Sätze die lebendige Gesinnung des lebenden Judentums zum Ausdruck bringen.

Auf die Frage: „woher habt Ihr die Autorität, die Sätze aufzustellen?" habe ich nur die eine Antwort: aus der Wahrheit derselben. Können wir für einen der Sätze etwa den Meyer von Rothenburg[4] citieren, so gilt er gewiß als Autorität; aber wodurch ist Meyer von Rothenburg Autorität? weil er ein erleuchteter Geist gewesen, weil also viele seiner Gedanken Wahrheit sind. Mit einem Wort: Wahrheit wird nicht zur Wahrheit durch eine Autorität, sondern diese wird zur Autorität allein durch die Wahrheit. –

Was auch die Judenfeinde dazu sagen, ob sie die Autorität dieser Sätze und die Reinheit ihrer Abstammung anzweifeln: bei einer so wichtigen, ja heiligen Sache, wie die Fassung sittlicher Gedanken hat jede äußere Rücksicht zu weichen; wenn sie nur dazu dienen, die Sittlichkeit unter den Juden selbst in Wahrheit zu fördern.

Mit freundlichen Grüßen...
Lazarus

P. S. Im Dienste der Sache habe ich Copien dieses Briefes sofort an Herrn Dr. Joel[5] gesendet. Die Correspondenz, die sich daran knüpfte, wird Sie zweifellos interessieren.

[4] Meir ben Baruch von Rothenburg (um 1220–1293), rabbinische Autorität, Leiter einer großen Jeschiwa in Worms; wollte wie sein Lehrer, Rabbi Jechiel von Paris, auswandern, wurde aber gefaßt u. von Rudolf von Habsburg zunächst in Mainz, dann in Ensisheim (Elsaß) eingesperrt; er starb in Gefangenschaft. Sein literar. Werk ist in zahlreichen Responsen, exegetischen Beobachtungen, Erklärungen u. ä. erhalten.

[5] Vgl. Anmerkung 1 zu Nr. 108.

[108] An Manuel Joel[1], Breslau

Leipzig, den 21. April 1888

Hochgeehrter Herr Doctor!

Obgleich wir zu meiner Freude in der Hauptsache einig sind, „nicht streiten", muß ich doch mit einigen Sätzen antworten. Ich wünschte, daß Sie mir ausdrücklich zugestanden hätten, daß wir für uns selbst bei der Belehrung

[1] Manuel Joel (1826–1890), von 1854 bis 1864 Dozent am Jüdisch-theolog. Seminar für Gymnasialfächer, später für Homiletik, Religionsphilosophie u. Systematische Theologie. 1864 als Nachfolger von A. Geiger Rabbiner in Breslau. Joel schrieb zahlreiche Monographien zur jüd. Religionsphilosophie, die in den „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie" (2 Bde., Breslau 1876) gesammelt sind, und „Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des 2. christl. Jahrhunderts..." (2 Bde., Breslau 1880/83). Zeugnis seines eleganten u. pointierten Stils ist auch der „Offene Brief an

der Juden keiner Stützpunkte, keines Nachweises „wo es steht" bedürfen. Diese fortwährende Rücksicht auf das, was die Feinde sagen werden, dieses immer apologetisch gerichtete Denken betrachte ich als die unglücklichste Folge der Feindschaft gegen uns, neben welcher mir alle andern Nachteile, die man uns zufügt, wie ein Nichts erscheinen. Tragen wir denn unsere Lehre nur zu unserer Verteidigung vor, sollen wir nichts mehr lernen und nichts mehr schaffen, weil unsere Gegner sagen könnten, daß wir Neues gelernt und Neues geschaffen?

Gewiß könnten wir ohne Nachweis der Stützpunkte alle möglichen Lehrsätze als jüdische ansprechen; aber wir müßten es auch, wir wären dazu verpflichtet, sobald wir sie für wahr halten, sie also nicht als „nützliche", sondern als wahre Sätze in unserem Gewissen erkennen; sie mögen dann vormals auch schon jüdische gewesen sein oder nicht, sie sind ja dann jüdische Lehrsätze, weil wir Juden sie lehren und bekennen, weil sie Lehrsätze der lebenden Juden und darum des lebendigen Judentums sind. Wie sollten wir doch auf vormals geschriebene Worte uns berufen müssen! Sind nicht jene auch irgend einmal zuerst geschrieben? Also damals durfte es neu sein, heute nicht?

Und irrige, nutzlose Wege wandelt unsere Apologetik; wir überzeugen auch den wohlwollendsten Gegner nicht, weil unsere Beweisführung unredlich ist; was nützt es, daß Philo[2] und Josephus[3] den 5. Satz stützen, der Talmud und alle Decisoren, denen die ganze Judenheit folgt, sind dagegen. Philo und Josephus sind ein Schmuck für auserlesene Bibliotheken, der Schulchan-Aruch[4] aber ist in der Hand jenes Rabbinen, und nach diesem, nicht nach Jenem lebt und lehrt er. Stellen wir dennoch, wir Juden von heute, den 5. Satz auf, so wissen wir, daß wir dabei, und dabei erst recht wirkliche, wahre und gute Juden sind, ob die Sätze außer uns selbst auch in Philo einen Stützpunkt

Herrn Professor Heinrich von Treitschke" (Breslau 1879). – Auf den Rabbinerversammlungen in Kassel (1868) und Leipzig (1869) vertrat J. den Standpunkt einer gemäßigten Reform.

[2] Philo(n) von Alexandria (geb. um 20 n. Chr.), bedeutendster Vertreter des alexandrinischen Judentums; Philo bemühte sich um die geistige Aneignung der jüdischen Überlieferung mit Hilfe der griechischen Philosophie (Platon, die Stoiker, v. a. Poseidonios), so in dem Buch „Über die Weltschöpfung". Die meisten seiner Schriften gelten der – allegorischen und wörtlichen – Erklärung oder der inhaltlichen Darstellung der Thora.

[3] Flavius Josephus (geb. 37/38 n. Chr.), jüd. Historiker aus vornehmem Priestergeschlecht in Jerusalem; hatte den Oberbefehl beim jüd. Aufstand in Galiläa (66), geriet 67 in röm. Gefangenschaft, wurde aber 69 von Vespasian freigesprochen; seitdem nannte er sich Flavius, war bei der Einnahme Jerusalems im Lager des Titus, lebte dann als Schriftsteller in Rom. Er schrieb u. a. die „Jüdische Archäologie", eine jüdische Geschichte von der Schöpfung bis zur Zeit Neros, und „Gegen Apion" – den Führer der alexandrinischen Antisemiten –, eine Widerlegung aller griech. und röm. judenfeindlichen Schmähungen.

[4] Schulchan Aruch („gedeckter Tisch"), jüdischer Rechts- und Ritualkodex des Josef Karo (1488–1575); Erstausgabe Venedig 1564–65.

haben mögen oder nicht... Und nun noch eine herzliche Bitte. Wollen Sie mir, hochverehrter Freund, sagen, wo der 7. Satz schon „steht"? d. h. wo er wirklich schon gedacht ist? Je bälder Ihre gütige Antwort kommt, desto inniger werden Sie zu Dank verpflichten

Ihren verehrungsvoll ergebenen
Lazarus

[109] An Manuel Joel, Breslau

Leipzig, den 24. April 1888

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gütige und schnelle Antwort[1]. Sie bestätigt aber meine Erwartung. Alle diese Stellen waren mir nicht bloß bekannt, sondern von meinen neulichen Studien zur jüdischen Ethik gegenwärtig. Sie fallen in den Rahmen des 7. Satzes, aber sie füllen ihn nicht aus. Alle diese Aussprüche bewegen sich ausschließlich auf dem Gebiete der Individual-Ethik; von einer ethischen Aufgabe der Gesamtheit, an welcher jeder Einzelne Teil zu nehmen hat, ist nicht die Rede; es wird sich, wie ich annehmen darf, auch mit allen andern Stellen, die Sie etwa noch auffinden, ganz ebenso verhalten, davon abgesehen, daß ein anderer Gesichtspunkt vielleicht hie und da einmal aufblitzt, aber auch nur aufblitzt; die Gesamt-Anschauung bleibt dieselbe. Überall ist hier von der Tugend des Fleißes, auch von der Ehre und Würde der Arbeit, insbesondere von der tätigen Unabhängigkeit und ökonomischen Selbständigkeit die Rede. Das ist gewiß lobenswert und bildet auch leicht die Grundlage, um zu einer höheren Anschauung überzugehen, welche ja nicht als ein plötzlich Neues oder durch einen Sprung entsteht.

In alledem aber ist weder von der Sache, von einem Werk, das zu schaffen ist, noch von einer Kultur wirkenden Gemeinschaft die Rede. Auch die Beschäftigung mit den צרכי צבור[2] hat diese Bedeutung nicht, sondern betrifft die Verwaltung der Angelegenheiten der Gemeinde, der Stadt, des Staates.

Ich erinnere noch einmal daran, daß auch bei Mendel[s]sohn und Kant diese Anschauung von einer erhaltenden und fortschreitend produktiven Kulturarbeit der Gesamtheit kaum mittelbar erschlossen werden kann; bei Kant ist es der übertrieben formalistische Zug, der ihn daran hindert, man wird dieselbe also bei den Propheten oder Rabbinern wohl nicht erwarten dürfen.

Die Fassung des 7. Satzes von der Teilnahme an der Tätigkeit der Gesamtheit ist noch sehr schüchtern und bescheiden; aber sie hat eine große Tragweite und muß sich im Geiste der folgenden Geschlechter, ganz besonders auch

[1] Joel hatte noch am selben Tag in einem längeren Brief an Lazarus eine Fülle von Stellen aus Bibel und Talmud mitgeteilt. (T.)

[2] „Bedürfnisse der Gemeinschaft". (T.)

der Juden, noch viel weiter entwickeln. Denn es läßt sich nicht leugnen und sollte nicht vertuscht werden, daß in der Anschauung der Juden von aller gewerblichen Tätigkeit fast ausschließlich der Gesichtspunkt des ökonomischen Erfolges zur Geltung kommt. Der objektive, sachliche, ethische Wert des Werkes, welches geschaffen wird, und vollends des von ethischen Antrieben erfüllten Gefüges einer gemeinsamen Kulturarbeit, entzieht sich der Gesinnung durchaus. Selbst in die höchsten Kulturleistungen drängt sich die Geltung des ökonomischen Erfolges in unangemessener und fast ausschließlicher Weise. Ein ideales Gebiet hatten die Juden allerdings erobert, von dem sie den ökonomischen Gesichtspunkt hinter den objektiven und absolut selbständigen Wert in mustergiltiger Weise haben zurücktreten lassen: das ist das Studium der Thora. Es ist dafür zu sorgen, daß die hier waltende Anschauung vorbildlich auf andere Gebiete übertragen werde.

Wenn aber außerdem schon beim Thorastudium der Begriff der Beschäftigung, der Lebenserfüllung, gewissermaßen der persönlichen Zeitausfüllung den Begriff der produktiven Tätigkeit weitaus überwog, so hat der über alles erhabene Wert der מצוות[3] der Richtung auf schöpferische Tätigkeit, also auf gemeinsame Erzeugung von Kultur*werken* ganz erheblichen Eintrag getan, denn die מצוות[3] bestehen (davon abgesehen, daß weitaus die meisten von dem Einzelnen als solchen und nur die wenigsten von der Gemeinschaft erfüllt werden) aus einer Handlung, Übung, Verrichtung ohne alle Erzeugung eines *objektiven* und bleibenden Werkes.

Schließlich aber will ich hier, wo ich dem Mangel aller socialethischen Ansicht von der Arbeit nachgegangen bin, am wenigsten verschweigen, daß [ich] gerade in der jüdischen Ethik die Bildung geistiger Gemeinschaft und Einheit als das eigentliche Prinzip und zwar als sichersten Grund und als höchstes Ziel gefunden habe. Je mehr wir aber auf den alten Adel unseres ethischen *Prinzips* stolz sein dürfen, desto eifriger müssen wir auf eine klare und bewußte Anwendung desselben hinarbeiten.

Mit verehrungsvollem Gruß
Ihr
Lazarus

[3] „Religionsgebote". (T.)

[110] An Wilhelm Pressel[1]

Leipzig, den 28. September 1888

Hochgeehrter Herr!

Ich weiß von Ihnen noch nichts mehr als Ihren Namen vom Titelblatt Ihrer wertvollen Schrift „Die Zerstreuung des Volkes Israel"[2] und Ihren

[1] Wilhelm Pressel (1818–1902), protestantischer Pfarrer zunächst in Wankheim, dann in Lustnau bei Tübingen. (T.)

[2] „Die Zerstreuung des Volkes Israel", in 5 Heften, Berlin 1887/89.

geistlichen Stand aus der Widmung; muß daher auch den „Umweg" durch die Verlagsbuchhandlung suchen, um zu Ihnen zu gelangen. Gewiß haben auch Sie das „Deutsche Litteraturblatt" No. 23 vom 1. September c. erhalten, aus welchem ich erst Kunde von Ihrer Schrift empfing.

Ich habe nun zwar erst das 1. Heft gelesen (– denn ich bin unterwegs – sonst in Berlin, Königsplatz 5), aber da es mir hier in der nächsten Woche an ruhiger Arbeitszeit fehlt, will ich nicht warten, sondern Ihnen aus herzlicher Bewegung die Hand drücken.

Unsere Gedanken weichen in vielen und wesentlichen Teilen weit von einander ab; aber in Zweierlei, meine ich, begegnen wir uns freudig: In dem Trachten nach Gerechtigkeit, auf welche wir in historischen und ethischen Dingen unsere Überzeugung überall gründen wollen; und einig in dem Gedanken, daß man die Geschichte nicht ohne den Begriff der Vorsehung in ihrer Wahrheit erschauen kann, daß der Zerstreuung des Volkes Israel eine providentielle Bedeutung zukommt, welche zu erforschen und zu bewähren eines ernsten Mannes würdig und – wenn Menschliches heilig heißen darf – heilige Aufgabe ist.

Wegen Ihrer „Liebe" aber zu meinem Volke sage ich Ihnen herzlichen Dank und sende Ihnen zugleich mein Buch „Treu und Frei"; als ein Zeichen inniger Gegenliebe darf ich es Ihnen wegen des Vortrags: „Aus einer jüdischen Gemeinde vor 50 Jahren" anbieten. Denn dieser gerade zeigt, welche Blüte die Zerstreuung um den Anfang unseres Jahrhunderts im östlichen Deutschland gezeitigt hatte.

Für heute Nichts weiter.

In herzlicher Ergebenheit
Lazarus

[111] An Ignaz von Döllinger[1], München

Berlin, zum 28. Februar 1889

Wenn ich mich auch bereits mit Freuden der Huldigung angeschlossen, welche wir Lehrer der hiesigen Universität Ihnen zum heutigen Tage[2] als dem vorbildlichen Meister des Lehramts und der national unabhängigen

[1] Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1799–1890), kath. Theologe, Religionshistoriker u. Kirchenpolitiker; 1823 Professor für Kirchengeschichte u. Kirchenrecht in Aschaffenburg, seit 1826 an der neuen Universität in München. Ursprünglich Führer der Ultramontanen, wandte er sich später immer energischer gegen einzelne Dogmen, gegen die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes (1870), bis er schließlich 1871 exkommuniziert wurde. So bekämpfte er auch zunächst die Emanzipation der Juden, setzte sich jedoch später, auch öffentlich, für die Juden ein, so in der Münchner Akademierede „Die Juden in Europa" (in: Akadem. Vorträge I, 1889, S. 209 ff.).

Wissenschaft dargebracht, so will ich doch nicht verfehlen, Ihnen noch persönlich meine ganz besondere Hochschätzung und Verehrung darum auszusprechen, daß Sie in vorleuchtender Art die Wissenschaft nicht bloß als Quelle theoretischer Wahrheit, sondern zugleich wahrer Humanität in Ihrem langen segensreichen Leben betrieben haben. Möge der Allgütige demselben das höchste menschliche Maß zumessen, wie es vom höchsten Streben erfüllt war.

Der persönlichen Freundlichkeit, welche Sie, hochgeehrter Herr, auch mir öfter zuzuwenden die Güte gehabt haben, werde ich allezeit mit innigster Dankbarkeit gedenken als

Ihr herzlich und in tiefer Verehrung
ergebenster
Lazarus

Das mittelalterliche Schicksal der Juden sei verursacht durch eine „Hybris, gemischt aus religiösem Fanatismus, gemeiner Habgier und instinktartiger Rassenabneigung". Großes Aufsehen erregten auch seine 7 Vorträge über die Wiedervereinigung der christl. Kirchen (zuerst engl. 1872, dt. München 1888). Von seinen größeren Werken sind bedeutsam (mit F. R. Reusch): „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der röm.-kath. Kirche seit dem 16. Jahrh...." 2 Bde., München 1889/90; „Beiträge zur Sektengeschichte des MA", 2 Bde., München 1890.

[2] I. v. Döllinger wurde am 28. Februar 1889 neunzig Jahre alt.

[112] An Immanuel Löw[1], Szegedin

Leipzig, den 1. April 1889

Mein lieber Freund!

Der Buchhändler hat mir den ersten Band der nachgelassenen Schriften[2] Ihres sel. Vaters geschickt; ich vermute auf Ihre Veranlassung und sage Ihnen herzlichen Dank dafür.

Auf den Sommer habe ich keine Vorlesungen angekündigt, weil ich ihn bei stiller und stetiger Arbeit in Schönefeld zu verleben gedenke, dort soll das liebe Buch meine früheste und liebste Lektüre sein. Wie erfreulich, aber auch wie beschämend für die jetzige Generation wirkt schon der bloße Anblick der Themata, die Ihr Vater in Angriff genommen. Ich komme, so Gott will, nach der Lektüre noch einmal darauf zurück.

Von Berlin, das ich vor 4 Tagen verlassen, höre ich gottlob Gutes; nach den Leiden, welche meine Frau und dann abwechselnd das eine oder andere

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 81.

[2] Leopold Löw, Gesammelte Schriften, hrsg. von Immanuel Löw, 5 Bde., Szegedin 1889–1900. Vgl. auch Anm. 1 zu Nr. 40. (T.)

von Steinthals und auch ich ertragen mußten, geht es nach Umständen bei Allen gut. Daß bei Ihnen alles recht stehe und bleibe, ist der herzlichste Wunsch Ihres allerseits grüßenden

alten Getreuen
Lazarus

[113] An David Kaufmann, Budapest

Schönefeld, den 12. Juli 1889

Verehrter Herr College!

Ihre w. Zuschrift vom 25. Mai c. hat mich wegen des tiefen und treuen Ernstes, mit welchem Sie um die Zunzstiftung[1] und das jüdische Schrifttum deutscher Sprache sorgen, herzlich erfreut. Wenn ich dieser Freude dennoch erst heute Ausdruck gebe, so geschieht es, weil die letzten Tage, bevor ich mein Sommerheim hier zu stiller und stetiger Arbeit aufsuchen konnte, von Geschäften reichlich besetzt waren; hier aber mußte ich den ersten Heißhunger nach solcher Arbeit erst stillen, bevor ich die Feder der nicht auf den Tag zwingenden Korrespondenz wieder zuwenden mochte.

Eine Besprechung aber mit den beiden Berliner Collegen im „wissenschaftlichen Beirat", deren Erfolg ich Ihnen von hier mitteilen wollte, habe ich auch gehalten.

Als Niederschlag nämlich langer und vieler Briefe, welche ich Ihnen im Geiste in nächtlichen ruhelosen und täglichen Mußestunden als Antwort auf Ihre Anregungen gleich in den ersten Tagen geschrieben, hat sich mir ein Plan ergeben, den ich den Berliner Collegen vorgelegt und den sie gebilligt haben. Wenn Sie demselben ebenfalls zustimmen, dann bitte ich Sie, verehrter Herr College, denselben in unser aller (vier) Namen auch unserem fünften Genossen, Herrn Dr. Jellinek, mitzuteilen, seine Zustimmung zu gewinnen, resp. die Ausführung mit ihm vorzubereiten.

„Unsere[r] liebe[n] jüdische[n] Literatur" – notwendig eines rettenden Schrittes" – ein „deutsches großes Verlagshaus" zu gewinnen, alles das steht außer Verhältnis zu der Tatsache, daß das Curatorium der Zunz-Stiftung jährlich etwa 600 fl oder 1200 M. zu verwenden hat, von anderen Nebendingen in der Verwertung heute nicht zu reden.

Der Umstand aber, daß doch nun durch die Zunzstiftung in ihrem Beirat wenigstens ein Collegium – eine kleine כנסיה לשם שמים[2] – existiert, daß wir Alle im Denken und Fühlen für die gute und schwerleidende Sache einig sind, hat mich zu der Frage geführt, ob wir nicht den *Zweck* der Stiftung größer und sicherer ins Auge fassen sollen, als ihre Mittel jetzt ausreichen.

[1] Vgl. Anmerkung 8 zu Nr. 100.

[2] „Versammlung um des Himmels (Gottes) willen", Mischna, Pirke Aboth 4, 14. (T.)

Eine mündliche Besprechung des Beirates, – die übrigens auch in dessen Reglement vorgesehen ist, – sollte zunächst die geistige, gemeinsame Wirksamkeit desselben in neue Bahnen leiten, die Notlage gründlich erörtern und auf Mittel sinnen, welche, sei es, daß sie die Stiftung erweitern, sei es, daß sie neben derselben aufgewendet werden, dieselbe zu heben oder doch zu mildern im Stande sind.

Getrennt, auf schriftlichem Wege, kommen wir schwerlich zu einem gedeihlichen Ziel der Überlegung.

Wir wünschen also eine Zusammenkunft. Leipzig liegt geographisch günstig, und mein Haus hier (1/2 Stunde mit gewöhnlicher Droschke vom fernsten Punkt der Stadt) wird es sich zur hohen Ehre und innigen Freude rechnen, solche Beratungen hier zu pflegen. Die Berliner Herren werden den ganzen Sommer und Herbst immer für einen bis zwei Tage – und mehr brauchen wir kaum – bereit sein, herüber zu kommen.

An Sie also, verehrter Herr College und an Herrn Dr. Jellinek ergeht die inständige Bitte: Die Sache zu prüfen und im Falle der Zustimmung unter Ihnen Beiden in Pest und Wien einen Termin für Besprechung in Schönefeld vorzuschlagen. Ich zweifle nicht, daß wir *jeden* Tag, den Sie Beide uns nennen, gerne annehmen werden. Nur die ersten Tage des September dürften mich zur Generalversammlung der Schillerstiftung nach München rufen.

Mit herzlichen und verehrungsvollen Grüßen

Ihr
Lazarus

[114] An Moses Israel Tedeschi, Triest

Berlin, den 6. Mai 1890

Hochgeehrter Herr Rabbiner!

Im Maiheft der „Monatsschrift für Literatur und Wissenschaft des Judentums“ [1] von Weissmann lese ich soeben Ihr schon vor vier Jahren geschriebenes Gutachten über Leichenverbrennung und kann mir nicht versagen, Ihnen im Geiste die Hand zu reichen und ein יישר כוחך [2] zuzurufen. Ihr Protest gegen den neuen איסור [3] war ein דבר בעתו [4], wozu auch die Jahreszahl stimmt, denn es war מותר לפ"ק [5]. Von Herzen stimme ich in allen Punkten der gerechten und lichtvollen Kritik bei, welche Sie an dem sonst so ver-

[1] Die genannte Monatsschrift erschien 1889–91 in Wien.

[2] „Deine Kraft werde gestärkt“. Anerkennender Zuruf und Wunsch. (T.)

[3] „Religionsverbot“. (T.)

[4] „Ein Wort zur Zeit“, Spr. Sal. 15, 23. (T.)

[5] Doppelsinnig, denn das Wort מותר bedeutet „erlaubt“, der Zahlenwert seiner Buchstaben ergibt 646 = 1886, das Jahr der Veröffentlichung; 646 = 1886 (nach der abgekürzten Rechnungsweise unter Weglassung der Tausende). (T.)

ehrungswürdigen Ben Amozegh[6] und seinem Unterfangen, eine neue Halacha[7] zu gründen, geübt haben. Ich muß Ihnen ausdrücklich bemerken, daß es mir garnicht so (wie es scheint) wie Ihnen um die Leichenverbrennung zu tun ist; weder dafür noch dagegen habe ich irgend einen Eifer. Was mir besonders am Herzen liegt, ist, daß man keine neue Halacha schaffen soll. Gehört irgend etwas nicht zu den תריג[8] ist es weder eine עשה[9] noch לא תעשה[10], so darf keine מצוה[11] darüber geschaffen werden. Es ist gegen das לא תוסף[12] schon allzuviel gesündigt worden, und das כל המוסיף גורע[13] hat man oft genug vergessen; vollends in unseren Tagen, in denen die Autorität der Lehrer so tief gesunken ist, soll man sie nicht völlig dadurch untergraben, daß man persönliche Meinungen künstlich zu Lehren unserer Religion stempelt. Mag Einer, wenn er gegen die Leichenverbrennung ist, so viel Gründe, wie er kann, vorbringen, Gründe der Pietät oder politische oder historische, um für seine Meinung Propaganda zu machen, die Religion soll er aus dem Spiele lassen und nicht in ihrem Namen Gesetze geben.

Sachlich möchte ich zu der Hauptstelle aus der Bibel nur noch hinzufügen, das Wort עפר[14] soll im strengen Sinn genommen und nur *Staub* – aber nicht Asche – bedeuten. Darauf, daß in demselben Buche unser Erzvater Abraham von sich als Menschen aussagt: „Ich bin עפר ואפר"[15], lege ich kein Gewicht; denn gewiß sind beide Worte nicht im eigentlichen Sinne gemeint. Das aber scheint mir richtig, daß in eben demselben Verse das Wort עפר, wenn es heißt „denn du bist כי עפר אתה"[16], nur im bildlichen und garnicht im eigentlichen und buchstäblichen Sinne gemeint sein kann, denn der Mensch ist Fleisch und Blut und Knochen und Nerven, aber nicht Staub. Wie also soll dasselbe Wort, welches soeben die Substanz des lebendigen Menschen bildlich bezeichnet hat, gleich darauf nur im strengsten Sinn eine bestimmte Art der Verwesung ausdrücken, und nicht ebenfalls bloß ein Bild der Verwesung überhaupt bedeuten?

[6] Elia Benamozegh (1822–1900), Rabbiner u. Direktor des Rabbinerseminars in Livorno; bekannt durch seine apologetischen, streng überlieferungstreuen Schriften, v. a. durch „Morale juive et morale chrétienne, examen comparatif suivi de quelques réflexions sur le principe de l'islamisme", Paris 1867 (1922²).

[7] Halacha („Gang", „Wegrichtung"), religionsgesetzliche Entscheidungen („Dezisionen"), die aufgrund von Tradition und Argumentation gefällt wurden, die religiöse Praxis, ihre schriftliche Fixierung in der nachbibl. jüd. Literatur, d. i. in den entsprechenden („halachischen") Teilen des Talmud, in Responsen, Kompendien, Kommentaren.

[8] 613 Religionsvorschriften. (T.)

[9] „Religionsgebot". (T.)

[10] „Religionsverbot". (T.)

[11] „Religionsgebot". (T.)

[12] „Du darfst nichts hinzufügen" (zu den vorgeschriebenen Religionsgeboten), Deuteron. 13, 1. (T.)

[13] „Der hinzufügt, mindert", Sanhedrin 29 a. (T.)

[14] „Staub". (T.)

[15] „Ich bin Staub und Asche", Genesis 18, 27. (T.)

[16] „Denn Staub bist du", Genesis 3, 19. (T.)

Daß es sich mit den anderen biblischen oder rabbinischen Stellen, welche B. A. zitiert, nicht besser verhält, haben Sie selbst ja zur Genüge dargetan und nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß auch auf dem Standpunkte des Schulchan Aruch[17] die Feuerbestattung, welche auf chemischem Wege herbeigeführt wird, nach Jore Dea 363, 4 und Rma zu 363, 2 zulässig ist, so daß nur die zurückbleibenden Knochen beerdigt werden müssen.

Mit herzlichem Gruß der Verehrung

Ihr
Lazarus

[17] Vgl. Anm. 4 zu Nr. 108.

[115] An Jacob Freudenthal[1], Breslau

Schönefeld bei Leipzig, den 11. August 1890

Hochverehrter Herr College!

In Bezug auf den in Ihrer gefäll. Zuschrift vom 1. d. M. ausgesprochenen Wunsch finde ich vor Allem, daß Sie meinen Worten ein zu großes Gewicht beilegen[2]. Wenn sie sich auch in einem Vorwort zu einem Werke des verehrten Freundes befinden, so drücken sie doch ganz offenbar nur mein eigenes Urteil aus, und diejenigen Worte, welche sie gestrichen wünschen, betreffen nicht einmal die Person und den Charakter des Verewigten, sondern nur die Richtung, der er sich angeschlossen.

[1] Jacob Freudenthal (1839–1907), seit 1864 Lehrer am Jüd.-theol. Seminar in Breslau, 1865 als Nachfolger von Jacob Bernays; seit 1879 auch a. o. Prof. und 1888 o. Professor an der Universität Breslau. Sein Arbeitsgebiet war die Geschichte der antiken u. mittelalterl. Philosophie. Grundlegend wirkten die „Hellenistischen Studien" mit den Arbeiten über Albinos, Olympiodoros, Diogenes Laertios. Später wandte er sich Spinoza zu; sein großes Spinoza-Werk „Spinoza, Leben und Lehre" wurde von Carl Gebhardt herausgegeben (Heidelberg 1927), der erste Teil, „Das Leben Spinozas", war 1904 in Stuttgart erschienen.

[2] Im Jahre 1867 erschien in Berlin der 2. Band der „Stimmen vom Jordan und Euphrath" von Michael Sachs, dem Prediger der Jüd. Gemeinde in Berlin (1808–1864), deren Herausgabe Lazarus veranstaltet und mit einer längeren Vorrede ausgestattet hatte, die er später auch in „Treu und Frei", Leipzig 1887, S. 240 ff., veröffentlichte. Im Jahre 1890 wurde eine Neuauflage der „Stimmen" vorbereitet. Im Namen der Familie Sachs wandte sich Prof. J. Freudenthal am 1. August 1890 an Lazarus, er möge gestatten, daß in der Neuauflage die seinerzeit eine Polemik auslösenden Worte „oder Nebel" und „wo Negation im Rechte ist" aus der Vorrede gestrichen werden. Als Lazarus ablehnte, schrieb ihm Felix Sachs in Frankfurt a. M. am 28. Aug. 1890, daß nunmehr der ganze zweite, Sachs' Persönlichkeit betreffende Teil der Vorrede wegbleiben müsse, wozu Lazarus ebenfalls seine Zustimmung verweigerte; vgl. Lazarus' Brief an Felix Sachs vom 1. Sept. 1890. (T.)

Ich wüßte auch nicht, wie es zulässig sein sollte, daß an dem Text, der nun schon zweimal veröffentlicht ist (in den „Stimmen" und in meinem „Treu und Frei"), ohne Angabe eines Grundes etwas geändert würde. Und welchen Grund sollte ich angeben? Meine Meinung über den fraglichen Punkt hat sich nicht geändert. In den letzten 23 Jahren habe ich mich als Mitglied der Gemeindebehörde, infolgedessen auch der Synode u. s. w. viel mit der theoretischen Stellung unserer Orthodoxie zur Entwicklung des Judentums namentlich in den letzten Jahrhunderten, und mit ihrer praktischen Stellung zur Gegenwart und Zukunft des Judentums befassen müssen. Sollte ich nun auf Grund meines gesamten inneren Erlebnisses heute urteilen, so würden allerdings an der betreffenden Stelle nicht mehr die Worte: „Wo Negation im Rechte ist", sondern einzig und allein: „Wo Negation heilige Pflicht ist"[3] meine innerste Überzeugung ausdrücken. Ich glaube, Sie vielleicht daran erinnern zu dürfen, daß sich damals schon nicht nur Geiger[4] sehr heftig gegen meine Milde, sondern auch der alte Löw[5] in seinem sonst so liebevoll geschriebenen Nekrolog gegen die Richtung sehr scharf und streng ausgesprochen. Ich bin mir bewußt, die Fassung des Ganzen aus der herzlichsten Verehrung für den heimgegangenen Freund trotz seiner Richtung geschöpft zu haben.

[3] Der vollständige Satz lautet (Treu und Frei, S. 244): „Mit dem Werkzeug der modernen Bildung ist Negiren so leicht, Conserviren schwer; desto schwerer, wo Negation im Rechte ist."

[4] Abraham Geiger (1812–1874), der bedeutendste Vertreter und Theologe der religiösen Reformbewegung; 1832 Rabbiner in Wiesbaden, begründete er dort 1835 die „Wissenschaftl. Zeitschrift für jüd. Theologie", für die er bedeutende jüd. Gelehrte als Mitarbeiter gewann. 1837 berief er nach Wiesbaden die erste Versammlung reformistisch gesinnter Rabbiner. Trotz Tiktins Widerspruch wurde er 1840 Rabbinatsassessor der Breslauer Gemeinde, nach Tiktins Tod (1843) erster Rabbiner, nach der Bildung von 2 „Kultusverbänden" wurde G. zum Rabbiner der reformistischen gewählt. Auf den Rabbinerversammlungen in Braunschweig (1844), Frankfurt (1845) u. Breslau (1846) setzte er sich für eine entschiedene, aber allmählich zu verwirklichende Reform und für die Begründung eines jüd.-theolog. Seminars ein. Die gleiche Anschauung vertrat er in seiner „Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben" (1862–74). 1863 wurde G. Rabbiner in Frankfurt a. M., 1870 in Berlin, 1872 Dozent an der gerade eröffneten Hochschule f. d. Wiss. des Judentums. Seine Forschungen galten nahezu allen Gebieten der Wiss. des Judentums; Hauptwerk sind die „Urschrift und Übersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwickelung des Judenthums", Breslau 1857 (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1928, mit Einl. von P. Kahle u. Anhang, bearbeitet v. N. Czortokowski).

[5] In „Ben Chananja VIII" (1864), S. 111–115. Aufgenommen in: Gesammelte Schriften von Leopold Löw, von Immanuel Löw, Szegedin 1890, Bd. II, S. 421–426; L. Löw schreibt da S. 423: „Sonst war er [Sachs] ein entschiedener, ja heftiger Gegner der deutschen Reformbewegung in den vierziger Jahren. Auf der Kanzel kannte er gegen die Reformer keine Schonung, keine Rücksicht, keine Mäßigung. Er fand in ihrem Beginnen und Vorgehen nichts als Sinnlichkeit, Ostentation, Indifferentismus, ein Spiel des Muthwillens, der Keckheit, der Frivolität."

Wenn nun Ihre Verwandten an meine „Freundschaft" appellieren, so glaube ich doch nicht, daß diese durch einen Bruch der Wahrhaftigkeit sich bewähren kann.

Mit den besten Grüßen an Sie Beide auch von meiner Frau, welche leider seit einigen Wochen wieder recht krank ist, wodurch auch diese Antwort verzögert wurde,

Ihr verehrungsvoll ergebener
Lazarus

[116] An Felix Sachs[1], Frankfurt am Main

Schönefeld, den 1. September 1890

Geehrter Herr Sachs!

Zu einer Teilung des Vorworts für die „Stimmen vom Jordan und Euphrath" kann ich meine Zustimmung nicht geben. Dagegen hat es der Herausgeber der neuen Auflage ja in der Hand, dasselbe ganz wegzulassen. Es tut mir herzlich leid, einen Wunsch der Kinder des Mannes nicht erfüllen zu können, dem ich allezeit in Freundschaft und Verehrung innig ergeben war; einer Freundschaft und Verehrung, welche auch in dem Ganzen des Vorwortes ihren vollen Ausdruck gefunden.

Achtungsvoll
Lazarus

[1] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 115.

[117] An Friedrich Nippold[1], Jena

Schönefeld bei Leipzig, den 9. September 1890

Hochgeehrter Herr College!

Da es wirklich sehr schwer wäre, für weitere Erörterungen oder Zufügungen eine Grenze zu finden, muß es bei Ihrer Auswahl bleiben. Ich sende Ihnen deshalb die heute empfangenen Fahnen mit Dank und ohne Änderung zurück.

Im hohen Grade überrascht und erfreut hat mich, daß Ihr Satz Fahne 2 Zeile 11–7 von unten mit dem so harmoniert, was ich in meinem letzten Briefe

[1] Friedrich Nippold (1838–1918), protestantischer Kirchenhistoriker; 1867 Professor in Bern, 1884–1907 in Jena; scharfer Gegner des Ultramontanismus und Freund der Altkatholiken. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte", Elberfeld 1867 (3. Aufl. in 5 Bänden 1880–1906).

kurz angedeutet[2]. Ich gehe nur eben darin noch weiter (und Sie gewiß mit mir), daß nicht bloß des historischen Forschers dogmatische Anschauung aus dem Spiele bleiben muß, so weit dies einem Menschen kraft seiner ruhigen Besonnenheit und Objectivität möglich ist, während doch sein religiöser Sinn und sein religiöses Verständnis erfordert wird, um eigene und fremde Religion zu begreifen; – sondern auch in der historischen Tatsache und Erscheinung selbst, welche zu erforschen ist, muß man von der dogmatischen Formulierung abzusehen und das zu erkennen suchen, was hinter derselben *religiös erlebt worden ist.* – So viel ich sehe, ist das der Weg, den auch College Siegfried[3] so mutig und erfolgreich geht. – Ich verkenne die Gefahr der Subjectivität in solchem Bemühen: Das *religiöse Erlebnis* hinter und außer der Form und Fassung, die es gefunden, zu erkennen, durchaus nicht. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn man sich nur an die überlieferten dogmatischen Formulierungen und begrifflichen Wendungen hält, man noch viel mehr Gefahr läuft, das in Wahrheit innerlich Erlebte in der Geschichte zu verkennen. Mir ist dieser Gedanke bei der Beschäftigung mit dem talmudischen Judentum evident geworden. Die Rabbinen der ersten Jahrhunderte stehen sich, trotz der großen und gewaltigen Gedanken, die sie in einzelnen Aussprüchen producieren, durch die oft so kleinen und kleinlichen Deductionen, mit denen sie sich befassen, sehr im Lichte; denn kaum vereinbar mit diesen erscheint eine wahrhafte Hoheit und Gewalt rein innerlicher, religiöser Gesinnung und Kraft. Und dennoch haben sie diese auf die vollkommenste Art, nämlich durch die vollbewußte Tat bekundet, in einer reinen ethischen Lebensführung bewährt und viele von ihnen schließlich als Märtyrer mit dem Leben bezahlt. Ich zweifle nicht, daß Gleiches bei der Aufrichtung des Christentums erlebt worden ist, und daß wir diesem nur so ganz gerecht werden und es verstehen können.

Ich wünsche Ihnen viel Glück auf die Reise und der guten Sache besten Erfolg.

Mit herzlichem Gruß
Lazarus

[2] Nippold hatte Lazarus offenbar schon die Fahnen des 3. Bandes seines „Handbuches der neuesten Kirchengeschichte", nämlich der „Geschichte des Protestantismus seit dem deutschen Befreiungskriege", erschienen Berlin 1890, geschickt. Lazarus bezieht sich hier auf die Schlußfolgerung, die Nippold Seite 6 (Einleitung) zieht: „Kann es doch schon a priori keinem Zweifel unterliegen, daß ein Jeder, welcher sein geschichtliches Urtheil über wissenschaftliche Leistungen davon abhängig macht, wie weit sie mit seiner Privatmeinung übereinstimmen, von vornherein dem gleichen Grundirrthume verfallen ist, wie der papale Infallibilismus".

[3] Gemeint ist Karl Gustav Adolf Siegfried (1830–1903), o. Prof. (seit 1875) für alttestamentl. Exegese und Mitdirektor des Theolog. Seminars an der Universität Jena. Er schrieb u. a. „Philo von Alexandreia als Ausleger des AT ... betrachtet ...", Jena 1875; „Spinoza als Kritiker und Ausleger des AT", Berlin 1867.

[118] An Harris Weinstock[1], Sacramento (California)

Schönefeld bei Leipzig, den 28. September 1890

Geehrter Herr!

Auch wenn ich der Ansicht wäre, daß der in Ihrer werten Zuschrift vom 15. August dargelegte Plan einer großen Ansiedlung russischer Juden in Mexiko ausführbar oder gedeihlich sei – was zu meinem lebhaften Bedauern durchaus nicht der Fall ist –, so würde doch, um europäisches Kapital dafür in Bewegung zu setzen, die erste Vorbedingung *die* sein, daß amerikanische Kapitalisten, welche zugleich durch ihre Sachkenntnis und hervorragende finanzielle Beteiligung eine Garantie böten, die Sache in die Hand nehmen. Ich glaube, europäische Kapitalisten werden niemals für ein mexikanisches Unternehmen eine Aktiengesellschaft gründen; wenn aber Amerikaner eine solche Gesellschaft ins Leben rufen und mit einem beträchtlichen Anteil des Fonds vorangehen, dann würde die Unterbringung solcher Aktien bei den jüdischen Financiers in Europa keine erhebliche Schwierigkeit haben.

Inzwischen ist ja eine vorzügliche Adresse zur Vermittlung Ihres Planes in Philadelphia entstanden: Die jüdische Alliance von Amerika mit Dr. S.[2] als Präsident.

Weitere Aufklärungen und Feststellungen werden ja von Jedem, der an die Ausführung des Planes gehen will, noch erbeten werden, ich aber will Ihnen die Gründe, weshalb das Unternehmen mir teils unausführbar, teils geradezu unerwünscht erscheint, deshalb darlegen, damit Sie denselben bei weiterem Verfolgen der Sache gleich mit Gegengründen begegnen können.

I. Sie sprechen nur von der Gewinnung von Obst- und Weinland. Eine große Kolonie – und Sie sagen selbst sehr wohl begründet, weshalb da nicht mit einer kleinen begonnen werden kann –, in welcher eine Viertel Million Menschen zu ernähren sind, kann ihr Leben nicht auf Wein und Obst stellen, wenn nicht die Absatzkanäle für Wein und Obst in nächster Nähe und vollkommen sicher sind.

II. Wiederum mit Rücksicht auf Wein- und Obstland, welches nicht wie Acker und Weiden in einem Jahre, sondern in frühestens 4 bis 5 Jahren

[1] Harris Weinstock (geb. 1854 in London, gest. 1922 in San Francisco), Wirtschaftsexperte und Schriftsteller; er wanderte 1872 nach San Francisco aus, baute mit seinem Halbbruder, David Lubin (1849–1919), in Sacramento ein sehr erfolgreiches Unternehmen auf (Weinstock, Lubin and Company, inc. 1888) und wurde Präsident und Direktor von mehreren anderen Gesellschaften und Banken. W. war jahrelang der Präsident der jüd. Gemeinde in Sacramento. Nach einer Palästinareise Lubins (1884) propagierten beide Brüder landwirtschaftliche Ansiedlungen von russischen Juden auf dem amerikanischen Kontinent. (W. und Hg.)

[2] Die Alliance Israélite Universelle in Amerika hatte mehrere Zweige, von denen der Zweig in Philadelphia der älteste war (gegründet 1868). President war um 1890 Moses A. Dropsie, Secretary David Sulzberger (geb. 1838 in Heidelsheim/Baden, gest. 1910 in Philadelphia), den Lazarus hier offensichtlich meint.

einen wesentlichen Ertrag verspricht, haben Sie bei der Aufzählung der Posten großer Auslagen zur Herstellung der Ertragsfähigkeit des Landes einen, aber den wichtigsten und größten vergessen: Daß all die Ansiedler bis dahin, d. h. 4–5 Jahre wenigstens – von der Gesellschaft zu ernähren sind.

III. Das ertragfähige Land soll erst durch Bewässerung geschaffen werden, deren Kosten Sie auf 4–8 Millionen Mark ansetzen. Da müßte vor allem festgestellt sein, ob auch wirkliche Gelegenheit zur Bewässerung gegeben ist, d. h. ob etwa Wasser in genügenden Mengen von vorhandenen Höhen herabzuleiten oder, wenn das Wasser aus Flüssen zu gewinnen, ob das betreffende Land wirklich aus Niederungen besteht. Wäre es hügelig, so wären die Kosten der Berieselung unerschwinglich.

IV. Wichtiger als alle Fragen von Wasser und Land, Wein und Obst sind die persönlichen, sowohl für die ganze Leitung der Sache, [wie für] die obere und die untere Verwaltung, werden die Menschen schwer zu finden sein, und wenn es schwer, aber nicht unmöglich ist, aus 50 000 Männern, welche sich niemals mit der Landwirtschaft beschäftigt haben, durch gehörige Anleitung in kurzer Zeit Ackerbauer zu machen, so ist es kaum denkbar, aus denselben Leuten in wenigen Jahren Weinbauer und Obstzüchter zu bilden.

V. Und wenn nun Alles unseren Wünschen und unseren Hoffnungen vollkommen entspräche, dann hege ich noch die allerschwersten Bedenken, ob Land und Leute von Mexiko auch nur entfernt die Sicherheit böten, ob nicht eine so compacte Masse von Juden gerade dann, wenn ihre Colonie prosperierte, aus dem Regen unter die Traufe kämen. Sie erinnern nur daran, daß die Mexikaner bigotte Katholiken sind und getrösten sich der Nachbarschaft der Vereinigten Staaten. In der Zusammensetzung des mexikanischen Volkes ($^{8}/_{15}$ Indianer, $^{4}/_{15}$ Mischlinge und der Rest so-so) und im Charakter desselben befinden sich Züge, unter denen bigotter Katholizismus die geringste Gefahr bedeutet. Die Vereinigten Staaten bieten ihren *Angehörigen* reichlichen Schutz, den Nachbarn aber denselben zu gewähren, werden sie wenig geneigt und kaum im Stande sein. Ich zweifle, ob sie Mexiko gegenüber zugunsten der Juden mehr zu tun gewillt oder fähig sein würden, als Rußland gegenüber.

Glauben Sie, das letztere Bedenken mit guten Gründen überwinden zu können, dann versuchen Sie, in Amerika die betreffende Gesellschaft zu begründen, und hat sich diese gefunden, werde ich gern bereit sein, ihr in Europa Teilnehmer schaffen zu helfen.

Wie schwer die geeigneten Personen zur Ausführung so großer Pläne zu finden sind, das ersehe ich soeben aus folgender Tatsache. Die „Neuzeit“ [3] in

[3] „Die Neuzeit“, liberale jüdische Wochenzeitung, die 1861 in Wien gegründet wurde.

Wien vom 26. Sept. druckt Ihren Brief und Ihren Plan ab und selbst den Passus, daß man den Ankauf der Ländereien in aller Stille betreiben müsse, druckt sie ebenfalls ab.

Lazarus

[119] An den Vorstand der Israelitischen Cultusgemeinde, Wien

Berlin, den 31. Dezember 1893

Hochgeehrte Herren!

Sie haben einen herben, einen, wie ich leider fürchten muß, auf lange Zeit unersetzlichen Verlust durch den Heimgang des hoch verehrten und vielgeliebten Doktor Ad. Jellinek[1] erlitten.

In meiner durch schier ein halbes Jahrhundert dauernden und ungetrübten Freundschaft für den verewigten Mann und meiner innigen, jetzt so schmerzlichen Teilnahme für die gedeihliche Blüte Ihrer hervorragenden Cultusgemeinde drücke ich Ihnen mein herzliches Beileid aus. Durch Weite des Wissens, Fülle und Freiheit des Gedankens, durch eine nie versiegende, immer flammende und immer zündende Beredsamkeit hat in Dr. Jellinek ein Jahrtausend der prophetischen Lehre sein Echo, ein zweites Jahrtausend des lauteren und erläuternden Midraschgeistes seine Fortsetzung gefunden. So ist Dr. Jellinek bei seinem Leben durch sein Leben und Wirken der Stolz Ihrer Gemeinde gewesen, so wird er noch lange in der Geschichte der Stolz derselben bleiben. Möge das ideale Andenken des Verklärten Ihrer Gemeinde zu dauerndem Segen gereichen und möge der tiefsinnige, historisch bewährte Ausspruch unserer Weisen sich ihr zum Heile erfüllen: גדולים[2] צדיקים במיתתן יותר מבחייהן. „Noch größer ist die Wirksamkeit der großen Menschen nach ihrem Tode als bei ihrem Leben."

Mit dem Ausdruck hoher Achtung und inniger Wertschätzung verharre ich, hochgeehrte Herren, als

Ihr ganz ergebener
Lazarus

[1] Adolph Jellinek war am 28. Dezember 1893 in Wien gestorben. Vgl. Anm. 1 zu Nr. 105.

[2] Chullin 7 b. (B.)

[120] An Sarah Lazarus[1], Berlin

Leipzig, den 11. März 1894

Mein geliebtes Herz!

Tausend Dank für Dein liebes Briefchen; aber du sollst Dich nicht so mit dem Schreiben anstrengen; ich merke den Zeilen ja genau die Pein an, die

[1] Sara(h) Lazarus, die erste Frau von Moritz Lazarus, war am 14. Januar 1819

Dir das Schreiben im Halblicht und liegend bereiten muß. Also bitte, lieber einfach diktieren, und wenn Du dann noch ein gnädiges Grüßchen eigenhändig hinzufügen willst, dann bin ich vollkommen befriedigt und habe nicht die Sorge, Dich zu quälen. Mir ist heute schon etwas erträglicher zu Mute. Gestern war mir der Kopf eingenommen; ich war ja gesund Gottlob, aber es rumorte und puckerte hier und da, besonders im rechten Ohr, auch im Oberkiefer, und nachdem ich diese Nacht ziemlich stark transpiriert, besänftigte es sich. Außer den Anstrengungen (und mit müden Nerven ist die Erkältung so leicht) von Hannover war die Reise, wie gesagt, so beschwerlich. Ich hatte mir natürlich den direkten Wagen Hannover-Leipzig ausgesucht, um nicht die Mühe des Umsteigens zu haben. Aber dieser Wagen war der letzte eines sehr langen Zuges und schüttelte so gewaltig, daß es nicht 5 Minuten Ruhe gab. Überall auf den Stationen war der Aufenthalt kurz und das Umsteigen kaum möglich. Endlich in Magdeburg fand ich einen willigen Schaffner, der mir zu einem Wagen von schönster Fahrglätte verhalf. Dennoch hatte ich in der Nacht hier keine rechte Ruhe gefunden, wie wenn das Schütteln sich in die Nerven eingenistet hätte. Gottlob, es ist nun alle Strapaze wohl überstanden, auch die Aufregungen, die, wenn auch süß und erfreulich, doch angreifend waren. Angreifend besonders deshalb, weil sie so ergreifend waren. Ich möchte gern ein wenig nachholen im Berichten, aber eigentliches Erzählen verbietet sich; das gäbe ja ein Buch. Nur ein paar Züge, Symptome der Art des Benehmens, das ich erfahren. Zunächst vom Wirt des Hotels in Braunschweig. Mein Zimmer, das große Staatszimmer in der Mitte der ersten Etage, hatte gleich links daneben das schöne Schlafzimmer. Nach derselben Seite lag aber der große Saal, wo Vortrag und dann Festessen stattgefunden, von welchem ich, wie gemeldet, erst um 3/4 1 kam; an mein Schlafzimmer aber grenzte ein anderes, das zur Extra-Garderobe für die Damen hergerichtet war, gegenüber für die Herren. Nun mußte ich am Dienstag den Fragern ehrlich bekennen, daß der Lärm mir zu Häupten vor 2 nicht aufgehört. Am Dienstag Abend war ich also bei Justizrat Magnus[2]; im Saal des Hotels aber war eine Hochzeit. Nicht ohne Sorge um die Nachtruhe ging ich deshalb heim. Hier aber wurde mir gleich vom Portier gesagt, der Wirt habe mir für diese Nacht das Schlafzimmer nach rechts gegeben, damit ich von jedem Lärm entfernt sei. „Sind Sie aber mit meinen Sachen auch sorgfältig umgezogen?" fragte ich. „O nein! Sie haben für diese Nacht beide Schlafzimmer, um alles in Ordnung zu lassen" ... Für die Sicherheit des Schlafes war ich übrigens

in Filehne geboren; ihr Vater war Elias Moses Lebenheim (geb. am 10. Januar 1778 in Filehne, gest. 1850 in Berlin), ihre Mutter Täubchen geb. Aron (geb. Februar 1779 in Filehne, gest. März 1853 in Berlin). Der vorliegende ist der letzte Brief von Moritz Lazarus an seine Frau, die am 31. März 1894 in Berlin starb.

[2] Justizrat Otto Magnus; sein Sohn, der Pharmakologe und Physiologe Rudolf Magnus, wurde 1908 als o. Prof. nach Utrecht berufen. (W.)

gesattelt. Dr. Aronheim[3], Schwager von Magnus, war natürlich auch dort zur Abendgesellschaft. Ich bat ihn mit Rücksicht auf das unruhige Schlafzimmer (konnte ja den Wechsel nicht ahnen) und in Vorsicht auf Mittwoch Abend, Vortrag in Hannover, mir ein Schlafpulver zu verschreiben. Statt dessen ist er selbst gleich in seine Wohnung gefahren, hat mir ein paar Pulver (Sulfonal) geholt, aber auch ein Fläschchen mit etwas Morphium gebracht, wenn je etwa nach 2 Stunden der Schlaf noch nicht käme. Viel interessanter aber war eine Mitteilung eben des Dr. Aronheim, die er bei Tisch machte; er erzählte nämlich, wann und bei welchem Anlaß er in seiner Familie (von Mutter und Onkel) so viel von mir gehört habe. Er sei damals Oberprimaner noch unter Krüger[4] gewesen; eines Tages sei dieser in die Klasse gekommen, habe den Schülern den ersten Band der Zeitschrift[5] und noch einige Hefte gezeigt und erzählt, daß der Herausgeber und Verfasser der Hauptaufsätze sein Schüler Lazarus sei; er, Krüger, sei aber bei der Erzählung so gerührt gewesen, daß seine Stimme von Tränen erstickt wurde. Er und seine Mitschüler hätten sich später noch oft bei Gelegenheiten, wie Krügers Jubiläum, Tod etc., wo immer auf Krügers Charakter (streng-pedantischer Direktor, aber väterlicher Freund der Schüler) die Rede kam, von jener unvergeßlichen Stunde unterhalten. Du kannst Dir denken, mein geliebtes Leben, daß die ganze Tafelrunde, deren viele Meister Krüger noch gekannt, von der Geschichte gerührt war. Und nun muß ich auch gleich von demselben Dr. Aronheim – ein wahrer Prachtkerl an Frische und Tüchtigkeit, Anfangs 50er, einer der beliebtesten Aerzte in Braunschweig – Benfey[6] in Hannover schwärmte ordentlich von ihm –, erzählen. Mittwoch Früh kam er, zu sehen, wie ich geschlafen und Abschied zu nehmen. Brachte mir auch ein Paket, es wären ein paar Ansichten vom alten Braunschweig und vom neuen. Es war nämlich Abends die Frage, ob ich nochmals zu ihm kam, er wolle mir einige Ansichten zeigen und ob sie mich wohl aus treuer Anhänglichkeit interessieren würden; ich konnte natürlich nur die Hoffnung aussprechen, es künftig einmal nachzuholen, da ich ja Mittwoch schon den Vortrag in Hannover halten müßte. Nun nahm ich das Paket wie eine Kleinigkeit dankbar, einfach hin. In Braunschweig und Hannover war keine Zeit, es zu öffnen, erst heute Mittag machte ichs auf und war ordentlich erschreckt – das werde ich ihm nächster Tage schreiben – es sind 80 der schönsten Aufnahmen der Denkmäler, Gebäude und Plätze der Stadt, ein wahrer Schatz von Sehenswürdigkeiten. Ich bringe sie natürlich mit. Du wirst Deine Freude daran haben, auch Rese[7] werden sie sehr gefallen und Freude machen; denn man hat den ganzen Charakter der edlen alten Reichsstadt vor Augen.

[3] Dr. med. Felix Aronheim.
[4] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 4.
[5] Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
[6] Vermutlich ein Bruder des Sanskritforschers Theodor Benfey (1809–1881). (W.)
[7] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 53.

Und nun aber, damit nicht aus dem Vergnügen dieses Berichtes eine Arbeit der Lektüre für Dich und des Schreibens für mich werde – habe ich doch, um heute zwar noch nicht zu arbeiten, aber doch Störung von den folgenden Tagen fern zu halten, bereits eine ganze Anzahl notwendiger Briefe und Briefchen unterfertigt – nur noch dies von dem Diner bei meinen Gastfreunden Benfey.

Daß es eine wahre „Chassene“[8] war, 8 oder 9 wirklich gute Reden gehalten wurden, die vorzüglichsten Weine geschenkt waren, Trophäen juristischer Kämpfe nach gewonnenen großen Prozessen, welche an hohen Festtagen präsentiert werden, habe ich wohl schon gemeldet. Spaßhaft aber war, was mich daran erinnerte, daß Du mein geliebtes Herz, manchmal sagtest, ein Vortrag von mir mache einen andern Eindruck, weil es wie ein Fest wäre. Schon in Braunschweig am Dienstag Vormittag hatten verschiedene Herren sich mir zu jedem etwaigen Dienst, auch zum Theaterbesuch etc. angeboten, weil ja doch, wie der Eine sagte: „man heute noch nicht in die Prosa des Lebens wieder hinein könne“, – der Andere: „heute müsse man nach dem gestrigen Festtag blau machen“; und bei Benfeys fing der eine, ein Rechtsanwalt Dr. Meyer[9], Sohn des ehemaligen Landrabbiners, seine wirklich weihevolle Rede damit an, „was ist denn heute“? (ich mußte an Bernstein[10] denken: Mamme, was is heit? 's is nischt Montag etc.) und seine Antwort war: heute ist Issru-Chag[11]; denn gestern war das höchste geistige Fest, das wir jemals erlebt haben usw. Bei den Tischreden aber blieben die Leute vor Rührung stecken und machten allen Anwesenden nasse Augen und ich war der vierte im nassen Kleeblatt. Also der genannte Dr. Meyer, dann der Bankier Herzfeld, Sohn des Landrabbiners von Braunschweig, der Erinnerungen, wie sein Vater von mir gesprochen etc. zum Besten gab, dann der Consul Simon, der Tränen reinster Freude nicht zurückhalten konnte, weil ich seine Pläne[12], die er mir vorher erörtert hatte, gebilligt, und schließlich auf das Gelingen seines großen, edlen Lebenswerkes getoastet hatte. –

Nun aber, geliebtes Herz, ist es wirklich genug. Die nächsten Tage freilich werde ich wenig schreiben können und mich manchmal mit einem Kärt-

[8] „Hochzeitsfeier“. (T.)

[9] Rechtsanwalt Dr. Siegmund Meyer, Sohn des ehemaligen Landesrabbiners in Hannover.

[10] Aron Bernstein (1812–1884), populärer Schriftsteller (Pseudonym: Rebenstein); schilderte jüd. Familienleben und Kleinstadtalltag in den Novellen „Vögele der Maggid“ und „Mendel Gibbor“. Gründete im März 1849 in Berlin die demokratische „Urwählerzeitung“ (später: „Berliner Volkszeitung“) und schrieb jahrelang deren Leitartikel.

[11] Issru-Chag („Bindet das Festopfer“, nach Psalm 118, 27), Bez. für den Tag nach den drei frohen Wallfahrtsfesten, dem Pessach-, Schawuoth- und Sukkothfest, gleichsam ein leiser Nachhall der Festfreude.

[12] Konsul Moritz Simon (gest. 1905) hat durch Stiftung und Leitung der Israelitischen Erziehungsanstalt in Hannover versucht, jüdische Jugend für Handwerk und Landwirtschaft auszubilden. (T.)

chen begnügen müssen. Es ist ja zwiefache Arbeit, die mir hier jetzt obliegt. Geschäftliches und den „Jeremias“ [13] muß ich fertig machen; ohne ihn „gehe ich nicht heim.“

Laß es Dir gut gehen, geliebtes Herz, und erfreue mit *diktierten* guten Nachrichten

Deinen von ganzer Seele getreuen
Lazarus

[13] „Der Prophet Jeremias“, Breslau 1894.

[121] An Otto Flügel [1], Wansleben

Schönefeld bei Leipzig, den 20. Juni 1894

Verehrter Freund!

Indem ich Ihnen anbei die mir gütigst gesandten Bücher zurückstelle, sage ich Ihnen herzlichsten Dank dafür...

Bei Ihrer Frage wegen des 10. Gebotes müssen wir die nach der Bedeutung der Worte von der nach der Zeitfolge trennen. Im 2. Buche [2] also heißt es in Bezug auf beide Objekte תחמד לא [3], also in Bezug auf Weib des Nächsten, und Haus, Feld etc. Im 5. dagegen in Bezug auf das Weib ebenfalls תחמד [4]; dagegen in Bezug auf Haus, Feld etc. תתאוה [5]. Läge in חמד, wie ältere Erklärer wollten, der conatus, dagegen im Hithpael [6] von אוה das mehr innerliche „Gelüsten“, so wäre nicht wohl abzusehen, weshalb diese Vertiefung gar nur bei den äußeren Objekten und nicht viel mehr in Bezug auf das Weib hätte eintreten müssen. Oncelos [7] hat auch 2 Wörter zur Übersetzung, das erste ist = dem Hebräischen, das 2. aber mit תרוג; allein eben diesen Stamm braucht er auch zur Übersetzung von נחמד (Gen. 3, 6). Also fühlt er keinen Unterschied. Nach meiner Ansicht aber ist es umgekehrt: חמד ist das bloße Gefühl des Wohlgefallens, der Lust und aus der Lust *an* etwas wird dann Lust oder Gelüste *nach* etwas. So hat auch der brave Letter [8] ganz

[1] Otto Flügel (1842–1921), protestantischer Pfarrer in Wansleben (Sachsen), einer der aktivsten Anhänger des Philosophen und Pädagogen Johann Friedrich Herbart (1776–1841); nach Herbarts Tod mit Carl Kehrbach Herausgeber der „Sämtlichen Werke“ Joh. Friedr. Herbarts, Langensalza 1882–1887. Seit 1894 mit Wilhelm Rein Herausgeber der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. (B.)

[2] Exodus 20, 17. (T.)

[3] „Du sollst nicht gelüsten“. (T.)

[4] Deuteron. 5, 18. (T.)

[5] „Verlangen haben“, „begehren“. (T.)

[6] Hithpael, Reflexivbildung von der Intensivform des hebräischen Verbs.

[7] Onkelos ist der angebliche Verfasser des Targum O., einer sehr wörtlichen Übersetzung der Thora in die aramäische Volkssprache, im 2. Jh. n. Chr. in Palästina entstanden, später in Babylonien überarbeitet.

[8] Max (Meir) Letteris (1804–1871), hebräischer Schriftsteller und Übersetzer; nach

richtig – hat ebenso Mendelssohn[9] – für das erste חמד „laß dich nicht gelüsten"; dann לא תתאוה „und sollst nicht begehren", das doch entschieden stärker, mehr dem Willen zugeneigt. So auch Zunz[10] a, nicht Gelüste tragen, dagegen b, nicht begehren. Kautzsch[11] hat a, nicht Verlangen tragen, und b, nicht Verlangen haben.

Mir scheint also, das im 2. Buch allein vorkommende חמד heißt bloß das Gefühl der Lust danach haben, das im 5. Buch auch auf das Weib gebraucht wird; dagegen אוה heißt begehren; ursprüngliche Bedeutung: eine Bewegung irgend wohin, sich an Jemanden wenden etc.

Von einer – späteren – Verinnerlichung kann also nicht und wie gesagt schon deshalb nicht die Rede sein, weil gerade in Bezug auf das Weib das gleiche Wort wie im 2. Buche steht. Daß dem Verfasser des Deuteronomium bereits eine Fassung des Zehngebots vorgelegen hat, geht deutlich auf 5, 12 „wie der Ewige dir befohlen hat" hervor. Schwerlich aber ist, nach meiner Ansicht, die des 2. Buches die ältere. Denn diese gründet das Sabbatgesetz auf die Ruhe Gottes am 7. Tage; also überhaupt auf die Schöpfungsgeschichte; und diese halte ich für später als die meisten Propheten. Für mich liegt der Beweis in einer Tatsache, die ich zu meinem großen Erstaunen nirgends bei den Commentatoren beachtet sehe: das Paradies wird in der ganzen Bibel nicht wieder erwähnt; hier ist heidnischer Einfluß: das Ideal des Lebenszustandes, das goldene Zeitalter in einer Vergangenheit; bei den Propheten der höhere und wahrere Gedanke: das Ideal liegt in der Zukunft.

Überhaupt meine ich: der Grundsatz: „später also tiefer" trifft nicht allgemein zu; dies gilt nur bis zu Jeremias und allenfalls auf den 2. Jesaias; dann kommt ein Rückgang, d. h. eine unselbständige, durch Fremdes beeinflußte (gelegentlich auch tiefere) Gestaltung des Ideengehaltes. Erst mit dem Rabbinismus, vielleicht schon den ersten Begründern desselben, der Synagoga magna, findet die volle, klare Besinnung auf das Eigene und seine Durchbildung statt.

Genug für heute. Herzinnige Grüße von

Ihrem

Lazarus

einer kurzen Zeit als Bibliothekar der Kaiserl. Hofbibliothek in Wien betätigte er sich als Korrektor und Herausgeber hebräischer Bücher; bekannt wurden seine im Auftrag der Londoner Bibelgesellschaft besorgten Bibelausgaben. Er übersetzte u. a. auch die bibl. Dramen Racines und Goethes Faust ins Hebräische.

[9] Moses Mendelssohns gesamte, kommentierte Pentateuch-Übersetzung wurde unter Mitwirkung von Hartwig Wessely, Aron Jaroslaw u. a. vollendet und erschien erstmals 1783 in Berlin.

[10] Leopold Zunz arbeitete gemeinsam mit M. Sachs, J. Fürst, H. Arnheim u. a. an einer Übersetzung der Bibel, die 1837 in Berlin erschien.

[11] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 149.

[122] An die Fakultät und die Studierenden des „Hebrew Union College", Cincinnati[1]

Schönefeld bei Leipzig, 23. September 1894

Hochgeehrte Herren!

Es gereicht mir zur höchsten Ehre wie zur innigsten Freude, ein Zeichen herzlichster Gesinnung von dem Lehrer-Collegium einer Lehranstalt empfangen zu haben, welche denjenigen Ideen und Interessen zu dienen hat, die ich am höchsten schätze und die an der Berliner Schwester-Anstalt nach Kräften zu fördern ich bei ihrer Aufrichtung und bisherigen Führung stets bestrebt gewesen bin.

Ganz besondere Freude und Genugtuung hat es mir bereitet, daß auch das nachwachsende Geschlecht der Jünger unserer Wissenschaft sich den Meistern angeschlossen, mir ihre Freundlichkeit zu bekunden. Ich muß es mir wegen des Umfanges der zu erfüllenden Dankespflichten zu meinem lebhaften Bedauern versagen, Ihr gütiges Telegramm eingehend und angemessen zu beantworten und kann sie nur bitten, den schlichten Ausdruck meines tiefgefühlten Dankes freundlichst annehmen zu wollen.

Mit ausgezeichneter Hochschätzung und Verehrung
Ihr ganz ergebenster
Lazarus

[1] Vgl. den Brief vom 7. Mai 1895 (Nr. 127), an das Lehrerkollegium des Hebrew Union College, Cincinnati.

[123] An die Grossloge für Deutschland U. O. B. B.[1], Berlin

Berlin, im November 1894

An die Hochwürdige Großloge...

Sie haben die Güte gehabt, meinen 70. Geburtstag durch eine in jedem Betracht glänzende Adresse zu ehren und zu feiern. Da es mir bisher nicht vergönnt gewesen ist, je etwas unmittelbar im Dienste Ihres edlen Ordens zu tun, – selbst Ihrer freundlichen Einladung zu Ihrem Jubiläum zu folgen, hat mich plötzlich ein widriges Geschick verhindert – bin ich von diesem für mich so überaus ehrenvollen Zeichen Ihres Wohlwollens desto mehr über-

[1] U. O. B. B. = Unabhängiger Orden Bne Briss (in englischsprachigen Ländern I. O. B. B. = Independent Order B'nai B'rith), interterritoriale Vereinigung jüdischer Logen, gegr. am 13. Oktober 1843 in Amerika. Der deutsche Zweig, die deutsche Reichs-Loge in Berlin, wurde am 20. März 1882 gegründet. (B.)

rascht und herzlich erfreut worden. Der Beweis, daß Sie, hochgeehrte Herren, redlichem Streben, auch wenn es nicht auf Ihre eignen Zwecke gerichtet, aber durch die Gesinnung verwandt ist, Ihre gütige Anerkennung zuwenden, ist mir ganz im allgemeinen menschlichen und glaubensbrüderlichen Interesse eine hohe Genugtuung gewesen. Aber gerade deshalb empfinde ich lebhaft den Wunsch, daß es sich fügen möchte, meine Kraft auch einmal in Ihren Dienst zu stellen. Inzwischen bitte ich Sie, den Ausdruck meines herzinnigsten Dankes und zugleich die Versicherung der vollkommensten Wertschätzung und wahren Verehrung zu genehmigen, mit welcher ich verharre als

Ihr ganz ergebenster
Lazarus

[124] An das Lehrerkollegium der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums", Berlin

Berlin, November 1894

Hochgeehrte Herren!

Mit der durch Hoheit des Inhalts, Schönheit der Form und Pracht der Fassung gleich ausgezeichneten Adresse, die Sie mir zu meinem 70. Geburtstage gewidmet, haben Sie mich innig erfreut. Dieses Zeichen einer für mich im höchsten Grade ehrenvollen Gesinnung steht unter allen, die mir zuteil geworden, meinem Herzen ebenso wie Ihr Collegium und die Lehranstalt, in der es waltet, am nächsten. Vor allem aus dem Grunde, weil, wenn in den Auszeichnungen, womit man mich geehrt und gefeiert hat, eine Anerkennung des Strebens liegt, dem meine Kraft zugewendet war – und in der Ihrigen wird sie so liebevoll und so reichlich gespendet –, ich die Ihrige am ehesten verdient zu haben glaube; wenigstens insofern es mein Wünschen und Wollen und Ringen betrifft. Das Gelingen der Erfolge einer solchen Anstalt hängt ja von vielem ab, und ich weiß sehr wohl, daß mancherlei und auch mein Tun oft genug unzulänglich gewesen.

Wer aber die Stellung des Judentums im geistigen Haushalt des Menschengeschlechtes, die Bedeutung der Wissenschaft im Bestande des Judentums und endlich das Gewicht des eigentlichen Idealgehaltes im Unterschied von äußerem Gefäß und Form innerhalb der Wissenschaft in meinem Sinne schätzt, der wird es begreifen, daß ich mit der freudigsten Genugtuung auf die Art, wie das Lehrercollegium unserer Lehranstalt seit ihrer Eröffnung zusammengesetzt war, zurückblicke; mehr als auf irgend etwas das ich im Leben gewollt oder gewirkt, bin ich, dies bekenne ich gern, stolz darauf, mitgewirkt zu haben, zur Einführung des Geistes, in welchem Sie und Ihre Vorgänger die Lehranstalt bis jetzt geleitet haben.

Sie wünschen mir Glück, meine hochgeehrten Herren! Ich danke Ihnen herzlich dafür. Aber wenn das Greisenalter eine „Krone" ist, dann ist meinem Gemüte das Glück und das Gedeihen unserer Anstalt der edelste, wertvollste Stein in dieser Krone. Von den Wissenschaften und der unserer heiligen Lehrer insbesondere heißt es ja: כי הם חיינו ואורך ימינו [1]. Sie aber hochgeehrte Herren, bitte ich: ואהבתכם אל תסירו ממני לעולמים [2]. Denn Ihr Wohlwollen ist meine Wonne und Ihre Anerkennung ist mein Stolz.

Genehmigen Sie, hochgeehrte Herren, die Versicherung hoher Verehrung und innigster Wertschätzung, mit welchen ich die Ehre habe

zu verharren als Ihr
dankbar ergebenster
Lazarus

[1] „Sie sind unser Leben und die Verlängerung unserer Tage", Zitat aus dem täglichen Abendgebet. (T.)

[2] „Eure Liebe entziehet nicht in Ewigkeit", abgeändertes Zitat aus der gleichen Stelle. (T.)

[125] An den Vorsitzenden des DIGB [1], Samuel Kristeller, Berlin

Freiburg, den 16. Dezember 1894

Hochgeehrter Herr College!

Da ich in der Südschweiz vergeblich nach einem mir zusagenden, zu stiller Arbeit geeigneten Aufenthalt gesucht, habe ich mich hier für die nächsten Monate niedergelassen und meine Adresse ist bis auf Weiteres wie oben.

Ihre vertrauliche Mitteilung wegen einer Jubiläumsfeier des D. I. GB. habe ich, jener Zeit den Ort häufig wechselnd um überall Vorträge zu halten, (es sind 12 geworden) sehr spät erhalten. Viel kann ich zur Beratung dazu, sowie zur Tagesordnung am 19. d. M. aus der Ferne ja nicht beitragen. Ich will aber

1. mich zur Verfügung stellen, beim Fest oder dem Gemeindetag, falls man noch einen Redner braucht; sei es, dass dergleichen gewünscht wird, zu einem wissenschaftlichen Vortrag oder zu einer paränetischen Rede.

2. möchte ich als *Hauptart der ganzen Feier* die Fassung eines Beschlusses vorschlagen, welche ideell von hoher Bedeutung, materiell gar keine oder geringe Mittel erfordern wird.

[1] DIGB = Deutsch-Israelitischer Gemeindebund, Verband der jüdischen Gemeinden Deutschlands, gegr. 1872.

Als „herausgegeben vom D. I. GB." soll die Bibel hebräisch und deutsch gedruckt und *fortgesetzt* (wie bei jeder Bibelgesellschaft) vertrieben werden. Ich stelle zunächst hier mein Motiv dar.

Bei einer Debatte über Bibellesen in der jüd. Religionsschule sind die Worte gefallen:

„Auch biete die Voraussetzung, dass jedes Kind eine deutsche Bibel besitzen müsse, eine schwere materielle Belastung der Eltern." Diese Worte sind eine Schande für uns deutsche Juden und der D. I. GB. soll sie von uns abwälzen.

I. Hauptpunkt: Es wird eine Centralagentur und daneben Provinzial- und Spezialagenturen (letztere fast an jedem Orte, wo Juden wohnen) zum Vertrieb errichtet.

Jedes Kind erhält auf Antrag des Lehrers oder der Eltern oder des Vormundes *eine Bibel* (je nach der vom Antragsteller zu stellenden Forderung) für 1 M. oder ganz umsonst.

Bemittelte zahlen 3 Mk.

Wohlhabende oder Reiche zahlen 10,50 oder 100 M.

Die Agenten haben die Verpflichtung

a) dafür zu sorgen, daß jedes jüdische Haus und jedes jüdische Kind eine Bibel hat.

b) bei Gelegenheit einer jeden Hochzeit von wohlhabenden Leuten, das Brautpaar zum Erwerb einer Bibel (für 10,50 oder 100 Mk.) aufzufordern; desgleichen bei der Geburt eines jeden Kindes, bei jeder Barmizwoh[2], bei jeder silbernen und goldenen Hochzeit.

Ich hege die feste Zuversicht, wenn man in der betreffenden Zuschrift des Agenten einfach sagt, der Preis der Bibel diene dazu, jedes arme Kind mit einer solchen zu versehen, dann wird die Bibelkasse keinen Zuschuß vom D. I. GB. (der sich nur Anfangs als eine Art von Garantiefond[s] dazu schlüssig machen muß) zu fordern brauchen.

II. ... Ich würde in Bezug auf die Herstellung der Übersetzung evtl. nichts dagegen haben, wenn man die Zunz'sche oder ...

Schicklicher, schöner, *des Gemeindebundes* – bei den Fortschritten der biblischen Wissenschaft in den letzten 20 Jahren – *würdiger* wäre es, zuvor eine Revision der Übersetzung von einer Anzahl von jüdischen Gelehrten, etwa 10 oder 12, vornehmen zu lassen. Diese verteilen die Schriften unter sich, aber so, daß mindestens je zwei dieselbe bearbeiten, erst diese beiden mit einander verkehren, und dann eine Gesamtlesung in einer Ferienzusammenkunft oder durch Umlauf stattfindet.

[2] Barmizwoh, Barmizwa(h) (hebr.: „Sohn des Religionsgesetzes"), Bezeichnung für den jüdischen Knaben, der das 13. Lebensjahr vollendet hat und damit zur Übung der religiösen Gebote verpflichtet ist; Bez. auch für die diesen Lebensabschnitt auszeichnende Festlichkeit.

Für die Mitarbeiter an der Übersetzung aber ebenso für die (sehr wichtigen) Correktoren muss eine Besoldung ausgesetzt werden, und dazu vor Allem und zum Druckgarantiefond[s] soll man gelegentlich des Jubiläums sammeln.

Ich aber für meine Person übernehme auch einen Teil und verpflichte mich vom Tage der Einsetzung der Commission ein ganzes Jahr hindurch – täglich mit Ausnahme der Festtage – wenn ich gesund bin, ½ bis 1 Stunde daran zu arbeiten und verzichte auf jedes Honorar, sondern möchte dies nur im Dienste der Sache und zu Ehren des D. I. GB. tun.

Noch Eins, obwohl es erst zur späteren Ausführung gehört; es kann aber zur Empfehlung sehr dienen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß zuweilen in einer glücklichen Stunde oder durch glückliche Umstände man beim Lesen des hebräischen Textes für einen Vers, ja für ein Wort einen besonders treffenden Ausdruck findet. Man kann auch hierin nicht immer das Beste mit Absicht erarbeiten; oft ists ein glücklicher Fund. Darum soll in allen jüdischen Blättern die Aufforderung ergehen, wer [eine] besonders gute und treffende Übersetzung eines Verses oder Wortes selbst gefunden oder in einer Schrift an entlegener Stelle angetroffen zu haben glaubt, soll seinen Beitrag einsenden. Es kommt vielleicht viel: desto besser[3].

Zum Schluss, mein hochverehrter Herr Kollege habe ich noch eine doppelte Bitte; 1.) lassen Sie mich gefl. wissen, wie es Ihnen persönlich geht; 2.) ich habe keine Zeit, von diesem Briefe Kopie zu nehmen, möchte sie aber doch gern besitzen; also wollen Sie mir gefl. im Bureau eine anfertigen und zusenden lassen.

Mit verehrungsvollen Grüßen

Ihr

Lazarus

[3] Der Israelitische Gemeindebund Berlin (gez. Kristeller) lehnte in der Antwort vom 14. Jan. 1895 diesen Antrag von Lazarus ab mit der Begründung: „Die Kommission ist der Meinung, daß Ihre Begeisterung für die Sache und die warme Hingebung, mit der Sie sich derselben widmen wollen, Ihnen eine nüchterne Berechnung des nötigen Aufwandes an Zeit und Geld für die Ausführung einer so großen Unternehmung erschwert. Sie sind zu sehr geneigt, Ihr eigenes Können und Wollen als Maßstab für Andere zu nehmen. Nach früheren Vorgängen und zuletzt nach der Arbeit der Herren Kautzsch und Genossen wären 60 (nämlich 12 × 5) Arbeitsjahre für solch großes Werk zu veranschlagen, und da den 10 bis 12 jüdischen Autoren, die durch ihre Lage gezwungen sind, die Zeit für ihren Unterhalt auszunutzen, nicht weniger als 3000 Mk. für das Arbeitsjahr angeboten werden darf, so ergäbe sich eine Summe, die die Kräfte des D. I. G. B. weit übersteige und zu deren Ersammlung gerade für dieses Unternehmen die heutige Zeitrichtung wenig aussichtsvoll sei. Möge nämlich der masoretische oder ein kritischer Text zu Grunde gelegt werden, jedenfalls wird eine Partei ein Anathema aussprechen…“ (T.)

[126] An die Herren Hörer der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, Berlin

Berlin, 1894

Geehrte Herren!

Sie haben die Güte gehabt, meinen 70. Geburtstag durch Abordnung von Gesandten und Überreichung einer in jeder Art prachtvollen und glänzenden Adresse zu feiern. Ich fühle mich dadurch aufs Innigste gegen Sie verpflichtet...

Bei der Gründung unserer Lehranstalt habe ich eifrig mitgearbeitet, nicht um einem speziell wissenschaftlichen oder praktischen Zweck mit derselben zu dienen, sondern weil mir unser Judentum, seine Erhaltung und namentlich auch seine Fortbildung im Sinne der allgemeinen geistigen Entwicklung und des Kulturaufschwunges ganz und gar am Herzen lag und mir auf den damals bestandenen Instituten dafür nicht ausreichend gesorgt schien. Indem Sie, als die Träger eines recht beträchtlichen Teiles der religiösen Zukunft in Deutschland und seinen Nachbarländern mir ein so ehrenvolles und herzerfreuliches Zeichen Ihres Wohlwollens gegeben, möchte ich darin die Gewähr erblicken, daß Sie mit mir auch in dem Sinne einig sind, in welchem ich die geistigen Gaben unserer Lehranstalt künftig ausgestreut und fruchtbar gemacht sehen möchte.

Ich werde längst dahin sein, wenn Sie, meine geehrten Herren, den wahren, den hohen und freien Geist des Judentums, den wir in der Lehranstalt zu pflanzen bemüht sind, draußen in vielen Gemeinden zu pflegen haben. Gebe der Allgütige Ihrem Wirken glückliches Gedeihen und bewahren Sie auch ein gütiges Gedenken Ihrem und der Lehranstalt altem, treuem Freunde,

Ihrem mit aller Hochachtung zeichnenden,
herzlich dankbaren
Lazarus

[127] An das Lehrerkollegium des Hebrew Union College, Cincinnati, zu Händen des Präsidenten Herrn Dr. I. M. Wise[1]

Schönefeld, den 7. Mai 1895

Zuerst haben widrige und dann glückliche Umstände und eine längere Reise mich verhindert, Ihnen für die Ehre, welche Sie mir erwiesen, meinen herzlichen Dank in direkter Weise auszusprechen. Jetzt, nachdem ich in mein

[1] Isaac Meyer Wise (geb. 1819 in Steingrub/Böhmen – gest. 1900 in Cincinnati), Rabbiner – 1847 in Albany, 1854 in Cincinnati –, Vorkämpfer u. Organisator der

Sommerheim eingekehrt bin, will ich es nicht länger aufschieben, obgleich ich auch heute noch nicht in der Lage bin, es in der Weise zu tun, welche Ihrer und der Sache vollkommen würdig wäre. Nicht als ob ich der Dankbarkeit, zu der Sie mich verpflichtet haben, mit vielen oder hohen Worten Ausdruck geben möchte. Selbstverständliches muß zwar oft im Leben gesagt werden, aber es soll dann in wenigen Worten geschehen. Gern aber möchte ich Ihnen ausführlich darlegen, welche Quellen und welcher Richtung meiner geistigen Tätigkeit ich es zu verdanken glaube, daß Sie die Güte gehabt haben, mir eine so besondere Ehre zu erweisen.

Diejenigen, welche nur flüchtig meine innere Lebensarbeit betrachten, mögen darüber erstaunt sein, mich zum D.D.[2] ernannt zu sehen. Vor Ihnen aber will ich gern, wie ich es in den letzten Jahren mehrfach öffentlich getan, bekennen: Ich bin nicht bloß ein Psycholog und Völkerpsycholog und auch ein Jude, nicht ein Jude und auch ein Völkerpsycholog. Vielmehr ist es für mich, als Juden, der beglückendste Gedanke, man werde in der Zukunft wenn die Völkerpsychologie zu einer gedeihlichen und einflußreichen Wissenschaft entwickelt sein wird, anerkennen, daß der erste Anbau derselben mindestens persönlich auf dem Grunde des Judentums entsprungen, in Wahrheit aber auch die Ideen, die sie auszubilden strebt, aus den letzten tiefsten Quellen des Judentums entspringen. In ihm sind seit lange und zuerst die Gedanken heimisch, welche mich geleitet haben, das ganze Menschengeschlecht als Eine Familie zu betrachten, als eine in ihrem Ursprung und noch viel mehr und viel höher in ihrem Ziele erkennbare Einheit, die in allen ihren Gliedern auf ihren Bestand und ihren Entwicklungsgang zu erforschen zu den höchsten Aufgaben menschlicher Erkenntnis gehört. Nicht den äußeren Anlaß, aber den innersten Antrieb meines wissenschaftlichen Strebens und speziell den Grundbezug der Völkerpsychologie glaube ich dem Judentum als dem Nährboden meines geistigen Lebens zu verdanken; sicher aber weiß ich auch, gerade durch die völkerpsychologische Betrachtung der Geschichte, der inneren Mannigfaltigkeit und des fortschreitenden Aufschwungs der Völker immer mehr und heller, selbstbewußter ein Bekenner des Judentums geworden zu sein, seinen ethisch-religiösen Gehalt und seine Entwicklung in den Tatsachen der Vergangenheit und in den Hoffnungen und Bestrebungen für die Zukunft immer mehr frei zu erforschen und immer mehr treu zu bekennen gelernt habe.

Wenn es deshalb mir seiner Zeit die größte Genugtuung bereitet hat, daß der berühmte zeitgenössische Kirchenhistoriker, der Professor der evangeli-

religiösen Reform im amerikan. Judentum. 1875 eröffnete er in Cincinnati das theologische Seminar für Rabbiner, das „Hebrew Union College", das er bis zu seinem Tode leitete. Lange Zeit war er auch Herausgeber und Beiträger der Zeitungen „The American Israelite" (engl.), der damals am weitesten verbreiteten jüd. Wochenzeitschrift in Amerika, und „Die Deborah" (in dt. Sprache).

[2] D. D. = Doctor of Divinity.

schen Theologie, Nippold, in seinem Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, III. Bd., S. 556 f.[3], in welcher er mit hoher Geistesfreiheit auch die Bewegungen im Judentum der historischen Beobachtung unterwirft, daß also der Forscher in voller Unbefangenheit noch vor dem Erscheinen meiner Schrift über den Jeremias, mein Arbeitsgebiet als eine Erscheinung der jüdischen Forschung, welche am meisten typischen Charakter hat und „Das Leben der Seele", „Ideale Fragen", „Treu und Frei" als ein ähnliches Gemeingut der Theologie wie die Vorträge Döllingers erklärt hat, dann darf ich mit gutem Gewissen und ohne Verletzung der Bescheidenheit den Grad dazu[4] von Ihnen annehmen, mich dieser Ehre von ganzer Seele freuen und Ihnen von ganzem Herzen dafür danken. Glücklicherweise ernennt Ihr Diplom mich auch zum korrespondierenden Mitgliede Ihrer Fakultät, und ich sehne mich nach geeigneter Zeit und Gelegenheit, Ihnen die hier angedeuteten Gedanken ausführlich darzulegen. Inzwischen aber bitte ich Sie, den Ausdruck der vorzüglichen Hochschätzung und Verehrung entgegenzunehmen, mit welcher ich verharre als Ihr ganz ergebenster

Lazarus
D.D. Dr. jur et. phil.

[3] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 117. – Das genaue Zitat lautet: „Wir wählen darum nur wieder als Eines von Vielem diejenige Erscheinung, welche uns am meisten typischen Charakter zu haben scheint: die der Völkerpsychologie gewidmete Zeitschrift von Lazarus und Steinthal, und zumal das umfassende Arbeitsgebiet des ersten Gelehrten. Mit demselben sittlichen Muthe, mit welchem die Pioniere der Judenmission den unchristlichen Auswüchsen des Antisemitismus Einhalt geboten, ist Lazarus der daraus resultirenden Aufwallung seiner Glaubensgenossen entgegengetreten. Werke wie sein Leben der Seele, seine Idealen Fragen, die als ‚Treu und Frei' gesammelten Aufsätze bilden ein ähnliches Gemeingut der Theologie, wie die Vorträge Döllinger's" (Seite 556/57).

[4] Den Doctor of Divinity.

[128] An Joseph Samuel Bloch[1], Wien

Schönefeld, bei Leipzig, den 18. Januar 1897

Hochgeehrter Herr Doctor!

Mit Bezug auf Ihre Anregung vom 26. v. M., daß mein Mann seine Meinung über den Zionismus öffentlich aussprechen möge, teile ich Ihnen mit, daß derselbe es nicht für ratsam hält, jetzt in der Sache das Wort zu ergreifen. Seine Ansichten sind ja bekannt, da er mehrfach Gelegenheit hatte,

[1] Joseph Samuel Bloch (1850–1923), Rabbiner in Floridsdorf b. Wien und Lehrer am Wiener Bet-ha-Midrasch; Gelehrter, Publizist u. Parlamentarier. B. schrieb über „Ursprung u. Entstehungszeit des Buches Kohelet...", Bamberg 1872, über „Helle-

dieselben und zwar in der unbefangensten Weise ohne alle Beziehung auf ein Parteigetriebe darzulegen. Über den Begriff der Nationalität überhaupt ist in seinen grundlegenden Aufsätzen, speziell in der einleitenden Abhandlung zur Eröffnung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ [2] von ihm und Steinthal ausführlich gehandelt; sodann hat er über die Stellung der Juden in seinem Vortrag „Was heißt national?“ (mit welchem er zuerst in Berlin gegen Treitschke auftrat) das Verhältnis der Juden zu den Staaten, in welchen sie leben, beleuchtet und scharf gekennzeichnet; und in den 2 Reden: „Unser Standpunkt“ (s. Treu und Frei) die Frage noch einmal gründlich erörtert[3]. Eine neue Darstellung seines Gedankenganges aber mit Bezug auf den zionistischen Plan der Gründung eines Judenstaates würde eine Arbeit von mindestens 6–8 Wochen erheischen, welche er seinem der Vollendung entgegengehenden Werke „Die Ethik des Judentums“ jetzt nicht entziehen kann.

Es kommt dazu, daß die zionistische Bewegung in das Stadium der Leidenschaft eingetreten ist, in welches man nach dem psychologischen Fingerzeig, welcher Aboth[4] 4, 23 gegeben ist, nicht hineinreden soll. Die zionistisch erregten Kreise verstehen einen Andern nicht mehr, und da gilt es, die Regel Hillels[5] zu befolgen (Aboth 2, 5): „Sprich nicht, was den Anderen zu verstehen unmöglich ist“. Man müsse die erregte Masse gewähren lassen, die nur

nistische Bestandtheile im biblischen Schriftthum...“, Wien 1882. Bekannt wurde er durch seine Aktivität und die Abwehrschrift „Gegen die Antisemiten“ (Wien 1882), in der er den Prager Universitätsprofessor August Rohling, der im Tisza-Eszlár-Prozeß (1883) sich bereiterklärte, die Existenz von Ritualmorden bei den Juden mit einem Eid zu bekräftigen, öffentlich als einen Meineidigen bezeichnete. Rohling strengte gegen Bloch eine Ehrenbeleidigungsanklage an, zog diese jedoch kurz vor der Schwurgerichtsverhandlung zurück. 1883 gründete Bloch die „Österreichische Wochenschrift“, in der er – bis 1921 – gegen den Antisemitismus kämpfte. Zeugnis seines mutigen Vorgehens gegen alle antisemit. Äußerungen ist sein Hauptwerk „Israel und die Völker. Nach jüd. Lehre ...“, Wien 1922, auch s. Memoirenwerk „Erinnerungen aus meinem Leben“, 2 Bde., Wien/Leipzig 1922. – Bloch war v. a. zu Beginn scharfer Gegner des politischen Zionismus.

[2] Bd. 1, 1860, S. 1–73.

[3] „Was heißt national?“ Ein Vortrag. Berlin 1880. – „Unser Standpunkt“. Zwei Reden an seine Religionsgenossen, am 1. und 16. Dezember 1880 gehalten. Berlin 1881.

[4] „Besänftige deinen Nebenmenschen nicht in der Stunde seiner Erregung.“ (T.)

[5] Hillel („der Babylonier“ oder „der Alte“), einer der bedeutendsten Lehrer und Erneuerer des Judentums; geboren im 1. Jahrh. vor Chr. in Babylonien, gest. im 1. Jahrh. nach Chr. in Jerusalem. Als junger Mann sehr arm u. als Tagelöhner lebend, bekleidete er später in Jerusalem einen hohen Rang. Er wurde eine Autorität der rabbinischen Gelehrsamkeit, schuf zeitgemäße halachische Verordnungen, und seine milde Praxis blieb Vorbild in der Schule Hillels neben der strengeren „Schule Schammais“. Von Hillel sind eine Anzahl von Aussprüchen und Erzählungen überliefert, die von seiner Weisheit, Bescheidenheit, Toleranz und Güte gegen den Nächsten zeugen.

durch die Erfahrung der realen Unmöglichkeit, ihren Plan auszuführen, zur Besonnenheit zurückgeführt werden kann. Mögen sie immerhin nach München[6] gehen und dort den Mißerfolg gleich an der Schwelle des praktischen Versuches erleben.

Mein Mann fürchtet den Plan eines gleichsam confessionslosen Judenstaates ohne Judentum durchaus nicht; er wird nicht ausgeführt werden. Ein Anderes ist freilich, daß schon die bloße Aufstellung und noch mehr die Begründung des Planes den Juden in den Staaten Europas und Amerikas das Leben sauer machen und die schwersten Schäden dadurch herbeiführen kann, daß ihren Feinden eine entsetzliche Waffe in die Hand gegeben wird. Macaulay[7] konnte in seiner berühmten Rede für die Emanzipation der Juden i. J. 1831 die Gegner, welche auf der Juden tägliches Gebet um Rückkehr nach Palästina den Beweis ihres Mangels in Patriotismus gründen wollten, mit ergreifendem Ernst und beißendem Spott antworten[8]. Der gute Macaulay! Angesichts der zionistischen „Realpolitiker" würde er in Verlegenheit kommen, wie er uns Juden beistehen sollte. Das kann allerdings notwendig werden, daß die Juden der Kulturstaaten durch ihre autoritativen Vertreter ihren Widerwillen gegen die Errichtung eines Judenstaates energisch aussprechen und jede Gemeinschaft mit dem Zionismus klar und deutlich abweisen. Der Anfang dazu ist ja bereits aus freien Stücken gemacht. Drüben in Amerika durch den ausgezeichneten Aufsatz von Dr. K. Kohler[9] im „Am. Hebrew"[10], hüben

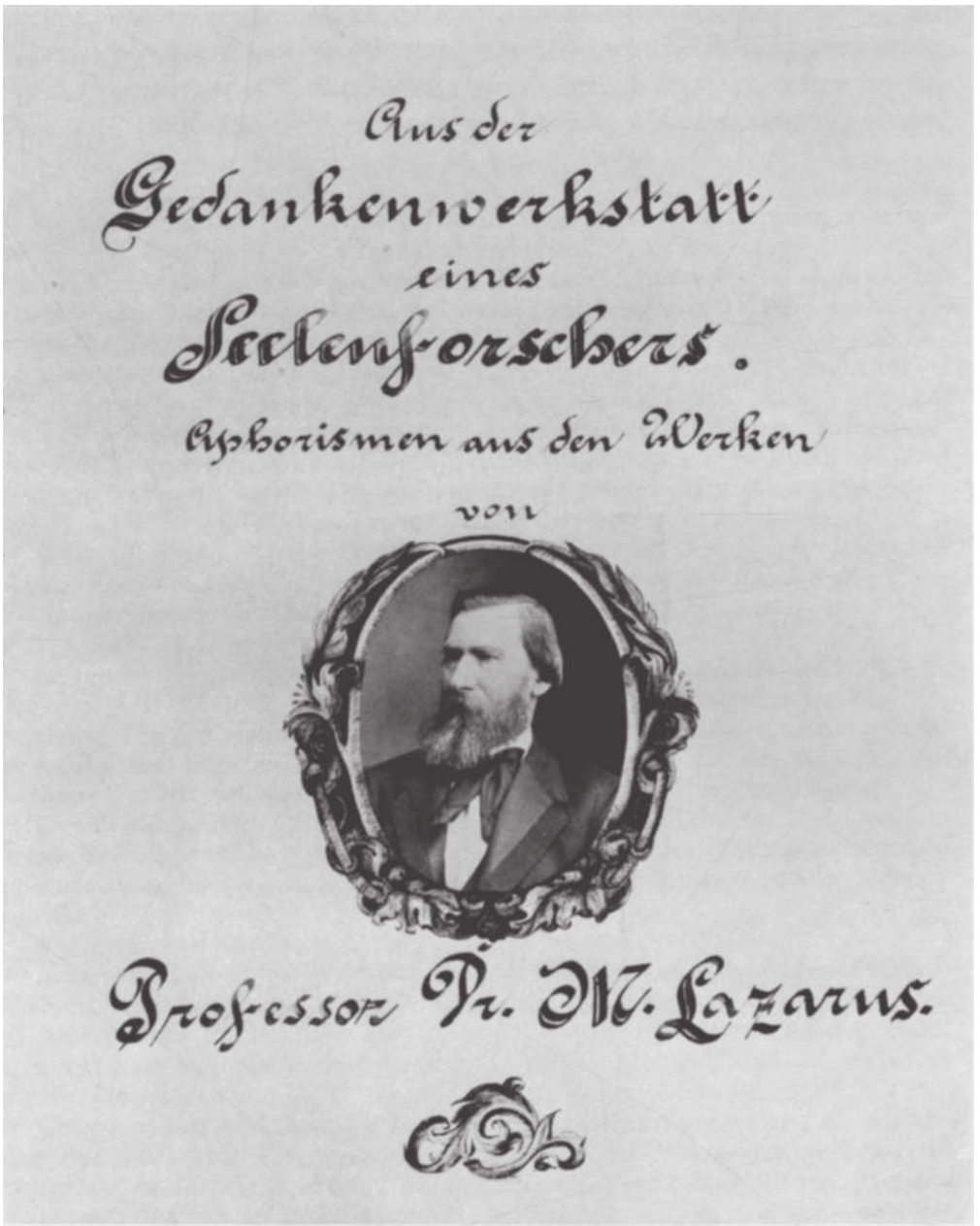
[6] Der erste Zionistenkongreß sollte ursprünglich in München abgehalten werden; dagegen protestierten die Verwaltung der Berliner Kultusgemeinde und der geschäftsführende Vorstand des Rabbinervorstandes in Deutschland. Als Kongreßort wurde dann Basel gewählt (29.–31. Aug. 1897).

[7] Macaulay, Thomas Babington Lord M. of Rothlay (1800–1859), engl. Rechtsanwalt, liberaler Politiker u. Historiker; er kam 1830 ins Unterhaus, kämpfte für die Parlamentsreform und wurde 1834–38 Mitglied des Obersten Rates von Indien in Kalkutta; 1839 Kriegssekretär mit Sitz im Kabinett und 1846 Generalzahlmeister. Neben seinem Hauptwerk „History of England from the Accession of James II." (5 Bde., London 1849–61) schrieb er eine Reihe glänzender kritischer und historischer Essays.

[8] Lazarus meint hier wohl die erste Rede, die M. im Unterhaus hielt: am 5. April 1830 bei der 2. Lesung des Gesetzes zur Beseitigung der Rechtsunfähigkeit der Juden. Das Gesetz wurde abgelehnt. Eine erste Erörterung der von Lazarus zitierten Einwände der Gegner gab M. schon in dem Essay „Civil Disabilities of the Jews", London 1829, abgedruckt im 5. Bd. von „The Works of Lord Macaulay complete", London 1875, S. 458 ff. Nach der darauf in der engl. Presse einsetzenden Polemik wurde dem Unterhaus 1833 abermals ein Gesetz vorgelegt. M. erörterte in s. Unterhausrede am 17. April 1833 wieder die gleichen Argumente. Das Gesetz wurde daraufhin in allen 3 Lesungen vom Unterhaus angenommen, vom Oberhaus jedoch abgelehnt. Diese Rede M.s ist abgedruckt in „The Works...", Vol. 8, London 1875, S. 100 ff.

[9] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 134.

[10] „The American Hebrew", amerik.-jüd. Wochenzeitung, die 1879 in New York gegründet wurde. K. Kohlers Aufsatz „Folly of the Zionist Movement" erschien in Bd. 61 (14. Mai 1897), S. 38–39.



Aphorismensammlung zu Lazarus' 70. Geburtstag
ausgewählt und mit Zeichnungen versehen von Nahida Remy (spätere Lazarus)

von Männern wie Güdemann[11], Rippner[12], Maybaum[13], Vogelstein[14], Leimdörfer[15] u. A. Daß in Frankreich kein Geringerer als Zadoc Kahn[16] und in England Dr. Adler[17] und sogar der Vorstand der Chow[e]we Zion[18] sich in derselben Weise ausgesprochen, haben Sie selbst berichtet.

Was meinen Mann noch am ehesten reizen könnte, die Feder zu ergreifen, wäre ... darzulegen, daß durch einen wirklichen Judenstaat, wenn er hergestellt würde, nicht bloß allen Juden, welche nicht zu jenem Staate gehören,

[11] Moritz Güdemann (1835–1918), Rabbiner, seit 1862 in Magdeburg, seit 1867 in Wien, als Nachfolger A. Jellineks Oberrabbiner von Wien 1894–1918. Sein wissenschaftliches Interesse galt vor allem der jüdischen Kulturgeschichte – „Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der abendländischen Juden während des Mittelalters und der neueren Zeit", Bd. I–III, Wien 1880/88; „Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden...", Berlin 1891 – und der vergleichenden Religionsgeschichte: „Religionsgeschichtliche Studien", Leipzig 1876. In der Auseinandersetzung mit dem Zionismus, bes. mit Herzls „Judenstaat" (Wien 1896), entstanden die Broschüre „Nationaljudenthum", Wien 1897, und „Das Judenthum in seinen Grundzügen und nach seinen geschichtlichen Grundlagen dargestellt", Wien 1901. G. blieb zeitlebens ein heftiger Gegner des Zionismus.

[12] Benjamin Rippner (1842–1898), seit 1872 Rabbiner in Glogau. Sehr lesenswert sind seine Essays in verschiedenen jüd. Zeitschriften u. die wiss. Abhandlungen in der MGWJ, u. a. über Herders Bibelexegese, über Elia del Medigo.

[13] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 129.

[14] Heinemann Vogelstein (1841–1911), Gelehrter und Rabbiner, seit 1868 in Pilsen, seit 1880 in Stettin. Führender liberaler Rabbiner, stellvertretender Vors. der Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland, Begründer und Vors. der Vereinigung der liberalen Rabbiner. Bekannt auch durch die Bearbeitung eines Gebetbuches, in der sich seine Ablehnung der national-jüd. Ideen manifestierte.

[15] David Leimdörfer (1851–1922), Bibelforscher und Rabbiner der gemäßigt liberalen Richtung; 1875–83 Rabbiner für Nordhausen u. das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, 1883 bis zu s. Tod erster Prediger am Hamburger Israelit. Tempelverband.

[16] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 130.

[17] Hermann Adler (1839 in Hannover – 1911 in London), Oberrabbiner (Chief-Rabbi) der britischen Juden; 1862–64 Rektor des Jews' College, Oberrabbiner seit 1891; von größtem Ansehen und Einfluß, trat er für die verfolgten russischen Juden ein, unterstützte auch die notleidenden jüd. Kolonisten in Palästina, lehnte jedoch den polit. Zionismus ab.

[18] Chowewe Zion, jüd. Bewegung, die sich zwei Jahrzehnte vor Herzl die Kolonisation Palästinas zum Ziel setzte; angeregt durch Perez Smolenskins Zeitschrift „Haschachar" und David Gordons „Hamaggid" und betroffen durch die russ. Pogrome 1881/82, bildeten sich in Rußland kleine Gruppen, die Ch. Z., die sich unter der Führung v. a. Leon Pinskers („Autoemanzipation...", Berlin 1882) zur Kolonisation Palästinas enger und straffer zusammenschlossen (1. Konferenz der „Chibbat Zion" in Kattowitz 1884). Trotz der Hingabe und hohen Opfer durch die Koloniegründungen in eine schwere Krise geraten, mußten die Ch. Z. die Hilfe anderer, v. a. die Baron Edmond de Rothschilds, in Anspruch nehmen. Auch in anderen Ländern, selbst in Amerika, wurden durch Jehuda Löb (Leon) Pinsker (1821–1891) weitere Ch.-Z.-Vereine gegründet. Die Ch. Z. gingen allmählich in der größer werdenden zionist. Bewegung auf.

schwere Gefahren bereitet würden, sondern daß es für das Judentum einen entwürdigenden Verfall, weil einen Rückschritt um fast 2 Jahrtausende mit sich bringen würde! Der hohe Preis, den die Juden vieler Generationen durch Leiden und Verfolgungen aller Art für das Erringen einer höheren Lebensanschauung gezahlt haben, er wäre vergeblich geopfert.

Zwar um den Bestand des Judentumes und die Erhaltung der Reinheit und Hoheit seiner allmählich entwickelten Ideale ist ihm nicht bange! Das Judentum hat so viele Sünden und Fehler der Juden überwunden, es wird auch diese Torheit überwinden. Aber prinzipiell wäre es für die Juden in und außer Palästina und noch mehr für das Judentum ein [Verhängnis], den Sisyphus-Stein politischer Selbständigkeit den Berg der Geschichte noch einmal hinaufzuwälzen. Übrigens erinnert dies meinen Mann schließlich daran, daß er die wichtigsten Gedanken, um welche es sich hier handeln kann, in seinem „Prophet Jeremias“ [19] niedergelegt hat.

Daß mein Mann gegen die Gründung jüdischer Ackerbau- und sonstiger Kolonien nichts einzuwenden hat, dieselben vielmehr auf jede Art gefördert wissen möchte, können Sie daraus ersehen, daß er längst beitragendes Mitglied des Vereins „Esra“ [20] ist; nur muß der Gedanke eines eigenen Staates, sei es im Vordergrund, sei es im Hintergrund, fern bleiben.

Aus all den vorstehenden Gründen werden Sie hoffentlich meinen Mann entschuldigen, daß er Ihrer Anregung nicht folgen kann, obgleich ihn die Sache ja natürlich aufs Lebhafteste interessiert.

Ich erwidere Ihre und Ihrer l. Familie Grüße auch im Namen meines Mannes auf das Herzlichste.

Ihre
Nahida Ruth Lazarus [21]

[19] Erschienen Breslau 1894.

[20] Esra“, Verein zur Unterstützung ackerbautreibender Juden in Palästina u. Syrien, als westlicher Stützpunkt der Chowewe-Zion-Bewegung 1883 in Berlin gegründet.

[21] Nahida Ruth Lazarus, geb. Sturmhöfel (1849–1927), Journalistin u. Schriftstellerin, in erster Ehe mit dem Theaterkritiker Max Remy (gest. 1881) verheiratet, seit 1895 zweite Frau von M. Lazarus. Sie schrieb Dramen, Romane u. Erzählungen, die Autobiographie „Ich suchte Dich“ (Berlin 1898) u. a. Die antisemitische Bewegung um 1880 regte sie zu gründlichem Studium der Bibel und der jüdischen Geschichte an: „Kulturstudien über das Judentum“, Berlin 1893, u. a. N. L. trat vor ihrer Ehe mit M. Lazarus zum Judentum über. Nach dem Tode ihres Mannes wurden dessen Erinnerungen und Werke aus dem Nachlaß dank ihrer Initiative und Mitarbeit veröffentlicht. Vgl. Bibliographie zu M. Lazarus im Anhang dieses Bandes.

[129] An Sigmund Maybaum [1], Berlin

Schönefeld, den 4. Juni 1897

... Meine Arbeit an der „Ethik" schreitet stetig, aber sehr langsam fort. Nicht bloß, weil „gut Ding" überhaupt Weile haben will, sondern weil ich mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen habe[2]. Dafür habe ich nach all meinen Studien das Bewußtsein, der *Erste* zu sein, der eine wissenschaftliche, jüdische Ethik schreibt. Die Ethik des Maimonides[3] ist eine aristotelische, mit Bibel- und Talmudstellen verbrämt – obwohl ich zu seiner und der Wahrheit Ehre nachweise, daß er in glücklicher Inconsequenz dennoch auch in der Ethik ganz und gar Jude bleibt –, die von Fassel[4] ist die des Wilhelm Traugott Krug[5], dessen wichtigste Lehrsätze als *auch* in Bibel und Talmud enthalten in Stellen aus diesen hineingedeutet werden. Da frage ich mich, wozu wir denn, zumal in der Ethik, Juden zu sein brauchen? Wenn wir Aristoteliker oder Krugianer sind, dann haben wir ja Alles, nur noch mehr, als das Judentum bietet[6]. Ich aber schreibe eine jüdische Ethik und werde zeigen, daß es darin Dinge von der höchsten Art gibt, von denen sich der große Vater der Scholastik, Aristoteles, und der große Rationalist Krug nichts haben träumen lassen, ja von denen man einem Aristoteles oder einem Krug nur sehr schwer ein Verständnis beibringen könnte. Aber all dies findet

[1] Sigmund Maybaum (1844–1919), Rabbiner, zunächst in Alsó-Kubin und Saaz, seit 1881 in Berlin und als Kanzelredner dort sehr angesehen. Seit 1888 Dozent für Homiletik an der Hochschule für die Wiss. des Judentums. Lange Zeit Vorsitzender des Rabbinerverbandes in Deutschland. Seine bekanntesten Schriften sind u. a. „Die Entwicklung des israelit. Priestertums", Breslau 1880; „Die Entwicklung des israelit Prophetentums", Berlin 1883. Jüdische Homiletik, Berlin 1890.

[2] Der erste Band von „Die Ethik des Judentums", erschien in Frankfurt a. M. 1898.

[3] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 107.

[4] Hirsch B. Fassel (1802–1883), Führer der ungar. Reformbewegung; Rabbiner seit 1836 in Proßnitz, 1851 Nachfolger von Leopold Löw in Nagy Kanisza. Neben vielen Schriften zur religiösen Reform schrieb F. vor allem über jüdisches Recht, u. a. „Zedek u-Mischpat – Die mosaisch-rabbinische Tugend- und Rechtslehre des seeligen Krug und erläutert mit Angabe der Quellen von H. B. F.". Lazarus setzt sich in seiner Ethik ausführlicher mit diesem Werk auseinander (Bd. 1, Anhang Nr. 3, S. 366).

[5] Wilhelm Traugott Krug (1770–1842), christl., sehr vielseitiger Schriftsteller, liberaler Politiker; seit 1801 Prof. der Philosophie u. Theologie in Frankfurt a. M., seit 1805 als Nachfolger Kants in Königsberg und seit 1809 in Leipzig. K. setzte sich sehr für die uneingeschränkte Emanzipation der sächs. Juden ein, lehnte jede Bedingung (Taufe, Mission) als dem liberalen Prinzip zuwiderlaufend ab. Zu s. 100. Geburtstag gründeten die sächs. Juden eine W.-Krug-Stiftung. Seine wichtigsten Werke sind: „... Fundamental-Philosophie ...", Züllichau u. Freistadt 1803, u. „Allgemeines Handwörterbuch der philosoph. Wissenschaften ...", 5 Bde., Leipzig 1827–29.

[6] Ähnlich äußert sich Lazarus auch in seiner „Ethik", Bd. 1, S. 11.

sich, wie Sie wissen, im Talmud und Midrasch[7] nur in einer Form, welche ihren Inhalt für uns mehr verhüllt als offenbart. Ich selbst habe nur sehr allmählich gelernt, den Talmud und Midrasch für den Zweck einer wissenschaftlich-systematischen Darstellung zu lesen, lauter Nüsse, die man erst knacken muß, um zu dem Kern zu gelangen...

[7] Vgl. Anm. 5 zu Nr. 141.

[130] An Zadoc Kahn[1], Paris

Schönefeld bei Leipzig, den 13. August 1897

Hochgeehrter Herr und Freund!

Im Besitz Ihrer gütigen Zeilen vom 8.h. sende ich Ihnen gleichzeitig p. Streifband das Manuskript des 5. und 6. Kapitels[2] von meiner „Ethik". Mit dem 7. Kapitel, welches den Schluß- und Höhepunkt des ersten Bandes bilden soll, bin ich noch beschäftigt. Damit sind die allgemeinen prinzipiellen Gedanken über die Ethik des Judentums abgeschlossen. Im 2. Band kommen wir auf gebahnte Wege, da werde ich mich viel kürzer fassen dürfen, und die Arbeit wird, da alle Vorbereitungen vollständig bereit liegen, viel schneller vonstatten gehen können. Nachdem also im 1. Bande

I. Die Grundlegung der Sittenlehre,

II. Das Ziel der Sittlichkeit dargelegt ist, wird der 2. Band wieder 2 Abschnitte erhalten und zwar

III. Der Weg zur Sittlichkeit und

IV. Die Gestaltung der Sittlichkeit:

A. in den Einzelnen;

B. in den Gesamtheiten (von der Familie bis zur Menschheit).

Ich wiederhole noch, daß es mir vor allem darauf ankam, Alles auf rein jüdischem Boden und aus jüdischen Quellen zu schöpfen; daß christliche

[1] Zadoc (Zadig) Kahn (1839–1905), seit 1869 Grand Rabbin de Paris, wurde K. 1890 der letzte staatl. anerkannte Großrabbiner von Frankreich (1905 erfolgte die Trennung von Kirche und Staat). Der Alliance Israélite Universelle seit 1872 angehörend, seit 1890 ihr Ehrenpräsident, setzte sich K. für die verfolgten Juden in Rußland, Rumänien und in Algerien ein, bekämpfte den Antisemitismus in Frankreich (Dreyfus-Affäre). Sehr lesenswert und Zeugnis seines öffentlichen Wirkens sind die auch stilistisch hervorragenden „Sermons et Allocutions" und die anläßlich der Jahrhundertfeier der Revolution (1889) gehaltene Rede „La Révolution Française et le Judaisme". – Th. Herzl bemühte sich sehr, ihn für den Zionismus zu gewinnen, erhielt auch K.s Mithilfe. Der Aufsatz, in dem sich K. positiv zum Palästinaaufbau äußerte, erschien am 11. Sept. 1897 im „Journal".

[2] Die Kapitel V „Versittlichung ist Gesetzlichkeit" (S. 220–240) und VI „Naturgesetz und Sittengesetz" (S. 241–310).

Autoren nur da citiert sind, wo es galt, sie zugleich als Zeugen anzuführen. Sie werden sehen, daß ich alle direkte Apologetik, alle Kritik sowohl fremder Ethik wie auch jüdischer Autoren und mit seltenen Ausnahmen auch alle Parallelen vermieden habe.

Daß von der historischen Detailforschung ganz abgesehen werden mußte, ist offenbar; ich hätte sonst 10–12 Bände schreiben müssen und auch dann noch wäre eine einheitliche systematisch gebaute Ethik des Judentums herzustellen unmöglich gewesen. Was ich als Erfolge meiner historischen Studien angesammelt habe, ist für das gegenwärtige Buch absichtlich unterdrückt; dagegen hoffe ich mit Gottes Hilfe später daraus 1 oder 2 Bände „Bausteine zum weiteren Ausbau der jüdischen Ethik", für gelehrte Kreise zusammengestellt, herauszugeben. Schließlich noch ein Wort über manche Wiederholungen, die Sie bemerken werden. Sie werden selbst sehen, daß diese sich besonders auf gewisse prinzipielle Gedanken beziehen, die ich absichtlich in jedem Kapitel in dessen Zusammenhang sie gehören, habe stehen lassen. Es ist mit Rücksicht auf die gebildeten, aber nicht gerade gelehrten Leser geschehen, welche selten mehr als ein Kapitel hintereinander lesen und bloßen Verweisungen auf andere Stellen selten folgen. Ich wollte also lieber diese Gedanken zweimal vortragen, als sie an ihrem Ort fehlen lassen. Der gelehrte Leser aber wird finden, daß jede meiner Wiederholungen eine Variante des sonst gleichen Inhalts darbietet, welche sich aus dem verschiedenen Zusammenhang ergibt und deshalb für den Forscher von Bedeutung ist. Möchte Ihnen, geehrter Herr, das Werk als das erscheinen, wozu ich es vor Allem geschaffen: als Kiddusch Haschem![3] ...

Ihr alter getreuer
Lazarus

[3] „Heiligung des göttlichen Namens" – höchste Stufe der jüdischen Sittenlehre. (W.)

[131] An Heymann Steinthal, Berlin

Meran, den 1. November 1897

Lieber Bruder! Was ich Dir alles an Gutem wünsche, indem ich Dir zu Deinem Doctorjubiläum gratuliere[1], brauche ich nicht zu sagen; es bedarf darüber keiner Worte zwischen uns.

Wenn die Jahre der Jubiläen kommen, dann mehren sich auch die Tage, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht. Man muß sie nicht nur in den Kauf nehmen, sondern es gibt einen Trost für die Beschwerden und einen Ersatz für die Mängel, das ist die große und ungetrübte Freude, welche die

[1] H. Steinthal hatte am 1. November 1847 an der Universität Tübingen promoviert.

Anderen empfinden, das Jubiläum mitfeiern zu können. Wenn in das eigene Schehechejonu[2] sich ein leiser Seufzer mischt, dann tönt in der Andern Schehechejo[3] ein heller Jauchzer. Und es ist ein schönes Bewußtsein und wahre Lebensfreude, daß Andere sich so innig unseres Daseins freuen. Wir werden an diesem Tage Viele, sehr Viele Gott sei Dank, uns Deines Jobeltages freuen. Möge diese Freude rein und froh in Dein Gemüt zurückstrahlen. Möge an diesem Tage und noch an vielen anderen Dein Herz und Dein Haus voll Auroh Wesimchoh[4] sein.

Wir senden Dir zur Erquickung etwas von der „Jüte dieses Landes"; zartere Früchte wie Pfirsiche, Feigen und Trauben sind längst überreif und nicht mehr versandfähig.

Grüße alle unsere Lieben und besonders auch Deine lieben Geschwister von Deinem Bruder

Lazarus

[2] „Der uns hat erleben lassen." (T.)
[3] „Der hat erleben lassen." (T.)
[4] „Licht und Freude." (W.)

[132] An Isaac M. Wise[1], Cincinnati

Meran, 1898

Hochgeehrter Herr!

Ich lasse Ihnen aus der Druckerei den 1. Band meiner „Ethik des Judentums" zugehen. Ich weiß, daß Sie denselben gütig aufnehmen werden, denn nicht nur habe ich (einschließlich der fertigen Vorarbeiten für den 2. Band) fast 15 Jahre daran gearbeitet, sondern alle die Jahre, die ich als Lehr-, Wander- und Meisterjahre in der Wissenschaft verlebt hatte, als ich dies Werk begann, kann ich als Vorbereitung zu diesem Werk ansehen. Möge es Ihnen Freude bereiten und nehmen Sie es als Zeichen herzlicher Verehrung an von

Ihrem
Lazarus

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 127.

[133] An Reuben Brainin[1], Berlin

Meran, den 16. Januar 1898

... Da Sie über die „Ethik des Judentums" einen Artikel schreiben wollen, möchte ich Sie besonders auf eine Tatsache hinweisen. Ich glaube, daß besonders die Conservativen unter den Juden, die Orthodoxen, die eigent-

[1] Reuben Brainin (1862 in Ladi/Rußland – 1939 in New York), hebräischer Schriftsteller, Kritiker u. Übersetzer; als Zionist trat er in den Kreis Herzls, schrieb

lichen Schulchan-Aruch-Leute[2] mit mir zufrieden sein müßten. Denn ich habe auch die ethische Bedeutung des Ceremonialgesetzes, der מצוות[3] überhaupt und כל דבר שבקדושה[4] in einer Weise ins helle Licht gesetzt, wie es, glaube ich, vor mir keiner getan. Ich habe mich ja an der Wahrhaftigkeit nicht versündigt; ich habe meinen eigenen Standpunkt nicht verleugnet; was ich kritisch dagegen auf dem Herzen hatte, nicht verschwiegen; aber alles dies habe ich ganz kurz und knapp angedeutet; dagegen habe ich mich ganz in die Seele des wahrhaft frommen Juden zu vertiefen gesucht und an verschiedenen Stellen immer wieder die ganz spezifische ethische Hoheit hervorzuheben gesucht, welche auch in den für die Ethik scheinbar gleichgültigen Gebräuchen und Vorschriften sich kundgibt. (S. § 22–28, dann § 38 über ילכו מחיל אל[5], חיל, § 180. Dann fast das ganze 5. Kapitel, das Sie erst noch bekommen werden, bes. § 219 und dann im 6. Kap. § 258 f.)

Auch Prof. M. Bloch in Pest[6] hat mit seiner Abhandlung „Die Ethik in der Halacha“[7] das nicht geleistet; erstens weil er (was auch nur seine Aufgabe war) nur eine gelehrte Studie gebracht hat; sodann aber hat er die eigentlichen psychologischen Kernpunkte nicht getroffen...

Lazarus

eine Monographie über P. Smolenskin (Warschau 1896), eine Darstellung der ersten 5 Zionistenkongresse (Berlin 1903), eine Biographie Theodor Herzls (New York 1920) u. a. m. Brainin bemühte sich sehr um das hebr. Zeitschriftenwesen und wirkte als Publizist – in Europa und den USA – für die Verbreitung der hebr. Sprache und Literatur. – Auf Lazarus' Einladung war B. im Herbst 1896 während mehrerer Wochen dessen Gast in Schönefeld, übersetzte Lazarus' „Jeremias“ 1897 ins Hebräische u. veröffentlichte 1899 im „Haschiloach“ eine biographische Skizze über Lazarus.

[2] Vgl. Anm. 4 zu Nr. 108.

[3] „Religionsgebote“. (T.)

[4] „Jede Sache, die der Heiligung dient“. (G.)

[5] „Sie gehen von Kraft zu Kraft“ (Ps. 84, 8). (T.)

[6] Moses Löb Bloch (1815–1909), Rabbiner – in Wotitz, Hermanmjestec und Leipnik –, seit 1877 Rektor und Dozent der ungar. Landesrabbinerschule in Budapest. Seine wiss. Arbeiten gelten v. a. dem jüdischen Recht; sein Hauptwerk sind „Die Institutionen des Judentums nach der in den talmudischen Quellen angegebenen geschichtl. Reihenfolge geordnet u. erläutert“, 4 Bde., Wien u. Krakau 1879 u. 1902.

[7] „Die Ethik in der Halacha“, Budapest u. Leipzig 1886.

[134] An Kaufmann Kohler[1], New York

Meran, den 2. März 1898

Mein lieber Freund!

Herr M. Sulzberger[2] war im Irrtum, wenn er glaubte, daß ich mich darum bewerbe, daß die „Ethik des Judentums“ durch die publ. society[3] heraus-

[1] Kaufmann Kohler (1843 in Fürth – 1926 in New York), Rabbiner und Gelehr-

gegeben werde. Aber noch mehr warst Du selbst im Irrtum, wenn Du mir einen Übersetzer vorschlägst und daß es sich nur noch um die Kosten handeln würde etc. Die einfache Tatsache ist: ich suche keinen Übersetzer, suche keinen Verleger oder Herausgeber. – Ich besitze das Recht der Übersetzung und Herausgabe in anderen Sprachen; wenn sich Einer bei mir um dasselbe bewerben wird, dann werde ich den Mann und die Bedingungen prüfen, und es ihm ev. überlassen, aber ich biete es nicht feil. – Wenn ich dennoch meinen Brief an Herrn Ellinger[4] geschrieben, so geschah es nur wegen meiner besonderen Vorliebe für die amerikanischen Juden.

Mein Gedankengang war dieser: ich habe das Buch geschrieben und gebe es auch deutsch heraus; damit habe ich meine ganze Schuldigkeit getan; nur eins habe ich noch getan:

ich gebe es keinem Verleger, sondern nur in Commission, weil ich mir die volle Freiheit in der Festsetzung des Preises zu Gunsten größerer Verbreitung des Buches vorbehalten wollte. Ein Verleger will sein Risiko belohnt, seinen Vorteil gewahrt wissen; der Commissionär aber wird von mir für seine Vertriebsarbeit bezahlt. So will ich denn auch den 1. Band (25–26 Bogen) für Lehrer, Cultusbeamte und Studenten für 2 Mark frei ins Haus abgeben lassen. (Andere zahlen 3 oder 5 Mark auf gutem oder feinerem Papier) Lehrervereine, B.B. Logen[5], Vereine für jüd. Geschichte und Literatur sollen es in Partien noch billiger erhalten. Jeder materielle Gewinn ist also ausgeschlossen. Wollen aber anderssprachige Juden das Buch lesen, dann müssen sie oder die Gemeinschaften, zu denen sie gehören, für die Über-

ter; K. hatte zusätzlich Arabisch u. Persisch studiert, weil ihm seine radikale Bibelkritik mit dem Rabbinerberuf unvereinbar erschien, wurde jedoch 1869 in Detroit, 1871 in Chicago zum Rabbiner gewählt und 1879 in New York als Nachfolger s. Schwiegervaters David Einhorn; er trat häufig u. energisch für eine religiöse Reform ein. 1903 wurde er als Nachfolger von Isaac M. Wise Präsident des Hebrew Union College in Cincinnati, an dem er Vorlesungen über Homiletik, prakt. Theologie u. hellenist. Literatur hielt. K. schrieb – neben einer großen Anzahl v. Aufsätzen, Ansprachen u. ä. – über „Die Bibel und die Todesstrafe", Leipzig 1868. „The Ethical Basis of Judaism", New York 1887. „Grundriß einer systematischen Theologie des Judentums auf geschichtl. Grundlage", Leipzig 1910. – K. war der Hg. der Zeitschriften „The Sabbath Visitor" (1881/82) u. „The Jewish Reformer" (1886).

[2] Meyer Sulzberger (1847 in Heidelsheim/Baden – 1923 in Philadelphia), Philanthrop; S. war lange Zeit Vorsitzender des American Jewish Committee und der Jewish Publication Society of America. Gründer der Young Men's Hebrew Association, vorübergehend auch Präsident des American Jewish Congress.

[3] Die „Jewish Publication Society of America" wurde zur Verbreitung jüdischer Literatur in engl. Sprache 1888 in Philadelphia gegründet. (W.)

[4] Moritz Ellinger (1830 in Fürth – 1907 in New York), Publizist u. Kommunalpolitiker. 1854 nach Amerika ausgewandert, stand er im Dienst des Staates N. Y.; er war aktives Mitglied der B'nai-B'rith-Logen, gab von 1890–1901 ihr Organ „The Menorah Monthly" heraus und begründete und redigierte von 1869 bis 1878 „The Jewish Times".

[5] Bne-Briss-Logen, vgl. Anm. 1 zu Nr. 123.

setzung sorgen; ich nicht. Nun habe ich Zadoc Kahn[6] das Manuscript vor dem Druck zur Lektüre angeboten, aus 2 Gründen. 1. wollte ich, daß ein ganz competenter und zugleich ganz unbefangener Mann (letzteres wäre z. B. Steinthal oder Du ja nicht gewesen, weil ihr mir zu nahe steht) mich erkennen lasse, wie das Buch auf ihn wirkt. 2. weil Zadoc Kahn Mitglied jener kleinen Coblenzer Conferenz gewesen, welche seinerzeit die Schöpfung einer „Ethik" beschlossen hat[7]. Du hast nun die 2 Briefe Zadoc Kahns an mich gelesen; Du wirst daraus erkannt haben, daß meinerseits auch nicht mit einer Silbe auf die Möglichkeit einer Übersetzung ins Französische hingedeutet war. Gleichwohl hat Zadoc Kahn schon nach Lektüre der ersten 5 Kapitel (von 7 des 1. Bandes) um die Erlaubnis sofortiger Übersetzung und um gleichzeitiges Erscheinen mit dem Original gebeten, was ich natürlich zugestanden. Ebenso aber hat der Verl. Achiassaf[8] mich um das Recht der Übersetzung ins Hebräische gebeten, was ich natürlich auch bewilligte.

So habe ich es denn für wahrscheinlich gehalten, daß man auch eine englische Übersetzung wünschen werde, und, wie gesagt, bei meiner Vorliebe für die Judenheit Amerikas erschien es mir angemessen, daß dort die englische Übersetzung besorgt [wird], und die J.P.Soc.[9] schien mir der passende Herausgeber zu sein. Deshalb also schrieb ich an Herrn Ellinger, daß er dem Vorstand dieser Gesellschaft vertrauliche Mitteilung von der Tatsache der Erscheinung der französischen Übersetzung machen möchte, damit sich der Vorstand der J.P.Soc. an mich wenden und dafür sorgen möchte, daß auch die englische Übersetzung – wie Zadoc Kahn sich ausdrückt au fur et à mesure[10] des deutschen Originals – gleichzeitig fertiggestellt und herausgegeben werde. Mich direkt an den Vorstand der J.P.Soc. mit einem Anerbieten offiziell oder an ein mir bekanntes Mitglied desselben offiziös zu wenden, das hätte ich *nie* getan[11].

Mit dem Briefe an Herrn Ellinger habe ich allerdings 2 Fehler zugleich begangen. Zunächst, daß ich überhaupt von meiner Gewohnheit – um nicht zu sagen: von meinem Grundsatze – abgewichen und einen Schritt getan, der wie eine Bewerbung aussieht. Drei Professuren habe ich bekleidet: Berner und Berliner Universität und Kriegs-Akademie, aber zu keiner habe ich mich gemeldet. – Für alle meine Schriften habe ich Verleger gefunden, die mit ihrer Bitte um irgend ein Werk von mir längst vorgemerkt waren. Aber, um es noch

[6] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 130.

[7] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 94.

[8] Die Verlagsgesellschaft „Achiassaf", die der Förderung und Verbreitung hebräischen Schrifttums dienen sollte, wurde von dem hebräischen Schriftsteller Abraham Löb Schalkowitz (Ps.: Ben Awigdor; 1866–1921) 1892 in Warschau gegründet.

[9] „Jewish Publication Society of America", vgl. Anm. 3.

[10] „Nach Maßgabe".

[11] „The Ethics of Judaism" erschien in der Übersetzung von Henrietta Szold bei der Jewish Publication Society of America 1900/01 in Philadelphia u. 1901 in der Jewish Historical Society of England, London.

einmal zu sagen, meine Vorliebe für die amerikanischen Juden hat mich irre geleitet...

Da ich nicht nur aus Deinem vorigen Briefe, sondern fortlaufend aus dem Am. Hebrew[12] ersehe, wie vielseitig Du mit Arbeit überlastet bist, freut es mich sehr, daß ich meinerseits in Bezug auf die „Ethik" Nichts Anderes von Dir zu erbitten habe als שב ואל תעשה[13]. In Bezug auf meiner Frau: „Ich suchte Dich"[14] kann ich auch nur sagen: Du kannst ja die Sache beim Am. Hebrew anregen, ob sie das Werkchen im Blatt und dann als Buch herausgeben wollen? Dann mögen sie sich mit einem Antrage an meine Frau wenden.

Unser beider Befinden ist Gottlob gut; wir sind fleißig. Der Druck der „Ethik" geht langsam vor sich, zugleich schreibe ich immer noch an „Anhängen" (wie beim Jeremias).

Herzliche Grüße Euch allen von uns beiden.

Lazarus

[12] „The American Hebrew", eine amerik.-jüdische Wochenzeitung, am 21. Nov. 1879 in New York gegr.

[13] „Ruhe und tue nichts!" (T.)

[14] Autobiographische Erzählung von Nahida Ruth Lazarus, ersch. Berlin 1898.

[135] An Julius Plotke[1], Frankfurt am Main

Meran, 16. September 1898

Verehrter Herr Doctor!

Ich bin ein alter Schriftsteller, aber niemals in meinem Leben habe ich einen Schritt getan, um die Tagespresse zu Gunsten meiner Bücher zu beeinflussen. Mit der „Ethik" ist es etwas Anderes; sie gehört nicht mir, sondern dem Judentum. Darum glaubte ich, Ihr Interesse dafür anrufen zu sollen. Aber auch entfernt nicht habe ich daran gedacht, Sie um eine eigene ausgiebige und vielseitige journalistische Tätigkeit dafür zu bitten. Um was es sich handelt, ist Folgendes. Unsere deutschen Zeitungen, auch die größten, haben nicht die Gewohnheit, literarische Werke regelmäßig und bald nach ihrem Erscheinen zu besprechen; sie bleiben von der zufälligen Neigung der Mitarbeiter abhängig. Ich habe im Leben immer Ursache gehabt, der Presse für den *Inhalt* der Besprechung meiner Bücher dankbar zu sein, inbezug aber auf die *Zeit*

[1] Julius Plotke (1857–1903), Jurist; P. wirkte für die Alliance Israélite Universelle, den Hilfsverein der deutschen Juden, in der Jewish Colonization Association und bes. in der Verwaltung der jüd. Gemeinde Frankfurt. Er setzte sich sehr für die rumän. Juden ein. P. schrieb u. a. „Die rumänischen Juden unter dem Fürsten und König Karl", Frankfurt a. M. 1901. – Plotke hatte inzwischen die ganze „jüdische Ethik" in Aushängebogen erhalten.

habe ich gleich vielen Anderen wunderliche Dinge erlebt. Lassen Sie mich nur 2 Beispiele anführen. Die „Allg. Ztg. d. Jdt."[2] hat über mein „Der Prophet Jeremias", der 1894 erschien, 1897 eine Besprechung gebracht, also *nach 3 Jahren.* Dabei ist die Redaktion mir und meiner Schrift in der Gesinnung stets günstig gewesen; sie hat der Schrift öfter zufällig und gelegentlich und immer rühmend gedacht. Das also ist das „grüne Holz". Ebenso hat die „Deutsche Rundschau"[3] von meinem „Leben der Seele" den 2. Teil zuerst u. zwar ein Jahr nach seinem Erscheinen, den 1. Teil aber um noch ein Jahr später, also 2 Jahre, nachdem er herausgekommen, beide aber höchst anerkennend rezensiert. Deshalb nun glaubte ich, daß vielleicht ein Mann wie Sie, den die volle Teilnahme und Unabhängigkeit dazu berechtigt, eine größere Anzahl unserer Freunde in Orten, wo große Zeitungen erscheinen, bitten sollte, dafür zu sorgen, daß die „Ethik" überall in kurzer Zeit besprochen werde. Etwa in einem gedruckten Briefe wäre darauf hinzuweisen und besonders hervorzuheben, daß es viel weniger darauf ankommt, *wie* als darauf *daß* es in naher Zeit überall angezeigt werde. Bei christlichen Mitarbeitern soll keinerlei Einwirkung auf den Inhalt der Besprechung *versucht* werden, vielmehr die volle Freiheit der Kritik gewahrt bleiben. Jeder mag über das Buch sagen, was seine Einsicht und sein Gewissen ihm eingeben. Auch der jüdischen Rezensenten Freiheit der Kritik soll unbeschränkt sein, diesen aber wären einige Punkte zur Beachtung empfohlen; z. B.

1. Alle Lobeserhebungen des Autors sind zu vermeiden.

2. Auch über das Buch selbst, über den Inhalt, über die Ethik des Judentums sollen nicht *große Worte* gemacht werden, sondern ruhige, sachliche Ausdrücke sollen die vorliegende Tatsache bezeichnen...

Und ich selbst würde natürlich einen weiteren Schritt in dieser Sache nicht tun. Dieser alleinige hat mich schon Überwindung genug gekostet. Nur die heilige Ehre des Judentumes war die Geißel des Imperativs, die mich dazu trieb, aber ich fühle die Schmerzen in allen Gliedern...

Lazarus

[2] „Allgemeine Zeitung des Judentums", deutsch-jüdische Zeitschrift, die 1837 von Ludwig Philippson (1811–1889) als „unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse" gegründet wurde u. ursprünglich dreimal, dann einmal wöchentlich erschien. Die Zeitung wurde von ihrem Begründer bis zu dessen Tod herausgegeben u. zum Teil auch geschrieben. Ihm folgte Gustav Karpeles von 1890 bis 1909 und von 1910 bis 1919 Ludwig Geiger. Zu dieser Zeit war sie eindeutig liberal. 1921 stellte sie ihr Erscheinen ein. Die Besprechung „Prof. Lazarus über den Propheten Jeremias" stammt von D. S. Samuel, Essen, AZJ, Jg. 61 (1897), S. 568 f.

[3] Monatlich erscheinende Zeitschrift (Berlin 1874 ff.). Es handelt sich bei dieser Besprechung um die zweite erweiterte und vermehrte Auflage von „Das Leben der Seele" (Berlin 1876–78); sie stammt von Benno Erdmann und erschien in: Deutsche Rundschau, Bd. XVIII (1879), S. 483–485.

[136] An David Feuchtwang[1], Nikolsburg

Meran, den 6. Dezember 1898

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie wohltuend mir Ihre gefällige Zuschrift vom 22. v. M. gewesen ist und daß Sie mich zu herzlichem Dank verpflichtet haben. Sie werden selbst ermessen, welch eine Genugtuung es mir bereiten muss, daß Sie sich im Ganzen eins und einig mit mir in der Darstellung der Ethik des Judentums bekennen, indem ich dadurch in der Hoffnung bestärkt werde לא ישוב דברי ריקם כי אם-עשה את-אשר חפצתי והצליח[2] את-אשר שלחתיו Wenn man so eine Zeitlang mit der Erforschung und Herausbildung eines weitschichtigen Gedankengebietes beschäftigt ist, (eines Gebietes zumal, in welchem nicht einmal Werke vorhanden sind, an denen man deutliche Maßstäbe zur Vergleichung findet) verliert sich die Sicherheit der Selbstbeurteilung, und es entsteht die Sehnsucht, in den untrüglichen Spiegel eines fremden competenten Urteils zu blicken. Zwar, wenn es das Urteil über die Sache selbst und über den vorgetragenen Inhalt betrifft, ist und bleibt man auf sich selbst beschränkt, und wenn alle Stränge (der Verbindung mit anderen Geistern) reißen, muß man bei der eigenen Überzeugung stehen bleiben und ihr gefolgt zu sein, sich beruhigen. Wenn es aber um die Einwirkung auf Andere, die man erzielt, sich handelt, dann wird das Echo, das uns aus kundigem Munde entgegentönt, zur Notwendigkeit. Denn auch der Trost, daß die Zukunft uns zustimmen werde, bleibt sehr fraglich, sobald man nicht die Zuversicht besitzt, „den Besten seiner Zeit genug getan" zu haben. Dies scheint mir auch der wahre Sinn und Grund des Hillelschen אל תאמר דבר שאי אפשר לשמוע שסופו להשמע[3] zu sein.

Nun aber deuten Sie in Ihrem Briefe auf so viele der wesentlichsten Punkte, die mir bei der Abfassung des Werkes am Herzen lagen, mit einer Anerkennung hin, daß ich eine Art von wonniger Beruhigung darin finde. Von vielen Seiten kommt mir öffentlich und privatim solche Zustimmung, aber Sie sind bis jetzt der Einzige, von dem ich ein Urteil ausdrücklich erbeten habe. Wenn Sie Zweifel hegen, ob unter den Mitlebenden Viele sind, welche in die unsäglich zahlreichen Imponderabilien des jüdisch-ethischen

[1] David Feuchtwang (1864–1936), Rabbiner und Orientalist; 1892 als Nachfolger seines Vaters Meier F. Rabbiner in Nikolsburg, 1903 Rabbiner in Wien u. Dozent am dortigen jüd. Lehrerseminar, 1934 Oberrabbiner in Wien. F. schrieb u. a. „Das Wasseropfer und die damit verbundenen Ceremonien", 1911; „Studien zum Buche Ruth", 1925.

[2] „Mein Wort wird nicht leer zurückkehren, es sei denn, daß es bewirkt hat, was ich gewollt, und ausgerichtet, wozu ich es geschickt habe" (nach Jes. 55, 11). (T.)

[3] „Sprich nicht von etwas, was nicht verstanden werden kann, hoffend es werde schließlich doch verstanden werden" (Pirke Aboth 2, 6); (T.) zu Hillel vgl. auch Anm. 5 zu Nr. 128.

Geistes sich versenken, und denen klare und faßbare gewichtige Gedanken zu gestalten mein sehnsüchtiges Streben gewesen ist, so halte ich zwar getrost an der Hoffnung fest כי לא אלמן ישראל[4]; aber dennoch bete ich von Herzen – סהדי במרומים לא לכבודי ולא לכבוד ביתי אבא[5], sondern um der guten Sache willen, welche in diesem Falle die heilige Sache unseres Judentums ist –, dennoch bete ich, verehrter Herr Doctor, כמותך ירבו בישראל[6]. –

Für Ihre beiden gütigen Zusendungen meinen besten Dank. Die eine: „Grundlagen sittlicher Erziehung" folgt anbei zurück. Diese kann ich bei aller Anerkennung von dem Vorwurf nicht freisprechen, daß sie – zumal für einen mündlichen Vortrag, der dem Hörer so wenig Zeit zur inneren Aufnahme und Aneignung gewährt –, eine viel zu große Fülle tiefgründiger und weit ausschauender Gedanken darbietet.

Da Sie sich hier viel mit Schiller beschäftigt haben, möchte ich Sie an Goethe erinnern. Die Erziehungsprovinz in den Wanderjahren Wilhelm Meisters bietet auch sonst viel Interessantes. Für uns Juden aber liegen viele Momente der Befriedigung darin, von welchen einzelne sonst vorhandene abfällige Aussprüche Goethes über Juden weit überwogen werden.

Mit Gruß und Handschlag verharre ich

in wahrer Hochachtung
Ihr
Lazarus

[4] „Israel ist nicht verwitwet" (Jer. 51, 5). (T. u. B.)

[5] „Gott ist mein Zeuge, nicht zu meiner Ehre und nicht zu der meines Vaterhauses", nach Baba Mezia 59. (T. u. G.)

[6] „Deinesgleichen mehre sich in Israel." (T.)

[137] An Gotthard Deutsch[1], Cincinnati

Meran, den 28. Dezember 1898

... Ich brauche nicht zu sagen, daß ich auf Ihre „Erleichterung" sehr gespannt bin. Bitte, vergessen Sie nicht, daß ich eine „Ethik" des gesamten Judentums zu schreiben hatte; auch der überwiegenden Majorität mußte ich mit

[1] Gotthard Deutsch (1859 in Kanitz/Mähren – 1921 in Cincinnati), Historiker und jüd. Theologe, Vertreter des religiösen Liberalismus; 1887–91 Rabbiner in Brüx, seit 1891 Dozent für jüd. Geschichte und Religionsphilosophie am Hebrew Union College in Cincinnati. Ein sehr gewandter Stilist, war D. Mitarbeiter von vielen jüd. u. allgemeinen Zeitungen. Er schrieb u. a. „Scrolls, Essays on Jewish History and Literature", New York 1917; „The History of the Jews", Cincinnati 1921.

wohlerwogener Gerechtigkeit die Ehre geben, die ihr gebührt. Dabei ist Kritisches nicht verschwiegen; aber לכבוד התורה[2] sind der Kritik oft nur 3 Zeilen gewidmet, wo das Positive einen halben Bogen füllt. Dafür glaube ich auch, den positiven Wert der מצוות[3] energischer (ethisch und psychologisch) ergründet zu haben als irgend einer der Hochkonservativen ודי לחכימא[4]. Welch ein Maß von Anstrengung und Ausdauer in besonderer Erwägung des historisch Gegebenen ich aufgewendet, können nur die Kundigsten ermessen...

Lazarus

[2] „Zur Ehre der Thora". (T.) [3] „Religionsgebote". (T.)
[4] „Dem Klugen genügt die Andeutung." (T.)

[138] An Joseph Wohlgemuth[1], Berlin

Meran (Tirol), den 22. Februar 1899

Sehr geehrter Herr Doctor!

Mir ist heute die „Isr. Mon.schr."[2] vom 8.h. zugekommen, und ich habe Ihren ernst und tief in die Sache eingehenden Artikel über die „Ethik" mit freudiger Genugtuung gelesen, wenn ich auch nicht in allen Punkten mit Ihnen übereinstimme. Zu einer Controverse, welche – wahrlich nicht bloß לחדד[3], sondern – für Erkenntnis der Wahrheit wertvoll werden könnte, habe ich jetzt keine Zeit; denn ich stecke tief in der Arbeit am 2. Bande.

Dagegen mache ich Sie auf den Auszug aus § 219 (Ende des V. Cap.) aufmerksam, wo durch Auslassung von „nicht bloss etc." der Sinn verfehlt wird; ein Druckfehler, auf den Sie im nächsten Artikel hindeuten können. Zugleich bin ich so frei, Sie mit einer Bitte zu belästigen. Die Abhandlung über „Synagogen im Altertum" von Herrn Dr. Hoffmann[4] möchte ich gern vollständig

[1] Joseph Wohlgemuth (1867–1942), Talmudist u. Religionsphilosoph; seit 1895 am Rabbinerseminar in Berlin Dozent für talmudische und religionsphilosophische Disziplinen; seit 1914 gab er die Zeitschrift „Jeschurun" heraus, das repräsentativste wissensch. Organ der jüd. Orthodoxie in Deutschland, für das er eine Reihe von Aufsätzen und Beiträgen jüdischer, religionsphilosophischer Thematik schrieb, u. a. auch eine Aufsatzfolge über den Zionismus, den er ablehnte.

[2] Die „Israelitische Monatsschrift", ein Organ des orthodoxen Judentums, erschien seit 1882 in Berlin.

[3] „Zur Geistesschärfung". (T.)

[4] David Hoffmann (1843–1921), Talmud- und Bibelforscher; 1871–73 Lehrer an der von S. R. Hirsch begründeten Realschule in Frankf. a. M., 1873 Dozent für Talmud, Ritualkodizes und Pentateuchexegese in dem von Esriel Hildesheimer neubegründeten Rabbinerseminar in Berlin. Nach Hildesheimers Tod (1899) Rektor des

lesen; grade in diesen Tagen habe ich zu einem demnächst erscheinenden Vortrag „Was heißt jüdische Geschichte etc.“ [5] eine Note über אנשי כנסת הגדולה[6] geschrieben und ich bin sehr begierig, die weiteren Beweise des Herrn Dr. H., den ich bestens zu grüßen bitte, kennen zu lernen. Wollen Sie mir gefäll. die sämtlichen Nummern unter Streifband senden?

Mit hochachtungsvollem Gruß und Dank im Voraus
Ihr Lazarus

Seminars. Als einer der besten Kenner des Talmuds und der halachischen Midraschliteratur wurde er gegen Reformbewegung u. Antisemitismus oft als halachische Autorität angerufen. H. versuchte als erster gläubiger Jude, die Bibelkritik von Graf u. Wellhausen zu widerlegen. H. war Mitarbeiter an einer großen Textausgabe der Mischna (mit dt. Übersetzung u. Kommentar; 1887–1933). Mit A. Berliner gab er 1876–93 das „Magazin für die Wiss. des Judentums“ heraus und redigierte die literar. Beilage der Jüd. Presse 1884–95. – Seine Arbeit „Die Synagogen im Altertum“ erschien in „Israelitische Monatsschrift“, 1899.

[5] „Was heißt und zu welchem Ende studiert man jüdische Geschichte und Literatur?“ Leipzig 1900.

[6] „Männer der großen Versammlung“. (T.)

[139] An Joseph Wohlgemuth [1], Berlin

Meran (Tirol), den 2. März 1899

Sehr geehrter Herr Doctor!

Ich danke Ihnen bestens für die gütige Zusendung der Dr. Hoffmann'schen Artikel [2] למפרע ולהבא [3]. In Bezug auf זכות אבות [4] besitze ich wohl manche Notizzettel, aber sie liegen noch zerstreut bei den mancherlei Stoffen, zu denen sie sonstigen Bezug haben. Sie enthalten nach meiner Art vorzuarbeiten: Fragen, Versuche von Antworten, Widerlegungen derselben, oft mehrmals wiederholt, Citate, auch Vorkommnisse im Leben, eben gehörte oder plötzlich, (zuweilen aus alter Zeit) erinnerte Worte u. dgl. Komme ich zur Ausarbeitung, wird alles gesammelt, einheitlich durchdacht und dazu *methodisch* die notwendige Ergänzung des Gegebenen *gesucht*. Über דברי הצומות [5] hatte ich 30–40 solcher Zettel; für den 1. Band etwa 7000; als ich zu schreiben anfing, waren sie auf rund 1200 zusammengeschmolzen. Soviel ich mich erinnere, sind die Zettel über זכות אבות [6] noch sehr anfänglicher Natur und

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 138. [2] Vgl. Anm. 4 zu Nr. 138.

[3] „Für die Vergangenheit und für die Zukunft“. (T.)

[4] „Verdienst der Väter“. (T.)

[5] „Die Worte wegen des Fastens“ (Esther 9, 31). (T.)

[6] „Verdienst der Väter“. (T.)

die meisten schließen mit "ודוק„[7]. Jetzt kann ich sie weder zusammensuchen, noch auch entbehren; מי יודע מה ילד יום[8], aber sobald בעז"ב[9] der zweite Teil der Ethik geschrieben ist, werde ich Ihnen בל"נ[10] Alles mit Vergnügen zur Verfügung stellen. Der Sicherheit wegen bitte ich Sie aber heute schon, mich dann gütigst an mein Versprechen zu erinnern.

Mit hochachtungsvollen Grüßen
Lazarus

[7] „Denke darüber nach". (T.)
[8] „Wer weiß, was der Tag bringt" (wohl in Anknüpfung an Sprüche 27, 1). (T. u. B.)
[9] Abkürzung für „Mit Gottes Hilfe". (T.)
[10] Abkürzung von beli neder, d. h. „ohne gelöbnisartige Verpflichtung". (T.)

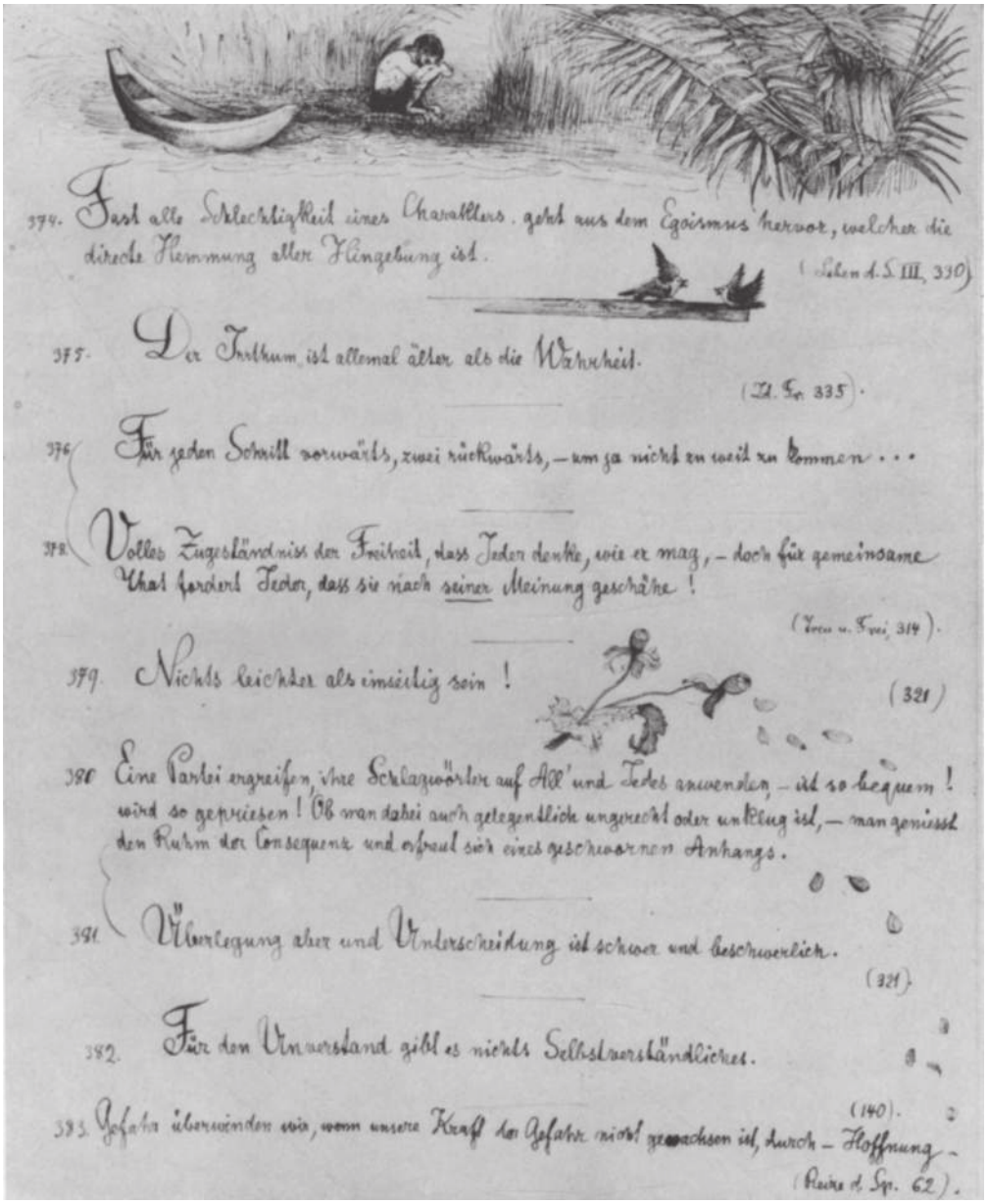
[140] An Emil Gustav Hirsch[1], Chicago

Meran, den 11. April 1899

Lieber Herr Doctor!

Ich will mir, obwohl von der Arbeit am 2. Band der „Ethik" sehr gefesselt, nicht versagen, Ihnen für Ihren schönen Artikel über Steinthal[2] herzlich zu danken. Nicht besser aber glaube ich diesen Dank ausdrücken zu können, als indem ich einen kleinen – leicht erklärlichen – Irrtum berichtige. Steinthal hat nicht viel Gelegenheit zu Councils gehabt; er hat den Gemeindebehörden[3] nie angehört, nur dem Schul(Talmud-Thora)Vorstand, in welchem er stets exact philosophisch denkend, freieste pädagogische Prinzipien vertreten. Wenn ich selbst in der Repräsentanten-Versammlung – durch 24 Jahre – die liberale Richtung mit aller Energie zur Geltung brachte, so wußte Jedermann, daß Steinthal derselben Ansicht ist und mit mir an einem Strange zieht. Der Umschwung nach rechts hat in der Repräsentanten-Versammlung erst 1894 stattgefunden, nachdem ich 1893 ausgeschieden war. Nur 2 entscheidende

[1] Emil Gustav Hirsch (geb. 1852 in Luxemburg – gest. 1923 in Chicago), amerik. Rabbiner, zunächst (1877) in Baltimore, dann (1880) in Chicago; seit 1892 Prof. für rabbinische Wissenschaften an der Universität Chicago. H. redigierte die Zeitschriften „Der Zeitgeist" (1880–1887), „The Reformer" und „The Reformer Advocate". Er setzte sich sehr für eine radikale religiöse Reform ein; den Zionismus lehnte er ab.
[2] Der Artikel erschien unter dem Titel „Professor Steinthal" am 25. März 1899 auf der ersten Seite der Zeitschrift „The Reform Advocate" (Bd. XVII, S. 155/56). Emil G. Hirsch schreibt darin, daß Steinthal, der in seinen Vorlesungen an der „Hochschule" durch seinen religiösen Skeptizismus Aufsehen erregte, im Praktischen für die „konservativste Interpretation unserer [religiösen] Pflichten" eingetreten sei.
[3] Der jüdischen Gemeinde in Berlin. (T.)



Aus den Aphorismen von Moritz Lazarus

ausgewählt und mit Zeichnungen versehen von Nahida Remy (spätere Lazarus)

Tatsachen will ich anführen: Als der Kampf um die Berufung Geigers[4] in der Gemeinde heftig wogte, wurde eine Petition an den Vorstand zu Gunsten Geigers eingereicht, an der *Spitze* standen Steinthal und ich. Zweifellos hat dies die Unterschrift der ganzen „Intelligenz" nach sich gezogen. Als in den letzten Monaten um die Einrichtung eines Sonntags-Gottesdienstes petitioniert wurde, war Steinthal unter den Petenten.

Wenn aber Steinthal gern in die alte Synagoge ging, so war es nicht, weil er den conservativen Gottesdienst *für die Gemeinde* vorzog, sondern nur für seine Person; er war mit den reformierten Einrichtungen der *neuen* Synagoge *vollkommen* einverstanden, einschließlich der Orgel, deren Mitwirkung er hochschätzte.

Sie werden aber gelesen haben, daß er seit Jahren lebhaft für die Conservierung der alten Gesänge, besonders des Chasonus[5], das er vorzüglich kannte, gewirkt hat; er hing an diesen Melodien mit Begeisterung. Natürlich ging er lieber in die alte Synagoge, um jene Recitative so echt (so unverbessert und unverschönert) wie möglich zu hören. Diese Begeisterung hing zugleich mit der pietätvollsten Dankbarkeit zusammen, die er sein Leben lang dem Manne zollte, der ihn in die Religion und ins Hebräische eingeführt hatte; er hat ihm auch einmal in den „Mitteilungen des D.I.G.B." ein Denkmal gesetzt[6] und ihn als das Ideal eines religiösen Religionslehrers und eines religiösen Chasen[7] gepriesen; (diese sind rar und jene?)

Steinthal ging also in die „Schul"[8], um dort seine Kindheit und seinen verehrten Lehrer wiederzufinden.

Noch dies: Die „Neu-Orthodoxie" war ihm herzlich zuwider. An den Erinnerungen der alten Orthodoxie hing er mit der vollen Wärme seines religiösen Gefühles, aber durchaus nicht „to practise", sein Schulchan-Aruch[9] war ein äußerst reformierter!

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Lazarus

[4] Abraham Geiger (1810–1874), Vorkämpfer der religiösen Reformbewegung, wurde 1870 als Rabbiner nach Berlin berufen; vgl. Anm. 4 zu Nr. 115.

[5] Chasonus (Chasanut), traditionelle Vortragsweise der Gebetsmelodien in der Synagoge. (T.)

[6] Mitteilungen vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde. Nr. 16, Seite 23 ff. Wiederabgedruckt in: H. Steinthal, Über Juden und Judentum – Vorträge und Aufsätze, hg. von G. Karpeles, Berlin 1906, S. 298 ff. – Dieser Lehrer hieß Reb Hirsch.

[7] Chason (Chasan), Vorbeter in der Synagoge.

[8] Synagoge.

[9] Schulchan Aruch (hebr.: „gedeckter Tisch"), Auszug aus Josef Karos Kommentar zu den „Turim" des Jakob ben Ascher, der die wichtigsten jüdischen Rechtsentscheidungen und religiösen Vorschriften in leicht verständlicher Form enthält. Erstdruck 1564–1565. Trotz rabbinischen Widerspruchs wurde der Sch. A. von den Juden fast aller Länder angenommen.

[141] An Salomon Buber[1], Lemberg

Meran, den 15. Juni 1899

Hochgeehrter Herr!

Wiederum habe ich Ihnen für eine Ihrer großen, gediegenen und wertvollen Arbeiten herzlich zu danken, denn ohne Sie schon genauer zu kennen, weiß ich doch, was ich als gesegnete Frucht Ihres rühmlichen Fleißes darin finden werde. Ich bekenne, daß ich seit vielen Jahren am 17. Tammus[2] und 9. Ab[3] nicht mehr faste, sondern mein historisches Mitgefühl in dem Studium der איכה[4] und des Midrasch[5] walten lasse. Diesmal werde ich an jenen Tagen Ihr neues Werk zur Hand nehmen; die wissenschaftliche Befriedigung, die ich daraus schöpfen werde, ist zwar das Gegenteil des Fastens. Allein auch beim Lesen der Klagelieder können wir nicht umhin bei allem Schmerz des Inhalts die vorzügliche Formschönheit des Ausdrucks zu bewundern und ebenso uns an der unsäglich reichen Umrahmung, womit der Midrasch sie ausgestattet hat [, zu freuen]. Hat aber nicht schon der Dichter selbst – oder die Dichter – mitten in der herzbrechenden Stärke seines Kummers und Jammers sich in der Darstellung derselben zu den edelsten Formen, zu hohen Gedanken und erhabenen Gefühlen emporgeschwungen? Nicht in Sack und Asche fand er die rechte Weise der Trauer, sondern in den glänzenden, leuchtenden Versen.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr dankbar ergebener Lazarus

[1] Salomon Buber (1827–1906), Finanzmann, Landwirt, Kaufmann und bedeutender Gelehrter, der eine große Rolle in vielen öffentlichen und wohltätigen Organisationen spielte. B. widmete einen großen Teil seiner Zeit und Mittel auf die Herausgabe und Kommentierung von Midraschim und die Erforschung der jüd. Geschichte. Sein Enkel war Martin Buber. – Lazarus bezieht sich hier auf Bubers Ausgabe des „Midrasch Echa rabbati", Wilna 1899, die Buber ihm gesandt hatte.

[2] Tag der Einnahme von Jerusalem, Trauer- und Fasttag.

[3] Tag der Tempelzerstörung, Trauer- und Fasttag.

[4] Biblisches Buch der „Klagelieder" („Echa").

[5] Midrasch („Forschung"), Bez. für a) eine Methode der Schrifterklärung und b) für die Sammlungen (Midraschim) halachischer (religionsgesetzliche Entscheidung suchender) und haggadischer (ethischer, geschichtlicher, erbaulicher) Schriftauslegung.

[142] An (?) Baumgarten[1], (?)

Meran, den 21. Oktober 1899

...Zur Teilnahme an einer Gesellschaft für ethische Cultur mehrfach aufgefordert, habe ich abgelehnt. Ich glaube nicht an einen nennenswerten Erfolg in einer so wichtigen und allgemeinen Frage durch eine „Gesellschaft" oder einen „Verein". Vollends für uns *Juden* fürchte ich mehr Nachteil davon als Vorteil: *wir* haben keine störende Dogmatik abzuwälzen und die religiösen Motive des Sittlichen noch mehr vernachlässigen, wäre Frevel. Eines schickt sich nicht für Alle...

Lazarus

[1] Wahrscheinlich ist dieser Brief an jemanden gerichtet, der Interesse hatte für den deutschen Zweig der „Society for Ethical Culture", einer freisinnig-interkonfessionellen Vereinigung, die im Mai 1876 in New York von Dr. Felix Adler gegründet worden war. Die Bewegung hatte auch in England (unter Stanton Coit) und in Deutschland Anhänger gefunden. (B.)

[143] An den Vorstand des Politischen Volksvereins, zu Händen von Dr. Hermann Fialla[1]

Meran, den 26. November 1899

Hochgeschätzte Herren!

Auf's Tiefste gerührt danke ich Ihnen für die hohe Auszeichnung, daß Sie Ihre gütige Teilnahme an meinem Doctorjubiläum in einer öffentlichen Feier desselben bekunden wollen[2]. Was selten ist, wird hochgeschätzt; die Ehre, welche Sie mir erweisen, ist aber von einer absoluten Seltenheit.

Es ist nicht meine Bescheidenheit, sondern mein Stolz, wenn ich glaube, daß Sie bei aller Herzensfreundlichkeit für mich, doch nicht sowohl meine Person ehren, als den Gedanken huldigen wollen, die uns miteinander verbinden und den Gesinnungen, die uns vereinigen.

[1] Dr. Hermann Fialla, der Vorsitzende des „Politischen Volksvereins" in Wien, hatte M. Lazarus und dessen Frau Nahida Ruth L. zu zwei öffentlichen Vorträgen im „Großen Musikvereins-Saal" auf den 11. und 13. April 1897 eingeladen. Das Thema von Lazarus' Vortrag lautete: „Eine völkerpsychologische Betrachtung des Judentums", N. R. Lazarus schilderte ihre religiöse Entwicklung: „Ein Seelenkampf". Mehr als 2000 Personen hörten die Vorträge des Ehepaares, noch lange Zeit später rühmte man, auch in der Presse, diese „Lazarus-Wochen"; es war die letzte öffentliche Vortragstätigkeit von M. Lazarus.

[2] Eine Schilderung der Feier, in der nach A. Tänzers Angabe auch Lazarus' Brief zitiert ist, erschien in Blochs Österreichischer Wochenschrift, Wien 1899, Nr. 48.

Es ist jetzt bei uns keine Zeit, frohe Feste zu feiern; aber alle Vereinigungen, alle Zusammenkünfte sind jetzt gut[3]; ob festlich-heiter oder arbeitsernst, ob praktisch gerichtet oder theoretisch verwertet, alle Zusammenkünfte sind jetzt *Controllversammlungen!* Die zum Kampfe berufen sind – und Alle sind berufen – sollen sich treffen, ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit inne werden, sie sollen einander den Mut und die Ausdauer stärken, den Gedanken Klarheit und Richtung, den Plänen Energie geben und ganz besonders die Zuversicht befestigen auf endlichen Sieg, auf den Sieg, der den Besiegten noch wertvoller ist als dem Sieger, auf den Sieg der *Gerechtigkeit.*

Ich werde mit meiner Frau im Geiste mitten unter Ihnen sein. Fühlen wir doch mit sicherster Überzeugung und höchster Genugtuung die Innigkeit, mit der Sie uns anhängen und wir Ihnen.

Wenn ich bei Ihnen wäre, würde ich darauf hinweisen, daß wir Juden die Träger der höchsten Ideen sind, welche die ganze Menschheit zu Tage gefördert, darum und wegen der Anfechtungen, die daraus folgen, bedürfen wir unsäglicher Kraft, immer neuer, immer reicherer, gesegneter Kraft. Darum erhebe ich meine Hände und rufe Euch zu, meine Brüder und meine Schwestern, Gott segne Euch! Gott segne Eure Kraft zu Kampf und Sieg!

In tiefer Ergriffenheit

Lazarus

[3] Hinsichtlich der zunehmenden antisemitischen Bewegung in Wien.

[144] An Sigmund Maybaum[1], Berlin

Meran, den 19. Dezember 1899

Hochgeehrter Herr!

Mein Mann möchte gern Jedem für speziellen Zuruf auch speziellen Dank widmen! Aber bei den Hunderten noch unerledigter Zuschriften ist es zu viel und auch deshalb unmöglich, da er seit 5 Wochen krank zu Bett liegt. – Zu seinem so herrlichen begangenen Ehrentag am 30. v. M. hatte er sich von seinem so schweren Katarrh bereits so erholt, daß er für mehrere Stunden aufstehen und Besuche empfangen konnte. Am 1. Dez. nach guter Nacht, schien er ganz genesen, indessen trat aber hier eine ganz ungewöhnliche Kälte ein, und unsere zugige Wohnung war nicht warm zu bekommen; sein Arbeitszimmer (der größte und schönste Raum, natürlich) hatte kaum 14 Grad, – da mag er sich von neuem erkältet haben, es trat eine Verschlimmerung ein und *jeden Nachmittag Fieber;* jetzt scheint es wieder besser, – aber ehe es draußen

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 129.

nicht wärmer wird und die Zimmer nicht wenigstens auf 16 Grad gebracht werden können, darf er nicht aufstehen. Auch ist immer noch Fieber da und der Gesamtzustand *sehr* wechselnd. Unter solchen Umständen bin auch ich durch seine Pflege vollkommen gefesselt, sodaß ich den vielen Glückwünschenden durch einen Schreiber danken mußte. – *Ihnen* aber, sehr geehrter Herr, gilt es, noch *persönlich* zu danken für Ihren freundlichen Glückwunsch und Ihnen etwas ausführlichere Nachricht zu geben. Mein Mann will zur Abkürzung einige Sätze an Sie diktieren.

Lieber Herr Doktor! Selbst, wenn es mir mit Gottes Hilfe gut geht, kann es noch lange dauern, – bis ich Ihnen wieder so ausführlich schreiben kann, wie ich möchte. Heute nur dies: Als die Quelle der Kritik dieses Menschen, Cohen[2], betrachte ich zwei Tatsachen; die eine kennen Alle, welche den Anfang des Berliner Antisemitismus miterlebt haben: Treitschke hatte seinen Unglücksartikel[3] geschrieben. Ich war mit „Was heißt national?" dagegen aufgetreten,

[2] Professor Dr. Hermann Cohen (1842–1918), Marburg, der bedeutendste Neukantianer der deutschen Philosophie, Begründer der einflußreichen „Marburger Schule", hatte 1899 in der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums", hg. von Markus Brann, Bd. 43, Breslau 1899, S. 385 ff., 433 ff. eine Abhandlung veröffentlicht unter dem Titel „Das Problem der jüdischen Sittenlehre – Eine Kritik von Lazarus' Ethik des Judentums" (auch in Hermann Cohens „Jüdische Schriften", Bd. III, Berlin 1924, S. 1–35, abgedruckt). Lazarus hatte auf diese aggressiv verletzende Rezension im 2. Band seiner „Ethik" (aus dem Nachlaß, Frankfurt a. M. 1911, Einleitung S. XXXIX) in knappster, abgewogener Ironie geantwortet, daß seine „Ethik des Judentums" nur zwei ablehnende Besprechungen erhalten habe, eine von einem ausgesprochenen Antisemiten in einem antisemitischen Jahrbuch und eine von Prof. H. Cohen; „die beiden Herren mögen sehr verschieden von einander sein, meinem Werke gegenüber sind sie durchaus per nobile fratrum". Aber in dem vorliegenden – während seiner Krankheit teils geschriebenen, teils diktierten Brief – läßt er seinen Empfindungen über „den Menschen Cohen" und dessen Kritik, von der er nur den ersten Teil gelesen hatte, freien Lauf.

Franz Rosenzweig hat aus seiner tiefen Verehrung für das „vulkanische" Denkerpathos Cohens (vgl. Rosenzweigs „Kleinere Schriften", Berlin 1937, S. 292, 320) auch in der Lazarus-Rezension Tiefen gesehen, wo meiner Meinung nach objektiv nur wesentlich flachere Gedankenmotive und Affekte zu finden sind, und Rosenzweig hat eingestandenermaßen recht fragwürdigen Ehrgeiz und Überheblichkeiten in Cohens Wesen und in Cohens angeblich streng „wissenschaftlicher Religionsphilosophie" in sehr mildem Licht gesehen. Aber auch Rosenzweig gibt zu (Kleinere Schriften, S. 324), daß Cohen „dem Verdienste des Lazarusschen Werks" und „seinem Tasten nach dem..., was man heute unter Religionssoziologie versteht ... unmöglich gerecht werden" konnte. Daß in Cohens – wie Rosenzweig sagt – „vernichtender Besprechung" der Lazarusschen Ethik auch eine persönliche Animosität gegen den bis dahin gefeierten Juden in der deutschen Philosophie mitschwingt, scheint mir kaum übersehbar zu sein. Freilich daß Lazarus daraufhin Cohen in diesem Brief nur als „böswilligen Narren" abtun will, zeigt, daß auch vornehmste Gesinnung nicht immer vor Gereiztheit und scharfer persönlicher Übertreibung schützen kann.

(Ernst Simon)

[3] Heinrich von Treitschke, Unsere Aussichten. Preußische Jahrbücher, November 1879.

da erschien eine Broschüre über die Judenfrage von diesem Menschen[4], worin er mir, seinem Mitarbeiter, mit einer unglaublichen Kritik in den Rücken fiel, mich angriff und Treitschke gegen mich verteidigte. Glücklicherweise erregte die Sache wenig Aufsehen. Die Juden waren klug, die Christen anständig genug über so wahnwitziges Gebahren zu schweigen; nur Herr v. Treitschke natürlich hat die Unterstützung dankend angenommen.

Ich habe nur zu erwähnen, daß ich diesem Menschen *nie* etwas zu Leide getan; manches zu Liebe (war er doch durch Steinthal bei mir eingeführt), doch nicht so viel, daß eine Dankesschuld ihn etwas drücken konnte. Aber es kann niemand auftreten und sagen, er habe je ein abfälliges Wort über diesen Menschen mündlich oder schriftlich von mir vernommen. Noch wichtiger ist die zweite Tatsache, die nur dieser Mensch und ich kennen, vielleicht auch meine Schwestern Nette und Ernestine. Gleich nach dem Erscheinen seiner Broschüre hat ihm Steinthal, der, irre ich mich nicht, etwas *verwandt* mit ihm, jedenfalls mehrere Semester sein Lehrer und mehrere Jahre sein väterlicher Freund war, – Steinthal hat ihm sofort einen *Absagebrief* geschrieben, in jener glühenden Diction, welche Steinthals reiner und feuriger Seele entströmte, sobald sein sittlicher Zorn erregt war. Steinthal hat ihm seine Entrüstung gezeigt und ihn moralisch gezüchtigt. – Ich gestehe, daß ich lieber den kleinen und den großen Bann hätte ertragen mögen, als von Steinthal in dieser Weise moralisch gezüchtigt zu werden!

Der erste Anfang bleibt ja unerklärlich, wie er unqualifizierbar war; aber die jetzige Fortsetzung mag sich aus ihm erklären. Übrigens will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich allein damals die Veröffentlichung dieser moralischen Züchtigung verhindert habe. Steinthal in seiner Art, nur die Wahrheit und Gerechtigkeit zu beachten, sonst keine Rücksicht zu nehmen, wollte die Absage in die „Zeitung des Judentums“[5] schicken. Ich war dagegen, nicht aus Rücksicht für diesen Menschen, – ihn hätte ich da sehen mögen, wohin er gehört – aber daß Steinthal es getan, hätte Aufsehen erregt und mußte vermieden werden, um unseren Feinden das Schauspiel nicht zu gönnen.

Den 22. Dezember

Inbezug auf die Kritik, vorweg nur das Eine, Wichtigste: Die große, allseitige Anerkennung, welche die „Ethik“ gefunden – ich bin stolz darauf, daß die conservativen und die liberalen Blätter wetteiferten, sie als Ethik *ihrer* Richtung hinzustellen, ein Erfolg von unübertrefflichem Wert – zumal in unseren Tagen – ich bin überzeugt, daß dieser Erfolg gerade daher stammt, daß ich alles vermieden habe, was dieser Mensch fordert (dogmatische Ableitung u.s.w.).

Ich werde jedenfalls auf die Kritik *nicht* reagieren. Wozu? Meinetwegen? – Wer *das* erlebt hat, was ich beim 70., bei der „Ethik“, und vollends jetzt beim

[4] Hermann Cohen, Ein Bekenntniß in der Judenfrage. Berlin 1880.
[5] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 135.

Jubiläum erlebt habe, dem ist es völlig gleichgültig, ob ein böswilliger Narr eine andere Meinung vorträgt. – Für das Buch? – Es kann sich selbst verteidigen. Der Leser braucht nur ein wenig Vernunft, sachliche Kenntnis und – redliches Urteil. – Daß es diesem Menschen an letzterem fehlt, beweisen Form und Ton seiner Kritik. Glaubte er daran, er würde ernsthaft und anständig reden, nicht hämisch und höhnisch, wozu kein Grund vorhanden, selbst, wenn alle seine Einwendungen richtig wären, – während kaum eine einzige richtig ist. Alle meine Gegner, selbst schroffe Antisemiten, die mich oft genug angegriffen, haben den Anstand bewahrt und die Achtung nie verletzt. – Diesem Menschen blieb es vorbehalten, unanständig gegen mich zu sein.

Sie, lieber Herr Doctor, und Jeder, der sich von der Konception eines solchen Werkes eine Vorstellung macht, werden sich sagen, daß mir im Laufe der Arbeit und der Jahre viele Gedanken über den Weg gelaufen sind, die ich in mir widerlegt habe (wie oft liegt in den Vorbereitungen ein Blatt mit einem hingeworfenen Gedanken, später zwei Fragezeichen, dann wieder etliche Zeilen zur Wiederherstellung, dann wieder ein bloßes Fragezeichen und schließlich zwei Worte zur Ablehnung), nicht einmal erwähnen durfte ich sie, weil dann auch die Gründe der Widerlegung hätten angeführt werden müssen, zum Schaden des Ganzen. Aus den durchgestrichenen, nicht verwendeten Blättern solcher Art könnte Einer 30 Kritiken bequem zusammenschreiben! –

Dazu kommt: Das Meiste [ist] scholastisches Gerede, sophistische Nörgelei, über welche endlos geschwatzt werden kann. Diese Art von Gedankentänzelei hat keine Ahnung davon, wie man große Dinge auf dem königl. Wege großen und schlichten Denkens zustandebringen muß. –

Künftig einmal – (denn so lange ich lebe, wäre es selbst bei der größten Unbescheidenheit nicht möglich) werden alle die Briefe der Zustimmung erscheinen, oder wenigstens im Original in der Bibliothek der Lehranstalt niedergelegt werden, welche zeigen werden, wie die „Ethik" von der jüdischen Gelehrtenwelt bei ihrem Erscheinen aufgenommen wurde. Da [sind] die christlichen zustimmenden Kritiken eines *Schürer*[6] und *Siegfried*[7], *Runze*[8] und *Achelis*[9] u.s.w. (Schürer hat ein Bedenken, worauf wir stolz sein können,

[6] Emil Schürer (1844–1910), protestantischer Theologe, o. Prof. in Gießen (seit 1878), Kiel (1890) und Göttingen (1895); Sch. schrieb die „Geschichte des Jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi...", 3 Bde., Leipzig 1901–09, eine grundlegende historisch-kritische Darstellung der neutestamentlichen Zeitgeschichte anhand der antiken Quellen, ohne theologische Sinndeutung. Mit A. Harnack gab er die „Theologische Literaturzeitung" (1876–80) heraus.

[7] Vgl. Anm. 3 zu Nr. 117.

[8] Georg Runze (1852–1922), a. o. Professor der protestantischen Theologie in Berlin; R. wollte aus der Erkenntnis heraus, daß alles Denken, auch das Wollen und Handeln von der Sprache abhängig seien, eine „glottologische Philosophie" schaffen. Schrieb zu Themen der Religionsphilosophie, der vgl. Religionswissenschaft und eine „Ethik. Encyklopädische Skizzen und Litteraturangaben zur Sittenlehre", Berlin 1891.

[9] Hans Achelis (1865–1937), protest. Gelehrter; Professor für Kirchengeschichte

er will die *prophetische* Ethik für das Christentum retten, – aber Runze widerlegt ihn). Von den jüdischen Rezensionen, von rechts und links, von Amerika und England, Italien und Frankreich nicht zu reden. Aber in den Briefen von dem ältesten Leiter einer jüdischen theologischen Lehranstalt, Wise[10] in Cincinnati, bis zum jüngsten Margulies[11] in Florenz und neuerdings das Professorencollegium der jüdischen theologischen *Lehranstalt in Wien* (zu dem ich keinerlei Beziehung habe, nicht einmal kennengelernt habe ich 1897 in Wien den Rector Schwarz[12]) gleich zu Anfang Zadoc Kahn[13] u.s.w. über 100 Männer, deren jeder sein Leben dem Studium des Judentums und der Ehre desselben gewidmet haben. Jeder hat eine Anerkennung für das Werk und einen Segen für den Autor! –

Auf dem Fluchberge aber stehen nur die Redaktion der Monatsschrift (Breslau) und ihr Kritiker! –

Aus alledem folgt: Ich *selbst* habe in der Sache gar nichts zu tun. – Diejenigen aber, welche das Buch anerkennen, sollten einzeln oder in Gruppen ihre Stimme erheben; nicht etwa in einer Gegenkritik – das ist der Mühe nicht wert – sondern in einer einfachen Erklärung: Hier ist ein höchst ungerechtes Urteil erschienen, wir erklären dagegen, daß das Buch eine Ethik des Judentums ist, daß es zum Segen des Judentums studiert und zur Ehre desselben verbreitet werden soll.

Und damit Gott befohlen!

In alter Treue

Ihr

Lazarus

P.S. Sie können von dem Brief jeden beliebigen Gebrauch machen, nur eine Veröffentlichung durch die Presse wäre mir zuwider.

u. christl. Archäologie, zeitweise auch für NT, in Königsberg (als a. o. Prof., seit 1901), in Halle (seit 1907, als o. Prof. seit 1913), in Bonn (seit 1916) und als Nachfolger von A. Hauck in Leipzig (s. 1918). Sein besonderes Interesse galt den Äußerungen altchristlichen Gemeindelebens, v. a. der Heiligenverehrung, und der altchristlichen Kunst: „Das Christentum in den ersten 3 Jahrhunderten", 2 Bde., Leipzig 1912; „Die Katakomben von Neapel", Leipzig 1935–36 u. a. m.

[10] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 127.

[11] Samuel Hirsch Margulies (1858–1922), jüdischer Gelehrter und Publizist, seit 1890 Oberrabbiner in Florenz. Er setzte sich sehr für eine Erneuerung des jüd. Unterrichts in Florenz ein, bewirkte so, daß 1899 das Collegio Rabbinico Italiano, dessen Leiter er wurde, von Rom nach Florenz verlegt wurde. M. war Mitarbeiter verschiedener Organisationen und Zeitschriften; 1904 begründete er die „Revista Israelitica".

[12] Adolf Schwarz (1846–1931), Talmudforscher, Rabbiner in Karlsruhe von 1875 bis 1893, seit 1893 erster Rektor der Israelit.-Theolog. Lehranstalt in Wien. In seinen wiss. Arbeiten widmete er sich besonders der talmudischen Hermeneutik: u. a. „Die hermeneutische Analogie in der talmudischen Literatur", Karlsruhe 1897; „Der hermeneutische Syllogismus in der talmudischen Literatur...", Karlsruhe 1901.

[13] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 130.

Den 22. Dezember 1899

Lieber Herr Doctor!

Der Zustand meines Mannes hat sich nicht gebessert. Das Dictieren des Briefes mußte in Absätzen geschehen. Es war ein schweres Stück Arbeit, das er dem Judentum zuliebe auf sich genommen.

Er hat den 2. Teil der Kritik nicht zu Gesicht bekommen. Selbstverständlich! Mag er auf seinem Krankenlager *Wohltuendes* empfangen. Später, mein Mann dictiert mir noch:

„Inbezug auf mittelalterl. Quellen nur noch dies: Man soll mir einen *einzigen wesentlichen* ethischen Gedanken nachweisen, der nicht im 1. Teil meiner Ethik zu finden oder erst im 2. Teil zu erwarten ist."

Leben Sie wohl, verehrter Herr. – Beten Sie mit mir um die Wiederherstellung unseres Lazarus! –

Ihre
Nahida Ruth Lazarus.

[145] An Salomon Neumann[1], Berlin

Meran, den 10. Januar 1900

Hochgeehrter Herr Vorsitzender!

Hier endlich mein Votum, dessen Formlosigkeit Sie dem leidenden Bettlägerigen zugutehalten wollen. Es kommt ja nur auf die Sache an.

Wir können als Ersatz für Steinthal[2] keinen Steinthal suchen; denn wir werden ihn zur Zeit nicht finden. Auch die bestgestellten Hochschulen müssen sich dem Schicksal fügen, daß die Lehrgenerationen wechseln; man hat für Böckh keinen Böckh, für Ritter keinen Ritter, so Ranke, Helmholtz gefunden[3]; man darf froh sein, wenn dem Genie das Talent, wenn der Erfindung

[1] Salomon Neumann (1819–1908), Arzt und Sozialhygieniker, der sich als Stadtverordneter in Berlin (1859–1906) sehr für die öffentliche Gesundheitspflege einsetzte und als entschiedener Vertreter der radikalen demokratischen Forderungen von 1848 für die polit. Gleichberechtigung der Juden eintrat. N. hatte auch großes Interesse für die Wissenschaft des Judentums: Mitbegründer der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, war er Mitglied ihres Kuratoriums und dessen Vorsitzender von 1895 bis 1906. Er war ein großer Verehrer von L. Zunz und Gründer und Leiter der Zunz-Stiftung (vgl. Anm. 8 zu Nr. 100).

[2] In der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Steinthal war am 14. März 1899 gestorben.

[3] Die hier Genannten sind Gelehrte von außergewöhnlichem Rang und viele Jahre Dozenten der Berliner Universität gewesen:

August Böckh (1785–1867), klassischer Philologe (seit 1811 in Berlin), der eigentliche Begründer der klassischen Altertumswissenschaft, die über die Sprache und Literaturwiss. hinaus das gesamte Leben der Griechen, ihre Wirtschaft, ihre Politik,

der Fleiß folgt. Worauf wir aber unbedingt halten müssen, ist, nur einen Lehrer anzustellen, der in einer Beziehung von der gleichen Art ist, wie sein Vorgänger, nämlich, daß er innerhalb der Lehranstalt, in seiner Arbeit und in seinem Vortrag nur die reine Wissenschaft als Ziel und nur das strenge wissenschaftliche Gewissen als Richtschnur anerkennt; keinerlei Neigung oder Absicht oder Rücksicht dürfen ihn von der unbedingten Redlichkeit und Wahrhaftigkeit der Forschung und des Vortrags ablenken; die Lehranstalt ist keine Kinderschule und der Lehrstuhl keine Kanzel.

In diesem Punkt müssen wir es sehr genau nehmen und nicht nach Neigungen, persönlichen Eindrücken oder flüchtigen Erkundigungen uns bestimmen; insbesondere mit den zu berufenden Männern durch eine Deputation des Curatoriums oder des Plenum die Sache klar und festzustellen. Selbstverständlich werden die Kenntnisse und Fähigkeiten eines wirklichen Gelehrten vorausgesetzt.

Ist dies aber festgestellt, dann ist es gleichgültig, welcher dogmatischen Richtung und Lebensweise der Betreffende angehört. Ein glänzendes Beispiel ist Dr. Isr. Lewy[4], und er steht persönlich auf dem Standpunkt der äußersten Rechten, aber innerhalb der Wissenschaft kann er an Redlichkeit und Wahrhaftigkeit der Forschung von keinem Radicalen übertroffen werden. Daraus folgt weiter, daß es gleichgültig ist, ob unser Lehrer zugleich an der Universität oder als Rabbiner bei der Gemeinde angestellt ist. Gleichwohl würde ich niemals raten, einen Prediger der „Reform-Gemeinde" anzustellen. Persönlich hätte ich gewiß nichts dagegen; aber wir würden unseren Hörern viele Gemeinden für künftige Candidaturen verschliessen. Die Gegner würden sie als „Reformhochschüler" bezeichnen.

ihre Wiss. u. a. miteinbezieht: „Die Staatshaushaltung der Athener", 2 Bde. Berlin 1817.

Carl Ritter (1779–1859), Geograph (seit 1820 in Berlin), der mit Alexander von Humboldt der Begründer der vergleichenden Erdkunde wurde und sie zur Wissenschaft erhob. Er schrieb u. a. „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen", 2 Bde., Berlin 1817–18.

Leopold von Ranke (1795–1886), Historiker (seit 1825 in Berlin), 1841 Historiograph des preußischen Staates; Hauptvertreter der „objektiven" Geschichtsschreibung, der im Gegensatz zu den Vertretern der Aufklärung nicht beurteilen, sondern anhand aller verfügbaren Quellen nur aufzeigen wollte. R. widmete sich v. a. der Entstehung der modernen europäischen Staaten des 16. u. 17. Jahrhunderts.

Hermann v. Helmholtz (1821–1894), Naturforscher, seit 1870 Prof. der Physik in Berlin; ein sehr vielseitiger Gelehrter, der dank einer großen experimentellen Geschicklichkeit und einer genialen Intuition bahnbrechende Forschungen auf fast allen naturwiss. Gebieten machte.

[4] Israel Lewy (1841–1917), Talmudforscher; 1872 Dozent für die talmudischen Fächer an der neugegründeten Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, seit 1883 am Jüdisch-theol. Seminar in Breslau. Mit hohem sprachl. Feingefühl und kritischem Scharfsinn begabt, gab er der Talmudforschung neue Anregung und Richtung. Publikationen v. a. in den Jahresberichten des Breslauer Seminars, u. a. „Über einige Fragmente aus der Mischna des Abba Saul" (1876).

Ebenso die Anstellung eines christlichen Professors, (welche statutarisch zulässig ist, auch den Studierenden, der Anstalt und der Wissenschaft dienlich wäre): die Gegner würden von der „christlichen Lehranstalt" reden; das wäre zwar bare Unvernunft, denn die Studenten nicht bloß der Lindenstraße[5], sondern auch der Gipsstraße[6] gehen auf der Universität zu demselben christlichen Professor ohne Anstand und ohne Nachteil. Aber wir haben keine Waffe gegen die Unvernunft. Die Wissenschaft muß ganz frei und streng sein; die Verwaltung der Anstalt aber muß die Zukunft der Hörer bedenken, wenn auch der Universitätslehrer aus manchen anderen Gründen vorzuziehen wäre.

Als einen Hauptpunkt, ja als den wesentlichsten betrachte ich Folgendes: Die *Anzahl* der Lehrer, die *Anzahl* der Lehrfächer und der Lehrstunden sind nicht von wesentlicher Bedeutung für die Lehranstalt. Wir können 5 oder 6, aber auch nur 3 Lehrer haben; wir können 40 oder 50 Stunden lesen lassen (Alle hören ja nicht Alles) oder auch nur 20–25; wir können gewisse Fächer bei uns vortragen lassen oder auch nicht.

Was wir bieten müssen, ist die Grundlage der gesamten Wissenschaft des Judentumes: Die Literatur, Bibel, Talmud und rabbinische Schriften, Midrasch (mit 5 Homiletik für die Praxis) nebst Geschichte der Literatur. Dann aber gibt es Fächer von allgemeiner wissenschaftlicher Art, die man vom spezifisch jüdischen Standpunkte betreiben kann, wie die Steinthal'sche Ethik und Religionsgeschichte und -Vergleichung und Bibelkritik u. dgl., aber man muß sie nicht in solcher Weise betreiben, man muß sie namentlich nicht durch besondere Lehrer und in besonderen Vorträgen betreiben; man kann diese Sachen auf der Universität *allgemein* betreiben; die Anwendung und Übertragung auf das Judentum kann durch die sonstige jüdisch-wissenschaftliche Ausbildung herbeigeführt werden. Haben wir auf der Lehranstalt für diese Fächer keine Lehrer, so ist wenig verloren, *dann sollen unsere Hochschüler desto mehr auf der Universität hören.*

Die Zunz[7] und Geiger[8] etc. hatten keine Lehranstalt, die sie besuchen konnten; auf der Universität lernten sie die Methode für ihre Schöpfungen, in der Jeschiba[9] oder sonstigen Talmudschule und in der Literatur selbst erhielten sie den Stoff, den Inhalt. Für diesen, und für diesen so reichlich wie möglich, hat die Lehranstalt vor Allem zu sorgen, und dafür daß auch diese eigensten jüdischen Fächer nicht wie auf der Jeschiba, sondern methodisch und historisch betrieben werden; unseren Schülern kann geboten werden, was die Zunz und Geiger erst suchen mußten.

Also langsam, streng und ernst nach dem rechten Lehrer suchen; bis dahin mag der Fleiß auf der Universität den Mangel ersetzen.

[5] Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. (W.)
[6] Orthodoxes Rabbinerseminar in Berlin. (W.)
[7] Vgl. Anm. 5 zu Nr. 100.
[8] Vgl. Anm. 4 zu Nr. 115.
[9] Jeschiba (Jeschiwa), „Sitz", Talmudhochschule.

Die jüdische Religionsphilosophie und -Geschichte, die jetzt schon dargeboten sind, bilden außerdem bequeme Brücken, um die Übergänge zu fördern.

Ich selbst hoffe z. B. auf einen jungen Mann, der sich nächstens auf der Universität für Philosophie habilitieren will; dann auch bei uns als Privatdocent angeworben werden könnte. Ich mag aber selbst den Namen noch nicht nennen, weil ich ihn auch literarisch noch nicht genug kenne und persönlich noch garnicht; erst seit 6 Monaten weiß ich von seiner Existenz.

Zu den Gutachten des Lehrer-Collegiums bemerke ich noch

I. In Berlin ist mir keine Lehrkraft bekannt; ob unter den neuen Rabbinern die, seit ich von dort fern, angekommen, einer zu finden, weiß ich nicht. Wüßte ich einen geeigneten Mann außerhalb Berlins, so würde ich raten, ihn mit Opfern zu gewinnen; aber ich weiß zur Zeit keinen.

II. Bei den Steinthalschen Fächern[10] ist Vertrautheit des Lehrers mit dem rabbinischen Schrifttum durchaus notwendig; sonst ist es besser, wenn unsere Studenten dieselben auf der Universität hören.

III. Die Frage eines andern, zweiten Lehrers für biblische und talmudische Studien hat mit der Frage nach dem Nachfolger für Steinthal absolut gar nichts zu schaffen. Eine bloße Vermehrung unserer Vorträge ist kein Bedürfnis, hat auch gar keinen Sinn; denn darum werden ja noch nicht mehr Vorlesungen belegt und besucht. Entweder also ist die Vermehrung der Vorträge und der Lehrkräfte für biblische und talmudische Studien sachlich notwendig, dann müssen wir noch einen Lehrer anstellen, auch wenn die Steinthalschen Fächer neu besetzt werden; oder sie ist sachlich und an sich nicht notwendig, dann brauchen wir sie nicht, auch wenn die Steinthalstelle unbesetzt bleibt.

Die Steinthalschen Fächer sollen und können nicht durch andere Fächer ersetzt werden, sonst richten wir heillose pädagogische Verwirrung an. (Fallen sie bei uns aus, so müssen unsere Hörer sie auf der Universität studieren – und wir müssen sorgen, daß sie die freie Zeit dafür behalten!)

IV. Am meisten untunlich wäre eine Vermehrung der Geschichtsvorträge. Um Kenntnis der Geschichte, wie der Prediger und Lehrer sie braucht, zu erlangen, bedarf es überhaupt kaum des Hochschulvortrages; um den spezifischen Geist und Sinn der jüdischen Geschichte kennen zu lernen, genügen 3 Std. wöchentlich reichlich. Vermehrung dieser Kenntnis kann sogar besser später, wenn die Studenten schon im Amte sind, durch Lektüre historischer Werke stattfinden, dazu braucht man keinen Lehrer und keine Leitung. Die Vermehrung der Geschichtsvorträge ist aber nicht bloß unnötig, sondern geradezu schädlich und gegen den Zweck und die Aufgabe der Lehranstalt. Historische Vorträge zu hören ist so angenehm, so leicht; die receptive Beschäftigung mit Geschichte ist überhaupt so bequem, um von den wahren inneren Schwie-

[10] Steinthal hatte vergleichende Religionswiss., biblische Exegese und Religionsphilosophie gelehrt.

rigkeiten, mit denen die Wissenschaft speziell des Judentums zu kämpfen hat, abzulenken.

Seit einem Menschenalter erleben wir ein verbreitetes, abschreckendes Beispiel, wie alle theologisch-dogmatischen und gesetzeskundlichen Fragen zur Seite gedrängt werden und die jüdischen Geister sich mit historischen Sächelchen abschinden! Ganz anders freilich steht die Sache, wenn ein oder der andere unserer Hochschüler wirklich Neigung und Talent zur Geschichte, Forschung oder Darstellung besitzt. Dieser soll Geschichtswissenschaft (Historik) in allen Haupt- und Nebenfächern studieren; aber auf der Universität! Wir in der Lehranstalt können ihm, was er braucht, nicht bieten; auch dann nicht, wenn wir mehr Geschichtsvorträge halten lassen. Die Anwendung und Überleitung seiner Wissenschaft auf die jüdischen Quellen und deren Bearbeitung wird von unseren jetzigen Lehrern (bei 3 St. für Geschichte) schon stattfinden.

V. Ich sage, wir können nicht, aber wir sollen auch garnicht uns die Aufgabe stellen, Historiker auszubilden.

Wir müssen an die Gesamtheit unserer Hörer denken und dürfen nicht zu Gunsten Einzelner und eines einzelnen Faches den Plan und Charakter der Lehranstalt verschieben.

Unsere Schüler alle sind künftige Theologen und Lehrer; an dieser Tatsache ändern unsere Wünsche nichts; Was sollten denn auch die Studenten der Wissenschaft des Judentums künftig werden? Welchen Beruf sollen sie mit ihrer Wissenschaft ergreifen? Ja, sie können wiederum Lehrer an einer Hochschule werden; aber auf diesen gibt es in ganz Deutschland vielleicht alle 4–5 Jahre eine Vacanz; soll einer daraufhin Wissenschaft des Judentums betreiben? Und die meisten jüdischen Lehranstalten nehmen dann nur Anhänger ihrer bestimmten Richtung.

Es bleibt also dabei: wir lehren nur *die reine Wissenschaft des Judentums;* aber wir wissen und müssen uns danach einrichten, daß unsere Schüler alle vollständig für Rabbiner- und Lehreramt ausgebildet werden; (daher auch Midrasch zur Homiletik, diese und Pädagogik). Also entweder wir finden einen Ersatz zum Vortrag der Steinthalschen Fächer, dann stellen wir einen Lehrer dafür an; sonst aber liegt ein Bedürfnis neuer Fächer oder neuer Lehrer durchaus nicht vor.

Ich bitte, die geehrten Herrn Collegen im Curatorium vielmals zu grüßen und verharre

mit vorzüglicher Hochachtung
Lazarus

[146] An Immanuel Löw[1], Szegedin

Meran, den 31. Mai 1900

Mein lieber Freund!

...Da es zweifelhaft ist, ob Sie je Gelegenheit finden, die מצבה[2] Steinthals zu sehen, schicke ich Ihnen eine Copie der Inschrift derselben, die ich verfaßt habe. – Seit dem Tode meines Vaters ל"ז[3], dem ich immer hebräisch schrieb, hatte ich fast gar keine Gelegenheit mehr, לה"ק[4] zu schreiben. Ich habe nie den Anspruch gemacht, ein hebräischer Stilist zu sein, obwohl mir Dr. Berliner[5] aus Berlin vor Jahr und Tag einen Brief brachte, den ich vor etwa 40 Jahren an meinen Vater geschrieben und der sich zeigen darf, den ich aber heute schwerlich wieder zu Stande brächte. Ich war nämlich zum Besuche in Filehne gewesen, mein Vater hatte mir להפטר מתוך דבר הלכה[6] eine schwierige Talmudstelle gezeigt, für welche die מפרשים[7] ihm nicht genügten. Die Stunden der Heimreise benützte ich zum energischen Nachdenken und יגעתי ומצאתי[8] und ich teilte den Fund meinem Vater mit. Dr. B. hat aus Prenzlau einen Band Talmud erworben, vermutlich aus der Bibliothek eines dortigen למדן[9], dem mein Bruder[10] meinen Brief gezeigt oder geschenkt haben wird. Dr. B. wollte also משיב אבידה[11]; ich habe ihm aber den Brief geschenkt. Mit der beiliegenden Inschrift aber werden Sie hoffentlich zufrieden sein. Dem braven, edlen, echt freisinnigen v. Scherzer[12] müssen Sie zugute halten, daß er im 80. Jahre steht; doch nun genug, es gibt noch Manches heute und morgen zu erledigen.

Mit den besten Grüßen auch von meiner Frau

Ihr alter getreuer Lazarus

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 81. [2] „Grabstein". (T.)

[3] Abkürzung für „Sein Andenken sei gesegnet". (T.)

[4] Abkürzung für „Heilige Sprache" (Hebräisch). (T.)

[5] Abraham (Adolf) Berliner (1833–1915), jüd. Gelehrter und Dozent; 1858 Lehrer u. Prediger in Arnswalde; 1865 am Bet-Midrasch des Talmudvereins und seit 1873 an E. Hildesheimers Rabbinerseminar als Dozent für jüd. Geschichte u. Literatur und als Bibliothekar. Zu gründlichem Studium hebräischer Handschriften besuchte er alle großen europäischen Bibliotheken. B. eröffnete die lange Reihe s. Veröffentlichungen mit einer kritischen Ausgabe von Raschis Pentateuchkommentar (Berlin 1866). Sein bes. Interesse galt der jüd. Geschichte und Kulturgeschichte: „Persönliche Beziehungen zwischen Juden und Christen im MA", Halberstadt 1882; „Aus dem Leben der deutschen Juden im MA...", Berlin 1900; „Geschichte der Juden in Rom...", 3 Bde., Frankfurt a. M. 1893–96. B. begründete 1874 das „Magazin für die Wiss. des Judentums", das er bis 1893 (ab 1876 zus. mit D. Hoffmann) herausgab.

[6] „Um sich mit einem gelehrten Gespräch zu verabschieden". (T.)

[7] „Kommentatoren". (T.) [8] „Ich bemühte mich und fand". (T.)

[9] „Talmudgelehrter". (T.)

[10] Leiser Lazarus war von 1850 bis 1875 Rabbiner in Prenzlau.

[11] „Ein Verlustobjekt zurückgeben". (T.)

[12] Carl Ritter von Scherzer (1821–1903), Reisender und geogr. Schriftsteller; be-

reiste 1852–55 mit dem Naturforscher Moritz Wagner die USA, Mittelamerika und Westindien, 1857–59 nahm er an der Erdumseglung der „Novara" teil; 1866 wurde er als Ministerialrat im österr. Handelsministerium mit der Leitung des Departements für Handelsstatistik u. volkswirtschaftl.-publizistische Arbeit betraut. 1869 begleitete er die österr. Expedition nach Ostasien als kaiserl. Kommissär, 1872–96 war er Generalkonsul in Smyrna, Leipzig und Genua. Er schrieb u. a.: „Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857–1859...", 3 Bde., Wien 1861–62.

[147] An Aron Tänzer [1], Hohenems

Meran, den 23. Februar 1902

Lieber Herr Doctor!

Erst heute komme ich dazu, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Ich darf mit meinem Gesamtbefinden wenigstens insoweit zufrieden sein, als ich die Wintermonate wieder wie ein Gesunder, (und nicht im Bette) verleben kann, obgleich, um nichts zu riskieren, seit 3 Monaten im Zimmer. Die mancherlei Beschwerden, die mich oft und hart plagen, trage ich mit Geduld, weil ich doch höchst dankbar sein muß, Kopf und Sinn in alter Weise dienstbar zu haben, etwas, wenn auch nicht zu viel, arbeiten zu können; sitze ich einmal am Schreibtisch, dann weiß ich gottlob nichts von meinem Alter.

Aber wann ich unter diesen Umständen die Arbeit am 2. Teil [2] werde vollenden können, kann ich nicht sagen. Ihres gütigen Anerbietens bleibe ich eingedenk. Meiner Frau geht's auch Gott sei Dank gut! Sie ist aber sehr angespannt durch den Haushalt und meine Pflege, in denen sie nun einmal auf den Record nicht verzichten will, während sie auch das Bedürfnis literarischer Tätigkeit befriedigen muß.

Ich begreife sehr wohl, daß Sie nach Ihren neulichen naturwissenschaftlichen Studien von der „Ethik" mit besonderer Begeisterung sprechen; bildet sie doch das Festland gegenüber dem wogenden Meer metaphysischer und mechanischer Weltanschauung. Aber auch Religion und Theologie brauchen ihre Flinte nicht ins Korn zu werfen vor so flachen und flauen Reflexionen wie die Haeckelschen [3], welche eines in seinem eigenen Gebiete so tüchtigen

[1] Aron (Arnold) Tänzer (1871–1937), Rabbiner u. Historiker; 1896–1905 in Hohenems als Landesrabbiner von Tirol und Vorarlberg, 1905 Rabbiner in Meran u. seit 1907 Rabbiner in Göppingen (Württ.), wo er 1910–14 die „Israelitische Wochenschrift" herausgab. Schrieb u. a. „Geschichte der Juden in Tirol und Vorarlberg" (Meran 1905) und „Die Geschichte der Juden in Württemberg" (Frankfurt a. M. 1937). Vgl. das Vorwort dieses Bandes.

[2] Den 2. Teil der „Ethik des Judentums" hatte Lazarus nicht mehr vollendet; er wurde aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von J. Winter und A. Wünsche, Frankfurt a. M. 1911.

[3] Ernst Heinrich Philipp August Haeckel (1834–1919), Zoologe und Naturphilosoph; H. gestaltete die Biologie ganz im Sinne der von Darwin begründeten

Forschers nicht würdig. Alle Achtung vor seiner Tatsachenforschung – obwohl man selbst bei ihm immer noch die tatsächliche Beobachtung von der beobachteten Tatsache unterscheiden muß, (einfaches gutes Beispiel für den Unterschied: Daß die Sonne aufgeht und untergeht ist eine tatsächliche Beobachtung, aber doch keine beobachtete Tatsache) aber sein Philosophieren ist untermäßig. Wie stehen dagegen, ich will nicht sagen Virchow[4], Haeckels offener Gegner, sondern Du Bois-Reymond[5] und besonders Helmholtz[6] da! Der vor Kurzem erschienene offene Brief von Prof. Nippold[7] an Haeckel wird Sie interessieren, zumal Sie auch darin sehen, wie der berühmte Kirchenhistoriker mich den christlichen Kirchengeschichtsschreibern zum Muster hinstellt. (NB. ein Jude hätte ein solches Urteil nicht fällen dürfen.) Da Ihnen schwerlich das Schriftchen zugängig ist, sende ich es Ihnen gleichzeitig mit der Bitte um gelegentliche Rücksendung.

Mit bestem Gruß auch von meiner Frau
Ihr Lazarus

Deszendenztheorie um, schrieb v. a. zahlreiche Monographien zur marinen Zoologie und Darstellungen der Entwicklungsgeschichte. Als eifriger Streiter für die Darwinsche Lehre bezog er den Menschen in die Deszendenztheorie ein: „Anthropogenie, oder Entwicklungsgeschichte des Menschen...", Leipzig 1874. Großes Aufsehen erregten seine Bekenntnisbücher „Die Welträtsel...", Bonn 1899, und „Die Lebenswunder...", Stuttgart 1904.

[4] Rudolf Ludwig Karl Virchow (1821–1902), Mediziner; 1847 als Privatdozent an der Charité, wegen seiner demokrat. Betätigung der Stelle enthoben; 1849 o. Prof. der Pathologie u. patholog. Anatomie in Würzburg, 1856 an der Berliner Universität; dort schuf er das patholog. Institut u. wurde dessen Direktor. Gründete mit Reinhardt das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin". Mit s. Hauptwerk „Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische u. patholog. Gewebelehre", Berlin 1858, reformierte er die gesamte medizinische Wissenschaft, die bis dahin alle Vorgänge auf die Flüssigkeiten zurückführte. Politisch aktiv blieb er bis zu s. Lebensende, als Stadtverordneter, als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, von 1880–93 als Abgeordneter des Reichstags (Fortschrittspartei).

[5] Emile Heinrich Du Bois-Reymond (1818–1896), Physiologe, seit 1858 Prof. der Physiologie in Berlin; großes Aufsehen erregte er durch s. „Untersuchungen über thierische Electricität", deren 1. Band 1848 in Berlin erschien (der 2. Bd. 1884). In der Vorrede dieses Buches und daraufhin immer wieder bekämpfte Du B.-R. die bis dahin geltende Lehre von der „Lebenskraft" (Vitalismus). Berühmt wurden auch seine Reden, die von hohem Stilgefühl u. großer Vertrautheit mit der Geschichte zeugen, u. a. „Über die Grenzen des Naturerkennens" (Leipzig 1872), „Die sieben Welträthsel" (Leipzig 1880).

[6] Vgl. Anm. 3 zu Nr. 145.

[7] Friedrich Nippold, Kollegiales Sendschreiben an Ernst Haeckel (als Antwort auf dessen Werk „Das Welträtsel"). Mit der Antrittsrede in Jena am 10. Mai 1884: „Die naturwiss. Methode in ihrer Anwendung auf die Religionsgeschichte." Berlin 1901. – Vgl. auch Anm. 1 in Nr. 117.

[148] An Richard Böckh[1], Berlin

Meran, den 31. Oktober 1902

Auf einen Mann Ihres Berufes muß die Tatsache: 50 Jahre Dienst noch ganz anders wirken als auf unsereinen. Denn vor der statistisch geschulten und erleuchteten Seele steht das Maß der Seltenheit viel deutlicher als auch das Maß der gnadenreichen Gunst der Vorsehung. Vollends nun wenn, wie die Jahre des Dienstes, auch Fülle, Reife und Verwertung zu Gunsten des Allgemeinen stetig zugenommen.

Es kann ja nicht fehlen, daß eine so vielseitige Berührung mit der Welt, wie der Gegenstand Ihrer Forschung und Wirksamkeit es mit sich bringt, mancherlei unerfreuliche Erinnerungen bietet, und in der Gegenwart auch Erscheinungen, welche an dem eigenen idealen Streben gemessen, abstoßend wirken. Ich selbst habe mir immer mit der philosophischen List geholfen, die Erscheinungen des Guten und Großen in unserer Zeit in den Vordergrund des Bewußtseins zu stellen; dann wird nach einfach physisch-optischem Gesetz das Arge dem Auge wenigstens so lange entrückt, bis wir selbst zum Kampfe dagegen aufgerufen werden; dann aber befreit uns auch ohne Sieg – der Kampf schon von der Teilnahme am Gemeinen. Wie ein Nebeldunst verfliegen Trakehnen und agrarische Zollwucher, wenn man in wenigen Tagen hintereinander von 7 Millionen Mark Unfallversicherungsgeldern liest, – noch vor 40 Jahren Unfälle genug, aber keine Spur ausgleichender Gerechtigkeit – oder von der Tuberkulosen-Conferenz, in welcher die Intelligenz beider Hemisphären zusammen gegen ein schweres Übel des Menschengeschlechtes ankämpft, – dann ist man dankesfroh, das noch zu erleben und wird trotz Allem überzeugt, daß der ethische und intellektuelle Fortschritt zwar nicht in allen Kämpfen siegt, aber in jedem neue Kräfte gewinnt, um neue Siege zu erstreben...

Ihr alter getreuer
Lazarus

[1] Richard Böckh (1824–1907), Sohn des klassischen Philologen August B., Statistiker und Direktor des Statistischen Büros der Stadt Berlin. Lazarus gratulierte ihm im vorliegenden Brief zum 50jährigen Jubiläum seiner Ernennung zum Regierungsassessor (1852). Er schrieb „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten", Berlin 1869.

[149] An Emil Kautzsch[1], Halle

Meran, den 2. Dezember 1902

Hochgeehrter Herr College!

In meiner Studierstube steht seit längerer Zeit ein kleiner Ziertisch in Form eines antiken Räucheraltars; dieser ist zugleich sehr fest und dient als Träger

[1] Emil Friedrich Kautzsch (1841–1910), protestantischer Gelehrter, großer Kenner

der Mandelkernschen[2] Concordanz, um bequem darin nachzuschlagen. Seit Jahr und Tag aber liegt daneben: Die Heilige Schrift des A. T. von Kautzsch, und sehr oft steigen mir von da Gedanken herzlicher Anerkennung und Gefühle innigen Dankes empor, wenn ich bei schwierigen oder bei besonders wichtigen Stellen darin lese. Meine Legitimation, Ihnen davon Kunde zu geben, besteht darin, daß ich nun über 70 Jahre in der hebräischen Urschrift der Bibel lese und immer an der Hand von Übersetzern und Commentatoren nach dem Verständnis gesucht habe, dem Sie nun auch ein so vorzügliches Werkzeug im geliebten Deutsch darbieten. Ich betrachte dieses Werk, das der Erfolg der unsäglich mannigfaltigen Studien vergangener und neuerer Zeiten und Kreise ist und dem Sie schließlich das Siegel Ihres Geistes aufgedrückt haben, auch für mich wie für – hoffentlich unzählbare – Viele als einen wahren Lebensgewinn und schätze mich deshalb glücklich, es noch erlebt zu haben.

Mit Gruß und Handschlag

in vorzüglichster Hochschätzung
Lazarus

der hebräischen und aramäischen Sprache; seit 1871 a. o. Professor für alttestamentl. Exegese in Halle, 1872 o. Prof. in Basel, 1880 in Tübingen u. seit 1888 in Halle. K. war Mitbegründer des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas (1876). Seine wichtigsten Leistungen sind die Neubearbeitung der „Hebräischen Grammatik" von W. Gesenius (Leipzig 1878[22]–1909[28]), gemeinsam mit einigen Mitarbeitern die Übersetzung des hebr. AT (Freiburg/Leipzig 1894; 3. Auflage mit Einleitung und wiss. Anm., 2 Bde., Tübingen 1909–10) und die Übersetzung der „Apokryphen und Pseudepigraphen des AT", 2 Bde., Tübingen 1900.

[2] Salomo Mandelkern (1846–1902), jüd. Gelehrter, Übersetzer u. Schriftsteller; M. schloß sich zunächst den Chassidim an, studierte Kabbala und Religionsphilosophie, wandte sich dann der Haskala zu, absolvierte die Rabbinerschule u. studierte an der Petersburger Universität Orientalistik. M. übersetzte und schrieb in hebr., russ. und deutscher Sprache, u. a. übersetzte er Byrons „Hebrew Melodies" und Heines „Jehuda ben Halevy". Von bes. Wert ist die von Lazarus erwähnte große Bibelkonkordanz „Hechal hakodesch. Veteris Testamenti Concordantiae hebr. atque chald.", Leipzig 1896.

[150] An Johanna Berendt, Kopenhagen

Meran, den 5. Dezember 1902

Liebe Cousine!

...Sie wollen auch von mir und den Jahren seit meinem 70. hören und das Bild meiner Frau[1] sehen; ich erfülle beide Wünsche zugleich, indem ich Ihnen das Bild (vor vier Jahren etwa aufgenommen) schicke; denn diese – nehmt Alles nur in Allem – vorzüglichste Frau ist mein Licht und mein Leben. Daß

[1] Vgl. Anm. 21 zu Nr. 128.

sie eine talentvolle, erfolgreiche Schriftstellerin ist, wissen Sie; aber sie ist auch eine hochgebildete Seele und vielseitig erregbar, und ist dabei von einer erstaunlichen Natürlichkeit; und Feenhände hat sie geschickt im Zeichnen und Malen, im Nähen und Basteln aller Art. Weshalb ich Ihnen das erzähle? Siehe Sprüche Sal. 31, 31[2]. Inbezug auf mich kann ich aber nur sagen, daß sie in meiner Pflege unermüdlich und unübertrefflich ist. Gott segne sie! Ich habe in meinem 74. Jahre den 1. Band der „Ethik" herausgegeben; schwerlich hätte das geschehen können, wenn ich nicht unter ihrer Obhut gelebt hätte, unter welcher ich mit Gottes Hilfe auch den 2. Band noch zu vollenden hoffe...

Ihr in herzlichem Gedenken treuer, alter Vetter
Lazarus

[2] „Zollt ihr, was sie verdient hat! Ihre Werke verkünden ihr Lob in den Toren."

[151] An Joseph Wohlgemuth[1], Berlin

Meran, den 9. Dezember 1902

Ich bitte Sie inständigst, es mir wegen der mannigfachsten Beschwerden, an denen ich leide, zu Gute zu halten, daß ich erst heute dazu komme, Ihre w. Zuschrift vom 22. 8. zu beantworten und für Ihre „Gedenkrede" herzlich zu danken. Die Hemmungen, die ich erdulde, beschränken meine Arbeitszeit und -kraft, die ich desto mehr für meine Studien zu Rate halten muß, so daß meine immerhin viel beanspruchte Brieffeder oft außer Dienst zu stellen ist.

Ihrer Charakteristik des Rabbi Israel[2] bin ich mit der innigsten Teilnahme gefolgt; ein competenter Beurteiler derselben bin ich leider nicht; mir fehlt dazu schon die genaue Kenntnis der Tatsachen, auf welche jene sich gründet. Die Streitschriften Hildesheimers und seine literarische Tätigkeit überhaupt sind mir nur in flüchtiger Erinnerung; denn sie fallen hauptsächlich in die Zeit, während welcher ich in Bern durch mein Lehramt, meine Specialwissenschaft und die Redaktion unserer Zeitschrift für Völkerpsychologie dermaßen gefesselt war, daß ich, wie räumlich, so in jedem Sinne מחוץ למחנה[3] gewesen.

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 138.

[2] Esriel (Israel) Hildesheimer (1820–1899), Rabbiner u. Gelehrter, einer der Neubegründer der Orthodoxie. 1851 zum Rabbiner in Eisenstadt/Ungarn gewählt, gründete H. eine Jeschiwa, in der auch die profanen Wissenschaften gelehrt werden sollten. 1869 wurde er Rabbiner der Adass-Jisroel-Gemeinde in Berlin und gründete dort 1873 das Rabbiner-Seminar für das orthodoxe Judentum. Neben wissenschaftlicher (u. a. „Halachot Gedolot", Berlin 1888) wirkte H. für zahlreiche humanitäre Aufgaben und Organisationen.

[3] „Außerhalb des Lagers".

Erst nach meiner Rückkehr nach Berlin habe ich auch jüdische Studien allmählich wieder aufgenommen. Hier bin ich auch persönlich mit Hildesheimer in einem zwar seltenen, aber allzeit freundlichen Verkehr gewesen; war es doch stets ein דבר טוב[4], was uns zusammenführte. Von der Verschiedenheit unserer Richtung war nie die Rede; wir wußten ja beide, daß unsere Meinungen streiten, persönlich haben wir nie gestritten. Bei seinem 70. Geburtstag durfte ich ihm den Ausdruck meiner Verehrung aus vollem Herzen darbieten; ich habe in ihm, nach allem, was ich sah und wußte, den geistigen Führer und Meister der conservativen Richtung verehrt.

Ich erinnere mich eines eingehenden Gespräches mit Laboulaye[5] in Paris, der in den 60er Jahren in der Wissenschaft und Politik berühmt war; er sprach lange über meine Begründung der Völkerpsychologie, wie lebhaft sie ihn interessiere, daß er aber in den Prinzipien mit mir nicht übereinstimme, und schloß, echt französisch, Vous, vous êtes Platon, mois, je suis Aristote![6] Ich nun könnte zu Hildesheimer gut jüdisch wohl sagen: Sie, Sie sind Schammai – aber leider bin ich nicht Hillel[7]. Ich bin seit Langem fest davon überzeugt, daß beide Richtungen im wahren Judentum begründet, daß beide echt jüdisch sind, אלו ואלו דברי אלהים חיים[8] wenn sie nur wirklich דברים חיים[9] sind. Was ich in meinem Leben immer bekämpft habe und bekämpfen werde, ist der Conservativismus der Worte ohne Tat, der Conservativismus für Andere, aber nicht für sich selbst. Bildet doch das große Gewicht, welches die conservative Richtung auch auf die äußere Handlung legt, ihr wesentlich unterscheidendes Merkmal; daher sind die Schein- und Zungenconservativen, die das Judentum nicht in der Sukkah[10] und nicht auf dem Seder[11], nicht im Beth-Hamidrasch[12] und nicht in der Synagoge, sondern nur am grünen Tisch kennen, die personifizierte contradictio.

Ich habe Esriel Hildesheimer immer sehr hoch geachtet und hoch geschätzt; nie ist ein Wort gegen ihn über meine Lippen gekommen; aber im Grunde

[4] „Gute Sache".

[5] Edouard René Lefebyre Laboulaye (1811–1883), französischer Jurist und Schriftsteller; seit 1849 Professor für vergleichende Rechtswissenschaft am Collège de France, gründete 1855 die „Revue historique de droit"; 1871–76 Deputierter, seit 1875 Mitglied des Senats. Er schrieb u. a. die „Histoire politique des Etats-Unis", 3 Vol., Paris 1855–1866.

[6] „Sie, Sie sind Platon, ich bin Aristoteles."

[7] Schammai, Mischnalehrer der ritualistisch strengeren Richtung, erschien besonders herb und streng gegen den äußerst milden Hillel. Vgl. Anm. 5 zu Nr. 128.

[8] „Diese und jene sind lebendige Gottesworte."

[9] „Worte des Lebens."

[10] „Laubhütte", die man zu Sukkoth, zum Laubhüttenfest am 15. Tischri errichtet.

[11] „Ordnung", Bez. für den häuslichen Festgottesdienst an den beiden ersten Abenden des Pessachfestes.

[12] „Haus des Studiums", ein neben der Synagoge bestehendes Bethaus, in dem erwachsene Juden vor und nach den Gebetszeiten gemeinsam Bibel, Talmud, Midraschim u. ä. studierten.

genommen, habe ich ihn so gewürdigt, nicht trotz und nicht wegen seiner Richtung, sondern wegen der Art, wie sie in ihm lebte und wie er sie vertrat; wie er sie mit aller Lauterkeit und Energie der Gesinnung (gleich unseren Altvorderen) durchtränkte.

Und das nun, verehrter Herr Doctor, scheint mir der Vorzug Ihrer Darstellung zu sein, daß Sie diesen innersten Kern im Wesen Hildesheimers klar gelegt haben ...

[152] An Anna Remy[1]

Meran, [Februar] 1903

Es ist mir eine Genugtuung, daß Sie sich mit meiner „Ethik des Judentums" eingehend beschäftigen, und die Fragen, die Sie daran knüpfen, will ich mit Vergnügen – freilich in gebotener Kürze – beantworten.

Zunächst aber bemerke ich, daß in unserer Zeit, bei den Wühlereien gegen die Grundlagen der Religion, es durchaus notwendig ist, daß unter Christen und Juden die redlichen Forscher, die nicht nach Sensation trachten, zusammenstehen, damit das wahrhaft Erhabene nicht in den Staub gezogen werde. Ich schicke Ihnen deshalb (mit der Bitte um gelegentliche Zurücksendung) 2 Ausschnitte mit Urteilen über Delitzschs gelinde gesagt leichtfertige Hypothesenjagd[2]. Oppert[3] ist geborener Hamburger, Jude, seit langen Jahren Mitglied der Akademie in Paris, Sellin[4], Professor der evangelischen Theo-

[1] Schwester des ersten Mannes von Nahida Lazarus.

[2] Die „gelinde gesagt, leichtfertige Hypothesenjagd" ist offenbar die Sensationssucht, mit der der bedeutende Assyriologe Friedrich Delitzsch (1850–1922), Sohn des mit Lazarus befreundeten protestantischen Theologen Franz Delitzsch, in seiner Schrift „Babel und Bibel" (Stuttgart 1902/05) erklärte, daß das Alte Testament an Originalität und geistesgeschichtlicher Bedeutung weit hinter der älteren babylonischen Literatur zurückstehe. Delitzschs Schrift erregte dadurch besonderes Aufsehen, daß ihre einseitigen Thesen zuerst 1902/03 in Vorträgen vor Kaiser Wilhelm II. entwickelt worden waren. Sie erfuhren von zahlreichen, auch christlichen Fachgelehrten (u. a. Sellin) heftigen Widerspruch, bestärkten aber in weiten Kreisen antisemitische Vorurteile.

[3] Jules (Julius) Oppert (geb. in Hamburg 1825, gest. in Paris 1905), franz. Assyriologe, Neffe des Rechtsgelehrten E. Gans; seit 1847 in Paris. Nach der Rückkehr von einer wiss. Expedition nach Medien u. Mesopotamien (1854) veröffentlichte er „Les Etudes assyriennes et l'Expédition scientifique de France en Mésopotamie" (Paris 1858 ff.), die ihn in Fachkreisen bekannt machte; seit 1874 Prof. der Sprachwiss. und der syrischen Archäologie am Collège de France. O. stellte als erster eine assyrische Grammatik her.

[4] Ernst Sellin (1867–1946), protest. Theologe, 1897 Prof. in Wien, 1908 in Rostock, 1913 in Kiel und 1921 in Berlin. S. hatte sich schon als 30jähriger mit den „Beiträgen zur israelitischen und jüdischen Religionsgeschichte", 2 Bde., Leipzig 1896/97, einen Namen gemacht. S. war seit 1909 ständig an den Ausgrabungen in Palästina be-

logie. Auch möchte ich Sie auf Kurt Breysigs[5] „Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas", Berlin 1900/01 hinweisen; Sie werden z. B. Band II. S. 678 ff.[6] mit Befriedigung lesen.

Die Meinungen über den Messias sind bei den Juden, ebenso wie bei den meisten neueren protestantischen Forschern des A.T. geteilt; die Einen denken an eine einzelne Persönlichkeit, welche die Juden erwarten; die Andern an den allgemeinen messianischen Zustand einer erlösten und verbesserten Welt. Von diesen Letzteren werden die messianischen Prophetien nicht auf ein Individuum, sondern auf das Volk gedeutet (auch Jes. 53), wie ja fast alle evangelischen Professoren „das betende Ich" in den Psalmen nicht auf den Einzelnen, sondern auf die Gemeinde deuten. Meine eigene Ansicht, welche ganz schlicht und ungesucht jene beiden in sich vereinigt, kann ich in der gebotenen Kürze nicht darlegen.

Ich gehöre der jüdischen Hauptgemeinde in Berlin an; von dieser haben sich vor ungefähr 50 Jahren nach links hin eine Reformgemeinde, nach rechts eine streng orthodoxe (teilweise) abgetrennt; aber diese beiden Separatgemeinden sind noch nicht der 20. Teil der Gesamtheit. Die Richtung der Hauptgemeinde ist eine gemäßigt liberale. Ich habe 24 Jahre bei ihr im Repräsentanten-Collegium mitgedient, sie auch auf den beiden israel. Synoden des vorigen Jahrhunderts (1869 in Leipzig, 1871 in Augsburg) vertreten. Fast alle westeuropäischen Juden folgen – mehr oder weniger – der Richtung der Berliner Hauptgemeinde. Für diese charakteristisch ist die Toleranz innerhalb ihrer selbst; die Verwaltung hat in den verschiedenen Synagogen Gottesdienste mit verschiedener Färbung – mehr traditionell conservativ oder mehr frei ausgebildet – eingerichtet, so kann jeder seinem Herzensbedürfnis entsprechen. Das ist freilich nur möglich, weil im Judentum – neben der theoretischen absoluten Gleichheit der Grundsätze in der religiösen Grundanschauung, die durch den reinen Monotheismus gegeben ist – alles sonstige Dogmatische zurücktritt, nur Herzenssache jedes Einzelnen ist und kirchlich nicht in die Er-

teiligt. „Einleitung in das AT", Leipzig 1910; „Geschichte des israelit.-jüd. Volkes", 2 Bde., Leipzig 1924 ff.

[5] Curt Breysig (1866–1940), Historiker und Geschichtsphilosoph, 1896 a. o. und 1923 o. Prof. in Tübingen. Seine „Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen u. geistigen Lebens", 2 Bde., Berlin 1901/02, und „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte", Berlin 1905, wollen eine „Universalgeschichte", die großen Zusammenhänge des geistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens der alten u. neuen europäischen Völker geben.

[6] Breysig schrieb S. 678: „Das Christenthum ist aus dem Geiste des jüdischen Volkes heraus geboren, ist sein Erzeugniß, seine größte Leistung. Jesus ist so ganz erfüllt gewesen von den letzten und tiefsten Gedanken seines Volkes, daß er uns Nachgeborenen erscheint wie der fleischgewordene Genius des Judenthums. Alles, aber auch Alles, was den Christenglauben hinaushebt über die anderen Religionen, ist jüdischen Ursprungs: so vor allem die unerhörte Inbrunst der Gottesverehrung und die Schöpfung des persönlichen Einen Gottes..."

scheinung tritt. Vergleicht man diese Einrichtung mit der der Evangelischen, so ergibt sich – auch bei diesen gibt es verschiedene Richtungen, und sie sind in den Kirchen vertreten, aber das richtet sich nach den Parochien und ihren Vorständen, und in jeder Parochie herrscht nur Eine Richtung[?]. Die jüdische Gemeinde bildet nur Eine einzige Parochie, aber in den verschiedenen Synagogen finden die verschiedenen religiösen Richtungen ihre Betätigung. Die Vorzüge und Nachteile beider Arten der Kirchenführung einmal im mündlichen Austausch mit Ihnen zu erwägen, würde Sie wohl ebenso wie mich selbst höchlich interessieren . . .

Lazarus

HEYMANN STEINTHAL AN MORITZ LAZARUS

[153]

Berlin, den 10. Juni 1851

Lieber Lazarus!

Wenn Jemand sagte, ich schriebe Ihnen aus purem Egoismus, so würde ich wahrscheinlich nichts dagegen einwenden; wie ich auch nicht bestreite, daß ich Sie meist nur aus diesem Grunde besuche. Bei mir aber würde ich denken: „wenn Sie doch nur wüßten, mein Herr, was Ego ist! Da Sie es aber nicht wissen, so kann ich es Ihnen auch nicht sagen". Mir soll in Wahrheit dieser Brief etwas sein, dessen Sie meiner Hoffnung und meinem Wunsche nach nicht bedürfen mögen, Medizin, oder um purgistisch zu reden, Heiltrank. Ich fühle mich unbehaglich und möchte mich leicht, frei, heiter schreiben. Wenn ich nun sündige, daß ich Ihnen einen Brief für mich und nicht für Sie schreibe, so soll kein Mensch weiter mein Richter sein, als Sie. Die Buße, die Sie mir auferlegen, will ich ruhig hinnehmen.

In diesem Augenblicke bedaure ich zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich nicht zeichnen kann. Unter Zeichnen verstehe ich aber die sichtbare Mitteilung dessen, wofür die Sprache nicht reicht. Aber malen müsste ich auch können; denn nicht die Striche, sondern die Farben würden wohl das Bedeutsame sein. Ja, die Striche müßten ganz fort; nur einer könnte übrig bleiben; wollte man z. B. ausdrücken, es sei einem ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, so wüßte ich das nicht anders darzustellen als mit einem blaßgrauen Tintenstrich durch grün. Ein in meiner Malerei häufiges Bild würde auch sein: ein lodernder Brand, worauf es aus grauem Himmel regnet. Die Sonne würde bei mir eine geringe Rolle spielen. Alle Wünsche würden aussehen entweder wie Mondschein oder wie Blitz. Dazu brauchte ich zwar doch wieder Striche; aber die Farbe wäre die Hauptsache. Wenn's Ihnen Spaß macht, können Sie weiter malen.

Nachmittag.

Soviel weiß ich, daß ich jetzt in einer ganz andern Stimmung bin als Vormittag, und daß ich jetzt ganz anders schreiben würde. In einer Stimmung, wie meine jetzige ist, hat Fichte sein Ich entwickelt; in meiner vormittägigen mag Saulus-Paulus seine Epistel geschrieben haben. Symbolik zumal stammt immer aus einem Zustande, wo nicht alles so ist, wie es sein soll; ich würde sagen, aus dem Unterleibe, wenn der poetisch wäre. Aber Tränendrüsen, Zwerchfell und der Nervus vagus, wenn die nicht den Erdensöhnen gegeben wären, wie würden diese wohl darauf fallen, symbolisch zu vagabondieren,

für den Himmel bei der Erde und für die Erde beim Himmel zu betteln! Das Unglück ist zu schön für diese Welt; darum sehnt es sich dorthin, dorthin, wohin es gehört. Das erste Axiom der Mathematik, also unumstößlich, ist: gleich und gleich gesellt sich gern. Wenn man nun berechnet, wohin die Glücklichen und Unglücklichen sich gern gesellen, und man sagt, die Erde ist ein Jammertal, was muß dann die Nicht-Erde sein? eine Kuppel, für welche die Sprache kein Epitheton besitzt, oder ein Jammer, den kein Superlativ erschöpft. Die Ausführung dieses Gemäldes möge aber ebenfalls Ihnen, doch mindestens in der Heiterkeit, mit der ich es begonnen habe, wo möglich aber bis zum Zenit gesteigert, überlassen bleiben.

Soll ich Ihnen diesen Brief wirklich zukommen lassen? soll ich? oder nicht? Ich werde die Antwort an meinen Knöpfen abzählen. Oder ich will's frommer machen. Ich will das תנ"ך[1] aufschlagen; begegnet mir auf der rechten Seite ein כ früher als ein ל[2] so schickte ich diesen Brief ab; begegnet mir aber ein ל zuerst, dann kriegen Sie ihn nicht. – Ich habe das erste Blatt umgewendet; die zweite Seite fängt an ויהי כן[3]. Nun so mag's sein. Für den Fortgang Ihrer Reise wünsche ich Ihnen besseres Wetter, als wir gestern und heute hatten. Wenn man Unbarmherzigkeit bezeichnen will, so sollte man nicht sagen: hart wie Stein, sondern unbarmherzig wie Wetter, wie Regen und Wind. Daß der Regen härter ist als Stein, hat sogar schon Horaz[4] bewiesen. Leben Sie wohl!

Ihr

Steinthal

[1] TeNaCH, Abkürzung für Thora (5 Bücher Mosis), Newiim (Propheten), Ketuwim (Schriften) = Altes Testament (B).

[2] K ist der erste Buchstabe in ken = „ja"; l ist der erste Buchstabe in lo = „nein" (B).

[3] „Und es geschah so."

[4] Steinthal meinte wohl Ovid (Epistulae ex Ponto IV, 10, 5: gutta cavat lapidem – „der Tropfen höhlt den Stein"; oder Lukrez 1, 313: stillicidi casus lapidem cavat – „der Fall des Tropfens höhlt den Stein").

[154]

Gröbzig, den 6. April 1852

Lieber Lazarus und liebe Frau Doctor!

Wenn alles, was ich Ihnen seit meiner Abreise in Gedanken gesagt habe, sogleich niedergeschrieben worden wäre, so hätte das schon einen ganz artigen Brief ausgemacht. Ich wollte eben bedauern, dass die Gedankographie noch zu den frommen Wünschen gehöre; aber in unserem Falle würde ihre Erfindung doch nicht viel genützt haben; denn gedankographieren würde doch an שבת[1]

[1] „Am Sabbat und Feiertag". (B.)

וי"מ verboten sein. – Ob es hier schön ist? Das weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, daß es mir seit meiner Ankunft täglich weniger mißfallen hat. Sonnabend war ich unwohl, ich hatte heftiges Kopfweh. Kein Wunder! Das war ja ein ganz verrücktes Leben! Statt daß ich mit Rücksicht auf die vorangegangene Reise ein wenig länger als gewöhnlich [hätte] schlafen sollen, mußte ich schon um 5½ Uhr aufstehen. Statt es mir bequem zu machen, mußte ich Schulen[2]. Um 9 Uhr wurde Scholet[3] gegessen. Dann lief ich umher und machte Besuche. In allen Stuben 40° [?] R. Auf der Straße abscheulicher Braunkohlenqualm. Endlich saß ich länger als eine halbe Stunde in einer frisch geweißten Stube, die man zu lüften zu nachlässig gewesen war, und in der der Ofen rauchte – das halte der Teufel aus! Hiervon abgesehen ist es mir bisher ganz gut gegangen. Das Wetter ganz herrlich, d. h. himmlisch, d. h. was der Himmel oder vielmehr die Luft anbetrifft; denn auf Erden sieht es hier noch nicht hübsch aus. Der Frühling guckt nur hier und da sehr schüchtern hervor. Aber Veilchen und besonders Lerchen – meine Lieblingsgeschöpfe! Lerchen üben eine ganz eigentümliche Herrschaft über mein Gemüt. Alles was in mir an erregter[e]n Gefühlen lebt, wird eingeschläfert, und ich fühle nur diese Ruhe, diesen Schlaf aller Wünsche, aller Sehnsucht. Lange hält ein solcher Zustand nicht an. Das kann er wohl nach den Gesetzen der Mechanik der Gefühle nicht. Er ist aber auch, wenn auch nicht ganz ohne Wert und Inhalt, doch immerhin arm daran. Er hat seinen Wert nur im Gegensatz zur vorangegangenen Aufregung. Er ist insofern negativ und hat darum auch einen wehmütigen, sentimentalen Charakter.

Den 7. April Morgens.

Ich will Ihnen einen zusammengesetzten, soll ich sagen einen componierten? Brief schreiben, wie ich meinem Bruder[4] zu schreiben pflege. Wenn er zufällig nicht symphonisch werden sollte, und Ihrem reinen Geschmack, Frau Doctor, der plötzliche Übergang der Stimmungen unbehaglich wird, so können Sie jeden Morgen ein Stück lesen. Das nennt man in unserer Großmuttersprache מעמדות של יום[5], tägliche Standbriefe. Nur sitze ich jetzt, und Sie mögen auch nach Bequemlichkeit verfahren. Für Sie, [Frau] Doctor, ist mir nicht bange. Wenn Sie zugleich mit jedem Ohre eine besondere Geschichte hören können, so können Sie auch mit jedem Auge einen Brief zugleich lesen, ohne sich stören zu lassen. Lang wird überdies dieser Brief doch schwerlich werden. Ich will wirklich Sonnabend predigen; und ich habe zu solchen Bettelsuppen und Bettelsuppen aller Art gar keine Anlage. Die Brühen kosten mir Mühe, und meine kostbaren Brocken in dies Wasser zu werfen, gar darin aufzulösen, tut mir

[2] In die Synagoge („Schul") gehen. (W.)

[3] Scholet, Schalet (wahrscheinlich romanischen Ursprungs: escalento, chauld), Sabbatspeise, die am Freitag gekocht und bis zum Essen warmgehalten wird. (W.)

[4] Dem Bruder Hermann.

[5] Zusammenstellungen aus Bibel und Talmud zur Rezitation nach dem täglichen Gebet. (W.)

immer etwas weh. Lange Saucen ohne Brocken – glücklich, wer die machen kann! Ich bin so kurz und so compact. Da liegt der מדרש רבה[6] und ילקוט[7] neben mir. Ich muß sehen, was ich daraus schöpfen kann. Noch weiß ich von Thema und Plan der Predigt wenig. Aber wie sich der Mensch vornimmt, so hilft Gott. Also will ich mutig sein. Adieu!

Abends.

Ich muß Ihnen sagen, wie ich hier lebe. Kurz nach 6 Uhr wird aufgestanden, bequem Kaffee getrunken und geraucht; gegen 8 ein Pfannkuchen gegessen, gegen 12 Mittagbrod, endlich gegen 6 Abends Eier. Die Mittelzeiten werden mit Lesen, Predigen, Spazierengehen und einem Schläfchen ausgefüllt. Dazu kam und wird kommen der Besuch des Tempels. Sonst keine Abwechslung, nichts Auffallendes. Ich erwarte aber zu Freitag meinen Bruder; er hat uns wenigstens Hoffnung gemacht. Die Leute hier interessieren mich wenig. Das nächstherankommende Geschlecht, die jungen Leute im Alter von 20 Jahren, sind mir sogar unangenehm. Ohne naive Religiosität, wie die ältern Männer hier sie haben, und ohne Bildung, aber eingebildet, aufgeklärt, ohne Begeisterung, ohne Gefühl für Höheres – es ist genug! Widerwärtige Erscheinungen! Was noch von Religiosität jetzt an ihnen hervortritt, ist Feigheit und nicht höher zu achten, als Gespensterfurcht. Es wird dunkel, ich muß zum Aumern![8]

Gegen 10 Uhr.

Ich komme soeben vom מוהל[9], wo ich meist die Abende verbringe. Er hat sich mit Ihrem Gruße sehr gefreut und erwidert ihn. Die ersten Tage י״ט[10] war der arme Mann garnicht hier; sondern eines ברית[11] wegen in Zerbst. Eigentlich ist dabei nur seine Frau zu bedauern; denn er findet in seinem Beruf Ersatz für jede Entbehrung, die er ihm verursacht. Auch mein Onkel aus Güsten ist ganz פסח[12] hier und will völlig hierher übersiedeln. Seine Heiterkeit ist unverwüstlich. Ein Lachen nach dem andern. – Gute Nacht!

Donnerstag. Guten Morgen!

Zum Kaffee lese ich den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Der hat wohl nicht seinesgleichen. Noch nie mögen alle Bedingungen zu einem lebhaften und interessanten Briefwechsel in so hohem Maße vorhanden gewesen sein wie hier. Zwei der bedeutendsten Dichter der Erde, die neben ihrer poetischen Gestaltungskraft zugleich so viel Reflexionsfähigkeit haben,

[6] Midrasch Rabba ist eine Sammlung von haggadischen, d. h. mit Erzählungen geschmückten Auslegungen zum Pentateuch, Hohen Lied, zu Ruth, den Klageliedern, Esther und Koheleth. (B.)

[7] Jalkut oder Jalkut Schimeoni ist ein Sammelwerk von midraschischen Kommentaren zur Bibel, das, von Simeon Kara, genannt ha-Darschan, in Süddeutschland oder Südfrankreich um 1100 oder 1200 redigiert, in seiner Anordnung dem Text des AT folgt. (B.)

[8] Das Zählen der 49 Tage vom 2. Pessachtag bis Schawuoth („Wochenfest").

[9] „Beschneider". (B.)

[10] „Feiertage". (B.)

[11] „Beschneidung". (B.)

[12] „Pessach", das jüdische Osterfest.

deren Natur so verschieden und so übereinstimmend, deren jeder seiner Natur gemäß die Gegenstände bearbeitet und bespricht – zugleich zwei so edle Charaktere, die sich gegenseitig so gut beurteilen, sich gegenseitig so neidlos mitteilen – jeder gibt und nimmt auch einmal mit jedem Worte – und was weiß ich, was sonst noch alles dazu gehört und hier wirklich vorhanden ist. Auch das war gewiß höchst günstig, daß die Briefe oft durch persönliches Zusammentreffen unterbrochen oder vielmehr belebt wurden. Für junge Dichter ist vielleicht keine Ästhetik so belehrend, wie diese Briefe. Es ist eine empirische Ästhetik, welche in der Totalität der Empirie und gelegentlichen Bemerkungen eine totale Theorie enthält, in sich schließt. Ich muß auch noch Körners Briefe an Schiller lesen. Denn diese mit jenen und Humboldts Briefen an Schiller scheinen ein Ganzes zu bilden, worin sich die innere Werkstätte des Schillerschen Genius auftut. – Ich habe heute morgen noch einen Gedanken gefaßt. Wir müssen noch viel zusammen arbeiten. Ich habe Ihnen wohl schon mitgeteilt, daß mich Mahn[13] längst zur Herausgabe einer sprachwissenschaftlichen Zeitschrift angetrieben hat. Wie wärs, wenn wir eine Zeitschrift für psychische Ethnologie gründeten? Um die Sprachforscher anzulocken, die doch einen bedeutenden Leserkreis bilden würden, könnten wir einen Zusatz auf dem Titel machen, etwa: mit besonderer Berücksichtigung der Sprachen. Ich werde in Halle mit Pott[14] darüber reden. Seine Autorität in der Empirie hat Anziehungskraft für viele Leser, und ich hoffe, wir können ihn dahin bringen, in unserem Sinne zu arbeiten. Viel[e] Mitarbeiter finden wir nicht, brauchen wir auch nicht. Prof. Heyse[15] muß helfen. Das meiste müssen wir selbst tun. Sie

[13] August Mahn (1802–1887), Romanist; lebte seit 1828 als Sprachlehrer in Berlin; schrieb u. a. „Die Biographien der Troubadours in provenzalischer Sprache", Berlin 1853 (1878²); „Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der Romanischen Sprachen", Berlin 1854–58; „Denkmäler der Baskischen Sprache...", Berlin 1857.

[14] August Friedrich Pott (1802–1887), Sprachwissenschaftler; seit 1830 Privatdozent für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität Berlin; seit 1838 o. Prof. an der Universität Halle. Seine bes. Neigung galt der Etymologie – er schrieb u. a. „Die Personennamen, insbes. die Familiennamen und ihre Entstehungsarten...", Leipzig 1853 – und dem Sanskrit. Sein erstes epochemachendes Werk waren die „Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen...", Lemgo 1833–36. Bahnbrechend war auch seine Arbeit über „Die Zigeuner in Europa und Asien", 2 Bde., Halle 1844–45. – H. Steinthal gehörte – so bezeugt es G. von der Gabelentz – zu den Gelehrten, „die Pott hin und wieder gegensätzlich anregten". Beide waren große Verehrer W. von Humboldts.

[15] Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855), Sprachwissenschaftler; kurze Zeit der Erzieher für den jüngsten Sohn von Wilhelm v. Humboldt und für den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, wurde er 1829 a. o. Professor für klassische Philologie und Sprachwissenschaft. H. mußte zunächst die Überarbeitung und Herausgabe der Lehrbücher seines Vaters, Joh. Christian August Heyse (1764–1829) übernehmen, v. a. die „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik", 2 Bde., Hannover 1833 u. 1849, und die „Deutsche Schulgrammatik", Hannover/Leipzig 1878; fast ganz sein Werk ist das wertvolle „Handwörterbuch der dt. Sprache", 2 Thle., Magdeburg 1833–49. Sein eigenes wiss. Werk gab erst nach Heyses Tod dessen liebster Schüler, H. Steinthal,

besonders werden auf wenig Hülfe rechnen können. Aber vielleicht läßt sich Wehrenpfennig[16] heranziehen. Ich hoffe, daß der auf Ihre Ideen eingehen kann. Oder kennen Sie sonst noch jemanden? Indessen, ich wiederhole, das meiste haben *wir* zu tun, besonders im Anfang. Was meinen Sie? Ich werde, so bald ich kann, vielleicht in Halle, zunächst zur Verständigung unter uns, ein Programm ausarbeiten. Wir werden freilich meine Pariser Reise[17] erst abwarten müssen; wir werden aber auch zur Vorbereitung so manches zu tun haben, daß an die Herausgabe nicht so schnell zu denken sein wird. Sie müssen auch vorher noch erst einen Grundriß der Psychologie oder sonst etwas, was Ihre Grundsätze enthält, veröffentlicht haben. Schon meiner selbst wegen; denn ich vor allem muß doch Ihre Grundlehre in succum et sanguinem vertiret[18] haben. (Der יקוט[19] sagt, vermittelst des מן ומי באר[20] sollte התורה[21] נכללת בגופן sein. Sagt dieser Ausdruck nicht dasselbe, was der eben gebrauchte lateinische?) Aber ich muß an meine Predigt. Adieu!

Nach Tisch.

Eben hat mir jemand eine sehr schöne Cigarre geschenkt. Es soll eine 50ℊ Cigarre sein!! er habe nur 6 Stück davon. Was Ihre letzten Cigarren betrifft, so scheint der größte Teil den Fehler zu haben, daß sie zu sehr nach innen brennen, und die Glut die äußeren Blätter nicht mit ergreift. Ich glaube, dies nicht so stark tadeln zu dürfen; denn die Cigarren scheinen hierin eine gewisse Ähnlichkeit mit Schreiber Dieses zu haben. – Ich habe gestern gelegentlich משלי[22] durchblättert. Irre ich nicht, so ist es eine verbreitete Ansicht, daß dieses Buch, wie alle didaktische Poesie der Hebräer, aus der Zeit des Exils rühre. Das scheint mir wenig gegründet. Der erste Teil besonders macht wohl unleugbar den Eindruck, als rühre er im Gegenteil aus einer sinnlich-üppigen, graciös-lüsternen Zeit, also, übereinstimmend mit der Tradition aus Salomos Zeit. Gegen eine spätere Abfassung spricht auch die rein sittliche Tendenz ohne alle Rücksicht auf die national-religiösen Anschauungen. Es ist nur von חכמה ותבונה[23], nicht von תורה und מצוה und חקים[24] die Rede, die in späterer Zeit, während des Exils und nach demselben so stark hervortreten. Das scheint aber auch sicher, daß die Sammlung aus verschiedenen Teilen oder

heraus: „System der Sprachwissenschaft", Berlin 1856. Heyses Sohn war der Dichter Paul Heyse.

[16] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 15.

[17] Steinthal ging Ende 1852 nach Paris, um seine Sprachstudien zu erweitern und zu vertiefen.

[18] „In sucum et sanguinem" (lat.), in Lebenskraft und Blut; „verti(e)ren", übersetzen, aus lat. „vertere" gebildet; die Wendung ist vom 16. bis 19. Jh. nachweisbar.

[19] Vgl. Anm. 7 dieses Briefes.

[20] „Manna und Brunnenwasser" (während der Wüstenwanderung). (W.)

[21] „Die Lehre geht in den Körper ein". (W.)

[22] „Sprüche" (Salomos des AT). (B.)

[23] „Weisheit und Einsicht". (B.)

[24] „Weisung", „Gebot", „Rechtssatzungen". (B.)

Sammlungen zusammengesetzt ist. In den ersten 9 Capiteln hängen die Verse mehr an einander, es sind nicht kurze Sprichwörter, sondern kleine Gedichte. In den folgenden Capiteln sind die Verse mehr zusammenhangslos, und die Sprüche können großenteils aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben sein. Nicht bloß die Überschriften, auch wörtliche Wiederholungen, wie 24, 33 vergl. mit 6, 10 sprechen für verschiedene Sammlungen. Der erste Teil ist mehr Kunstpoesie, das zeigt eben der Zusammenhang der Sprüche, z. B. die artige Geschichte Cap. 7. Eben so ist 1, 24–33 ganz in prophetisch mahnendem Style, aber wohl eher Muster als Nachahmung der Propheten. Das national Religiöse muß später sein als das allgemein Sittliche. Die Sprüche über Könige und Fürsten zeigen doch auch einen vorexilischen Ursprung. – Meine Predigt wächst langsam. Es hat noch keine poetische, begeisterte Stimmung über mich kommen wollen; ohne diese konnte ich wohl ein Schema aufstellen, aber noch nicht ausfüllen.

Abends.

Ich bin heute Nachmittag im Garten mit meiner Predigt fertig geworden. Ich werde sehen, wie viel ich morgen feilen kann. Sie wird nicht die schlechteste sein, die ich gemacht habe, aber doch an Fehlern leiden, die meinen Darstellungen ankleben. Der radikale Fehler ist Mangel an Durchführung des Grundgedankens in die Breite. Das braucht bei vielen Gelegenheiten, nämlich wo ich für Sachverständige schreibe, kein Fehler zu sein, kann zur Tugend der Gedrängtheit werden, wenn es nämlich gelingt, den treffenden Ausdruck zu finden. Eine Predigt aber verlangt Breite; abgesehen von denen, auf welche, und von der Weise, wie sie wirken soll, muß sie eine gewisse Zeit ausfüllen. Das kann ich nun nicht anders erreichen, als daß ich viel Gedanken gebe. Daher enthält meine Predigt mehr ein ganzes System von Gedanken, als die Darstellung eines einzigen. Man wird dadurch weniger ergriffen als beunruhigt. Unvollkommen dargestellte Gedanken drängen einer den andern, und weil die Darstellung doch nicht systematisch ist, so sieht man keinen notwendigen Zusammenhang, sondern mehr eine Ideenassociation. Ich möchte Ihnen einmal die Predigt zu lesen geben und versuchen, wie sie auf Sie wirken mag. Mir ist wenn ich sie lese, als müßte ich bei jedem Satze stehen bleiben und ihn weiter ausführen; nur gewaltsam, unbefriedigt, gehe ich weiter. Auf Schönheit der äußern Form wollen wir aber garnicht sehen. Das Thema ist diesmal ethisch. I. De servitute humana, II. De libertate humana[25] mit zwei Unterabteilungen, etwa so zu bezeichnen 1) de educatione, 2) de natura libertatis[26]. Denken Sie! Das soll eine Predigt sein! Was mir aber vorhin einfiel und mich betroffen machte, war mein Gegensatz zu Spinoza im ethischen Princip. Ich bin gar kein Spinozist, Frau Doctor! Weil diese Predigt eine empirische, reflexionslose Arbeit ist, in der ich mich mehr von meinem Sittlichkeitsgefühl und meiner herrschenden ethischen Anschauungsweise leiten

[25] Lat.: „Über die Knechtschaft des Menschen" – „Über die Freiheit des Menschen".
[26] Lat.: „Über die Erziehung" – „Über das Wesen der Freiheit".

ließ, so bin ich um so sicherer, daß die darin ausgesprochenen Gedanken wirklich meine Überzeugung ausdrücken. Die Ursünde ist bei mir moralische Schwäche und Neid. Neid ist eben Folge des Mangels an Willens-, Entschließungs- und Wirkungskraft. Im Gegenteil ist Quell aller Tugend Kraft und Liebe. Das ist dem Spinoza sehr verwandt, und man kann sich leicht täuschen, beides für selbig zu nehmen. Indessen zeigt sich der Gegensatz sogleich, wenn Sie an das suum esse [con]servare[27] denken. Nur der neidische Feigling hält es für seine einzige Aufgabe in seinem esse[28] zu beharren. Der Kräftige ist seines Seins sicher und darum liebt er sogleich den Andern und gibt sich ihm hin. Der Schwächling hat Furcht für sein Sein, fürchtet unaufhörlich den Untergang. Was ist dem Starken sein Sein? Daran zu denken, dafür erst noch zu arbeiten, fällt ihm nicht ein. Kurz es scheint mir eine falsche Tatsache, daß das Grundstreben aller Wesen auf die Erhaltung ihres Seins gerichtet sei. – Wenn man sagt, daß alle Tugend, auch die Liebe, auf Egoismus beruhe, und wenn man nicht etwa durch ein Wortspiel sophistisieren will, so scheint mir dagegen die Tatsache zu sprechen, daß der Gute, ich meine der gewöhnlich gute Mensch, wie er sich wohl vielfach in der Welt findet, also Sie und ich, den Andern *mehr* liebt als sich selbst. Ich kann z. B. sehr gut ohne alle Unruhe bei mir denken, wenn ich tot bin, so ist es aus. Das bekümmert mich wenig; aber unendlich, wenn ich denke, daß es nun auch mit allen, die ich liebe, so sein soll. Das geht nicht, heißt es dann in mir. Damit will ich über Unsterblichkeit natürlich gar nichts gesagt haben, sondern bloß, daß ich sie nicht sowohl für mich wünsche, als für andere. Überhaupt aber muß festgehalten werden, daß der Egoismus ausschließlich *sich* im Auge hat, einem andern nur gönnt, insofern *er* genießt. Sobald man den andern *mit*genießen läßt, ist der Egoismus gebrochen, weil nun Genuß am *Mit*genuß vorhanden ist, nicht bloß Genuß *neben* einem Genuß.

Sonntag Abend.

Es ist ein מנהג[29] in Gröbzig, ich weiß nicht, ob auch anderwärts, daß der ganze erwachsene männliche Teil der ב״ב[30] heute Abend in ein Wirtshaus geht, um die Frauen in ihrem Wirtschaften nicht zu stören oder vielleicht auch um durch das Wirtschaften der Frauen nicht belästigt zu werden. Ich habe es bisher ebenso gehalten, wiewohl ohne Veranlassung. Heute indessen breche ich den מנהג[29] um das Finale dieses Briefes zu schreiben. – Zuerst aber lassen Sie mich nun auch fragen? Wie ists Ihnen gegangen? Wie hat sich Ihre Frau Mutter befunden bei den מצות[31]? Grüßen Sie sie doch recht herzlich von mir, wie auch Tinchen[32]. Letztere soll fleißig wiederholen. Hier ist alles gut abgelaufen.

[27] „Sein Sein zu erhalten", s. Spinozas „Ethica", pars IV, propositiones XX et sequ., XXIV et sequ. (B.)

[28] Lat.: „Sein". [29] „Brauch". (B.)

[30] Abkürzung für hebr. „Hausväter". (W.)

[31] „Ungesäuerte (Oster)brote". (W.)

[32] Ernestine, die jüngste Schwester von Moritz Lazarus.

Von meiner Predigt selbst kein Wort mehr; aber vom Erfolg. Bei einem so dankbaren Publikum, wie ich vor mir hatte, war der beste gewiß. Der ist mir auch geworden. Ein christlicher andächtiger Zuhörer hat die Predigt zu philosophisch gefunden. – Endlich das Bild. Es ist wohlbehalten angekommen. Nachdem ich mich beim Öffnen des Koffers davon überzeugt hatte, ließ ich es ruhig bis heute Nachmittag liegen, stellte es vor dem Kaffeetrinken auf den Tisch der Tür gegenüber. Die Mutter trat ein, blieb stehen, ging gespannt einen Schritt vorwärts und rief: „Das bist Du ja!" Sie weinte und klagte, daß sie nicht auch das Bild des Vaters und meines verstorbenen Bruders[33] habe. Jetzt wurden Freunde und Freundinnen herbeigerufen. Das Bild gefiel allgemein. מפי עוללים וגו'[34] Kinder wurden gerufen, und auch in dieser Probe bestand es. – Mein Bruder ist nicht gekommen. Morgen reise ich nach Halle. Freitag Mittag denke ich in Berlin einzutreffen. Unter Schillers Briefen habe ich noch einen sehr interessanten gefunden über den Gegensatz von Empirie und Rationalismus und deren Einheit, die rationale Empirie. Er betrachtet die Natur dieser drei Methoden nach den Kantischen Kategorien. Mangel an Raum und ungünstiges Licht verbieten mir, noch viel zu schreiben. Ich hoffe diesen Sommer recht glücklich zu sein. Mein Onkel Mausche hat mich zwölfmal gebenscht![35]

Grüßen Sie Wehrenpfennig, Heysens und Mahn.

Adieu!
Ihr
Steinthal

Meine Mutter grüßt Sie und Ihre Frau Mutter und dankt für die schöne Mandeltorte.

[33] Des älteren Bruders.
[34] „Aus dem Mund der Säuglinge", Psalm 8,3. (B.)
[35] Benschen, von lat. benedicere, segnen, beten.

[155]

8. Mai 1852

Lieber Lazarus! Ihre Frau sagt mir, daß Sie über 8 Tage hier sein werden. Acht Tage sind freilich nicht so viel wie drei Wochen; aber um eine Trivialität interessant auszudrücken – der Chinese sagt: „Sian sö tschi schin zün-in ju sui", „einander liebenden sehr, Augenblick wie Jahr". Und noch viele Jahre also vergehen, bevor ich Sie spreche; darum schreibe ich. Sie waren gestern Abend mit meinem Bruder zusammen. Ich liebe ihn so sehr und habe so viel Achtung für seine volle, aber mit Klugheit verbundene Ehrlichkeit und Hingebung, daß

ich nicht zweifle, er muß Ihnen gefallen haben. – Berzeliusscher Kaffee! Ich habe schon den Vorgeruch dieses Ideen-Aroma. Meine Zunge ist begierig auf den Nachgeschmack.

Das neueste Heft der Zeitschrift der deutschen orientalischen Gesellschaft[1] ist erschienen und hat mir durch einen Aufsatz Potts über meine Classifikation der Sprachen[2] einen Vorgeschmack von dem Aufsatze desselben Mannes für die Brockhausenschen Blätter f.l.U.[3] beigebracht, der mich auf die Speise selbst nicht eben sehr begierig macht. Was soll ich mit all dem Lob, mit all dem Reden von meinem bleibenden Verdienst, meiner Schärfe und Tiefe, wenn man gleich dahinter zeigt, daß man mich nicht verstanden hat? Und dann wieder die eklige Manier, in jedem folgenden Satz durch ein „freilich, aber usf." den vorhergehenden aufzuheben. Wenn mir erst die starre Consequenz in der Durchführung des Princips ein großes Verdienst sichert, wird sie gleich darauf Consequenzmacherei; die Schärfe des Urteils wird „ein ganz klein wenig Kitzel der Paradoxie"; mein „siegverheißender Kampf" „schüttet das Kind mit dem Bade aus" und meine „Tiefe" ist schon längst dagewesen, hat schon dieser und jener gesagt. Nun bitte ich Sie, was soll ich damit anfangen? – Z. B. das beste Stück in meiner Schrift, meint Pott, sei das über das Wesen der Sprache, „das weitaus vortrefflichste in der durchweg geistreichen Schrift", so ungefähr sagt er. Zum Beleg führt er folgenden Satz von mir an: Die Wörter enthalten nur Vorstellung und die Geschichte der Sprache ist die Geschichte der menschlichen Vorstellung. Freilich, setzt Pott gleich hinzu, es habe niemals selbst mäßigem Nachdenken entgehen können, daß die Sprache es bloß mit Vorstellungen, nicht mit den Dingen selbst zu tun habe usf. Wo bleibt nun mein Bestes, das niemals selbst mäßigem Denken nicht entgehen konnte? Dem guten gründlichen Manne ist also garnicht eingefallen zuzusehen, was ich und was andere unter Vorstellung verstanden; hat nicht beachtet, wie ich Vorstellung von Anschauung und Begriff unterschieden habe. Ich hoffe, lieber Lazarus, an der längeren Kritik Potts in den Blättern f.l.U. werden wir unser gaudium bekommen! – Was Sie über meinen „Ursprung der Sprache" in D.M.[4] gesagt haben, hat sich mein Buchhändler zu Nutze gemacht. An jedem

[1] Steinthal meint hier die „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft", Leipzig 1847 ff.; die Jahrgänge 1851–52 wurden von R. Anger herausgegeben. Der Aufsatz von Aug. Friedr. Pott erschien unter dem Titel „Zur Frage über die Klassifikation der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee...", im 6. Bd. der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1852, S. 287–293.

[2] H. Steinthal, Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee, Berlin 1850.

[3] „Blätter für literarische Unterhaltung", Leipzig 1826–1896; sie erschienen als Fortsetzung des „Literarischen Conversationsblatt", Leipzig 1821–26.

[4] „Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", Jg. 1–17, Leipzig 1851–67. Von Jan.–Sept. 1851 herausgegeben von Robert Prutz u. Wilhelm Wolfsohn, von Okt. 1851–65 von R. Prutz allein, 1866 u. 1867 von Robert

sprachwissenschaftlichen Buche oder Hefte, welches jetzt erscheint, sind seine Anzeigen [an]geheftet und darunter auch „der Ursprung [der Sprache]" mit der Bemerkung: Das D.M. sagt hierüber –, und nun folgt Ihre Stelle über das umgekehrte Verhältnis von Umfang und Inhalt der Schrift, wahrscheinlich bloß deswegen, weil der Buchhändler mit meiner Brachylogie[5] garnicht zufrieden ist.

Sie studieren in Leipzig, hoffentlich mit vielem Glück, praktisch Psychologie. Sie sind so glücklich, überall etwas lernen zu können. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie meinen Bruder und teilen Sie ihm aus Obigem mit, was und wie er es versteht.

Berlin 8/5 52 Ihr
Steinthal

Mahn, dem ich Potts Aufsatz mitteilte, pflichtet ihm bei und meint, wer mich näher kenne, wisse ja, daß es mir auf eine Hand voll Paradoxien und Sophistereien nicht ankäme. Das läge in meiner Natur und sei obendrein durch Hegel entwickelt worden. Wie Sokrates suchte ich bloß Gedanken durch Gedänkchen zu stechen. Und der Mann hat mich lieb und achtet mich. Was kann ich nun ihm und Pott gegenüber anders fühlen als die Genugtuung, zu sehen, wie sie sich benehmen, indem ihnen aus meinen Schriften ein Geist entgegenweht, dessen überwindende Kraft sie fühlen, den sie aber nicht verstehen und sich nicht zu eigen machen können.

Prutz u. Karl Frenzel. – M. Lazarus hatte im Deutschen Museum, 2. Jg., 1852, S. 231/2, eine Rezension über H. Steinthal, „Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens...", Berlin 1851, geschrieben. Schon S. 231 heißt es da: „... entwickelt der Verf. ... Humboldt's Ansicht von dem Wesen der Sprache ... mit einer wunderbaren Prägnanz und Kürze, welche das innigste Verständniß bezeugt und erzeugt" und – von Steinthal hier zitiert – S. 232: „... die kleine Schrift, welche ein gar musterhaftes Beispiel des umgekehrten Verhältnisses von Werth und Umfang ist..."

[5] Brachylogie (-gia; griech.), rhetorische Figur: Kürze im gedanklichen Bereich; sie besteht im Weglassen von Gedanken, die für den Mitteilungszweck eigentlich notwendig sind.

[156]

Berlin, den 13. Mai 52

Lieber Lazarus! Nur ein paar Worte heute; nicht weil ein Mehreres wegen Ihrer nahen Ankunft nicht not täte; denn unter uns ist ja überhaupt keine Not; sondern ich arbeite, und zwar nicht bloß chinesisch, was mich eher zu einem Briefe treiben könnte, sondern ich will Sie mit einem Stückchen historischer Psychologie empfangen. Ich habe einen Aufsatz vor über die Entstehung der

Schrift[1] –, als eine psychologische Tatsache aufgefaßt. Verhalten Sie sich hierzu mit Ihren Wünschen, wie Sie können; wir werden denn doch am Ende sehen, ob wir uns mit meiner Arbeit freuen werden.

Es hat heute Nachmittag wieder in meinem Gemüte getobt, weil ich im Verstande wieder einmal eine Abrechnung mit Jemandem [Mahn?] gehalten habe. Was soll ich mit einem eingebildeten Besitz? Aber für den Schmerz ist es gleich, ob man etwas Wirkliches oder bloß Eingebildetes verloren hat; es tut einem so weh, nun für eingebildet zu halten, was einem für wirklich galt. Und es ist so elend, klug sein!

Wenn Sie meinen Bruder noch einmal sehen sollten, grüßen Sie ihn, und leben Sie recht wohl!

Ihr Steinthal

[1] „Die Entwickelung der Schrift ... nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott", Berlin 1852. Mit dieser Abhandlung und dem vorangestellten feurigen Sendschreiben antwortet Steinthal auf den Tadel Potts an Steinthals Humboldt-Kritik (vgl. Anm. 1 zu Nr. 155 und Anm. 13 zu Nr. 154). Steinthal weist nach, daß bei Humboldt fortwährend Genie und Reflexion im Kampfe miteinander gelegen hätten; er, Steinthal, habe nur die Fehler aufgedeckt, die Humboldt durch diesen Widerstreit entgangen seien, er habe den Feind Humboldts bekämpft und für ihn gesiegt.

[157]

Paris, den 12. September [1852], Sonntag Abends gegen 10 Uhr

Euretwegen, liebe Lazarus, wünschte ich, wir hätten in unserer deutschen Sprache, wenigstens im Pronomen, einen Dualis zweiter Person, um die Einheit der Zweiheit passend auszudrücken; obwohl allen meinen Äußerungen so viel fehlt, daß es auf den Mangel dieser Feinheit nicht mehr ankommen kann. – Mein Cousin ist Ende vergangener Woche hier angekommen. Er hat sich gestern und heute sehr generös gegen mich bewiesen, und wenn das diese Woche so fortgeht – er denkt Donnerstag oder Freitag abzureisen – so werde ich Paris ganz angenehm sehen und genießen; nur um diesen Brief an Euch wird mir bange. Ich bin den ganzen Tag mit ihm zusammen, und nur die Früh- und Spät-Stunde bleibt mir übrig, und auch diese kaum, da ich wenigstens gestern erst nach Mitternacht nach Hause kam. Wir waren im Theater, das wir 1/2 auf 12 verließen, obwohl erst die beiden ersten Akte gespielt waren; den dritten opferten wir. Wir sahen eine neue Oper Adams im Théâtre Lyrique: Si j'étais roi! Es ist ein echt französisches Ding, leicht und angenehm, also vollkommen geeignet zum Amusement. Gesungen und gespielt wurde ebenfalls recht gut, d. h. französisch. Der Gedanke, daß jemand schlafend aus einem niederen Stande zum Scherz in einen König verwandelt wird, ist ganz

angenehm, nicht unpiquant, bearbeitet. Den Schluß, wie gesagt, kenne ich nicht. Auch Ballet ist drin. Wenn es nicht übel ist, daß ich Paris auch von seiner lasterhaften Seite kennen lerne, so könnte ich doch an diesem Ballet genug haben. Ich schäme mich eigentlich, es gesehen zu haben; denn viel mehr oder besseres als ein Cancan in Tricots wird es nicht gewesen sein. Es war das bloße Laster mit wenig Grazie, natürlich von den Franzosen beklatscht. Hier ist wirklich das Laster dreister als in Berlin. Neulich, es war das erste Mal, daß ich etwas spät, nach 9 Uhr, auf der Straße ging, redete mich solch ein gemeines Wesen an, was in Berlin nie geschehen ist. Ich schrak 3 Schritte zurück und machte, daß ich stillschweigend fortkam. – Heute waren wir in Versailles. Welche Vorstellung[en] Ihr auch von diesem Schlosse haben mögt, sie werden die Wirklichkeit nicht erreichen. Es ist ganz eigentlich grandios zu nennen. Abgesehen davon, ob das Urteil über dasselbe Zu- oder Abneigung ausspricht, glaube ich ohne Widerrede behaupten zu können, daß es auf Erden kein zweites Gebäude gibt, welches unserem Gefühl und unserem Denken so viel Stoff darbietet. Man kann sagen, hier ist die ganze Weltgeschichte vom französischen Standpunkte aus, also allerdings einseitig; doch welches Volk hat dergleichen noch aufzuweisen? Diese Beschränktheit, und das ist das Traurige daran, ist nötig, um so etwas zu haben. Es ist hiermit vorzugsweise wie mit allem, was die Franzosen Großes haben; sie haben es durch ihr Elend. Gute Nacht! Meine Lampe geht aus. Schlaft wohl.

Montag früh.

Versailles ist ein großes Schloß mit den kostbarsten Zimmern und Treppen der Welt und einem großen Park; vorzüglich aber enthält es die französische Weltgeschichte in Bildern. Man sieht unter den gemalten Personen Klopstock neben Mirabeau, die Nordamerikanischen Präsidenten und Newton und Locke, freilich 10 oder mehr Zimmer mit französischen Marschällen. Abgesehen von dem, was wir überhaupt für den schöpferischen Grund dieses Schlosses ansehen, abgesehen von der Wirkung dieses vollständigsten Pantheons der französischen Gloire auf die französischen Beschauer, bekommen wir in ihm zu denken, nach welcher Seite hin es sein mag, wie in keinem andern Gebäude. Dort sieht man die Wiegen des Königs von Rom und des Herzogs von Chambord neben einander, das goldene Bett Napoleons, auf welchem Louis Philipp[e] seinen Gast Victoria schlafen ließ, dort sind alle berüchtigten Zimmer Ludwigs XIV. und daneben die große prächtige Kapelle; dort sieht man die Riesengemälde des Herrn Vernet[1], die man nicht auf einmal überschauen kann, ohne strenge Einheit, deren er ich weiß nicht in wie wenigen Jahren wie viele gemacht hat, auf denen aber alles lebt. Die Gründer und Vollender dieser Pracht sind hingerichtet und verbannt, und die sie verbannt

[1] Horace Vernet (1789–1863), französ. Maler; formal setzte V. der klassischen Schule Davids einen romantischen „Realismus" entgegen, seine Stoffe entnahm er nach dem Sturz des Kaiserreichs vor allem den militärischen Taten Napoleons in den Jahren 1817 bis 1823, deren Ruhm er in riesigen Schlachtenbildern kündete.

haben, ergötzen sich an dieser Pracht wegen welcher sie jene verbannt haben. Wo Versailles steht, gedeiht keine Republik.

Montag Abend.

Ich bin heute früh zu Hause. Mein Cousin scheint noch müde von Versailles. Ich habe mit ihm noch einmal Börne besucht[2]. – Ich wende mich wieder zu meinem sonstigen Leben. Es fällt mir eben ein, daß ראש השנה[3] ist. In einer Beziehung bin ich hier dem frommsten Juden gleich: ich atme Lebensluft von Osten. Dort sind meine Hoffnungen und Wünsche; von dort kommt mir Kraft, der Erlösung zu harren. Ich gehe hier jeden Sonntag in die Kirche, Mittags in eine reformierte, nachmittags in eine katholische, der Predigt wegen, die mich im Verständnis des Französischen übt. Ich denke dabei oft an Wehrenpfennig[4]. Die hiesigen Prediger treten ganz anders auf als die deutschen. Die Beredsamkeit ist eine nationale Eigenschaft der Franzosen, und man kann sie an jedem Marktschreier bewundern; ich höre diese Leute gern, um mich im Verstehen zu üben, was viel notwendiger als Sprechen ist. Ich sah und hörte einmal einen etwas ältlichen, groß gewachsenen Mann. Er hatte allerlei Zauberkunststücke zu verkaufen, die er auch den Leuten, um sie zum Kauf zu reizen, vormachte. Große Künstler dieser Art in Deutschland mögen nicht diese Grazie haben. Dabei verließ ihn nie eine Miene der Erhabenheit über diese Gaukeleien, die auf den einfachsten Kunstgriffen beruhten; und wenn er diese dem Käufer mitteilte, so tat er es mit einem so reizenden Lächeln, in welchem sich diese Erhabenheit mit Wohlwollen mischte, daß ich ihm lange zusehen konnte. Die Prediger nun haben, abgesehen von einer gewissen Bildung, die doch so weit nicht her ist, dieselbe Beredsamkeit, aber auf der Schule fleißig gepflegt. Sie haben nicht[s] besonders Kanzelmäßiges, Salbungsvolles, sondern sind Volksredner, natürlich bewegt und dabei französisch abstract. Rühren werden sie nie; sie wenden sich nicht ans Gefühl, sondern an den Verstand. Sie reden von principe matériel und spirituel, bald im fließendsten Conversationston, bald in ruhigem Kathederton, bald in lebendigster Declamation. Ich habe jüngst einen calvinistischen Prediger gehört, von dem der beste deutsche Schauspieler hätte lernen können. Die mannigfachste Modulation der Stimme und die lebhafteste Gesticulation stand[en] ihm zu Gebote. Mich hat seine Trivialität kalt gelassen, den Franzosen gilt er für einen großen Redner. Dabei sehe ich die Kirchen. Die Madeleine ist wohl die prächtigste, aus unserem Jahrhundert; nicht gotisch, aber überhaupt auch nicht kirchlich. Man würde sie von außen für ein Museum, im Innern für einen Concertsaal halten können, wenn man nicht gerade auf den Altar sieht. Der katholische Gottesdienst bietet mir noch eine ganz neue Erscheinung; bald scheint er mir curios, weil ich nicht weiß, was ich sehe, bald erinnert er mich an rabbinisch-jüdische Sitten. Ich finde nichts Alttestamentliches darin, sondern Talmudisches und

[2] Das Grab Börnes auf dem Pariser Friedhof des Père Lachaise.

[3] Jüdisches Neujahrsfest. (B.)

[4] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 15.

möchte wohl einmal wissen, wie weit die Analogie der beiden Gottesdienste sich ins Einzelne erstreckt. Trotz aller Pracht und des kunstvollen Gesanges der Knaben und des Chores stimmt es mich nie religiös, was der einfache protestantische Gesang wohl tut, früher wenigstens oft, und jetzt immer noch gelegentlich. Einiges war mir ganz auffallend. Der eine Knabe hatte an einer langen Kette etwas von Silber und spielte damit, es auf und ab schwingend[5]. Ich war schon böse über die Ungezogenheit, als ich bemerkte, daß er dasselbe dem Geistlichen gab, der es ganz ebenso schwang. Dann wird den Leuten beim Aus- und Eingang etwas[6] hingehalten, was sie mit der Hand berühren, die sie dann küssen. Es sah mir aus wie eine kurze russische Knute. Ich mag nun Niemanden nach dergleichen fragen; denn solche Neugierde stört die Andacht. – Sonst bleibt mein Leben das bisherige, einsam-ruhige. Neulich habe ich durch einen Auftrag meines Bruders, den ich Euch mitteilen will, wenn Ihr Eure Eltern zu Großeltern gemacht haben werdet, eine deutsche Familie kennen gelernt, die ich vielleicht öfter besuche. Die Frau, ich glaube eine getaufte Jüdin, kam mir recht freundlich entgegen und scheint nicht ohne Wohlwollen und Geist. Ich traf dort auch eine junge Französin, die mit dem Schwager in einer Verbindung zu stehen schien; nicht häßlich. Sie spielte und sang, und zwar ein deutsches Lied, welches sie in dieser Familie gelernt hatte. Das heißt, sie sprach die Wörter zur Melodie, ohne sie zu verstehen, aber ohne fremden Ton, freilich ohne deutsches Gemüt. Das Lied heißt, glaube ich, das Alphorn. Ein paar deutsche Wörter hatte man ihr beigebracht. Wie heißt merci? fragte die Frau. Sie antwortete: ich danke Ihnen, aber in einer Weise, daß mir jemand tausendmal das so sagen könnte, ich würde immer nur heraushören, ich danke Ihnen nicht. Dadrin war kein Ich und kein Dank und kein Ihnen. Sie sprach es gut, aber tonlos, französisch, gleichgültig fließend. – Es kann doch sein, daß ich meine Wohnung ändere. So lange ich noch fremd mit den Straßen war, war mir die Lage meiner Wohnung sehr bequem und nützlich. Jetzt fesselt mich dieser Umstand nicht mehr; Tuilerien und Champs Elysées werden mir langweilig, sie sind zu besucht. In der Bedienung hat meine Stube gar keinen Vorzug und sonst manches Unangenehme. Der kalte Steinboden und der Mangel an Sonne lassen mich für den Winter fürchten. Ich werde, und mein Cousin redet mir sehr zu, etwas entlegen, nach dem Ende der Stadt, an die Barrieren ziehen, mehr ins Freie. Vielleicht, daß ich es noch in diesem Monat tue. Bis zum 22. bleibt jedenfalls die alte Adresse, nur daß meine Straße seit dem 1. den Namen Rue Bonaparte erhalten hat. Wenn Mahn[7] wieder nach Paris kommt, zieht er gewiß hierher.

... Ich komme jetzt auf Comtes[8] positive Philosophie. Der Mann ist durchaus Franzose, obgleich nicht so in französischem Wesen beschränkt, nicht ohne

[5] Der Ministrant, der ritualgemäß das Weihrauchfaß schwenkte.
[6] Der Weihwasserwedel; anschließend bekreuzten sich die Leute.
[7] Vgl. Anm. 12 zu Nr. 154.
[8] Auguste Comte (1798–1857), frz. Philosoph; 1833 Lehrer an der École poly-

speculatives Talent. Doch besteht seine eigentliche Stärke in der präcisen Formulierung der Aufgaben nach dem Muster der mathematisch-physikalischen. Auch ist der Mann nicht ohne sehr bedeutende Kenntnis, obwohl er vorwiegend und von Fach Mathematiker ist; nebenbei aber vorzüglich, durch Neigung, Politiker. Das zeigt sich gleich in der Verteilung der sechs starken Bände seines Werkes über die Wissenschaften. Der erste Band umfaßt außer der allgemeinen Einleitung die Philosophie der Mathematik, der zweite die der Astronomie und Physik, der dritte Chemie und Biologie im weitesten Sinne, d. h. Botanik, Zoologie und Anthropologie, also auch Psychologie; die drei letzten Politik. Comte ist aber ungeheuer breit, für mich ganz gräßlich. Vor vielen Worten aber kommt er nicht zum Wort; vor ewigem Ansetzen, Andeuten, Anpreisen, Recapitulieren kommt er nicht zur wirklichen Darstellung. Hätte er die sechs Bände zu zwei zusammengezogen, Gehalt und Deutlichkeit hätte[n] nicht verloren, und es wäre ein höchst lesenswertes Buch geworden. Jetzt aber kann ich Dir nicht zumuten, Dir aus dieser Masse die paar Goldkörner herauszusuchen. Unter positiv versteht er: auf Tatsachen gestützt, nicht auf apriorische, rein begriffliche Construction. Und so ist seine philosophie positive doch weiter nichts als ein geistreiches Räsonnement über die empirischen exacten Wissenschaften, und wo ihm die Exactheit fehlt, fehlt ihm Luft und Boden, obwohl er einsieht, daß die Herrschaft der Mathematik in der Biologie ihr Ende hat. Sein Bedürfnis nach Speculation ist nicht klar und also auch nicht tief genug, um das Bedürfnis der Metaphysik zu erzeugen, die ihm als leerer Scholasticismus erscheint. Die neuere deutsche Philosophie kennt er aber kaum von Hörensagen. Der Hauptfehler jedoch ist der Mangel an Psychologie, die ihm einerseits nach Gall [9] zur Gehirnlehre, andererseits zur rationalen Geschichte und Gesellschaftslehre wird. In ersterer Beziehung muß er uns für lächerlich oberflächlich gelten; denn er spricht nicht einmal ein vernünftiges Wort über die Sache; in der andern Beziehung ist sein Streben gut, und was er leistet, nicht übel. Aber so breit und prätentiös! Er spricht von Gesetzen der Geschichte oder der socialen Dynamik; denn die Sociologie hat eine Statik, welche die Verhältnisse der Gesellschaft als ruhende

technique in Paris, verlor C. diese Stellung 1844 nach Veröffentlichung seines Hauptwerks. Er lebte dann von einer Pension, die ihm eine englische Gesellschaft von Verehrern aussetzte. C. war der Begründer des Positivismus und der Soziologie (prägte selbst diesen Begriff), er lehnte alle Metaphysik ab und glaubte an die Neuordnung der menschlichen Gesellschaft durch eine positive Soziologie. Sein System führte er aus in den 6 Bänden der „Cours de philosophie positive", Paris 1830–42. Die neue Gesellschaftsordnung, ihre Ethik und Geschichtsphilosophie zeichnete er im „Système de politique positive", 4 Bde., Paris 1851–54.

[9] Franz Joseph Gall (1758–1828), Mediziner, zunächst in Wien, seit 1807 in Paris; Begründer der – von ihm „Organologie" genannten – Phrenologie, nach der bestimmte geistige und psychische Anlagen in bestimmten Partien des Großhirns zu lokalisieren seien. Hauptwerk: „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et ...", 4 Bde., Paris 1810–19.

Bedingungen in ihrer gegenseitigen Beziehung und Harmonie, gewissermaßen als die Organe des socialen Organismus betrachtet; und die Dynamik sieht denselben in seiner Bewegung. Alles aber, was er nun an Gesetzen vorbringt, besteht darin, daß es notwendig – aber die Notwendigkeit wird nicht, oder oberflächlich nachgewiesen – drei Stufen gibt, die theologische, metaphysische und positive; erstere wieder dreifach: Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus. So gibt er nur einen ganz geistreichen Überblick der Geschichte des menschlichen Geistes; aber Gesetze, wahrhaft psychologische Entwicklung ist nicht darin. Was er über Biologie sagt, ist ganz unbedeutend, trivial, wenigstens in Deutschland, und längst veraltet und übertroffen. Daß B. Bauer[10] so für ihn eingenommen ist, wird Dich nicht wundern. Wer nur Hegel und die Theologen kennt, von Herbart und unseren geistreichen Naturforschern kaum gehört hat, dem mag durch Comte ein Licht aufgehen, das er notwendig überschätzen muß. Zum Schlusse, nach sechs dicken Bänden verspricht Comte, die Wissenschaften einzeln zu bearbeiten. Er wird hier nicht befördert, worüber er bitter klagt. Den Franzosen scheint er ein phantastischer Philosoph, weil er mehr ist als reiner Empiriker. Ich habe ihn bisher, abgesehen von dem Abschnitt über Zoologie, Anatomie und Physiologie, und der Einleitung, mehr durchblättert als gelesen. Er ist mir zu langweilig. Dagegen habe ich unter den Memoiren [mémoires] der ethnologischen Gesellschaft ein paar Aufsätze gefunden, die Dich wohl auch interessieren würden, wenn Du auch in wesentlichen Punkten nichts aus ihnen lernen kannst. Ich glaube überhaupt kaum, daß Du Dich bei Deinen völkerpsychologischen Studien um die physisch-ethnologischen Vorarbeiten viel kümmern kannst, willst, brauchst. Mir kommt dergleichen bei meinen sprachwissenschaftlichen Studien ganz ungesucht vor die Augen. Wieder zu Comte. Ich habe vorhin ein Stück aus seiner Gesellschaftsstatik gelesen. Sie hat drei Teile, welche den Menschen als Individuum, in der Familie, und in der Gesellschaft betrachten. Ich habe gelesen, was er im ersten über Gesellschaftstrieb und Egoismus sagt. Es ist recht gut. Er weist die französische Lehre vom Empirismus als Princip aller Tätigkeit zurück, hält aber eine schöne Mitte. Wer sich nicht liebt, sagt er, kann auch den andern nicht lieben. Eigenliebe gibt der Nächstenliebe die bestimmte Richtung und Festigkeit. Das findet er auch ausgedrückt in der Formel: Liebe deinen Näch-

[10] Bruno Bauer (1809–1882), protestantischer Theologe; in seiner frühen Zeit Rechtshegelianer, polemisierte er eifrig gegen das „Leben Jesu" von Strauß. Dann schwenkte er über zu den Linkshegelianern, verlor wegen zu radikaler Kritik („Kritik der evgl. Geschichte der Synoptiker", Leipzig 1841/42 u. a.) seine Dozentenstelle in Bonn, brach gänzlich mit der Orthodoxie, erklärte die Evangelien aus dem Selbstbewußtsein der Evangelisten, v. a. des Markus (u. a. „Kritik der Evangelien", 4 Bde., Berlin 1850–52), das Christentum aber als einen jüdisch umgewandelten Stoizismus („Christus und die Caesaren. Der Ursprung des Christenthums aus dem röm. Griechenthum", Berlin 1877). In philosophischer Beziehung negierte er alles Metaphysische und Sittliche. Nach 1848 war er wieder als konservativer Politiker, u. a. als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" tätig und äußerte sich entschieden antisemitisch.

sten wie dich selbst, die er admirable und sublime nennt, und weil sie die Eigenliebe als eine gewisse Grundlage anerkennt, dem vagen Ausspruch des Johannes, liebt euch einander, bei weitem vorzieht. Ebenso hält er eine ganz richtige Mitte, wenn er in der psychologischen Organisation des Menschen ihn ebenso wenig vorzugsweise oder ausschließlich zum Guten oder zum Bösen bestimmt ansieht; sondern er wägt beide Seiten richtig ab. Wirklich gefallen hat er mir, wenn er sagt, daß Intelligenz wohlwollend und Wohlwollen intelligent macht; wie ich denn auch sonst schon bemerkt habe, daß er ein lobenswerter Charakter sein muß. Das mag genug sein. Sollte ich bei genauerem Lesen etwas wirklich Bedeutendes finden, so werde ich es Dir gewiß mitteilen. Doch wäre es vielleicht nicht übel, wenn Du einiges selbst läsest. Ich empfehle Dir die beiden letzten Leçons des 4. Bandes, die Grundlagen der Statik und Dynamik der Gesellschaft. Gefällt Dir das, so kannst Du auch den 5. Band lesen, wo in Form einer rationalen Geschichte die socialen Zustände aus den religiösen, und religiös-philosophischen, Ansichten abgeleitet und in ihrer Entwicklung dargestellt werden. Gute Nacht!
Den 16. 9.

Liebe Lazarus! Soll ich Euch denn die vielen Sachen und Landschaften, die ich diese Woche gesehen habe, beschreiben? Nein. Ich will nicht, ich kann nicht, ich kanns nicht wollen, ich wills nicht können. – Ich fürchte, Heysens sind noch nicht zurück, darum schreibe ich auch diesmal noch nicht. Beifolgenden Brief und Manuscript bitte ich, Mahn zuzustellen. – Haltet mich ja recht frisch und lebendig, Ihr wißt und habt, wodurch. Ich bitte Euch, nicht als ob ich fürchtete; aber weil ich nicht fürchte. Grüße von mir wie immer! Meinen Brief über Gröbzig habt Ihr doch erhalten? Ein Seufzer, mit dem ich schließe, möge Euch diesen Brief ergänzen.

Euer unveränderlicher
Steinthal

[158]

London, Dienstag den 14. December 1852

Liebe Lazarus!

Die letzte Zeit war mein Gemütsleben sehr ruhig. Ich schwankte nur, und tue es noch, ob bleiben oder gehen, und wenn letzteres, wohin zunächst? Je länger ich hier bleibe, desto besser könnte es mir hier gefallen. Geldverhältnisse, d. h. nicht die Teuerung, sondern der Verdienst durch Arbeiten für Mahn, treiben nach Paris; und endlich ist diese Dreckstadt für meine chinesischen Studien doch unumgänglich. Ich hoffe, Euch noch in diesem Briefe einen festen Entschluß mitzuteilen. – Gestern Abend aß ich mit Eurem Bruder, und nach dem Essen führte er mich in das ihm so befreundete Haus des Herrn Forest, den Ihr im Sommer kennen gelernt habt. Er liebt, wie Ihr wißt,

Porzellan; folglich gilt ihm das chinesische Volk für ein wonderful people, für das seit altem weiseste Volk, von dem wir erst alles haben lernen müssen. Engländer ist er auch. You are all slaves, sagt er zu uns; England is the pitch of freedom. Die Frau ist sehr liebenswürdig; für einen Kurzsichtigen noch immer sehr hübsch. Ihre Mimik ist sehr lebhaft und im gewöhnlichen Gespräch lebhafter als Ihre, Frau Dr. in den lebhaftesten Augenblicken. Es ist französisches Blut in ihr, aber durch englisches Wesen veredelt; denn wer weiß, wie lange ihre Familie schon in England lebt; Ich wunderte mich aber, wie alle Verzerrungen des Mundes, zu denen die englische Sprache veranlasst, und alle ihre unreinen Töne doch durchaus angenehm sein können, wie sie bei ihr sind. Aber wirklich ist auch Auge und Stirn lebhafter bewegt als ihr Mund. Sie spielt sehr gut Clavier, wie Sie daraus schließen können, daß Ihr Bruder sie begleitet. Wenn sie aber Beethoven und Mozart gespielt hat, ist Ihr Bruder auch so gefällig, ihren „Jux", wie er es nennt, zu begleiten, ihre Walzer und Galoppe. Ich habe einen ganz angenehmen Abend verbracht. Sie singt nicht, wenigstens nicht mehr, hat wenigstens gestern nicht gesungen, und meine Neigung geht jetzt auch mehr auf reine Instrumentalmusik. [Irish] melodies wurden auch gespielt, sehr heitere; als ich um eine ernste bat, wurde die letzte Rose gespielt. Ich bemerkte wahrhaftig sehr ruhig, daß, wenn ich mich nicht täusche, Fräulein M. in Berlin ein wenig falsch gesungen habe; doch kann es sein, daß ich mich täusche; es kommt mir nichts darauf an. Gedacht, lieber Lazarus, habe ich aber auch nichts besonderes.

Einiges habe ich in einem noch nicht abgesandten Briefe an Mahn niedergeschrieben über Grammatik und Logik, was mir besser scheint, als was in dem früheren Briefe stand. Die Leute haben wirklich die Sache so verwirrt, daß Du Dir kaum vorstellst, wie schwer es jemandem wird, der schon Jahre lang in dieser Verwirrung gelebt hatte, wie ich, dieselbe auseinanderzulegen und dafür die bestimmten Ausdrücke zu finden. Aber ich will mich schon durcharbeiten, und solch ein Wegbahnen durch verwirrtes Gestrüpp hat seinen Vorteil. Von Deinen Arbeiten habe ich seit unserer Trennung noch gar nichts gehört. Was macht Spinoza?[1] Die Darstellung des Herbartschen Systems? Die Psychologie? Ich glaube rücksichtlich der Vorstellung, im Gegensatz zu Anschauung und Begriff, auf etwas gekommen zu sein. Angedeutet oder angelegt ist die Sache S. 87 meiner neuesten Schrift[2]. Du hast ein Exemplar derselben erhalten, gegen meinen Willen, aber zu meiner rechten Freude. Denn ich freue mich immer, wenn der Zufall d. h. eine mir äußerliche Macht, etwas tut, was ich für gut finde und doch aus Rücksicht nicht wollte. Ich habe Mahn die Druck-

[1] Einer Kritik Spinozas widmete Lazarus mehrere Jahre (etwa 1852–1854). Die Arbeiten zur Völkerpsychologie und für die mit Steinthal herausgegebene Zeitschrift, später dann die Berner Lehrtätigkeit hinderten L. daran, diese Arbeit druckreif zu machen. Zu Beginn unseres Jahrhunderts befand sich das Manuskript noch in der Bibliothek der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin.

[2] „Die Entwickelung der Schrift...", Berlin 1852.

fehler angegeben, laß sie Dir mitteilen. Nicht wahr, die Vorstellung ist keine verwirrte Anschauung? Gute Nacht!

Freitag, den 17.

Ich lese jetzt wieder einmal den Matthäus, und bin bei der Bergpredigt, zur Abwechselung in der Mandingo-Sprache[3]. Ich könnte mir wohl diesen bis zu anekelnder Selbstwegwerfung getriebenen Gegensatz zum Egoismus gefallen lassen, wenn nur nicht durch den fortwährenden Hinweis auf die jenseitige Belohnung wieder der Egoismus im Geleite des Hochmuts und anderer Liebenswürdigkeiten eingelassen würde. Diese ganze hochtönende Bergpredigt beweist sich dadurch als hohl und wird ganz und gar durch den einen Satz (Pharisäers? meinetwegen Sadducäers! und meinetwegen Unsterblichkeitsläugners!) Antigonos geschlagen: אל תהיו כעבדים וכו'[4]. Die Bergpredigt ist für d[en] Pöbel, Antigonos war Aristokrat. Der Zusatz ויהי מורא שמים עליכם[5] scheint aber auf Unsterblichkeit hinzuweisen, nur in richtiger Unbestimmtheit, damit dieser hohe Begriff nicht zur erbärmlichen Lohn- und Strafanstalt, zum Counting house, herabgewürdigt werde.

Sonnabend.

Eine gewisse Gründlichkeit ist der Bergpredigt nicht abzusprechen, und der Schluß spricht den Kern der Sache klar aus. Nämlich die Juden staunten über diese neue Lehre; „denn er lehrte sie wie einer der *Autorität* hat und nicht wie die Rabbinen“[6] – das waren *Kritiker*. Autorität trat auf; was konnte sie fordern? Selbstlosigkeit! Denn das sind correlative Begriffe. Hinc illae lacrimae![7] Gute Nacht!

Sonntag Abend.

Ich habe heute Nachmittag die Luise von Voß[8] gelesen. „Liebe Natur, du erscheinst mir gar zu natürlich!“ Mit Goethes Hermann und Dorothea darf sie

[3] Sprache der Gruppe von Sudannegerstämmen in den Savannen und Steppen zwischen Ober-Senegal und Nigger. – Eine Abhandlung über das Soso, Bambara, Mande und Vai trug Steinthal den Volneyschen Preis des Instituts de France ein, der es ihm ermöglichte, 1852 zur Erweiterung und Vertiefung seiner Sprachstudien nach Paris zu gehen. 1867 erschien die Arbeit erweitert und neugestaltet unter dem Titel „Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet“.

[4] „Seid nicht wie die Knechte, die dem Herrn dienen um des Lohnes willen“, Pirke Aboth 1, 3. (B.)

[5] „Und die Furcht vor dem Himmel (Gott) sei über euch!“ (B.)

[6] Matth. 7, 29.

[7] „Daher diese Tränen“, nach der Komödie „Andria“ (I, 1, 99) des römischen Lustspieldichters Terenz (Publius Terentius Afer, um 160 v. Chr.); die Wendung soll ausdrücken, daß ein Gefühl einen viel realistischeren Ursprung und Sinn haben mag als den idealen, den es dem Anschein nach hat. (B.)

[8] Johann Heinrich Voß (1751–1826), Übersetzer u. Schriftsteller; nach dem Studium der Theologie, dann der Philologie (1772–75) schloß er sich dem Göttinger „Hainbund“ an, dessen „Musenalmanach“ er seit 1775 herausgab. Seit 1782 Rektor in Eutin, 1802–05 in Jena, dann als Dozent in Heidelberg. Bekannt wurde er durch die Idylle „Luise“ (1795) und seine Übersetzungen der „Odyssee“ (1781) und der „Ilias“ (1793) in Hexametern.

nicht verglichen werden; denn das ist ein Epos, und die Luise bloß eine Idylle. Dies „bloß" entfloß mir unwillkürlich; aber ich kann auch unmöglich die Idylle so hoch stellen wie ein Epos. Ich liebe die ganze Gattung der Idylle nicht; sie ist ein künstliches Produkt einer überkünstelten Zeit, eines gehaltlosen Gemeinlebens. Ein gesunder Dichter macht keine Idylle. Wenn ich also auch nicht bestreiten will, daß Luise die schönste Idylle ist, so ist sie immer noch nicht schön, noch kein schönes Dichterwerk. Ich kann mir aber wirklich eine noch schönere Idylle denken; nur Voß war wohl nicht der Mann dazu. Das Leben, welches die Luise schildert, ist nicht ohne viel Poesie; was ich aber vermisse, ist individuelle Gestaltung. Der Pfarrer von Grünau ist der Herr Pfarrer aller Orten; Herr Walter ist der theologische Kandidat, also auch Wehrenpfennig recht gut; die Luise ist des Pfarrers Tochter. Aber in diesem Leben mag es wirklich keine Individualität geben. Einer hat die Schlafmütze wie der andere, sitzt im Großvaterstuhl und raucht wie der andere. Daß Voß gewagt hat, die Luise rauchen zu lassen, ist ein starkes Stück, aber ein ganz liebenswürdiges Bild. Wie oft, Frau Dr., haben Sie denn die Luise gelesen? Ich muß Sie wegen unaufmerksamen Lesens sehr tadeln. Sie sind keine Philologin; sonst hätten Sie aus der Luise müssen Kaffee kochen lernen, ohne warten zu müssen bis Ihnen Lazarus das Berzeliussche Rezept von Leipzig bringt. Lesen Sie nur noch einmal den ersten Gesang Vers 330–40. Einige kleine Züge in der Luise sind sehr fein, und die Gesinnung des Dichters edel. Diese feinen, Homer abgelauschten Züge (ich meine nicht, nachgeahmt, sondern in Homers Geist geschaffen) und der edle Sinn könnten dies Stück immerhin sehr wert machen. Sehr gut hat mir der Knecht, der Schlaukopf Hans, gefallen. Diese Figur scheint mir die lebendigste von allen. Am schattenhaftesten bleibt Walter; er ist gar zu bescheiden. –

Dienstag.

Absicht oder nicht, es scheint mir bemerkenswert, daß, nachdem am Schlusse der Bergpredigt die Autorität hervorgehoben worden ist, sogleich darauf die Geschichte mit dem Hauptmann folgt, wo die Autorität in ihrer vollendetsten Form, in ihrer klassischen auftritt, in der *militärischen*. Geh, komm, tu das! und er tuts wie eine willenlose Maschine, und Jesus rühmt diesen Glauben. Die Soldatenschule ist die beste christliche. Räsonnier er nicht! Ja nicht denken, ja kein Selbst, komm, geh, tu! – Mir ists unmöglich, mich des Denkens zu entschlagen, und so fiel mir eben bei meinem Mandingo-Studium nicht bloß Obiges ein, sondern auch etwas über Stoff und Form der Sprache, was ich mir auch sogleich niederschrieb. Das ist wieder so ein Hauptpunkt, wo noch viel Verwirrung herrscht und Klarheit wirklich schwer ist. Die Relativität dieser Begriffe an sich macht die Leute schon verwirrt; es kommt dann dazu, daß Arten von Formen geschieden werden müssen, die dann aber auch wieder zusammenfallen. Ich hoffe, daß mir hierbei mein semitischer Verstand gute Dienste leisten werde. Gute Nacht!

Sonnabend, den 25.

Ich ärgere mich recht, daß ich immer noch meine Bücher nicht habe; sie sind vor länger als vier Wochen abgegangen! Ich hätte mich gerne noch eine Woche nach der Übergabe eines Exemplars[9] an Bunsen[10] hier aufgehalten und von der Wirkung desselben und seiner Aufnahme überzeugt. Wenn man träumen will, wie viel Träume ließen sich nicht hieran knüpfen! Jetzt aber, da mich gar keine Arbeit mehr an London fesselt, werde ich sogleich abreisen und mit der Überreichung meiner Schrift auch zugleich Abschied nehmen. Es ist eine Kleinigkeit! Aber nur Kleinigkeiten ärgern mich. Auch fange ich an, unruhig zu werden. Ich gehe, wie Euch vielleicht Mahn schon gesagt hat, in seinem Interesse nach Oxford und Middlehill. Einen Monat will ich Mahn schenken. Anfangs Februar hoffe ich in Paris einzutreffen. Durch oder mit Mahn könntet Ihr mir nach beiden genannten englischen Orten wohl schreiben. – Im Ganzen bin ich weder heiter noch verdrießlich, leer an Stimmung, die Saiten meines Gemütes schlaff. Zuweilen will mich der Gedanke überfallen, daß ich mich in Paris nicht nur langweilen, sondern sogar *nutzlos* langweilen werde. Der Gedanke muß schnell unterdrückt werden; aber es fehlt mir etwas; mir ist immer, als müßte ich sagen: Donnerwetter! und dann einen kräftigen Entschluß kräftig ausführen. Und wenn ich das einmal tue, dann mag meine Philosophie frohlocken; denn ihr zu Gunsten muß der Entschluß ausfallen. Dann bin ich aber auch bald wieder bei Euch. Doch wer weiß, was geschieht! vielleicht arbeite ich mich in Paris durch. Und das wäre doch schön. Sich schwach fühlen, ist so gräßlich, weil man dabei so arg an Langeweile leidet. Gegen Langeweile aber ist Geld das einzige Mittel, wenigstens scheint es so. Denn seine Schwäche durch die Ausführung tüchtiger Arbeiten widerlegen, ist so schwer. Darum ist es wohl gut, erscheint wenigstens so, daß gewisse Leute kein Geld haben. Wenn ich Geld hätte, ich stünde nicht dafür, daß ich nicht eine schändliche Dummheit beginge und die Langeweile, die Krankheit der Schwäche, durch Schwäche zu vertreiben suchte. Und wäre das nicht, den

[9] Vermutlich ein Exemplar von „Die Entwickelung der Schrift...", Berlin 1852.

[10] Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791–1860), Gelehrter und Staatsmann; auf Empfehlung Niebuhrs Gesandtschaftssekretär in Rom, 1823 Legationsrat, 1824 Gesandter; versuchte als preußischer Ministerresident (1827) in der Diskussion um die „gemischten Ehen" zu vermitteln; als sich die Verhandlungen mit der Kurie und dem Kölner Erzbischof 1837 zum Kölner Kirchenstreit entwickelten, wurde er „beurlaubt". In Rom wurde B. Mitbegründer des Archäologischen Instituts (1829), beteiligte sich an dem Sammelwerk „Beschreibung der Stadt Rom", 3 Bde., Stuttgart 1830–43, widmete sich auch etrusk. und ägypt. Forschungen. 1841 Gesandter in Bern, 1842–1854 Gesandter in London; dort wandte er sich, in seinen politischen Bestrebungen enttäuscht, wieder der Erforschung des Urchristentums, auch chinesischen Sprachstudien zu. Unter dem Titel „Christianity and Mankind..." (London 1854) sind die Ergebnisse seiner Arbeit zusammengefaßt; vor allem die Bände der „Philosophical Section..." und das Werk „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte" (Bd. 1–3 Hamburg 1845; Bd. 4–5 folgten Gotha 1856–57) mögen Steinthal zur Übersendung der eigenen Arbeit bewogen haben.

Teufel durch den Belzebub vertreiben wollen? Ich habe in zwei Tagen, vorgestern und gestern, Minna von Barnhelm *zwei* Mal gelesen. Gut, daß ich es wieder abgegeben habe; sonst hätte ich es heute noch einmal gelesen. Jetzt aber will ich ein anderes Buch vornehmen, von dem ich Euch nächstens schreiben will.

Lebt recht wohl! Grüße wie immer!

Euer
Steinthal

[159]

[Paris] Freitag, den 24. März 1854, Nachmittag

Na, diese Geschichte ist nun auch aus, lieber Bruder, und ich fühle mich, wie immer, wenn etwas beendet war, nicht schlecht. Ich werde also den 1. April dieses Haus verlassen, nicht nach meinem Wunsche, aber nach meinem Willen, oder wenigstens nicht gegen meinen Willen; freundschaftlich nun wohl nicht, aber ruhig und würdig. Es war nicht die Ursache, von der ich neulich schrieb; aber längst vorausgesehen war sie von mir auch, und sogar schon einige Male von mir mit Herrn Bocher besprochen. Nämlich ich sah nach den ersten Wochen, daß sich zwischen mir und meinem Zögling kein freundliches Verhältnis gestalten könne; noch mehr, daß ich nicht einmal Gelegenheit haben würde, meine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen. Denn mein Zögling hat die Fehler eines verzogenen Kindes und die Ansprüche eines Erwachsenen. Ich konnte ihn nicht dazu bringen, nur Stunde zu nehmen, geschweige auch noch sonst für die Stunde zu arbeiten, sich vorzubereiten und zu wiederholen. Der Junge war nicht böse, kein Asses Ponim[1]; aber er bestand auf seinem Kopf, und was sollte ich mich ärgern, oder was hätte ich ihm gegenüber vermocht? Von welchem Nutzen hätte ich ihm sein können? So aber war ich ihm von so wenig Nutzen, daß mir, im Bewußtsein meine Pflicht nicht erfüllen zu können, bange, unheimlich zu Mute ward. Herrn B. ist alles das nicht entgangen; nur wollte er nicht gern ändern, bis er denn nun doch sieht, daß das nicht länger so geht. Heute Mittag sind wir also über die Trennung einig geworden. Unbedeutende Kleinigkeiten ausgenommen, wie sie zwischen den besten Eheleuten wohl auch vorkommen, habe ich in diesem Hause keine unangenehme Stunde gehabt; Herr B. ist dazu zu vernünftig; mit Mad. B. bin ich wenig zusammengetroffen und habe allemal z. B. bei Tische mit ihr lieber von Himmel und Hölle gesprochen, als vom Unterricht; und den Scenen mit dem Jungen bin ich absichtlich aus dem Wege gegangen, in der Überzeugung, daß Lärm zu nichts führt. Wer 19 Jahr alt geworden ist ohne Erziehung, wird sich von mir keine geben lassen. Das ist also aus, und ich habe das Gefühl meiner Freiheit. Ich war hier nicht an meinem Platze, das fühlte ich, das lastete, und

[1] „Frechen Angesichts", frecher Mensch. (B.)

das bin ich los. Nun wäre die Geschichte sogar ganz gut, wenn ich wüßte, wie weiter. Ich habe 3–400 Fr., davon kann ich ein Viertel Jahr leben, und weiter? Indessen ein Mensch wie ich, mit so leichter, wechselbarer Stellung, kann allemal zufrieden sein, wenn für die bevorstehenden 3 Monate gesorgt ist. Unterdessen kann sich manches ereignen, manches finden, freilich nichts sicher; aber ich kann auch arbeiten und verdienen. Und also bin ich ruhig. Es hängt gänzlich vom Glück ab; denn absichtlich tun kann ich wenig, läßt sich vielleicht überhaupt wenig. Die Zeit ist nicht günstig. Die Saison ist bald vorüber, vor dem October ist wenig zu hoffen. Und dann der Krieg, Teuerung auch sonst schon. Die Stimmung im Buchhandel ist sehr flau. Endlich also stehe ich heute ganz wie ich vor einem Jahr gestanden habe und seit Jahren stehe. Hierin ist nichts Fremdes für Dich und für mich.

Den 3. April, in Rue des Postes 26

Ich bin wieder in demselben Hause, wo ich im vergangenen August war, aber nicht in demselben Zimmer und leider in einem weniger schönen. Doch konnte ich nicht lange zögern, hinzunehmen, was ich fand; und es war nur ein Zimmer leer, ich hatte keine Wahl. Denn im übrigen ist hier alles so, daß ich es anderweitig schwerlich vorteilhafter einrichten kann. Ich finde es hier diesmal freilich weniger angenehm als früher; denn ich komme aus einem Palais Louis Philipps, der Unterschied ist ein wenig groß. Indessen bin ich heute schon getröstet und habe mein Arrangement schon getroffen. Statt der Säure, die man mir als Wein bietet, trinke ich reines Wasser und lasse mir den Wein durch eine kleine Schüssel Kaffee mit Milch ersetzen. Übrigens war ich Freitag und Sonnabend doch recht tief erregt. Es war und ist nicht bloß der Verlust von ca. 800 Fr., sondern der Grund desselben d. h. meine ganze Natur, die so wenig imstande ist, Geld zu verdienen, und tausend Gedanken, die sich daran knüpfen, mein ganzes Unglück, in wie fern es Folge meiner Natur ist, meine ganze Unzufriedenheit und ganze Furcht, alles war es, was mir vor der Seele schwebte. Ich unterdrückte alles und schien gewiß äußerlich ganz ruhig. Nachdem wir Sonnabend gefrühstückt hatten, sagte Herr B. zu mir, ich möchte mit in sein Zimmer kommen. Er bezahlte mir und wollte dann noch Einiges sagen, noch einmal unser gegenseitiges Verhältnis besprechen. Aber da hielt ich es nicht mehr aus, und brach in ein heftiges Weinen los, um so heftiger je mehr ich es zu unterdrücken strebte, und da erkannte ich selbst erst, daß ich arg erschüttert war. Herr B. hatte das wohl nicht erwartet, er sagte bloß: Ne pleurez pas, bedauerte, daß sein Sohn so wenig von meinen Talenten profitiert habe, daß ein sanftes Kind gewiß viel mehr von mir würde lernen können, und versprach, wenn er könne, mir Stunden oder eine Stelle zu verschaffen. Wir schieden dann bald von einander, und er und Madame sprachen dann die Hoffnung aus, daß ich doch oft kommen würde, sie zu besuchen. Meine Sachen waren schon gepackt, und ich fuhr ab.

Sonnabend, den 29. April

Ich war die ganze Zeit her in keiner schreibseligen Stimmung. Denn in praktischer Hinsicht war ich nicht ganz ruhig, in wissenschaftlicher noch weniger, zumal meine Wissenschaft jetzt nach Brot geht. Ich habe diesem und jenem angezeigt, daß ich Stunden oder sonst eine passende Beschäftigung suche; das zu tun, hielt ich für Pflicht. Der Zufall *kann* mir günstig sein; doch rechnen muß ich auf das Gegenteil und also arbeite ich in der entgegengesetzten Voraussetzung. Gelingt meine Arbeit und mein Plan, so stehe ich noch besser. Aber hier wird meine Arbeit schlecht gewürdigt. Gunst tut alles. Aber eine *gute* Arbeit schafft bei einem Franzosen eher das Gegenteil als Gunst. Indessen wir werden sehen. Die Ehrlichkeit kann zuweilen dem, der sich geschmeichelt sehen will, schmeichelhaft erscheinen, und das Bitten kann er gelegentlich auch entschuldigen und einfach bedauern. Dergleichen Verhältnisse genau zu schildern ist schwer, fordert Ausführlichkeit, und mir sind diese Erinnerungen unangenehm. Gut Glück! mir und auch Dir im neuen Wohnorte. Vergiß nicht, mir Deine Adresse zu schicken. Inliegenden Brief an die Mutter besorge gütigst. Neulich hatte ich B.s besucht. Mr. wurde bald in sein Bureau gerufen; aber mit Madame plauderte ich wohl eine Stunde. Lebe recht wohl!

Dein Bruder
Chajim

[160]

Paris, Rue des Postes 26, den 4. April 1854 Abends

Liebe Lazarus, wohl noch keiner Eurer Briefe hat mich so erfreut als Euer letzter. Warum? weiß ich nicht recht. Aber es lag wohl an meiner Stimmung, und besonders auch, weil Ihr mich so gewöhnt habt, daß ich Eure Briefe nicht mehr erwarte, so daß sie mich nur überraschen. Es ist schön, zu wissen, an dem und dem Tage bekommst du unfehlbar Brief; es ist aber auch schön, ohne an ihn zu denken, ihn zu bekommen, wie vom Himmel gefallen... Ich habe auch den letzten schon beantwortet, aber auf dem Kopfkissen und sonst in Lagen, wo ich nicht Schreibzeug hatte. Und dann hinderte mich meine Wohnungsänderung mit allem Verdrießlichen, was daran hängt. Ein paar Herzensergüsse habt Ihr so verloren. Ich habe jetzt gerade Zeit, und darum schreibe ich; obgleich ich nicht bei Laune bin; denn es ist gleich 10 Uhr, und ich bin müde. Ich habe Euern Brief vorgeholt, um mich an ihm zu erbauen. Ihr bleibt wohnen und habt Recht, der Erinnerung wegen. Sonst ... doch die Erinnerung ist viel wert. Und was mich betrifft, wäret Ihr auch ausgezogen, ich dächte Euch doch nur dort, wo ich mit Euch war. Pensionär habt Ihr, aber ärgern Sie sich nicht zu sehr, Frau Dr., viel besser lachen. – Paul geht fort[1].

[1] Paul Heyse wurde 1854 auf Veranlassung E. Geibels von König Maximilian II.

Das ist wahrscheinlich die Ursache, warum ich auf einen Brief, den ich dem alten Professor[2] rücksichtlich der von Paul verlangten Bücher schrieb, keine Antwort bekommen habe. Rücksichtlich dessen, was Sie über Paul bemerken, scheint mir denn doch, liebe Frau Dr., daß Sie noch nicht recht herbartisch sind. Denn Herbart war Platonianer und Platon hat die Dichter aus seinem Staate verwiesen. Ich bin dem göttlichen Plato gefolgt. Sie sind auf Heyses Tee mein Ritter gewesen und haben meine Farben getragen. Das weiß ich wahrhaftig zu schätzen. Ich weiß es aber auch zu schätzen, daß Lazarus schwieg. Ich weiß beides zu schätzen, weil ich beides verstehe, Kühnheit und Stolz, Rücksichtslosigkeit und Nichtbeachtung. Was macht denn Griepenkerl mit seinem Napoleon?[3] Und was macht er selbst? Hat er noch Hoffnung auf Berlin? Kossak[4] ärgert mich. Wehrenpfennig[5], der mich „immer teilnehmend und herzlich grüßt, aber eigentlich selten dafür einen Gruß empfängt", uneigentlich aber gar keinen, wollten Sie sagen, er wird fortfahren mich zu grüßen, teilnehmend und herzlich, obgleich er weiß, daß ich ihn nicht erwidern werde. Wenn ich aber zurückkehre, werde ich dem alten Wehrenpfennig einen teutschen Gruß bieten, der ihm sagen wird, daß er recht getan hat, sich um mein Erwidern nicht zu kümmern. Versteh der liebe Gott die Menschen; ich verstehe weder andere noch mich. Freiheit! Wir sind noch nicht einmal frei im Grüßen. Mahn ist für die Russen! Doch hat er türkische Schüler! Ist denn etwa Wehrenpfennig ein Türkophile? Dieser türkisch-europäische Wirrwarr[6] ist eine so erbärmliche Geschichte, wie sie eben nur in einer faulen Welt vorkommen kann. O dieses treulose Albion und diese schlimmen Franzosen, und diese dummen Deutschen. Diesmal dürften aber auch die Franzosen dumm sein. Aber wer weiß, wozu alles gut ist! Gute Nacht!

Dienstag, den 11., Abends

Das vorzeitige Ausscheiden aus Herrn B.s Hause beweist Euch doch wohl, daß mein Glück in demselben nicht allzu groß war. Ich lebte äußerlich be-

nach München berufen: mit der einzigen Pflicht, an den Symposien des Königs teilzunehmen, mit dem Recht, an der dortigen Universität Vorlesungen zu halten, und der Aussicht auf ein hohes Jahreseinkommen.

[2] Dem Vater Paul Heyses, dem Sprachwissenschaftler Carl Wilh. Ludwig Heyse (1797–1855); vgl. Anm. 14 zu Nr. 154.

[3] Wolfgang Robert Griepenkerl (1810–1868), Kunsthistoriker und Dramatiker; Sohn von Friedr. Konrad G. (vgl. Anm. 2 zu Nr. 1). Seine Trauerspiele „Maximilian Robespierre" (Bremen 1851) und „Die Girondisten" (Bremen 1852) gingen über alle deutschen Bühnen und wurden damals mit großem Beifall aufgenommen. Steinthal fragt wohl nach dem geplanten Drama „Auf Sanct Helena" (Hamburg 1862), das letzte dieses begabten, aber unsteten, innerlich zerrissenen Autors.

[4] Vermutlich: Ernst Ludwig Kossak (1814–1880), Redakteur; Chefredakteur der „Montagspost" in Berlin. K. wurde der „Schöpfer des Berliner Feuilletons" genannt. Schrieb u. a. „Berlin und die Berliner", Berlin 1851.

[5] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 15.

[6] Der Krimkrieg (1854–56).

quem, das war alles. Ferner habe ich einen Stolz, der mich über vieles Unangemessene hinwegsetzt. Ich passe nun einmal zu gewissen Dingen nicht. Aber die Notwendigkeit zwingt mich, immerfort Versuche zu machen. Ich sage nicht, daß es ein Fehler seitens der Vorsehung war, mich mit einem Naturell zu schaffen, das völlig unfähig ist, Geld zu verdienen (weil völlig unfähig, andern zu dienen) und mir dennoch nicht zugleich ein Erbkapital gegeben zu haben, wobei ich mir selbst ruhig und frei hätte leben können: ich sage nicht, daß dieser Widerspruch in meiner innern und äußern Ausstattung ein Fehler war; aber ein Unglück, eine Plage ist er, und immer mehr suche ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß mich diese Plage in diesem Leben nicht verläßt. Ich werde nie wieder schöne Tage sehen; denn hier gibts keine, und es ist „der Staat der Intelligenz"?

Wo sind die Staatsmänner „von perikleischer Hoheit der Gesinnung"? Du lieber Gott, ich werde leben und werde sterben, und in jedem Falle, das weiß ich, mit halber Ruhe sterben, wie ich mit halber Ruhe gelebt habe. Ansprüche können wir nicht machen. Ich bin verdrießlich, und wie könnte ich anders! Die glücklichste Wendung, die ich zunächst erwarten, wünschen kann, ist immer noch etwas, was meinem Wesen zuwider ist. – Das Buch von Leibnitz Refutatio Spinozae oder Réfutation de Spinoza[7] ist schon erschienen, habe ich das nicht neulich schon geschrieben? Jetzt wenigstens kann ich es Dir versichern. Es kostet etwa 4 Fr. Ich glaube, Du würdest es am schnellsten durch die Behrsche Buchhandlung beziehen, die in unmittelbarer Verbindung mit hier steht. Ich habe das Buch nicht gelesen, aber ehrlich gesagt, ich habe kein gutes Vorurteil dafür. Von einem Franzosen herausgegeben! Hat es kein Deutscher gekonnt? Es wird also wohl Philosophie für die Franzosen sein. – Zu Paul bist Du wohl mit meinen Nachrichten zu spät gekommen, da ich über dieselben Bücher schon einen andern Brief mit neuen Nachrichten geschrieben hatte. Ich bin indessen ohne Antwort von Paul und vom Professor, und möglich, daß mein letztes, etwas verdrießliches Schreiben nicht eben gefallen hat. Das soll mich indessen nicht beunruhigen. Münchener Tragödien[8] hat Deutschland wohl noch nicht gesehen. Eh bien! Im Bier steckt auch Alkohol. Wein und Wasser sind längst besungen; das ist nichts für Paul. Er muß etwas Verkehrtes haben, er begeistert sich am besten am Unpoetischen, am Häßlichen, an der Lüge. – Gleichzeitig mit mir ist ein Mann hier eingezogen, mit dem ich bald Bekanntschaft gemacht habe. Er ist in den Fünfzigern, mit grauen Haaren, und ziemlich bedeutungsvoller Kopfbildung. Seinen Namen kenne ich nicht. Er ist längst hier naturalisiert, aber aus Berlin, als Kind von seinen Eltern getauft, was er sehr bedauert. Er scheint mir, lebendig und edel zu fühlen, wie-

[7] Gottfried Wilhelm von Leibniz, Réfutation inédite de Spinoza par Leibniz (lat.; mit frz. Anmerkungen), précédée d'un mémoire par A. Foucher de Careil. Paris 1854.

[8] St. spielt hier auf die ersten erschienenen Tragödien Paul Heyses an, auf „Francesca von Rimini", Berlin 1850, und „Meleager", Berlin 1854.

wohl seine jüdisch-berliner Natur klar genug ist. Er ist in gewisser Beziehung eine wahre Rarität, ein Kantianer, ein reiner, echter. Über Hegel macht er sich gräßlich lustig. Sonst ist er weiter nicht tief, aber sehr vielseitig unterrichtet. Er scheint mir viel Teilnahme zu schenken, und wer weiß, ob er mir nicht doch noch nützlich sein kann, wie er selbst wohl hofft.

Sonnabend den 15.

In diesen Pessach-Tagen verläßt mich der Gedanke nicht: השתא הכא[9] לשנה הבאה wo? und das macht mich verdrießlich. Auch gestern war ich recht verstimmt, und weil man mir sagte, daß das Stabat mater des Abends aufgeführt würde, so wollte ich mir diesen Genuß gönnen und ging in die Kirche. Der Gesang war aber schlecht dilettantisch. Eine Anekdote, die ich dabei durchmachte, will ich erzählen. Ich ging mitten durch die Kirche, einen schönen Platz suchend; es war schon ziemlich voll. Ich blieb in der Mitte im Gedränge stehen. Links neben mir saß eine Dame, welche meinem Bilde sehr ähnlich sah. Ich mußte sie ein wenig betrachten. Dabei amüsierte ich mich, zu sehen, wie sie zwei Stühle, welche sie belegt hatte, unaufhörlich verteidigte, indem immer wieder Neuankommende ohne weiteres diese schönen Plätze, der Kanzel gegenüber, in Besitz nehmen wollten. Da wurde es ihr denn doch zu arg, und sie bat mich, ich möchte mich auf den einen Stuhl setzen und den andern verteidigen. Das tat ich. Endlich aber kam die Mutter und dann noch eine andere Dame, und nun setzte ich mich auf den vor ihr stehenden Kniestuhl. So saß ich wunderlich zu den Füßen der Dame. Was hätte nun das für ein schöner Roman werden können! Ich aber hing meinen Gedanken nach und dachte an Euch. Ich nahm später einen in der Nähe stehenden, belegten, aber doch leer gebliebenen Stuhl vor der Dame, und als ich am Ende wegging, war sie schon fort. Ich habe kaum ein Wort mit ihr gesprochen. Ich bin gräßlich unveränderlich, liebe Frau Dr. Keine Spur von Freiheit ist in mir, und was ich nicht kann, lerne ich nie. Und das macht mich verdrießlich. Es ist nicht alles schlecht, was ich nicht kann, und ich hätte dessen wohl nötig. Einmal verdammt, in und von der Welt zu leben, und so unfähig und so unlustig, es zu tun! Kommt mir die Welt so dumm vor, weil ich so unfähig bin, in ihr zu leben, oder ist sie wirklich dumm? Es ist einerlei! Ich halte sie dafür, und es ist wirklich entsittlichend, selbstentwürdigend, von etwas zu leben, was man verachtet. Das hat die Juden so herabgebracht, daß sie von den Christen leben mußten, ihnen also Dank schuldig waren und doch in ihnen nur שקץ und שקצה[10] sahen. Ich sage mir manchmal, warum verhungerst du nicht lieber, ehe du dich von diesen Franzosen zu Dank verpflichten läßt. Weit kann ich freilich mit ihnen nicht kommen, und ich werde mich immer nur so durchschlagen müssen. Auf Augenblicke verliere ich dabei doch meine Consequenz, meine Ganzheit, und

[9] „Dieses Jahr hier, nächstes Jahr [in Jerusalem]". (G.)

[10] „Abscheu", „Greuel" (mask. und feminin), z. B. in Leviticus 11, 10 ff., eine Bezeichnung für verbotene, nicht koschere Nahrung. (B.)

wenn sich das oft wiederholt oder lange dauert, kann ich mir selbst widerwärtig werden. Jetzt weiß ich, was eine schöne Seele ist. Aber ob wohl eine solche existieren kann!

Lebt recht wohl und schön!

[161]

Paris, Rue des Postes 26

Dienstag, den 26. December [1854]

Liebe Lazarus, da hatte ich einen rechten Schreck oder eine verdrießliche Stunde. Ich wollte Euch eben schreiben und konnte Euern vorletzten Brief nicht finden. Ich habe nämlich die Gewohnheit, Briefe in der ersten Zeit und besonders bis zur Beantwortung in der Tasche herumzutragen oder auf dem Tisch liegen zu lassen. Nun suchte ich Euern Brief in allen Taschen und blätterte alle Papiere und Bücher durch, in die er hineingeschlüpft sein könnte; und wenn ich fertig war, fing ich wieder von vorne an. So oft ich etwas suche, fällt mir das Schwert Caroli magni[1] und der Freischütz ein. Ich fürchtete schon, ich hätte den Brief aus der Tasche fallen lassen oder ins Feuer geworfen, bis mir der einfache Gedanke kam, ich könnte ihn ja wohl als einen beantworteten schon neben die übrigen gelegt haben. Und so wars. Und nun zur Beantwortung.

Lieber Lazarus, Du bist mir besonders gegenwärtig, wenn ich Philosophie treibe. In der letzten Zeit habe ich Lotze's Metaphysik[2] gelesen, mit höchster Genugtuung. Dessen Werke mußt Du kennen lernen. Er ist nach meiner Ansicht der größte Philosoph der nachherbartischen Zeit. Seine Metaphysik, ein Buch von 20 Bogen, schien mir wirklich eine Einheit von Herbart, Hegel, Kant und der alten Metaphysik. Es scheint mir aber, als wäre er weniger Herbartisch, und seine Ansicht scheint mir stark idealistisch. – Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, in welcher Zeit wir leben, um von der Leichtigkeit und Schnelligkeit gegenseitiger Mitteilung kräftig und eifrig Gebrauch zu machen. Im Altertum war alles anders. Ihr ganzes Wesen war ungegliederte Substanz, vor aller Zersetzung geschützt und keiner Entwicklung fähig. Unsere Substanz ist in die Gliederung der Dialektik eingegangen, sie bietet auf einer weiten Oberfläche weite Gelegenheit, zersetzt zu werden; sie ist in fortwährender Veränderung begriffen durch die wechselnde Spannung der inneren Beziehungen; kurz wir sind wandelbar wie die Organismen, während jene starr

[1] Das Schwert Karls des Großen.

[2] Die „Metaphysik" (Leipzig 1841) ist Vorläufer von Hermann Lotzes umfassenden Hauptwerk „Mikrokosmos" (Leipzig 1856–64), eine der bekanntesten deutschen philosophischen Schriften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (B.)

wie Felsen waren. Greifen nun zwei Entwicklungen nicht ineinander ein, so bleibt eine Entfremdung möglich, während im Gegenteil das gegenseitige Eingreifen nicht nur die Übereinstimmung bewahrt, sondern auch jede Seite besonders fördert. – Von Bernays[3] weißt Du also nichts Näheres. Ich möchte wissen, ob er sich wohl *fühlt*, ob er in seiner Sphäre lebt. – Mr. Jules Michel, Ingenieur, ist einmal, im November etwa, bei mir gewesen, mit einer Empfehlung von Dir, und gestehend, daß er ein Kunstblatt[4] für mich habe. Er habe es aber nicht mitgebracht, und wolle es nächstens tun. Er hat es nicht getan, und ich kenne seine Adresse nicht. Wer weiß, ob sie im Adreßkalender zu finden ist; und ob er das Blatt noch hat. Schicke es mir also gelegentlich mit den anderen. – Lag mein Manuscript, das Symposion, schon ursprünglich bei Dir, oder hatte es Paul [Heyse] noch? Ich besinne mich nicht mehr, wie die Sache war. Die folgende Angelegenheit mit München ist nun zwar erledigt; aber es mag doch darauf geantwortet sein. Ich habe durchaus keinen besonderen Beruf zur Lehrtätigkeit und fühle noch weniger Drang dazu. Ich suchte also ein Amt, um bloß eine sorgenlose Stellung zu haben, wobei ich auch heiraten kann. Ich hatte auf Berlin völlig Verzicht geleistet und eher gedacht, Du könntest auch nach München kommen, als ich nach Berlin. Eckstein[5] hätte mir an Windischmann[6] eine Empfehlung gegeben und wollte ich nach Wien,

[3] Jacob Bernays (1824–1881), klassischer Philologe, ältester Sohn des Rabbiners und Gelehrten Isaac Bernays, in Hamburg; zunächst als Privatdozent in Bonn, ging er Ostern 1854 an das Jüd.-theologische Seminar in Breslau, um dort den Lehrstuhl für klassische Philologie zu übernehmen, und lehrte gleichzeitig als Privatdozent an der Universität Breslau. 1866 wurde er als a. o. Professor und als Leiter der Universitätsbibliothek nach Bonn berufen. Mit einem großen Einfühlungsvermögen, vielseitigem Interesse und einem ungewöhnlichen Stilgefühl begabt, war B. einer der begabtesten deutschen klassischen Philologen; seine Arbeiten – u. a. „Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie...", Breslau 1857; „Joseph Justus Scaliger...", Berlin 1855 – betreffen die klassische Philologie und die Geschichte dieser Wissenschaft.

[4] Deutsches Kunstblatt, hg. von Friedrich Eggers, Jg. 1–9, 1850–58.

[5] Ferdinand Baron von Eckstein (1790–1861), Diplomat und Journalist; in Kopenhagen geboren, studierte er in Göttingen u. Heidelberg, war später in niederländ. Diensten Leiter der Militär- und Zivilpolizei in Gent, dann in französischen Generalkommissar der Polizei in Marseille und von 1818 bis 1830 Generalinspektor im Polizeiministerium. Viel gelesen wurde damals sein Buch „De l'Espagne, considérations sur son passé, sur son présent et son avenir", Paris 1936. Kurz vor seinem Tode schrieb er für die von Lazarus u. Steinthal herausgegebene „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" den Essay „Der Sitz der Cultur in der Urwelt" (Bd. 1, 1860, S. 261–294).

[6] Friedrich Heinrich Hugo Windischmann (1811–1861), klassischer Philologe, Sanskritforscher u. kath. Theologe; 1838 a. o. Prof. für neutestamentl. Exegese und Kirchenrecht in München, 1839 Domkapitular; seit 1842 Mitglied der Münchener Akademie, 1846 Generalvikar des Erzbischofs Karl August Graf von Reisach. Neben rein philologischen u. theologischen Arbeiten schrieb W. auch religionsgesch. Abhandlungen, u. a. „Über den Somacultus der Arier", München 1846, und v. a. die nach s. Tode von Fr. Spiegel herausgeg. „Zoroastrischen Studien", Berlin 1863.

ich glaube, er schaffte mich hin. Mir ist indes auch schon ein großartiger Plan in den Sinn gekommen. Ich meinte, eine ganze Kutsche Privatdocenten ... könnte in Amerika eine Universität gründen. Das fällt also jetzt alles weg. Was aber die Idee betrifft, bei Dir zu wohnen, d. h. mit Dir zu leben, so sind zwei Punkte dagegen. Erstlich alles ist gut, wenn Du länger lebst als ich und Deine Frau länger als wir beide; wenn Ihr aber früher sterbt, als ich – was doch möglich ist – wie dann? Ferner aber würde ich nicht heiraten können. Wie es aber mit meinem Heiraten überhaupt steht, das weiß ich nicht recht. Es wäre noch möglich, daß ich gelegentlich ein derartiges Mädchen fände, von der ich sagte: die muß es sein. Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. An die Tochter eines reichen jüdischen Bankier, à la Remak[7] und Traube[8] ist wohl noch viel weniger zu denken. Bliebe ich bei Euch, so wäre wohl der nächste Gedanke an Deine Schwester. Die könnte ich mich nun auf der Stelle entschließen zu heiraten, obwohl ich sie als erwachsenes Mädchen gar nicht kenne, und auch wenn ich sie nicht als Kind gesehen hätte, bloß weil es die Tochter Deines Vaters und Deine Schwester ist, so ganz in jüdischer Weise, des יחוס[9] wegen. Aber Dein Vater hat schwerlich große Lust, sie mir zu geben, und ich habe selbst immer gedacht, das müßte eine Frau für Bernays sein, und er ein Schwiegersohn für Deinen Vater. Nun aber also wird zunächst die Geschichte ganz anders. Es geht nach China, und es wird mindestens noch 5 Jahre dauern, ehe ich an ein Etablissement denken kann. Denn ich zweifle nicht, daß ich die Stelle als Interpret bekomme. Aber Ihr müßt Euch die Zeit nicht lang werden lassen bis zur wirklichen Ernennung. Der Plan, den wir hier befolgen, ist allerdings, das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Andererseits aber wollen wir auch die Sache ein wenig in die Länge ziehen. Wir brauchen zur Vorbereitung, da wir bis jetzt noch wenig daran gedacht haben, chinesisch zu sprechen, und über diplomatische und juridische Verhältnisse zu sprechen, noch mindestens etwa ein Jahr, und wir befürchten, daß die Regierung, sobald sie uns ernannt hat, da sie in Verlegenheit ist, auf der Stelle abzureisen gebietet. Man hat bis jetzt dem Ministerium von mir noch gar nichts gesagt. Man meint, ist nur erst mein Mitchinese ernannt, so würde dann meine Angelegenheit sich leicht und schnell erledigen lassen. Denn es kommt vor allem darauf an, den Anfang zu machen. Ich zweifle also nicht, bereite mich vor, und werde sehen, was sich tun läßt.

[7] Robert Remak (1815–1865), Mediziner; habilitierte sich aufgrund einer besonderen königlichen Kabinettsordre als erster jüd. Privatdozent an der Universität Berlin und wurde dort 1859 a. o. Professor. R. erforschte den Feinbau der Nerven, entdeckte die marklosen Nervenfasern u. führte für die Behandlung von Nervenkrankheiten den konstanten elektrischen Strom ein. Er schrieb u. a.: „Untersuchungen über die Entwicklung der Wirbelthiere", Berlin 1850–55.

[8] Vgl. Anm. 3 zu Nr. 67.

[9] „Gute Abstammung". (B.)

Du erhältst also die Aushängebogen meines Buches[10] und ich denke, Du mußt mindestens schon 10 haben, also den ganzen ersten kritischen Teil. Schreib mir also darüber. Gegen Deinen Titel: „Sp.[inoza]s System. Eine Kritik" habe ich nichts einzuwenden. Er scheint mir, den gehörigen Grad von Bestimmtheit und Unbestimmtheit zu haben, der in dieser Angelegenheit rätlich ist, um anzuziehen und nicht abzustoßen. Kennst Du denn nun Leibnitz über Spinoza?[11] Auf andere Kritiken hast Du wohl nicht Rücksicht nehmen können, z. B. auch nicht auf Trendelenburgs akademische Abhandlung über Spinozas Ethik?[12] Zunächst bin ich auf Deine Aufsätze im Kunst- und Morgenblatte[13] begierig. Darunter ist doch auch die Vorlesung über den Humor. Ich lese jetzt den französischen Gil Blas[14]. Wäre doch eine Spur von Humor in diesem Dinge, ein Schatten von einem psychologischen Gemälde! Nichts als gemeine Menschen- oder vielmehr Spitzbubenkenntnis. Aber um die Sprache zu lernen, ist es das beste Buch. Die ganze französische Sprache soll darin sein. Ich glaubs. Aber auch nur die französische Sprache kann in solch einem Romane aufgehen.

Adieu!
Dein
Steinthal

[10] Wahrscheinlich die Aushängebogen der Schrift „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältnis zueinander", die 1855 in Berlin erschien. (B.)

[11] Anm. 7 zu Nr. 160.

[12] Friedrich Adolf Trendelenburg, „Über Spinoza's Grundgedanken und dessen Erfolg". Vorgetragen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1850.

[13] St. meint folgende Aufsätze, im „Morgenblatt für gebildete Leser", Stuttgart: „Über Humor" (Jg. 1853, Nr. 33, 34, 36 u. 37); „Ehre und Ruhm" (Jg. 1854, Nr. 39, 40 u. 41); „Spiele" (Jg. 1854, Nr. 51 u. 52, Jg. 1855 Nr. 3, 4 u. 5), in „Deutsches Kunstblatt": „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. Psychologische Andeutungen... 1. Malerei und Musik" (Jg. 1854, Nr.28 u. 29), „2. Baukunst, Bildhauerei und Malerei" (Nr. 30), „3. Plastische und redende Künste" (Nr. 31).

[14] „Histoire de Gil Blas de Santillane" (4 Bde, Paris 1715–35), Titel des berühmten Abenteurerromans von Alain René Lesage (1668–1747).

[162]

Paris, Freitag, den 4. Mai 1855

Lieber Lazarus, Ich lese jetzt Deine Aufsätze[1] zum zweiten Male. Ich habe zufällig mit „Die Spiele" angefangen. Ich lese nichts ohne Beziehung auf mich; die Spiele habe ich auch mit Beziehung auf Dich gelesen. Denn das begreift keiner vollkommen, wie Du so con amore über die Kartenspiele sprichst,

[1] Vgl. Anm. 13 zu Nr. 161.

der Dich nicht hat spielen sehen. Ich habe an den Spielen wenig Interesse, heute gar keines mehr, und ehemals nicht viel. Auf reine Zufalls- oder Wettspiele habe ich mich nie eingelassen, sie haben mich nie erregt. Ob rot oder schwarz und wie die Entweder-Oder alle heißen mögen, das hat mich nie in Bewegung gesetzt, nie gereizt, das Resultat war mir immer einerlei, und ich war nicht begierig, es zu wissen. Der Zufall ist für mich, und war schon für mich als Kind, gar keine Macht; er galt mir nur als Nichts, als das absolut Wertlose. Das andere Element aber des Wettkampfes mit den Hindernissen und dem Gegner übte auf mich als Kind eine furchtbare Macht und versetzte mich in fieber- und krampfhafte Bewegung. Diese Ausdrücke sind nicht übertrieben. Es zeigte sich bei den Fangesteinen, die Du nicht genannt hast, und bei Dame und Schach. In Bernburg[2] spielte ich wenig, in den ersten Jahren Karten (Scharfen, kennst Du es? es mag eine Art Solo sein); als Sekundaner und Primaner aber mit vieler Lust Minke. Doch machte mir das Zuschauen des Benehmens meiner 3 Mitspieler, ihre ungeheure Aufregung, mehr Vergnügen als das eigentliche Spielen. Auch spielte ich nur, weil meine Umgebung mich dazu aufforderte, ja antrieb. Sehr gerne ging ich, als Primaner noch, Stelzen. Die hohe Stellung auf Stelzen, Kanzel und Katheder übt einen unendlich wohltuenden Einfluß auf mein ganzes Gefühl. Auch das Vergnügen kommt hierbei in Anspruch, durch den Dreck zu gehen, ohne sich zu beschmutzen. Ich habe das Schicksal immer mehr verachtet, als mit ihm gekämpft. Ich kam bald zu der Denkungsart, alle Spiele als zu geringfügig anzusehen, um mich eines Triumphes im Spiele zu erfreuen. „Und wenn du nun gewonnen hast, was hast du", diese Frage reducierte auch die Wettstreitspiele auf die Nichtigkeit der Zufallspiele. Dazu kam ein bedeutendes moralisches Bemühen in mir. Als nämlich auf dem Gymnasium durch mehrmaliges auffallendes Lob, das ich erhielt, mein Ehrgeiz, der in Gröbzig sich nur im Spiele zeigte, jetzt in der Wissenschaft auftrat und mich stark zu beunruhigen anfing, so ging ich, es war im 15. Jahre, in mich, suchte jede Gelegenheit zu einem Wettkampfe zu meiden, übte mich, jedes Urteil des andern über mich, auch meiner Lehrer, zu vollster Gleichgültigkeit für mich herabzudrücken, mich nie mit einem andern zu vergleichen, mich selbst ohne Vergleich zu beurteilen und auf dieses absolute Selbsturteil das einzige Gewicht zu legen und mir so Ruhe zu verschaffen. Ich mied es also in jeder Beziehung, mich mit anderen zu messen, und wenn ichs tat, tat ichs teilnahmslos. So habe ich auch alles Interesse am Spielen verloren, und gar am Zusehen derselben. Wenn ich Dich mit Sara sehr gern spielen sah, so interessierte mich gar nicht die Frage: wer wird gewinnen?, sondern nur, wie wird Gewinn und Verlust beiderseitig aufgenommen werden. Wo es auf den Verstand beim Spielen ankam, machte ich, auch als ich noch mit einem gewissen Interesse spielte, niemals sogleich am Anfang einen Offensiv-Plan. Ich erwartete allemal die Offensive vom Gegner,

[2] Im Alter von 13 Jahren kam Steinthal nach Bernburg und besuchte dort das Gymnasium.

wendete aber schnell meine Defensive in die Offensive. Ich verlangte vom Schicksal nicht bloß gegebene Kräfte, sondern gegebene Zustände. – Ins Schauspiel ging ich wie ein Grieche, aus Religion. Noch eins! Der Kant ist ein abscheulicher Mensch. Er hat mir „Die Vorstellung der Vorstellung" vorweggenommen, und Dir, wenn ich nicht irre, das Schwanken des Spiels, dessen äußerliches Abbild er in der schwankenden Bewegung des Zwerchfells erkennt. Und noch eins! Ich bin fest davon überzeugt, daß bei allem Schaukeln nicht bloß der Körper, sondern auch das Gesamtgefühl und die Vorstellungen geschaukelt werden. Man sieht (und denkt also auch) und fühlt anders in der Höhe als in der Tiefe, von oben herab als von unten hinauf. Adieu! Gute Nacht, Sara!

Sonntag.

Ich habe nun auch Deinen Humor noch einmal gelesen, und darin noch mehr gefunden als das erste Mal, überhaupt alles was ich meine, daß vom Humor gesagt werden müßte, und ich würde sicher glauben, mit Dir ganz einverstanden zu sein, wenn nicht die Beispiele, die Du anführst, mich oft irre machten und diesen Glauben zerstörten. Ich finde namentlich in Shakespeare so wenig Humor wie bei den Griechen; in Hamlet, Lear, Falstaff, nirgends Humor, aber dagegen im Mephistopheles ganz wundervoll, wo Du ihn vielleicht nicht anerkennen willst. Ferner scheint mir noch die Frage, ob Jean Paul *immer* humoristisch ist, oder ob er nicht zuweilen rein erhaben ist. Rein komisch ist er schwerlich irgendwo, und doch vielleicht. Deine Darstellung ist sehr schön, und man fühlt Dir überall die Begeisterung für den Humor an; und die schönsten Stellen, ich meine die einnehmendsten, sind zugleich die bezeichnendsten und klarsten. Ich hätte aber einiges strenger, schroffer ausgesprochen, zumal die Trennung des Humors von Romantik, Tragik und Komik, und hauptsächlich hätte ich nicht vom Gefühl gesprochen, sondern ganz bestimmt die *Liebe* hingestellt. Denn ich meine in der Tat, die Liebe ist das Wesen des Humors, sein kennzeichnendes Merkmal nach seiner Schöpfung und Wirkung; die Liebe zieht das Hohe zu uns herab und hebt das Kleine zu uns herauf; sie ist jene lex inversa des Humors. Mündlich will ich Dir sagen, wie ich darauf gekommen bin. Jetzt fällt mir aber ein, daß nun eben noch die Frage unbeantwortet bleibt, durch welche Mittel es dem Humor gelingt, das Erhabene, das an sich gar nicht liebenswürdig ist, unseren Herzen so nahe zu legen; wie er es macht, daß wir nicht *über* das Kleine lachen, den Kleinen nicht *aus*lachen, sondern daß wir ihn lachend umarmen. Natürlich so, daß er dem Großen etwas Kleines absieht und dem Kleinen etwas Großes. Der Humor sagt: „alles ist gleich, es gibt nichts Großes und nichts Kleines, denn alles ist liebenswürdig." Wenn es nun auch falsch sein mag, daß ich die Liebe als Quelle des Humors setze, so lasse ich mir doch das nicht bestreiten, daß die Liebenswürdigkeit keinem humoristischen Gegenstande fehlen darf. Sie fehlt aber Shakespeare fast durchaus, und Mephistopheles besitzt sie oft. Don Qui-

jote war für Cervantes und seine Zeit eine salzige Ironie, ist aber für uns Humor. Denn Cervantes verspottete etwas zum Spott herabgesunkenes Hohes; wir aber sehen in seinem Helden einen hohen Narren, der höchst liebenswürdig ist. Adieu!

Freitag Abend.

Liebe Sara, das war kostbar von Lazarus, sieht ihm aber ähnlich, Dir mein Bild zu schenken. Da war mit einem Schlage mehr getroffen als zwei Fliegen, nämlich drei Herzen. Aber wie hat er's nur angefangen, sich mein Bild zu verschaffen? Der Schlaukopf! Daß ich Dich um meine Gesundheit besorgt gemacht habe, tut mir leid. Ich war gar nicht krank. Bloß Schnupfen, und schlechtes Holz, schlechte Kohlen und noch schlechtern Ofen. Der Winter ist hier noch nicht eigentlich vorbei, und man hat hier noch gelegentlich Feuer in den Zimmern. In Berlin wirds auch so gewesen sein. Trotzdem muß ich hoffen, weil ich es wünsche, daß Deine Zahnschmerzen nun schon längst weggebissen sind. Du sprichst noch von einem andern Schmerz über einen hohen Verlust. Es ist heilige Güte von Dir, mir diesen selben Verlust eben so gut wie Dir selbst zuzuschreiben. So hast Du Deiner Mutter einen Sohn mehr gegeben. Ich aber, was hindert mich, mir diese meine andere geistige Mutter noch lebend zu denken?[3] Nichts. Für mich sitzt sie noch auf dem Sopha, sich freuend an den Freuden Anderer, und den eigenen Schmerz verbergend. Wie soll ich mir denken, daß es jetzt anders sei? Um meinen Verlust zu merken, muß ich erst Lazarus und Dich umarmt haben, und dann einen andern Gruß, den ich erwartete, vermissen. Dann werde ich mir auch sagen: „sie ist nicht mehr", aber schnell hinzusetzen: „hier; also anderswo ist sie, und anders" – wir wissens nicht, aber wir fühlens. Solch ein geliebter Schmerz ist so schön wie Humor, wenn es nicht Humor selber ist, oder noch schöner als er. Was ich Dir aber eigentlich sagen wollte: in vier Wochen vielleicht schon bin ich bei Euch! Das ist alles!

Gute Nacht! und lebt wohl!

Dein Bruder und Bruder Deines Mannes und Sohn Deiner Mutter
Chajim

[3] Die Mutter von Sarah Lazarus, Täubchen Lebenheim, war im März 1853 gestorben.

[163]

Paris, 26 rue des Postes

Montag, den 11. December 1855

Liebe Lazarus, ich wollte Euch heute schreiben, und so ist es mir noch besonders lieb, soeben Euern Brief v. 30. v. M. zu erhalten. Nun aber sogleich zur Sache. Es ist nämlich etwas ganz Neues im Werke. Das französische Consulat in China hat augenblicklich 7 leere Stellen, 5 für Diplomaten, 2 für Dolmetscher oder Interpreten oder Dragomans. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat sich wegen Besetzung dieser Stellen an das Ministerium des Unterrichts gewandt, dieses an die Schule für orientalische Sprachen; denn man verlangt Leute, die chinesisch verstehen. Nun will man mich überreden, als Interpret des französischen Consuls nach China zu gehen. Sobald ich nämlich einwillige, so ist kaum zu fürchten, daß ich, von Julien[1] und Bazin[2] empfohlen, nicht diese Stelle erhielte. Nationalität und Religion würden wenig in Betracht kommen. Man würde mir also die Stelle geben, ohne daß ich mich besonders darum zu bemühen hätte. Die Vorteile derselben sind folgende: 10 000 Fr. jährlichen Gehalt, ziemlich wenig, man sagt sogar sehr wenig amtliche Beschäftigung, also nette Gelegenheit in China zu studieren, was dort zu studieren ist. Daß man unter einem Volke lebend eine lebendigere Anschauung von seinem ganzen Leben bekommt, Eigenheiten der Sprache, Bedeutung vieler Ausdrücke viel besser lernen kann, daß man Gelegenheit hat, die chinesische Literatur vollständiger kennen zu lernen und wertvolle, in Europa seltene oder sehr teure, vielleicht noch ganz unbekannte Werke verhältnismäßig sehr billig zu kaufen: das alles, also die empirische und die praktische Aneignung des Chinesischen, sind auf der Hand liegende Vorteile. Aber auch für die philosophische Untersuchung der Sprache und für die Völkerpsychologie erwarte ich Gutes. Diese sind erstlich überhaupt von der empirischen Kenntnis wesentlich bedingt; man muß die Sachen kennen, ehe man sie erforschen kann. Ferner aber glaube ich auch, daß ich, so zu sagen, den Chinesen besser in den Kopf werde sehen können, wenn ich unter ihnen bin; daß ich aus ihnen durch unverfängliche Fragen herausbringen kann, was sie sich beim Sprechen denken, was sie dabei fühlen, welche Kategorienbewegung in ihnen vorgeht. Es ist mir gesagt worden, daß man alle 3 Jahre

[1] Stanislas (Noel) Julien (1799–1873), französ. Sinologe; Professor, zunächst für klassische Philologie, am Collège de France. Julien schrieb zahlreiche Werke über China und die chinesische Sprache, u. a. „Syntaxe nouvelle de la langue chinoise…", Paris 1869–70, und übersetzte chinesische Literatur.

[2] Antoine Pierre Louis Bazin (1799–1863), französischer Sinologe; er lehrte von 1841 bis 1862 an der École des langues orientales, wo eigens für ihn ein Lehrstuhl für Sinologie geschaffen wurde. B. schrieb über chinesische Sprache und Kultur, u. a. „Grammaire mandarine, ou, Principes généraux de la langue chinoise parlée", Paris 1856, und übersetzte aus dem Chinesischen: „Théâtre chinois…", Paris 1838.

ein Jahr Urlaub hat. Wichtiger ist, daß ich in jedem Augenblick meine Entlassung fordern kann. Die Zeit der Abreise ist unbestimmt; aber wir denken hier, daß sie nicht vor 6–12 Monaten statthaben kann. Ich bin geneigt, anzunehmen und lasse für mich arbeiten. Natürlich, kommt die Sache zustande, wie ich kaum zweifle, so kehre ich nach 3jährigem Aufenthalte zurück, d. h. nach Berlin, d. h. zu Euch, mit und bei Euch lebend, wie es gehen mag. In diesen 3 Jahren hoffe ich sogar 15–20000 Fr. zu ersparen, was mir schon ein kleines Capital gibt. Diese Reise nach China gilt mir also bloß als wissenschaftliche Reise, als Fortsetzung der angetretenen; es ist eben nur eine Reise und keine Stellung. Und so nehme ich Deine Einladung an, wenn ich auch ohne Heller zurückkomme. Vorlesungen und Arbeiten müssen dann alles schaffen. Fehlts, so borge ich von Dir, und sterbe ich, ehe ich Dir bezahlt habe, so wird ja dadurch die Schuld, die ich Dir in der Ewigkeit schulde, nicht größer. Noch 3 Jahre mit meinem Etablissement warten, kann mir nichts schaden. Ich brauche mehr Zeit als ein anderer zum Reifen, und ehe man nicht reif ist, kann man nicht so schnell und so viel arbeiten, als mir mit oder ohne Anstellung nötig sein wird. Ehe ich abreise, sehe ich Euch noch einmal. – Aus der Münchener Geschichte wird schwerlich etwas. Sie brauchen mir nicht zu sagen, Frau Dr., אל תבטחו בנדיבים[3]. Wäre ich aber eine schöne Tänzerin[4], so hätte ich noch nicht einmal geduldet, daß man sich für mich bei ihnen verwende. Auf die erste, wohl seit 4 Wochen geschehene Anfrage, ist noch keine Antwort erfolgt. Ich habe heute aber auch dem Prof. Heyse schon geschrieben und ihn gefragt, ob er glaube, daß Paul mir förderlich sein könne. Ich werde ihm jetzt von meiner beabsichtigten chinesischen Reise schreiben. Ich bringe ausdrücklich in Erinnerung, daß ich noch nicht gebunden bin. Seit ich Deinen Brief in Händen habe, ist mir München nicht einmal mehr ein notwendiges Übel. Aber auf die Professur wird damit auch für immer Verzicht geleistet. Nun wäre eine Professur zwar schön gewesen, der Juden wegen; aber man kann sich doch darum nicht unglücklich machen. – Ihr wundert Euch vielleicht, daß sich die Franzosen doch sehr eifrig zu meinem Besten bemühen und gegen mich gar nicht französisch sind. Aber wahrhaftig, wenn ein Franzose jemals kein Franzose sein könnte, so würde ich schwören, Hegel hat Recht, und A = Non A. Die Sache ist also die, daß einige Franzosen ihr Interesse daran haben, mich hier zu behalten, damit ich ihnen nütze; andere im Gegenteil, wie mein chinesischer Genosse (nicht der Legitimist; mit dem Filou habe ich gänzlich gebrochen, als sich eine Gelegenheit bot, wo er mir wahrhaft dienen konnte und es aus Eigennutz und Neid nicht tat; ich litt indessen durch seine méchanceté[5] nicht wesentlich, nur an Bequemlichkeit), mein anderer

[3] „Verlaßt euch nicht auf Fürsten", Psalm 146, 3. (B.)

[4] Offenbar Anspielung auf die Tänzerin Lola Montez, Mätresse des Königs Ludwig I. von Bayern, über deren Verhältnis zum König Heinrich Heine und weite Kreise der diplomatischen Welt um die Mitte des 19. Jahrhunderts gespottet haben. (B.)

[5] „Bosheit" (frz.). (B.)

Genosse also fürchtet, daß, wenn ich hier bleibe, ich ihn notwendig beeinträchtige; denn die geringste Stelle, die ich als Sinologe erhalte, raube ich ihm. Daher ist es sein Vorteil, mich von Paris wegzubringen, und als ich ihm sagte, daß mir jede Hoffnung für Berlin abgeschnitten sei, fragte er mich, wie wärs denn mit München? ich kann Sie dort empfehlen. Jetzt ist es wieder sein Interesse, daß ich nach China gehe; denn er ist 20 Jahre alt, und seine Mutter will ihn nicht allein reisen lassen. Er und sie stellen mir also die chinesische Reise in schönstem Lichte dar. Diese Reise würde mir sogar die Professur verschaffen.

Dienstag.

Ich mußte gestern abbrechen und fahre heute fort. Mein Mitchinese hat Jura studiert und wird als Diplomat nach China gehen. Er will mich also mitnehmen. Andere geeignete Personen sind augenblicklich gar nicht da. Im Begriffe nun, meinen chinesischen Studien ein neues, furchtbares Opfer zu bringen, müssen wir wohl überlegen, welchen Wert diese Studien haben. Was zunächst den Inhalt der Literatur betrifft, so ist dieser für die allgemeine Geschichte von geringem Interesse. Was gehen uns die Chinesen an? Und sie sind zu wenig mit den geschichtlichen Völkern in Berührung gekommen, als daß wir von ihnen viel anderes lernen als chinesische Geschichte. Ihre Berichte über Indien betreffen nur das Mittelalter und gehen uns beide ebenfalls wenig an, wie ihre übrigen Berichte über asiatische Horden. Was die Chineser. uns über Geographie Asiens und über Botanik und Zoologie lehren, ist gewiß interessant, aber für Naturforscher und Ärzte, nicht für uns. Ihre Poesie ist hübsch genug, verlohnt aber nicht solche Opfer. Bleibt also zu überlegen Philosophie und die Sprache an sich. Ich habe Dir schon gesagt, glaube ich, daß ich von chinesischer Philosophie kaum reden kann, so wenig wie von griechischer vor den Eleaten[6]. Denn eine Philosophie ohne Logik, ohne begriffliche Bestimmung ist keine Philosophie. Aber das Interesse, das ich ahne, ist eben dies, hier die Vorstufe der logischen, bewußten Philosophie anzutreffen, deren Betrachtung der Völkerpsychologie angehört. Die Bildung des ursprünglichen, metaphysisch Gegebenen zu verfolgen: das ist das Interessante der chinesischen Philosophie. Du weißt, daß in China 2 Gedankenrichtungen herrschen, die Confucische und die des Lao zö. Die erste ist gesunder Menschenverstand und praktisch, ein wenig metaphysisch. Das Metaphysische ist aber mehr Kosmogonie, welche dem Volksgeiste angehört; die Ethik ist Spruchweisheit. Die Schüler fragen Confucius: was ist Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Respect, Weisheit, wie regiert man usw. lauter ganz allgemeine Fragen, auf die eine Antwort erfolgt, nicht nur nach augenblicklicher Stimmung, Eingebung, Lage

[6] Philosophische Schule im antiken Griechenland (Ende 6./5. Jh. v. Chr.). Ihr Hauptvertreter, Parmenides von Elea, lehrte die Existenz eines rein intelligiblen, unteilbaren, unvergänglichen Seins; seine Lehre war von großer Bedeutung für die Philosophie Platons.

eines chinesischen Feudalstaates, sondern auch mit specieller Beziehung auf den Fragenden. Dieselbe Frage wird also zehnmal beantwortet, in zehnfach verschiedener Weise, immer mehr oder weniger special oder abstract allgemein und tautologisch. Alle Antworten zusammen geben noch keine Definition. Man sucht die Definition, aber man kennt das Wesen der Definition noch nicht. Es ist die Philosophie der sieben Weisen und der פרקים z. B. על שלשה דברים וכו' Die Kosmogonie ist: alles entsteht durch Vereinigung des männlichen und weiblichen Princips, welche beide selbst aus dem erhabenen Gipfel stammen. Das Princip des Lao und seiner Anhänger ist das *Unbestimmte* und ihre Schriften bewegen sich in dem ihnen bewußten Widerspruche, das Unsagbare sagen zu wollen. Das Nichtsein oder das Andere des Seins ist die Wahrheit, und das Nichtstun ist das wahre Handeln. Hier ist viel Erhabenheit, unklare Reife, aber auch Spielerei mit dem genannten Widerspruche und Rhetorik. Ich werde aus dem Zeuge nichts machen können, aber ich glaube, Du würdest es. – Die chinesische Sprache aber ist ein anziehendes Wunder. Sie widerspricht allen unsern Vorstellungen von Sprache, scheint ihren unerläßlichsten Forderungen nicht zu genügen, scheint ursprünglich eine schwache Sprache und durch Einfluß der Schrift und die Entwicklung des chinesischen Geistes, endlich gar keine mehr zu sein. Die alte chinesische Literatur scheint in einer reinen Zeichensprache niedergelegt, die sich nur schwach an die Sprache anlehnt. Diese Literatur nun wird seit Jahrtausenden unablässig von Millionen studiert, die sich selbst bemühen, in diesem Style zu schreiben, die heute noch alle ernsten Dinge so schreiben und in ihren Unterredungen fortwährend darauf anspielen. Und dies soll gleichgültig sein für die Form ihres Denkens, ihre Kategorienbewegung? Selbst die gemeine Volkssprache muß doch ein wunderliches Ding sein, dass sie sich zu solcher Anwendung in der Literatur hergibt. Das Verhältnis zwischen Sprache und Denken und noch mehr in freier Abnormität bestärkt durch das Schriftzeichen, welches die Sprache zu ersetzen sucht. Der gebildete Chinese, je mehr er es ist, desto mehr, denkt weniger mit und am Worte als am Schriftzeichen. Hier ist also für Sprachwissenschaft, individuelle [Psychologie] und Völkerpsychologie ein großartiger Stoff geboten, der mich für immer festhält, der aber weite und langdauernde historische Untersuchungen erfordert. Ich habe über diesen Punkt schon im Sommer an Heyse geschrieben. Hast Du den Brief gelesen? In der Preisarbeit[8] ist dies alles ausführlicher entwickelt und gezeigt, wie alle Abnormitäten durch die Sprache selbst erzeugt sind und die Wirkung rückwirkend den ursprünglichen Mangel verstärkte. Doch nur das Problem ist gestellt, zur Auflösung noch kein Anfang gemacht.

[7] Pirke Aboth (Sprüche der Väter), 1, 2; 1, 18: „Auf drei Dingen beruht die Welt..." (B.)

[8] Mit einer Abhandlung über die Wurzeln der verschiedenen chinesischen Dialekte erwarb sich St. 1854 wiederum den Volney-Preis.

Hier hast Du nun, um was es sich handelt und kennst meinen Plan. Da ich vermutlich sehr bald genötigt sein werde, mich zu entscheiden, so gib mir doch so schnell wie möglich Antwort, und sag mir, was Du von dieser Angelegenheit denkst. In Deutschland werde ich während der 3 Jahre, daß ich in China bin, wohl nichts versäumen. – Ich schließe, denn ich habe, da ich jetzt tüchtig chinesisch und *französisch* lernen muß, viel zu arbeiten. Ich denke, Dir bald wieder zu schreiben und dann auch Ihnen, liebe Frau Dr. Aber Du wirst mir noch früher antworten. Grüße meinen Bruder. Auch er wird ohne Aufforderung nicht unterlassen, mir zu sagen, was er von Obigem denkt. Inliegenden Zettel bitte ich beliebig zu besorgen. Vielleicht besprichst Du die Sache mit den beiden Adressaten.

Dein
Steinthal

[164]

Gröbzig, den 16. März 1856

Liebe Lazarus,...

Abends 10 Uhr.

Ich komme soeben von einer seltenen Ceremonie. Der mittlere von den 3 Söhnen unseres verstorbenen Chason hatte sich, wie ich Euch schon erzählt habe, taufen lassen. Zunächst in den Dienst der Judenmission getreten, fühlte er sehr bald einen Ekel vor dieser Gesellschaft und ging, gerade als ich vor 3 Jahren London verließ, nach Australien als Kaufmann. Er hat dort einiges Vermögen erworben und ist vor etwa 8 Tagen glücklich hier angekommen. Noch vor seiner Ankunft, von London aus, welches er auf der Rückkehr berührte, gab er seinem hier ansässigen älteren Bruder den Auftrag, mit seinen Gläubigern hiesiger Gegend zu unterhandeln, um „abzumachen". Dieser Bruder, ein sehr achtbarer, religiöser Mann, führte den gegebenen Auftrag aus, hielt aber die Religion für den wichtigsten Gläubiger und wandte sich nach Halberstadt, um ihre Forderung kennen zu lernen. Der Halberstadter Vice-Rabbi gab in ihrem Namen den Bescheid, daß ein Jude, auch nach der Taufe, im Wesentlichen nicht aufhöre, Jude zu sein, und daß er auch wieder in den vollen Besitz der Rechte eines Juden eintrete, wenn er seinen Abfall bereue und aufrichtig zurücktrete. Diesen Rücktritt soll er vor 3 guten Juden aussagen, die וידוי[1] sagen, טובל[2] sein und irgend eine תשובה[3] auf sich nehmen. Soeben also hat unser zurückgekehrter Apostat in Gegenwart der geachtetsten hiesigen בעלי בית[4], ferner seines ehemaligen Lehrers, der ihn auch confirmiert hatte, dann unseres jetzigen Chasons und Lehrers, endlich seines Bruders und

[1] „Sündenbekenntnis". (B.)
[2] „[Rituelles] Tauchbad nehmend". (B.)
[3] „Rückkehr", „Bußhandlung". (B.)
[4] „Hausbesitzer", Honoratioren. (B.)

(auf seinen besonderen Wunsch) meiner das Bekenntnis seines Abfalls und seiner Reue abgelegt. Darauf richtete der Chason ein paar unbedeutende, aber passende Worte an ihn: במקום שבעלי תשובה עומדין[5]. Hiernach sprach auch ich: ich gab ihm den Rat, das Judentum, das er noch nicht kenne, zu studieren; auch das Christentum noch einmal unbefangen zu betrachten und beide zu vergleichen; denn sein Rücktritt schiene mir mehr Folge des Gefühls als der Erkenntnis; das Herz aber verlange die Unterstützung des Kopfes. Darauf gingen die oben Genannten, aber ich nicht mit, mit ihm zur מביל[6]. Gute Nacht!

Montag. 24 Jahre sind es her; ich war noch nicht 9, mein ältester Bruder bald 12, mein jüngster bald 7 Jahre alt. Ich besinne mich auf jene Tage noch recht gut. Freitag Nachmittag fing es an. Mein Vater hatte den Arzt rufen lassen; er ging noch umher, klagte aber, es sei ihm, als wenn ihm im Innern etwas fehlte, als wäre drin eine Lücke. Tags darauf ward es schlimm. Er klagte über ungeheure Schmerzen, Atembeschwerden. „An diesen שבת זכור[7] will ich denken" sagte er. Aber er legte sich nicht hin und starb auch eigentlich stehend. Sonntag war der Schmerz noch gewachsen. Abends wurden wir beiden jüngeren früh zu Bett gebracht. Wir schliefen gewiß sehr gut, in *einem* Bette. Früh –, damals lebte ein junger Mann in unserem Hause, namens Fränkel aus Schönlanke, welcher 8 Jahre hier Lehrer war, ein Jahr vor dem Tode meines Vaters entlassen wurde, auf höheren Befehl, als Ausländer, und als Gehilfe in unser Geschäft getreten war. Wir Kinder liebten ihn sehr und folgten ihm aufs Wort. Er weckte uns Montag früh. Ich merkte, daß es noch nicht Tag war, aber stand auf, ohne zu fragen, warum? Er sagte dann von selbst, es ist קריאת התורה[8] heute, wir wollen in Schul[9] gehen. Ich dachte, es ist schon oft קה"ת[8] gewesen, und wir sind nicht in Schul gegangen; aber ich stand auf. „Macht keinen Lärm! drinnen in der Stube liegt der Vater". Da lag er auch. „Kaffee trinken wir nach Schul". Mir war auch unheimlich zu Mute: die Mutter nicht da, und kein Kaffee, und alles so still; es war eben Morgen geworden, alle Läden noch geschlossen. „Es ist noch zu früh", sagte Fränkel, „wir wollen erst noch ein bißchen bei Jisroel gehen" (dem מוהל[10]). Dort war die Mutter. Nichts gräßlicher für ein Kind, als die Mutter laut weinen zu hören. „Wissen sie es denn schon?" fragte die Mutter, und sagte es uns: „Euer Vater ist tot!" Wir warteten und gingen dann in Schul, wo man indes schon angefangen hatte. Als wir eintraten, rief man: ומקדישים וממליכים[11]. Nach Schul gingen wir zur Großmutter. Am Grabe hielt der Chason ein הספד[12]. Ich bin 13 Jahr alt

[5] „Am Ort, wo die Reuigen stehen". (B.)
[6] „[Rituelles] Tauchbad". (B.)
[7] Sabbat vor Purim. (B.)
[8] „Thoravorlesung", im Gottesdienst am Sabbat, Montag und Donnerstag stattfindend. (B.)
[9] Synagoge. [10] „Beschneider".
[11] Eine Lobpreisung im täglichen Morgengebet. (B.)
[12] „Trauerrede", „Trauerklage". (B.)

geworden und nach Bernburg gekommen und nach Berlin gegangen usw. usw. Jetzt komme ich soeben מהשתמח על קברו [13]. O Gott!

Dienstag.

Das Wetter ist stürmisch, daß ich nicht ausgehen kann, schon so lange ich hier bin. Also lese ich fleißig in dem einzigen Buche, welches ich mitgenommen habe, nämlich Schillings Psychologie [14]. Ich habe das Kapitel über die Gefühle vorgenommen. Diese Geschichte ist sehr schwach. Prinzipiell unbegründet, ihr Wesen teils mangelhaft, teils falsch aufgefaßt, daher selbst ihr Anfang über Gebühr ausgedehnt, und auch im Einzelnen ungenaue Beobachtung, kurz alle möglichen Fehler. Dabei kann es wahrhaftig gar nicht in Betracht kommen, daß einzelnes, wie das Gefühl des Contrastes, recht hübsch erklärt ist; und sogar auch im genannten Beispiel ist mehr die Erkenntnis als das Gefühl des Contrastes erklärt. Daß die Begehrung auf die volle Klarheit der Vorstellung gerichtet, und die Befriedigung mit der vollen Klarheit gegeben ist: das ist ein auffallender Fehler, der erklärt werden muß. Denn eigentlich verhält es sich ja hier gerade wie mit Kants 100 Talern. Geträumt oder in der Tasche sind sie dieselbe Erkenntnis; bloß vorgestellt oder dazu auch in meiner Schublade liegend, können sie mit derselben Klarheit des Bewußtseins vorgestellt werden. Wie das Begehren von dem Gefühle der Beklemmung sich unterscheiden solle, sehe ich dabei gar nicht ein. Das Wort „Hemmung" erhält auf einmal eine ganz andere Bedeutung, und es wird plötzlich etwas durchaus Unvorbereitetes, Dynamisches, Irrationales in den Prozeß eingeführt. Hier ist stark zu reformieren. Vielleicht lag bei Herbart die Schuld daran, daß er zu sehr auf die Einheit der Seele gerichtet war, und ferner daß er über dem absoluten Sein das relative, das gemeine Sein unbeachtet ließ. Sollte sich hieran knüpfen, daß er auch das Wesen der Negation zu ausschließlich logisch genommen hat?...

Euer
Chajim

...Sonntag komme ich; ich werde direct vom Bahnhof zu Euch gehen...

[13] Wörtlich: „Vom Sichniederwerfen an seinem Grabe", Zeichen der Ehrerbietung. (B.)

[14] Gustav Schilling (1815–1872), Professor der Philosophie in Gießen, Anhänger Herbarts. Sein „Lehrbuch der Psychologie" erschien 1851 in Leipzig. (B.)

[165]

[Paris] Freitag, den 23. Juni 1856

Liebe Geschwister und Freunde, Mit meiner chinesischen Angelegenheit steht es heute noch, wie es vor 6 Monaten gestanden hat, und nur insofern [hat sich etwas] geändert, als ich natürlich nach so langem Warten die eigentliche

Lust verloren habe. Ich habe heute nicht mehr, nicht weniger Hoffnung; aber ich lege mir von neuem die Frage vor, ob es gut ist, im glücklichsten Falle, anzunehmen? Du bist wunderlich, lieber Lazarus; in Deinem letzten Briefe sagst Du: „suche es einzurichten, daß Du so bald und so dauernd wie möglich zurückkehrst". Donnerwetter! Das hängt ja ganz von meinem freien Willen ab! Was hält mich hier oder was treibt mich gar nach China? So lange ich die Art meiner Stellung, ihre Vor- und Nachteile nicht kenne, kann ich auch weder annehmen noch ablehnen, noch Euch um Eure Meinung fragen. Auf eine so schwankende, unbestimmte Frage: Soll ich nach China gehen oder nicht? gibts keine Antwort. Mr. Bazin[1] ist übrigens nicht für die Reise gestimmt. Er meint, es wäre wenig für die Wissenschaft der Sprache aus China zu holen, und ich hätte selbst in Berlin mehr als genügend Hilfsmittel zu Arbeiten, wie er sie nur von mir und keinem andern erwartet. Der Graf von Montigni, meint er, sei ein höflicher Mann, d. h. hier im Salon: einmal in China als sein Sekretär, sei ich sein Untergebener, und er könne mich Monate lang mit der ermüdendsten Arbeit quälen, die sogar völlig unnütz sei, bloß weil er es sich einmal so in den Kopf gesetzt hat. Kann man hierin Mr. Bazin Unrecht geben? Aber ich werde abwarten. Ein anderer Punkt ist, daß man mir jetzt die Stelle mit der Bedingung geben wird, sogleich abzureisen. Denn man wird sich nicht im September oder Oktober einschiffen und den Herbststürmen aussetzen wollen. Man wird mir höchstens 14 Tage Zeit zur Vorbereitung lassen, Teure, daß ich ein Wort werde mit Euch reden können. Eigentlich hätten wir schon im April abreisen sollen; man wird also jede Verzögerung unsererseits nicht dulden wollen. Aber auch in dieser Beziehung erst abwarten. Was ich nun aber eigentlich jetzt tue? Ohne an China zu denken, mit aller Kraft mich auf die Rückkehr zu Euch im September vorbereiten. Noch ein kleines Geschichtchen. Ende des Monats Mai erhielt ich vermittels der Gesandtschaft einen Brief von Herrn Geheimrat Johannes Schulze[2], eine Antwort auf mein Buch nebst Brief, in welchem letzteren ich ein Wörtchen von meiner unbefriedigenden Lage hatte fallen lassen. Das kann ja nichts schaden, dachte ich. Schulze hat es wirklich aufgenommen. Er macht mir furchtbare Complimente, setzt große Hoffnung auf mich und wünscht mir eine günstige Stellung. Als ich den Brief gelesen hatte, dachte ich: très bien, très bien. Complimente nützen mir nichts; aber was schaden sie mir? und ich habe ja von ihm nichts erwartet, nicht einmal Complimente, wenigstens nicht

[1] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 163.

[2] Johannes Karl Hartwig Schulze (1786–1869), Mitbegründer und langjähriger Leiter des höheren preußischen Unterrichtswesens (1818 Ministerialrat in Berlin, seit 1849 Direktor der Unterrichtsabteilung); als klassischer Philologe (und Theologe) gab er mit H. Meyer die „Geschichte der Kunst des Altertums" von J. J. Winckelmann heraus (1809–15). In Berlin war er noch begeisterter Schüler Hegels, dessen Anhänger bei der Besetzung von Dozentenstellen zu bevorzugen ihm vielfach vorgeworfen wurde. Sch. gab 1841 auch Hegels „Phänomenologie des Geistes" heraus.

solche. Aber mein Freund Ahlwardt[3], dem ich Schulzes Brief mitteilte, geriet außer sich vor Freude, das sei höchst entgegenkommend und eine wahre Aufforderung, mich um eine Professur zu bewerben; sie könne seinerseits nicht entschiedener ausgesprochen werden, und ich müsse unbedingt antworten und um eine Professur bitten. Nichts deute leere Complimente an, die er ja in solcher Weise zu machen gar nicht nötig habe. Das mußte ich zugestehen; nun entstand aber ein anderer Verdacht in mir. Indessen um den Vorwurf der Versäumnis zu meiden, und um zu erfahren, was eigentlich an der Sache sein mag, welcher Verdacht der gegründete ist, der erste oder der zweite, oder ob sie wirklich beide falsch sind, sandte ich wirklich den 1. Juni einen Brief an Schulze, in welchem ich um eine Professur der Sprachwissenschaft oder des Chinesischen an einer der preußischen Universitäten, am liebsten in Berlin, anhielt. Bis heute noch keine Antwort. Was bedeutet dies Schweigen? –

Sonnabend Abend.

... Da habe ich auch über die chinesische Geschichte gehört, wo jetzt der Knoten ist. Das ist alles so erbärmlich. Kein Wort davon. Mein Mitchinese, der seiner Sache übrigens schon gewiß ist, denkt im nächsten Frühjahr abzureisen! eher würde es wohl schwerlich gehen! Ihr seht, wie ich auf Warten angewiesen bin und in welch übler Stimmung ich sein müßte, wäre ich Narr genug, mich zum Narren machen zu lassen. Ich arbeite also unbekümmert, d. h. ich copiere chinesisch auf Mord, um Stoff mitzubringen, daß ich mein Leben lang daran genug haben kann. Gute Nacht!

Liebe Lazarus, aus Obigem erseht Ihr, daß ich nicht daran denken kann, die Reise mit Euch zu machen...

Lieber Bruder, was Deine Reise hierher anbetrifft, so wäre es mir am liebsten, Du kämest Ende August oder Anfangs September...

Dein Bruder
Chajim

[3] Theodor Wilhelm Ahlwardt (1828–1909), Orientalist; studierte die arabischen Handschriften der Bibliothek in Gotha und an der Bibliothèque Nationale in Paris; 1861 wurde er als Prof. für oriental. Sprachen und als Bibliothekar an die Universität Greifswald berufen; 1865 gab er diesen Lehrstuhl zugunsten bibliographischer Arbeiten auf. Er schrieb u. a. „Über Poesie und Poetik der Araber", Gotha 1856, und stellte das „Verzeichnis der arabischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin" her (Berlin 1887–99).

[166]

Berlin, 18. Oktober 1856

So gehts immer, lieber Bruder, ich meine oft, öfter, als mir recht ist; als ich konnte, da hatte ich keine Lust; jetzt da ich Lust habe, kann ich nicht mehr so recht, nämlich Dir schreiben. Meine Stimmung war während der Ferien gedrückt; ich fühlte mich ohne allen Schwung. Ich dachte viel an Euch, aber wie an ein Problem. Natürlich war ich mir selbst kalt. Ich wollte predigen und ging daran in der Gewißheit, daß ich ebenso Prediger bin, wie Sänger. Über die עקדה[1] wollte ich sprechen und las dazu den מדרש רבה[2], תנחומא[3] und אברבנל[4], d. h alles, was ich in Gröbzig auftreiben konnte. Und so wurde denn Etwas. Für so schlecht ich nun auch dies Etwas, insofern es eine Predigt sein soll, halte, so ist es mir dennoch eben darum interessant, und ich meine, so müsse es auch für Euch relativ interessant sein. ערב יו"כ[5] also sagte ich mir, du hast nicht an sie geschrieben; copiere hübsch den Entwurf deiner Predigt und schicke sie als Lebenszeichen an deine Freundin nach Berlin. So habe ich denn copiert, und diese Arbeit hatte den Erfolg, den ich begreife. Wer für jemanden, ihm zu Liebe etwas tut, webt einen Liebesfaden, mit dem er sich an ihn bindet. So wachte denn auch in mir mit jedem Strich, den ich zog, alte Lust auf. Darum ist meine Freundschaft zu Dir so sicher, weil ich jeden Gedanken, den ich denke, Dir zu Liebe denke. Darum sind meine Zweige wie die Wurzeln mit Dir verflochten. וכל הרוחות שבעולם וכו'[6]. Ich habe mich aber doch nicht überwinden können, die Predigt abzusenden, aber schrieb יו"כ[7] Abend, anbeißend oder vielmehr antrinkend, ein paar Zeilen an Deine Frau, worauf sie mir eine Antwort schrieb, die mir zeigte, daß sie nicht verlernt hat, mir zu schreiben, wie es mir gefällt. Und nun war ich auch wieder frisch; und seit Donnerstag, daß ich hier bin, bin ich auch wieder ganz glücklich. Und gelingt mir mein Abriß der Völkerpsychologie, so werde ich überglücklich. Herbart sagt, das Gefühl sei Folge eines Verhältnisses zwischen Vorstellungen; es könnte wohl auch oft umgekehrt sein: das Gefühl erzeugt,

[1] Erzählung von der „Fesselung", der Opferung Isaaks, Genesis 22, 1–19. (B.)

[2] Vgl. Anm. 6 zu Nr. 154.

[3] „Tanchuma" ist einer der alten erbaulichen haggadischen Kommentare zum Pentateuch, in dem Rabbi Tanchuma bar Abba (Mitte des 4. Jh.s) besonders oft als lehrend erscheint. Die wertvollste Fassung des Werks ist erst 1885 von Salomon Buber in Lemberg nach alten Handschriften ediert und kommentiert worden. (B.)

[4] Don Isaak Abrabanel (geb. 1437 in Lissabon, gest. 1508 oder 1509 in Venedig), vor den Judenvertreibungen Minister Portugals und Spaniens; er schrieb u. a. – wahrscheinlich 1505 in Venedig – einen Kommentar zur Genesis (Vgl. dazu B. Natanyahu, Don Isaac Abrabanel, 1953, S. 86, S. 288) (B.)

[5] Vorabend des Jom Kippur. (B.)

[6] „Alle Winde in der Welt (können einen Baum nicht entwurzeln, der viele Wurzeln im Boden hat u.s.w.)", Pirke Aboth 3, 22. (B.)

[7] Jom Kippur. (B.)

verändert Verhältnisse von Vorstellungen. Kommt in Deiner Psychologie etwas vor von Strömungen und Strömungsrichtungen der Vorstellungen? ...

Dein Bruder
Chajim David Lazarus

Was hast Du mit meinem Aufsatze über Humboldt contra Haym[8] angefangen? Ich habe gehört, daß Brockhaus eine Lebensbeschreibung Humboldts gegen die Haymsche, mit Unterstützung Alexander v. Humboldts durch Eröffnung der Familien-Archive beabsichtigt. Adieu!

[8] Rudolf Haym, „Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik", Berlin 1856.

[167]

Berlin, Donnerstag, den 16. Juni 1857, Nachmittags

Lieber Lazarus, Was frei steigende Vorstellungen sind, weiß ich. Ob's Herbart gewusst hat, weiß ich nicht. Wenn man z. B. ein Buch liest, eines sogar, das uns interessiert, Gegenstände eines Lieblingsstudiums behandelt, und dann doch der gebotene und ergriffene Gedankenfaden plötzlich von einem Gedanken, der aus der Tiefe des Gemüts auftaucht, wie von einer Schicksalsgöttin, abgerissen wird, und sich selbst hinstellt als Knäuel, aus dem sich ein ganz neuer Faden entwickelt. Das nenne ich einen frei steigenden Gedanken. Wunderbar ist seine Wirkung. Staunen muß man, obwohl man ihn begreift, wenn man daran denkt, daß unser Bewußtsein sich in 3 Sphären teilt. Die ätherischen Kategorien aus ihrer abstracten Bläue beherrschen uns mit Gesetzen rein formal; aber in der vulkanischen Tiefe der Seele, da wühlt es, da gährt und kocht es, da verbinden sich und trennen sich die in der Seelenglut flüssigen Elemente, da bilden sich die materialen Gestalten; und während auf dem spiegelglatten, hellen Niveau des Bewußtseins kalte wissenschaftliche Bilder ihr gleichgiltiges Spiel treiben und kaum ein Kräuseln der flüssigen Fläche bewirken, wird aus dem Grunde der Seele plötzlich mit Urgewalt eine Gestalt emporgehoben, die nun alle Bilder verjagt, beschattet, alleiniger Herr des Bewußtseins. Unmöglich weiter zu lesen, sitzen zu bleiben. Das Herz speit Lavaströme. Gut, daß es Tag ist; kommt es des Abends, dann gute Nacht, Schlaf! Auf den Grund dieses Kraters blickt kein sterbliches Auge; es ist die unsterbliche Seele selbst. Wie es nur der Körper macht, solches Drängen zu ertragen! Aber er hält es ja auch nicht lange aus. Was ich möchte, weiß ich nicht. Aber Ruhe haben! das möchte ich. Es ist doch bloß der alte ewige Kampf zwischen dem Teufel Ursache und dem lieben Gott Zweck,

zwischen dummer Realität und weiser Idee. Dieses Sein, das so ist und weiter nichts als eben ist, und nach gar nichts fragt, und ist und wirkt, das bringt mich noch um. Die liebe Idee! Freude will sie haben, Freude an der Realität. Diese muß doch ihr Kind sein, da sie so darauf besteht, Freude an ihr erleben zu wollen. Es ist mir so gleich, ob die Seele Seele ist oder Resultat der Materie; wenn sie auch Seele ist, sie ist auch nicht Idee, ist Realität, dumm, dumm, dumm! Gesetze sind, die sich ausführen; aber der Zweck und die Idee? Die haben das Zusehen und hinterher haben sie das Vergnügen zu beurteilen und zu richten. *Darum* will ich Gott nicht beneiden; ein wunderliches Vergnügen! Das Schlechte ist allemal gewiß; das Gut höchst, höchst zweifelhaft. Fraglich, ob es je aus Gottes Mund ertönte. Ich las neulich bei Brosius[1], daß gewisse Verrückte eine Zeit lang über einen bestimmten Gegenstand fließend reden, bis sie plötzlich stocken und sagen, ja, was weiß ich? Das ist oft auch mein Schlußsatz, und kam mir auch jetzt in den Sinn: was weiß ich?

Freitag Nachmittag.

Ist es nicht genug, daß der Mensch sündigen kann, muß er auch noch irren können! Und wie weit ist denn vom Irrtum zur Sünde? Ach Gott! Ich schriebe Dir gerne andere Briefe als solche, ich gönnte Dir bessere Badelektüre, als Vorstehendes. Indessen wie Du die Freundschaft verstehst, darf ichs wagen. Du willst und kannst mich ertragen, wie lästig ich auch werde. Aber übel bleibts doch, mit dem besten Willen, den ich habe, meine Geliebten nicht zu beschweren, bei der Sorgfalt, wahrhaftig Sorgfalt, die ich hege, nicht drückend zu werden, es dennoch zu sein, während andere die Last, die sie ihren Geliebten auflegen, süß machen. Ich kann Dirs bestätigen, wie viel Erziehung vermag. Temperament sollte man meinen, Heiterkeit oder Ernst, sei gewiß angeboren, dunkle Wirkung der physiologischen Verhältnisse des Leibes. Aber es ist keineswegs so, wenigstens nicht so, daß nicht Erziehung das meiste täte. Wer möchte behaupten, ich sei nicht geborener Ernst? Wie oft bin ich verdrießliche Finsternis! Und doch fiel es mir kürzlich wieder ein, daß ich anders hätte werden können. Gewiß war nie große Anlage zu Fröhlichkeit und Lustigkeit in mir; ich war dazu als Kind zu krank. Aber ich besinne mich, ich mochte 6 Jahr alt sein, oder so ungefähr, denn genau weiß ichs nicht; da war ich bei meinem Freunde Moses und seiner Mutter. Die waren freilich auch zu arm, um Andere heiter zu machen. Eines Tages aber machte ich sie heiter, spielte den kleinen Komiker, daß sie sich schüttelten vor Lachen. Ich habe keine Ahnung mehr von dem kindischen Unsinn, den ich trieb. Aber noch höre ichs in den Ohren, wie sie sagte: es hat חן[2] und ich fühls noch,

[1] Caspar Max Brosius (1825–1910), Mediziner, seit 1857 Vorsteher des Asyls für Gehirn- und Nervenkranke in Bendorf; trat für eine Behandlung der Irren ohne mechanischen Zwang ein. – Steinthal las von ihm die Arbeit „Über die Sprache der Irren", die 1857 in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychologie" erschien.

[2] „Anmut", „Charme". (B.)

wie mich das noch ausgelassener machte. Es mag immerhin eine schwache Anlage gewesen sein; sie hätte können entwickelt werden, und es ist unberechenbar, was ich hätte werden können, welche Flüssigkeit und Leichtigkeit mein Geist hätte erhalten können, wie viel Annehmlichkeit. Ich kann mich aber nicht besinnen, später jemals wieder selbst Spaß getrieben zu haben. Mein Moses selbst trieb mich dazu, den Blick in mich zu werfen, meine Ungeduld zu überwinden, nichts zu entbehren, alles ruhig zu ertragen. So ward ich zugleich blöde und selbstbewußt, und diese beiden Eigenschaften verstärkten sich gegenseitig. Fürchtend zu zeigen, sagte ich mir, wozu brauchst du zu zeigen; und ich fühlte mich sicher, aber verlernte zu zeigen. Die Welt aber will sehen, und will sehen nicht was ist und ob es gut und in sich vernünftig ist, sondern was ihr gefällt, beliebt. So ist sie mir erst recht gleichgültig geworden. Und nun, was ist ein Mensch ohne Welt? eine Fleisch gewordene Abstraction; im mildesten Falle nicht unsittlich, aber nicht sittlich. – Habe ich Dir das alles nicht schon zehnmal geschrieben! Ich käue ewig und kriegs nicht klein, wie wenn ich Fleisch esse! –

Montag, den 20., Nachmittag

Du siehst aus Vorstehendem, daß ich vorige Woche sehr aufgeregt war. Sonnabend Früh brachte mir der Brief Deiner Frau Schabbos[3]... Nein, doch noch Eins. Ich habe Sonnabend Nachmittag etwa 10 Exemplare meines Simson[4] an hiesige und auswärtige Gelehrte geschickt, auch Deinem Bruder eins. Heute Früh hat mir Jacob Grimm[5] geantwortet. Er fängt so an: „ich

[3] Sabbat, Ruhetag.

[4] Der Aufsatz über Simson erschien erstmals in der „Wissenschaftlichen Beilage" der Leipziger Zeitung, 1857, No. 50–55. Er wurde umgearbeitet und erweitert für den zweiten Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, 1862; er erschien dort im 2. Heft, S. 129–178, unter dem Titel „Die Sage von Simson". Er wurde dann später in die Vorträge und Abhandlungen „Zu Bibel und Religionsphilosophie", Neue Folge, Berlin 1895, S. 35 ff., aufgenommen.

[5] Jacob Grimm (1785–1863), Begründer der german. Philologie; 1808 Bibliothekar in König Jérômes Privatbibliothek in Kassel/Wilhelmshöhe, 1813 Legationssekretär des hessischen Gesandten, 1816 zweiter Bibliothekar der Kasseler Landesbibliothek, 1830 als Professor an die Universität Göttingen berufen, 1833 wegen Unterzeichnung des Protestes der „Göttinger Sieben" ausgewiesen. 1840 wurde er als Mitglied der Akademie nach Berlin berufen und siedelte mit s. Bruder Wilhelm nach dort, wo er mit der Ausarbeitung des Deutschen Wörterbuches begann. Mit s. Bruder zusammen gab er die „Kinder und Hausmärchen" (2 Bde., Berlin 1812 u. 15) und die „Deutschen Sagen" (2 Bde., Berlin 1816/18) heraus, besorgte er 1812 die Ausgaben des „Hildebrandsliedes" und 1813 des „Wessobrunner Gebets" und die Prosaübersetzung der „Lieder der Edda". – Grimms „Deutsche Grammatik" (Göttingen 1819) war von Einfluß auf die sprachwiss. Arbeiten Bopps und Potts, die ihrerseits auf Grimm zurückwirkten und seine Anschauungen modifizierten. Die „Geschichte der deutschen Sprache" (Leipzig 1848) ist das Resultat der Auseinandersetzungen und wurde von Grimm selbst als das beste seiner zahlreichen Schriften betrachtet. Bedeutsam für dieses Thema ist auch die – Herders u. Humboldts Arbeiten weiterführende – Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache..." (Berlin 1852).

danke. alles was sie schreiben, lese ich gern, es ist soviel verstand, geist und gelehrsamkeit darin. sie werden der vergleichenden mythologie manchen vorschub tun." – Natürlich in lateinischen Buchstaben. Dann geht er auf die Sache ein. Das sollst Du später lesen. Nun Adieu!

Liebe Frau Doctor, ich danke Ihnen recht für Ihren herzlichen Brief. Nun ist alles gut unter uns. Warum sollte ich nicht Ihnen alles offen sagen? Entweder–oder! Wer wissen will, ob Harmonie da ist, der schlage Töne an, und er wirds hören. Der Mißton hätte nicht die falsche Stimmung gemacht, sondern diese hätte jenen erzeugt; und ebenso der Einklang ist Folge der harmonischen Stimmung, gibt die Gewähr derselben und ihren Genuß. Worte erzeugen kein Verständnis; Verständnis gibt das Wort.

Ich habe Lazarus sehr zugeredet, nach dem Bade eine mehrtägige Reise zu unternehmen. Ich wollte aber keinen Teil daran nehmen. Nun jedoch will ich es; denn nun werde ich die Natur mit gesundem Herzen aufnehmen können. Aber das muß Sie nicht abhalten, mir vorher zu schreiben, was Sie mir von Herzen sagen möchten. Denn wenn man zusammen ist, sieht man sich ins Auge und schweigt. Man hat sich nichts zu sagen, eben weil man zusammen und d. h. befriedigt ist. – ... Schreiben Sie mir, wie Sie können, und sehen Sie zu, daß Sie dem inneren Triebe über äußere Abhaltungen den Sieg verschaffen. Wenigstens jede Woche ein Wort,

Ihrem
Steinthal

[168]

Berlin, den 24. Juli 1857

Liebe Geschwister, Ich bin bei der jetzigen Einrichtung meiner Vorlesungen den ersten Teil der Woche, bis Freitag, so beschäftigt, daß ich, wenn nicht von heftiger Stimmung gedrängt, an den genannten Tagen nicht zum Briefschreiben kommen kann. Und ich bin wirklich jetzt recht ruhig, habe auch durchaus nichts Wesentliches mitzuteilen. Nur, denke ich, Ihr wollt was hören, was es auch ist, wenn nur von unserem heimatlichen Leben, damit Ihr doppelt lebt. Auch wills geplaudert sein. – Gegen 1 Uhr komme ich hierher zu den Mädchen. Bald darauf wird gegessen in der blauen Stube. Ich sitze auf dem Sopha, die Mädchen mir gegenüber. Hadasse bemerkte das erste Mal, es käme ihr ungewohnt vor, mich auf dem Sopha zu sehen. „Das war mein ursprünglicher Platz", sagte ich, „den ich dann bald der Schwägerin überließ, indem ich mich ihr gegenüber setzte." Wars nicht so, liebe Frau Doctor, wir tauschten. Aber ich merkte wieder, daß ich nun schon alt bin. Denn das ist mir das sicherste Zeichen des Altseins, daß bei jeder Gelegenheit die Gegenwart nur als Erinnerung an die Vergangenheit gilt. Und so traten diesmal die

ersten Dienstag- und Freitag-Abende[1], die ich mit Euch verbrachte, lebhaft vor die Seele, als Eure Mutter noch auf dem Sopha saß; es kam die Erinnerung an jene Stille und jenes Glück, die allenfalls doch noch hier herrschen könnten, aber nicht mehr sind, weils einmal so wunderlich ist auf der Welt. Lauter Kleinigkeiten sind da, jede so unbedeutend, daß man sie kaum nennen kann, kaum merkt; und zusammengenommen bilden sie eine Macht, die einem den schönsten Genuß des Lebens raubt, der auch nicht zu widerstehen ist. Ob es wohl auf Erden eine Güte gibt, die noch nicht gemißbraucht worden wäre? – Nun fürchte ich zwar, daß solcher Mißbrauch der Güte etwas von ihrer Schönheit nimmt; und doch kommt es mir auch wieder vor, als wäre er der Weg, auf dem sich die Güte zur Heiligkeit steigern könne. Sie wird wie Sonne und Erde, die auch unverschuldet Wucherpflanzen und Ungeziefer reifen lassen; aber es ist dafür gesorgt, daß ihnen das alles nichts von ihrem Glanze und ihrer Schönheit nehme. Ich bin ein Stündchen spazieren gewesen trotz des trüben Wetters. Ich fühle mich matt. Das Semester liegt mir in den Gliedern, wie ich dies immer gefühlt habe. Ich werde ein wenig Auerbach lesen, da ich mit Undine[2] fertig bin. Adieu! ...

Sonntag Nachmittag.

Ich muß Euch doch das Schicksal meines Spaßes erzählen. Heute vor 8 Tagen machte mich mein Bruder auf einen Feuilleton-Artikel der National-Zeitung[3] über französische Philosophie aufmerksam. Es war ein Bericht über einige neueste Produkte des französischen Geistes, besonders über Renans[4] gesammelte Aufsätze, zur Philosophie und Geschichte der Religion gehörig. Zum Schlusse wurde bemerkt, seit Hegels Religionsphilosophie sei solch ein Werk nicht erschienen. Am Anfang war schon gesagt, unter den Kennern sei es ausgemacht, worüber sich das französische Publikum wundern, der Deutsche in heilige Entrüstung geraten würde, daß in Deutschland die Philosophie tot

[1] Steinthal nahm zunächst regelmäßig an den Freitagabenden bei Lazarus teil; je mehr Gäste sich aber dort einstellten, desto stiller wurde er. So hatte Lazarus erst den Sonntagabend und, als sich die Freunde auch dann einstellten, schließlich den Dienstagabend streng für Steinthal reserviert.

[2] Wohl die Märchennovelle „Undine" (1811) von Friedrich de la Motte-Fouqué (1777–1843).

[3] 1848 in Berlin gegründete nationalliberale Zeitung, die 1915 im „Acht-Uhr-Blatt" aufging.

[4] Joseph Ernest Renan (1823–1892), bedeutender franz. Orientalist und Religionswissenschaftler; sein berühmt gewordenes, in fast alle Sprachen übersetztes Buch „La Vie de Jésus" (Paris 1863; der 1. Band der „Histoire des origines du Christianisme", 7 Bde., Paris 1864–81), das die Ergebnisse der histor. kritischen Forschung wenn auch teilweise unscharf, so doch stilistisch glänzend darstellt, läßt die 1862 erfolgte Berufung zum Professor für semitische Sprachen am Collège de France scheitern. 1870 wurde R. rehabilitiert, 1878 Mitglied der Académie française. Von großem Einfluß waren auch seine philosophischen Schriften, u. a. „Averroes et l'Averroisme", Paris 1852.

sei, in Frankreich Fortschritte mache. Gegen solche unverschämte Anmaßung schrieb ich ein Offenes Sendschreiben. Die National-Zeitung hat es aber nicht aufnehmen wollen, worüber sich Niemand wundern kann. Mir selbst genügte es eigentlich, die Sache dem Redakteur unter die Nase gerieben zu haben. Und so hat abermals ein schönes Produkt meines Geistes das Unglück, begraben zu werden, bevor es an das Licht der Welt getreten ist. Gosche[5] fand es famos und Schade! Ich sage nicht Schade! sondern beklage aus vollem Herzen ein wunderliches Mißverhältnis in der deutschen Literatur...

Montag Nachmittag.

In der Vossischen[6] von gestern steht wieder ein gut Stück Rischus[7]. Der Justizminister Linon verordnet, die Juden nicht mehr zum Examen für die Auscultatur zuzulassen. Es kann mir in vieler Beziehung leid tun. Aber Schmerz fühle ich darüber gar nicht, sondern trotziges jüdisches Selbstbewußtsein. Es freut mich, daß die Bosheit hervortritt, daß man sie sieht, da sie denn doch einmal vorhanden ist. Nun bekämpft sie...

Auf baldiges glückliches und heiteres Wiedersehen

liebe Geschwister
Euer Bruder
C.

[5] Hermann Richard Adolf Gosche (1824–1889), Literarhistoriker und Orientalist. Zunächst Kustos an der Königlichen Bibliothek in Berlin; nach seiner Habilitation (1853) für Orientalistik hielt er an der Universität Berlin Vorlesungen v. a. über Persisch, Arabisch und zur dt. Literaturgeschichte. 1859 Dozent der allgem. Literaturgesch. an der Universität Berlin, seit 1862 o. Prof. der Orientalistik in Halle. Schrieb u. a. „Über Ghazzâlîs Leben und Werke", Berlin 1858.

[6] „Vossische Zeitung", älteste Berliner Tageszeitung, demokratischer Richtung; pflegte besonders die zeitgenössische Literatur. Begründet 1704; 1913 vom Ullstein-Verlag erworben, mußte sie am 31. 3. 1934 ihr Erscheinen einstellen.

[7] „Antisemitismus". (W.)

[169]

Gröbzig, den ersten Tag Chal Maued Pessach חירת[1]
(חירת habe ich von den Halberstädtern gelernt;
nur Schade unsere חירת ist nicht מלאה[2]) [1. 4. 1858]

Liebe Lazarus, Sie erwarteten, liebe Frau Dr., daß ich Ihnen schon Montag schreiben würde. Das hätte ich zwar im Voraus wissen können; aber ich habe doch nicht daran gedacht. Ich lerne nichts, wie Sie sehen. Manche Sa-

[1] Halbfeiertag (hier von Pessach); chirt, hebräische Jahreszahl 5618 = 1858, als Vokabel heißt es „Freiheit", Schreibung jedoch defektiv. (W.)

[2] „Unsere Freiheit ist nicht vollständig". (B.)

chen gehen mir nicht in den Kopf. Was hätte ich Ihnen denn Montag schreiben sollen? schreiben können? Ich hätte Ihnen ja nicht einmal sagen können, wie der Wein hier geraten ist dieses Jahr, wie die Klümpchen ausgefallen sind, und wie es sich mit den Lokschen[3] verhielt? Und wenn ich Ihnen das nicht sagen konnte, was hätte ich Ihnen zu schreiben gehabt? Jomtowiger[4] Rosinenwein! Brüste dich nur stolzer Rhein – der Pessach-Wein steht um so viel über dir, als der Kiddusch-Becher über dem Ritter-Stiefel! Das tatsächliche Verhältnis freilich, wie es sich diesmal hier herausgestellt hat, verlangt Demut. Nur an wenigen Stellen ist der Wein geraten. „Die Rosinen waren dies Jahr schlecht", sagt man hier. Man hat hier so wenig freie Wahl beim Einkauf, daß man von allem Gekauften so spricht, als hinge dessen Güte vom lieben Gott ab. „Es gibt diesen Pessach schönes Fleisch", sagt man; denn aussuchen kann man sich nichts. Aber wie ich immer glaube, daß an allem Schlechten nicht bloß der liebe Gott, sondern auch der Mensch die Schuld trägt: so auch beim Wein. Die Frauen nämlich haben, als sie Wasser aufgießend die Broche[5] machten, bloß gesagt: viel, viel, viel Hazloche[6] und haben vergessen: Broche, Broche! Infolge dessen haben sie viel, viel, viel Wein bekommen, aber die Süßigkeit fehlt.

Rückwärts gehend zu meiner Reise, so habe ich Gott sei Dank zu der G. s. D. ungeheuern Majorität der Wohlangekommenen gehört. Ich war um 10 Uhr in Cöthen und mußte dort bleiben bis um 4. Der Lauf der Posten war abgeändert. Das Bisken Langeweile! Ich besuchte einen freundlichen Bekannten, Herrn F. Kennen Sie ihn nicht? Denn bei Ihnen mag es zutreffen, was die Christen glauben, daß jeder Jude alle Juden kenne. Neulich erzählte ein Bauer hiesiger Umgegend einem hiesigen Juden von seinem Sohne, der sich als Uhrmacher in Prag niedergelassen habe, viel Geschäfte mache, namentlich mit einem „von Ihren Leuten", Leb, „Sie werden ihn wohl kennen" setzte der Bauer hinzu. – Die Anekdote ist eigentlich bloß für Dich, lieber Lazarus! – ... Ich ging ins Freie. Es ist alles noch grau, Feld und Strauch und Baum. Aber das Wetter war schön, auch vorgestern und gestern. Du hast Recht, lieber Lazarus, der Winter ist vorbei, auch in meinem Herzen. Nur paßt auch das Andere: wie warm auch die Sonne scheint, die Luft ist nur halb durchwärmt; die Erde ist grau, wie blau auch der Himmel, nur spärlich dringen grüne Spitzchen aus dem Boden. Der Winter hatte sich in ihn so eingefressen, hatte ihn so tief durchkältet. War denn die Sonne Schuld? Sie kreist nur scheinbar, für unser Auge. Die Erde hatte sich von ihr abgewandt. Doch nur Geduld: es wird alles schon wieder werden, der ewige Frühling...

[3] Süße runde Nudeln für die Suppe.
[4] Adjektivbildung von jom tow, „Feiertag".
[5] „Segen", „Segensspruch". (B.)
[6] „Glück", „Gelingen". (B.)

Freitag

Gestern Abend habe ich in Butter gebratene Hechte gegessen. Von lauter Kleinigkeiten hängt unsere Heiterkeit mehr als von den großen Verhältnissen des Glückes ab; denn auch in letzteren steckt der Ernst des Lebens, jene aber sind Spiel. Mit der Heiterkeit aber steht die Liebe im Bunde. Wer uns heiter macht, den lieben wir. Der Gedanke an die unendlichen Wohltaten, die wir den Eltern zu danken haben, an alles, was sie um uns gelitten und getan haben, könnte uns zur Übernahme der schwersten Opfer für dieselben bewegen; aber nur Pflichtgefühl erweckt er, nicht Liebe. Jenes mag sittlich viel höher stehen als diese, in der vielleicht überhaupt noch nicht einmal Sittlichkeit ist. Sie bildet sich nicht aus dem Großen, aus den eigentlichen Taten, sondern aus dem Kleinen, aus den Süßigkeiten, den Näschereien, den Scherzen und Spielen, den angenehmen Überraschungen mit Unbedeutendem, aus den Ceremonien, in denen sich auch die Frömmigkeit, die Liebe zu Gott, gerne betätigt. Auch hier, wie überall, beweist die Liebe ihren Zug zum und ihre Abhängigkeit vom Schönen, nämlich vom lieblich Schönen... Lieber Lazarus, im Herbart, 7. Band, den ich mir als einziges Buch mit hierher genommen habe, S. 677, steht eine Bemerkung über Frauen[7]. – Aus einer Bemerkung das. S. 659 über Mangel an Gedankenschwung kann ich die ganze Diagnose meiner Krankheit lesen[8]. Stimmungen haben auch ihr Gedächtnis, von physiologischen Verhältnissen unterstützt; sie bleiben, auch wenn die Vorstellungen, von denen sie erzeugt worden sind, von andern verdrängt werden; und diese anderen beweisen schon viel Kraft, wenn sie sich gegen jene fremden Stimmungen be-

[7] In der ersten Gesamtausgabe von Herbarts Werken, hg. v. G. Hartenstein, Leipzig 1851. – Herbart schreibt S. 677 unter „Aphorismen zur Psychologie": „Dem Manne verzeiht man eher die excitierenden, dem Weibe die deprimierenden Affecten.

So lange der Charakter des Weibes natürlich bleibt, trennt sich bei ihm schwerlich die Tugend ganz vom Streben nach dem Glück. Aber das edle Weib findet sein Glück nicht im Genuß; sondern in der gelingenden Anschließung und Fürsorge. Der weibliche Charakter reißt sich nicht los, macht nicht Anspruch an Selbständigkeit, kennt keine fichte'sche noch kantische Sittenlehre; wohl aber sämmtliche praktische Ideen. –

Auch dem Manne darf die natürliche Weichheit nicht verloren gehen; er hat sonst durch sein moralisches Streben der geistigen Gesundheit geschadet".

[8] Seite 659 schreibt H. unter „Erhebungsgrenzen": „In den Berechnungen derselben für drei und zwei Vorstellungen (Psychol. Th. I, § 81–90) zeigt sich deutlich, woran es liegt, daß manche Menschen keinen Gedankenschwung haben. *Sie gewinnen nicht, weil sie nicht verlieren.* Das heißt: die schwächeren der zugleich steigenden Vorstellungen sollten auf die Schwelle schnell zurücksinken, dann würden mit plötzlich wechselnder Geschwindigkeit die nun befreiten stärksten höher steigen und sich genauer *verbinden,* – neue Gesammtkräfte bilden. Das geschieht aber nicht, sobald die physiologische Hemmung in der Steifheit besteht, die sich aller Veränderung der Zustände entgegensetzt. Daher nun rührt gerade die *Besonnenheit* der *Flachköpfe.* Sie behalten in Gedanken, was der Schwunghafte verliert. Daher ist ihr Verstand der gemeine, gesunde Verstand, im Gegensatze des Genius. Das Genie muß den Verstand nachholen, und durch Selbstbeherrschung ihm sein Recht aufbewahren." (Kursivschreibung nach dem Orginal).

haupten und ihnen nicht gestatten, ihre Vorstellungen mitzubringen. Daher kommt dann der Gemütszustand, wo man – nein, wo ich Gefühle habe ohne die dazu gehörigen Vorstellungsmassen und Vorstellungsmassen ohne ihre Gefühle. Letztere Massen würden ihre Gefühle erzeugen, wenn sie sich mit einem Teile der ersteren vereinigen könnten, durch welche Vereinigung sie diese Massen selbst nicht nur, sondern auch die alte Stimmung auflösen würden. Aber das geht nicht plötzlich...

Adieu alle beide!

Euer
Chajim

[170]

...Gröbzig, [5] 618 [8. 9. 1858]

Liebe Lazarus, Hier habt Ihr einen Brief, nicht nach meiner alten Gewohnheit. Es geht mir damit, wie mit den blauen und weißen Taschentüchern, mit dem braunen und dem schwarzen Rock. Sitte ist doch besser als Unsitte, reden besser als schweigen, lebendig und belebend. So ist es mit allen Ceremonien. Zumal aber Briefe für mich sind ein wahres Lebenselement. Was wäre denn ein Sprecher, der nicht spricht, wenn er nicht schreibt? Wer hat wohl das Briefschreiben erfunden? Gewiß nicht der Geschäftsmann; das Bedürfnis gebraucht bloß, erfindet nicht. Aber auch nicht der, der von geliebten Personen entfernt leben mußte, konnte auf den Gedanken kommen, das Gespräch durch einen Brief zu ersetzen. Welch ein matter Ersatz! Wer aber die Erfahrung machte, daß er ein volles Herz zu den Geliebten trug, und sich darauf freute, wie er es vor ihnen ausschütten wollte; dann aber, wie er vor ihnen war, fand, daß ein wunderlicher Dämon ihm die Worte gestohlen hatte, den Tränenquell sogar, den Urquell aller Sprache und Poesie ihm verstopft hatte; der dann nach Hause ging und dort in der Stille der Alleinheit alles wieder in sich fand, was ihm gefehlt hatte, so sehr, daß er sich gar nicht mehr allein fühlte, die Geliebten vor Augen hatte und sprechen mußte – der schrieb einen Brief, der machte den Buchstaben zum Sprachrohr. Warum sollte ich denn also nicht schreiben? Zwar ist es schwer, daß das Herz seine gedrungene Fülle in Wörter spaltet, seinen ausdehnungslosen Inhalt auf den Faden der Zeilen dehnt und reiht; aber es kommt plötzlich einmal ein Augenblick, wo es aufgeht. Könnte man nur immer in solchem Augenblicke gleich schreiben! Das Glas, wie es am kräftigsten schäumt, bringt keiner an den Mund; schon genug, wenn nicht so viel versäumt ist, daß es schal geworden ist. Doch das wird ein guter Trunk so leicht nicht. So lange ich mich zur Abreise vorbereite, bin ich unruhig, unbehaglich. Aber wenn ich in der Droschke sitze, ist mir hochwohl. Das ist ein Gefühl! ein Tutti frutti von Gefühl: hoher Mut und Demut, echte Religion, Lust und Schmerz, Tränen an der Pforte und

Lachen im Ansatz, am meisten aber Liebe, ausgedehnt über alle Welt und doch concentriert, und überschwankend, als käme noch etwas von unbekanntem Lande her, das auch was abhaben will und soll. Als führs in das Reich der Engel und wäre bald da. – Ach, da ist der Bahnhof, Billet lösen, Geld geben und zurücknehmen, das Gepäck besorgen, warten, Platz suchen – ein Wunder, daß ein Rest vom hohen Gefühl bleibt. Dann wird Unsinn um einen her gesprochen. Dagegen aber bin ich taub. Auch sammelt es sich bald wieder in mir, und wenn es so hinsaust, wird mir wieder wie vorher in der Droschke, Lebewohl und Willkommen zugleich, ein Gefühl, das für die Liebe ist, was Aufmerksamkeit fürs Denken. Aber wie hielte so was 3–4 Stunden an!...

Meine Mutter ist Gott sei Dank wohl. Das ist auch noch ein Vorteil des Briefe-Schreibens: man ist fromm dabei und dankt Gott für die Gnade; sonst dankt man nur „für gütige Nachfrage". Meine Mutter erwidert Euern Gruß. Sie begreift gar nicht, wie Ihr mir so viel schenkt. „Du hast wohl noch keine Birnen gegessen dies Jahr?" sagt sie zu mir. „O viel, viel". „Was kostet in Berlin die Matze?" [1] „Gekauft habe ich keine." „Hast du sie denn gestohlen?" „Bei Lazarus habe ich sie gegessen." „Als Lazarus!" Sie meint: „Da kannst du wohl fertig werden, wenn man dir alles schenkt." ... Schließlich dann also mein Wunsch für Euch und mich und was uns lieb ist, ein Jahr von ununterbrochener froher Liebe, und wenn das Jahr um ist wieder eins und so fort bis – noch viele Jahre, Jahre ungetrübter schöner Liebe!

Adieu!

Euer Chajim

[1] Ungesäuertes Brot.

[171]

Gröbzig, den [7. März] 1859

Lieber Lazarus, ich komme soeben von der Megillo[1]. Der Charakter dieser Schrift ist doch von dem der übrigen heiligen Bücher völlig verschieden. Schriftstellerisches Talent kann man wohl dem Verfasser nicht absprechen; aber es war doch eine gemeine Seele. Nur der erzählten Begebenheit wegen, nicht wegen der Weise seiner Erzählung konnte sein Buch in תנ"ך[2] aufgenommen werden; vom רוח הקודש[3] ist kein Hauch darin. Die Darstellung ist klar, lebendig, die Charakteristik der Personen scharf und bestimmt. Der Verfasser ist klug, er kennt die Welt. Seine Personen sind typisch bis auf den heutigen Tag. Solcher Hamans und Mordechais und Esthers hat es seit jener Zeit,

[1] Das Buch Esther, das am Purim-Fest in der Synagoge gelesen wird. (W.)
[2] „TeNaCH", Abkürzung für Tora, Newiim, Ketuwim = Altes Testament. (B.)
[3] „Heiliger Geist". (B.)

im Mittelalter, wer weiß wie viele gegeben. Aber das Bewußtsein des Verfassers ist auch ganz das des גלות[4], aber doch nicht das rabbinische. Man sieht es dem Buche an, daß es in jener trüben Zeit entstanden ist, wo die Prophetie erloschen, und noch nichts anderes an ihre Stelle getreten war. Der Verfasser stand mit seinem Bewußtsein gar nicht unter den Edeln des Volkes, sondern so im Mittelstande. Der Mordechai ist ein kluger Hofjude, der das Beste seiner Glaubensgenossen nie aus dem Auge verliert, d. h. ihnen ein ruhiges Leben zu sichern sucht. – Von messianischen Hoffnungen keine Spur. Auch von jener rabbinischen Weichheit und Milde des Gemüts ist nichts in ihm. Er hat gelernt, auf Gott vertrauen; aber er hat nicht die Ergebenheit und Demut in der Gewißheit von Gottes Liebe und Weisheit. Nach so vielen Wundern, die Gott für Israel getan, hofft er, Gott *müsse* helfen; aber sein Herz ist hart und kalt. In der Not zerreißt er seine Kleider und hüllt sich in Sack und Asche, Esther fastet; aber kein sanftes Gebet steigt auf. In der Freude Jubel und Jauchzen, aber kein weinendes Danklied ertönt. Nicht das einfachste, kürzeste „Gott sei Lob und Dank" hört man. Wenn uns ein Rabbi des Mittelalters diese Geschichte zu erzählen gehabt hätte! Welch ein Fortschritt in der Bildung des Gefühls, wenn man ihn mit jenem Verfasser vergleicht! Die Juden sind wirklich das auserwählte Volk Gottes; denn wo ist ein Volk so erzogen worden wie sie! Erst ein mutwillig ungehorsames Kind, das nicht versteht und nicht gehorcht (Zeit der Propheten), dann ein roher Knabe, der sich was einbildet auf das, was er gelernt hat (Purim); dann ein heißer, aber immer noch ungebildeter Jüngling (Maccabäer- und Römer-Zeit); endlich im Mittelalter wird es ein Mann von sich durchdringender Härte und Weichheit; Studium und Erfahrung schaffen einen Charakter und ein Gemüt.

Dienstag.

Wenn meine Ansicht über den Charakter der Megillo richtig ist, so muß sie vor Esra und Nehemia verfasst sein. Denn in diesen beiden Schriften herrscht schon die jüdische Wehmut. Die Megillo kann aber nicht zu ihnen etwa in dem Gegensatze stehen, in welchem später, besonders beim חרבן בית המקדש[5] die kriegerische Partei zur weichen stand. Denn auch jene glühte für Jeruscholajim[6] und das מלכות שמים[7]. In der Megillo aber ist von Zion, Tempel usw. keine Erwähnung. Sie ist vor der Zeit der Maccabäer abgefasst, zwischen letzteren und Nehemia. Sobald sich aber Esras und Nehemias Geist verbreitete, mußte man den Mangel der Megillo fühlen, und so entstanden die apokryphischen Stücke von Esther, die Gebete Esthers und Mordechais. Vielleicht wären, wenn der Canon nur wenig später geschlossen worden wäre, jene Stücke in die Megillo hineingearbeitet worden. Ich würde also als Abfassungszeit der Megillo annehmen 300–250 v. Chr. – Adieu!

[4] „Diaspora". (B.)
[5] „Zerstörung des Tempels" [in Jerusalem]. (B.)
[6] „Jerusalem".
[7] „Königreich Gottes". (B.)

Mittwoch Abend.

Vor einer Stunde habe ich Deinen Brief mit denen von Pott[8] und Lotze[9] erhalten. Die Herren haben also die Ferien abgewartet. Daß von Lotze nichts zu erwarten sei, dachte ich gleich; aber in Pott habe ich mich nicht getäuscht. Ich werde ihm morgen antworten. Es freut mich, daß Du an Andree[10] und Ziller[11] so hübsche Eroberungen gemacht hast. Nun kröne nur den Sieg durch Deine eigene Arbeit über den Einzelnen[12]. Mit meinen Arbeiten hier bin ich bis jetzt ganz zufrieden. Ich habe die Attraction[13] vor, habe dazu eine kritische Einleitung gefügt... Ich bin heute beim Lesen des Forster[14] auf eine ganz eigentümliche Art der Attraction im Neuhochdeutschen geraten...

Sonntag Nachmittag.

Ich komme eben von meinem Spaziergange, den ich gestern und vorgestern des schlechten Wetters wegen hatte aussetzen müssen. Die Wege sind noch furchtbar schmutzig. Aber Frühlingssonne, wenn auch oft verdeckt, Frühlingsgrün, wenn auch größere Breiten noch grau, Lerchenschwirren und ein sanfter, fast lauer Wind verfehlen nie ihre Wirkung auf mich. Und der Blick, den man hier hat, es ist zwar immer nur einer, aber er ist so schön, wie man ihn im ebenen Lande selten hat. Eine geringe Anhöhe steigt ganz leise auf, so daß man 2–3 Stunden weit im Halbkreise sieht; die fernsten Enden blau, ein kleiner Gebirgszug, an dessen linker Grenze der Petersberg; die Fläche von allerlei Feld und Bäumen in Reihen und Gruppen durchschnitten, und Städtchen und Dörfer mit Türmen. Das alles stillt und sänftigt mein Gemüt, wie ich es sonst nur in Deiner Nähe fühle; darum kommst Du mir auch selber wie

[8] Vgl. Anm. 13 zu Nr. 154. [9] Vgl. Anm. 2 zu Nr. 12.

[10] Karl Theodor Andree (1808–1875), Geograph u. nationalliberaler Politiker; Redakteur und Feuilletonist der Mainzer (s. 1838), der Oberdeutschen (s. 1842) und seit 1843 Erster Redakteur der Kölnischen Zeitung; 1861 Begründer und langjähriger Redakteur des „Globus", einer Zeitschrift zur allgemeinen Verbreitung geographischer Kenntnisse. Schrieb zahlreiche geograph. Werke, u. a. „Geographie des Welthandels", 3 Bde., Stuttgart 1861–77.

[11] Tuiskon Ziller (1871–1882), Jurist u. Philologe, orthodoxer Anhänger Herbarts. Z. gründete 1861 in Leipzig ein Pädagogisches Seminar und wurde dort 1864 a. o. Professor der Philosophie. Er baute das pädagogische Gedankensystem Herbarts weiter aus, schrieb u. a. „Vorlesungen über allgemeine Pädagogik", Leipzig 1876, und gab zusammen mit Fr. H. Th. Allihn die „Zeitschrift für exacte Philosophie" heraus. – Weder Ziller noch Andree hatten für die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" einen Beitrag geliefert.

[12] „Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesammtheit. Vortrag gehalten im Groß-Rathsaal zu Bern am 11. Januar 1861". Veröffentlicht im 2. Band der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", 1862, S. 393–453, und in der 2. Auflage von „Das Leben der Seele", Bd. 1, Berlin 1876.

[13] „Assimilation und Attraktion, psychologisch betrachtet...", in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. 1, 1860, S. 93–179.

[14] St. las wohl den Reiseschriftsteller Georg Forster (1754–1794).

solche Frühlingslandschaft vor, während es in mir nur Polargletscher und Äquatorialglut gibt, und allenfalls noch: Nichts. – ...

Dienstag Vormittag nach 11 Uhr.

Lieber Lazarus! Soeben habe ich einen kleinen Excurs von etwa einer vollen Seite niedergeschrieben, über den ich mich herzlich freue. Ich habe ein ganz bestimmtes Associationsverhältnis zwischen Vorstellungen des griechischen Volksgeistes nachgewiesen und daraus große Tatsachen der Kulturgeschichte und der Geschichte der griechischen Philosophie erklärt! Nun nimm alle Phantasie zusammen und stelle Dir eine großartige Entdeckung vor!

Nachmittag.

Die Abneigung, die der Mensch vor allem Gestorbenen hat, ist leicht erklärlich. Bemerkenswerter scheint mir sein Verhalten gegen das Leblose, welches wirkt, gegen die Maschine. Teils staunt er sie bewundernd an, teils flößt sie ihm ein unheimliches Grauen ein. Ich glaube, wenn Arbeiter neu angewandte Maschinen zerstört haben, so geschah es nicht bloß aus der Berechnung, dass sie um ihr Brot gebracht zu werden in Gefahr sind, sondern auch aus dem Grauen, vom Leblosen das gemacht zu sehen, was sie bisher mit ihrer lebendigen Hand gearbeitet hatten. Ähnlich, wie mir scheint, verhält es sich mit den galizischen Rabbinen, welche, wie ich aus der „Allg. Z. d. Judents.“ [15] ersehe, gegen die Einführung der Matzo-Maschinen [16] sind. Sie fürchten, wie sie selbst sagen, daß dann auch nächsten ראש השנה [17] Schaufor [18] an einen Blasebalg gesetzt und so geblasen werde. Man könnte ihnen nun sagen, in der תורה [19] steht ותקעתם, *ihr* sollt [Schofar] blasen, es steht auch ואכלתם מצות [20] aber nicht ואפיתם מצות [21]. Das würde wohl wenig Eindruck auf sie machen, und sie haben nicht ganz Unrecht. So wie uns eine zum Geschenk erhaltene Stickerei nur erfreut, wenn die Geberin selbst sie verfertigt hat, aber nicht wenn sie für Geld und gute Worte von einer dritten gekauft ist, so erfreuen auch Gott unsere Matzaus nur, wenn wir sie mit unseren Händen gemacht haben. Mizwaus mit der Maschine! Undenkbarer Gedanke!

So psychologisiere ich hier den ganzen Tag. Höre ich Kinder plaudern, so verfolge ich, wie sie ihre Reihen entwickeln. Erst kommt das Wort für die allgemeine Vorstellung, in der die ganze Reihe verdichtet liegt; dann rollt die Kette ab: ein Glied nach dem andern taucht auf „und dann putze ich mich, und ziehe mein neues Kleid an, und dann ziehe ich die neuen Stiefeln an usw.“ Zeigt man mir Briefe, mache ich Jagd auf Attraction und Construktion

[15] Allgemeine Zeitung des Judentums, vgl. Anm. 2 zu Nr. 135.
[16] Maschinen zur Herstellung der ungesäuerten Brote.
[17] Jüdisches Neujahrsfest.
[18] Das Widderhorn, das zum Neujahrsfest geblasen wird.
[19] Pentateuch. (B.) [20] „Ihr sollt Mazzot essen.“ (B.)
[21] „Ihr sollt Mazzot backen.“ (B.)

nach dem Sinn. In jedem Fehler steckt tiefe Weisheit. So habe ich neulich zwei prächtige Beispiele für Attraction des Substantiv an das Relativ gefunden und in meine Arbeit gesteckt. Briefe aus gewissen Sphären sind eine reiche Quelle psychologischer Tatsachen. Und wie viel der schönsten Gelegenheiten zu psychologischer Beobachtung haben die Lehrer, welche deutsche Aufsätze corrigieren! Aber sie wissen die Gelegenheit so wenig zu benutzen, wie unsere Ärzte die Gelegenheiten zu psychologischen und pathologischen Beobachtungen. Adieu!...

Mit brüderlichem Kuß
Dein
C.

[172]

Berlin, den 12. Dezember 1859

Lieber Lazarus,...

Neulich Abend konnte ich erst nicht einschlafen und mir kam ein Gedanke, auf den ich mich noch am andern Morgen besann, was so selten der Fall ist, so daß ich ihn notieren konnte: über die psychologische Grundlage der charakterisierenden Kraft des dramatischen, auch epischen Dichters. Sie beruht darauf, daß der Dichter von den verschiedenen Lebenskreisen der Menschheit, den Ständen, Temperamenten etc. scharf gesonderte und auch in sich möglichst gebildete Vorstellungskreise hat, und daß er nun jede Persönlichkeit seines Gedichts mit dem entsprechenden Kreise appercipiert. Beim schöpferischen Dichter wird diese Apperception nicht ein einfaches Wiedergeben der gemachten Beobachtungen sein, sondern eine Schöpfung, die ihm gehört und doch wie aus der Wirklichkeit gegriffen ist, weil sie von solchen aus der Wirklichkeit gegriffenen Daten erzeugt ist. Adieu!

Herzliche Grüße!

Dein Bruder
Chajim

Verehrte Frau Doctor,

Vorgestern Nacht habe ich sehr übel verbracht und bin erst nach 4 Uhr eingeschlafen. Unter anderem habe ich Folgendes gedacht. Nämlich, wie gut es ist, daß unser Verstand nicht die absolute Herrschaft hat über unsere Gefühle, daß diese immer noch durchschimmern, wenn auch jener sie spurlos wegradieren möchte. Das schützt vor Wahnsinn, wie folgendes Beispiel beweisen wird, welches auch zugleich zeigt, daß eine gewisse Herrschaft des Verstandes über die Gefühle sehr heilsam ist. Im Unglück wird Einem zum Trost gesagt: Es kommt vom Allgütigen, und wer weiß, wozu es gut ist; des Menschen Einsicht ist nur zu schwach, um überall das Gute des scheinbaren Übels einzusehen. Hierauf habe ich mir gesagt: das ist sehr schön. Wenn mir aber nächstens ein großes Glück widerfährt, so werde ich mir sagen

müssen: wer weiß, wozu das schlecht ist; es ist vielleicht dies nur ein scheinbares Gutes, dessen üble Seite der kurzsichtige Mensch nicht erkennt. Und so wäre ich um alle Freude gebracht, wie um allen Schmerz. Aber nun erstlich ist es schön, daß der Schmerz Schmerz bleibt und die Freude Freude bleibt trotz alles Verstandes. Aber es ist zweitens auch gut, daß der Verstand den Schmerz verständig ertragen und die Freude verständig genießen lehrt, vor dem Erliegen unter jenem, und vor dem Übermute in dieser schützt. Er soll allerdings nicht bloß den Schmerz, sondern auch die Freude mäßigen, in jenen Mut, und in diese etwas Furcht und Demut mischen. Ist das nicht eine schöne Predigt? ein schöner Nachtgedanke? Werden Sie bald ganz gesund. Adieu!

Ihr
Steinthal

Ich will Dir noch sagen, lieber Lazarus, daß ich diese Tage wieder an meiner Geschichte der Grammatik gearbeitet habe, von der Du noch gar nichts gesehen hast und vor der Dich, wie ich hoffe, bis jetzt jede der 144 Seiten interessieren wird. Ich habe soeben das Kapitel: „Platonisierender Pythagoreismus" ausgearbeitet[1], sehr con amore, so sehr, mit solchem Selbstbehagen, daß ich über mich lachen mußte. Die Darstellung scheint mir sehr gelungen, ganz französisch, und ich glaube, wenn ich immer mit solchem Selbstbehagen arbeitete, ich schriebe immer so. Es scheint mir zu solcher Darstellungsweise dieses Behagen zu gehören. Nur fährt mir aber wieder der Zweifel durch den Kopf, ob diese Darstellung wirklich schön sei. Es wird dabei der eigentliche Gedanke von vornherein angekündigt und dann ganz langsam und einfach, Schritt um Schritt, vorbereitet, bis er endlich kommt und sich auch breit macht. Ich fürchte, für ungeduldige Leser ist das zu breit, zu hinhaltend. Immer solls kommen und kommt doch noch nicht. Nun, einmal mags gehen. Adieu!

[1] Für die „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik", 2 Bde. Berlin 1863.

[173]

Berlin, den 17. Juli 1860

... Wir sind alle wohl. Ich arbeite, um mich krank zu lachen, so lustig gehts. Ich habe die Kritik Humboldts näher bestimmt, das Verhältnis der Grammatik zur Logik neu angegriffen, mit Bezug auf Lotze, und radikal; habe von den Charakteristiken der Sprachtypen den chinesischen, hinterindischen, polynesischen, tatarischen Typus vollendet, und habe also den höchsten Berg hinter mir; bleibt noch Mexikanisch, Grönländisch, Baskisch,

Ägyptisch, Semitisch und Indoeuropäisch[1]. Letztere beiden werden wahrscheinlich kurz abgefertigt. Trotzdem fürchte ich noch einige steile Kuppen. Ich lache über mein Schmieren und beweise, daß ich auch darin die Pott und die Schleicher[2], wenn ich will, zu Pfuschern gegen mich machen kann. Das wird eine excellente Sammlung von psychologischen Tatsachen, an denen Du Deine psychologischen Zähne teils üben, teils durchbeißen kannst...

Dein Bruder
Chajim

[1] Der dritte und vorletzte Abschnitt von: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues", Berlin 1860. – Das Baskische hat St. in diesem Band nicht mehr behandelt.

[2] August Schleicher (1821–1868), Sprachwissenschaftler; seit 1850 a. o. Prof., zunächst nur für klassische Philologie, dann auch für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit, seit 1857 als o. Honorarprof. in Jena. Hauptwerk: „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen", Weimar 1861/62. Vielfachen Widerspruch erregte die Schrift „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft", Weimar 1863, mit der er sich als Anhänger Darwins auswies.

[174]

Misdroy, Donnerstag 16. August 1860

Lieber Lazarus,

Seit Montag Abend bin ich hier... Ich setze hier nämlich meine Arbeit von Berlin fort... Ich stellte nun das Manuscript zur Classifikation der Sprachen[1] vollständig her und übergab es dem Buchhändler, um unmittelbar in die Druckerei wandern zu können. Jetzt wird also aus der alten Abhandlung von nicht vollen 6 Bogen ein Büchlein von 16 wenigstens. Es zerfällt in 4 Abschnitte. 1) Kritische Übersicht. Zum Alten kommt bloß die Kritik dessen, was Waitz[2], Anthrop. I, über die Classifikation der Sprachen gesagt hat, was zwar mehr wert ist als alles, was die historischen Sprachforscher vorgebracht haben, doch aber nicht viel sagen will. In der Kritik Humboldts sind die Grundgedanken weiter ausgeführt (auch über den wahren und falschen Dualismus überhaupt und bei Humboldt insbesondere). 2) Theoretische Grund-

[1] Es handelt sich bei diesem Manuskript um die neubearbeitete und um wesentliche Kapitel erweiterte Schrift „Die Classification der Sprachen", die 1850 in Berlin erschienen war.

[2] Theodor Waitz (1821–1864), seit 1862 o. Professor der Philosophie in Marburg; zunächst Anhänger Herbarts, betrachtete W. aber im Unterschied zu diesem die Psychologie als Grundlage der Philosophie. In der Völkerpsychologie vertrat W. die anthropologische Einheit aller Menschengruppen, die durch keinerlei primäre psychische Rangunterschiede auf- oder abgewertet werden dürften. Hauptwerk: „Anthropologie der Naturvölker", 6 Bde., Leipzig 1859–72.

ansicht. Hier habe ich die wenigen Seiten der Abhandlung über Substanz und Ansch.[auung] der Ansch. völlig neu und ausführlicher (etwa 2–3 Druckbogen) ausgearbeitet. Ich hatte wahrlich keine Zeit zum Überlegen, ob das, was ich da über Vorst.[ellung] gesagt habe, mit dem was ich früher gesagt habe, übereinstimmt oder nicht, und jetzt weiß ich nicht mehr, was ich gesagt habe. Also werden wir sehen. Übrigens habe ich mich absichtlich bei diesem Punkte gehen lassen und habe mich des früher Gesagten nicht erinnern wollen, mag nun eine Übereinstimmung herauskommen oder nicht. Das schien mir vorteilhaft. Auch auf den Unterschied zwischen Grammatik und Logik bin ich eingegangen und dabei auf Lotze. Ich behaupte entschieden, die Logik ist stumm, und habe den Satz „die Last drückt", den Lotze als Beispiel anführt, logisch dargestellt. 3) Die hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, eine Charakteristik des Chinesischen (mit 4 Seiten Text und Analyse), Barmanischen (hinterindischen), Dajakischen (auf Borneo, polynesisch), Jakutischen (Tatarischen), Mexikanischen als Prototyp, und Grönländischen als Vollendung des Amerikanischen mit Notizen über einige andere Nordamerikanische Sprachen, endlich des Ägyptischen, Arabischen (mit eingestreuten Notizen über das Hebräische und Chaldäische) und Indogermanischen. Das sind wohl beinahe 12 Druckbogen. 4) Die Classification – das letzte Stück der Abhandlung. Nun aber fehlt eben in dem zurückgelassenen Manuscript noch das Kapitel über das Indogermanische. Es fehlen lassen, geht nicht. Jeder Leser würde es ungern vermissen. Also muß ich es hier nachträglich ausarbeiten, und ich bin in diesen Tagen schon daran gegangen. Ich hoffe doch, der Welt ein Buch zu liefern, das bis jetzt einzig ist, und das auch etwas wert ist. Der Titel soll sein: Die Classifikation der Sprachen, eine Darstellung der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus für Sprachforscher und Psychologen. Letztere werden ein schönes Material bekommen, und ich glaube, Waitz würde Besseres gesagt haben, wenn ihm solch ein Buch zu Gebote gestanden hätte. Indessen, wer weiß? Aber das weiß ich, der muß ein guter Psycholog sein, der etwas aus meinem Buche macht. In 14 Tagen hoffe ich, auch mit dem Indogermanischen fertig zu sein und dann ungesäumt an den Prometheus[3] zu gehen. Wenn Du kannst, arbeite auch Du etwas für unsere Zeitschrift...

Nun, die See! Ich überzeuge mich von neuem, daß ich keinen Sinn für sie habe. Ich gestehe zu, sie bietet ein schönes Farbenspiel; aber die Farben sind kalt, glatt; nicht tot, aber des Toten, Leblosen, des Steines. Die See ist durchaus ungemütlich. Wie zieht das saftige Grün der Pflanzenwelt den Blick an sich! Wie saugt sich das Auge daran fest! An den Wellen knickt der Blick um, prallt ab, die See ist weglos und unfruchtbar. Und diese ewige Bewegung, die doch nicht die Bewegung des Lebens ist! Diese Ruhelosigkeit! Die See paßt nicht in meine Symbolik. Dieses ewige Belecken des Strandes und das kokette Zurückziehen kommt mir so buhlerisch vor. Wenn aber, wie gestern, großer

[3] „Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus", in: „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", Bd. II, 1862, S. 1–29.

Wellenschlag ist, daß eine Welle über die andere stürzt und brausend zusammenbricht, dann ist sie so recht das Bild des רשע[4]...

Sonnabend, den 18. abends

Aus Vorstehendem siehst Du, lieber Lazarus, daß ich ohne mein Denken abzubrechen von Berlin hierher gereist bin, was in früheren Jahren nicht so war. In Stettin habe ich mich aber doch ein wenig umgesehen, habe denn auch den Königspalast in Augenschein genommen: ein großer Platz, länglich. An dem einen Ende, fast die ganze Breite einnehmend, steht das Schauspielhaus, im Style des Dresdener, wie mir schien, aber kleiner. Davor steht die Statue eines Mannes, der wahrlich kein Schauspieler war, nämlich Friedrich Wilhelm III. Die Leute scheinen gar keinen Sinn mehr für das Passende zu haben. Die Statue, von Drake, ist auch wunderlich genug. Ein Hermelin und ein Lieutenants-Degen, die eine Hand auf dem Herzen, die andere rhetorisch ausgestreckt. Wenn man sich auch schon einmal einen König als Redner denken will, so fragt man sich, was dieses Schafsgesicht wohl sagen kann. In der Mitte des Platzes der Länge nach steht der alte Fritze, ebenfalls zu Fuß und in Marmor, im Style unsers Ziethen-Platzes, aber in Gesicht und Körperhaltung die straffste Energie, voll Leben, zu viel Leben vielleicht für statuarische Kunst. Vielleicht wollte man den schlaffen Großneffen nicht neben den kräftigen Großonkel stellen...

Heute Abend faßte ich die Hoffnung, daß ich mich noch sehr mit der See befreunden könnte. Mir ist etwas fast Wunderbares begegnet. Ich trat gegen 7 Uhr an den Strand und fühlte doch, wie mir diese weite, dunkelgrüne, gekräuselte Fläche zu imponieren anfing. Es war ein geringer Wellenschlag, und den Strand entlang gehend, haftete mein Auge an den Wellen, deren Saum die untergehende Sonne erleuchtete. Nun sank sie unter die Wolken feurig glühend und löschte im Meere aus. Ein herrliches Rot blieb zurück. Da sah ich mir die Wolken näher an. Schon neulich bemerkte ich, daß mir die Wolken gar nicht am Ende des Horizonts zu stehen schienen, der reichte noch weiter hin, und die Wolken standen selbst in mehrfacher Linie und hatten eine Tiefe. So wars nun heute wieder, und es schien mir immer klarer zu werden. Ich hatte bald die wundervollste Decoration vor mir: eine Gebirgslandschaft dehnte sich vor mir aus, in der ich deutlich Gebüsch und Wiese unterschied und einen breiten Weg, der hinaufführte zu den Felsen, auf denen Ruinen oder weiß glänzende Häuser standen. Das trat mir immer näher vors Auge und ward dann wie eine schwebende Brücke über das Meer, und ich sah unter diese Brücke weg über das Meer in den glänzenden Himmel. Endlich schmolz das Meer zusammen zur Breite eines mäßigen Flusses; am jenseitigen Ufer aber begann erst ein unabsehbares Meer, ganz still, mit durchsichtigen, hellblauen Fluten. Und die Gebirgsbrücke senkte sich und spiegelte sich mit

[4] „Frevler", offenbar mit Anspielung auf Jesaias 57, 21: „Die Frevler sind wie ein aufgepeitschtes Meer." (B.)

den hervorragendsten Spitzen in jenem reineren Meere. Ich war ganz starr stehen geblieben und wie in einer Vision, ergriffen, wie noch nie von einem Blicke. Als ich endlich durch eine unwillkürliche Bewegung herausgebracht ward, spürte ich einen Schmerz im rechten Bein, das ich nach hinten gestellt und worauf ich mich gestützt hatte. Wie lange ich so gestanden haben mag, weiß ich nicht.

Mittwoch, den 22. Abends

Ich befreunde mich immer mehr mit der See, besonders, wenn sie ihr tiefblaues oder ihr silbergraues Kleid an hat. Ihr Stein- und Schlangengrün aber bleibt mir unangenehm...

Ich sitze schon mitten in der Darstellung des sanskritischen Stammes, habe aber noch viel damit zu tun. Je mehr hier geleistet ist, desto größer ist unwillkürlich die Aufgabe geworden, die ich mir gestellt habe. Statt der bloß analytischen Darstellung, die ich bei den andern Stämmen gegeben habe, erstrebe ich hier eine genetische, und die ist denn doch sehr schwer...

Wie steht es denn mit meinen Aussichten auf Bern?[5] Du hast darüber in der letzten Zeit gar nichts bemerkt; also fürchte ich, es steht eben nicht gut. Ich bin jetzt in dem Stadium, wo ich nicht hoffe, sondern wünsche, und zwar augenblickliche Befriedigung. Solch ein Stadium kann seiner Natur nach nicht lange anhalten. Dann gehe ich über zum absoluten Verzicht und richte mich darnach ein...

Gruß von Deinem Bruder
Chajim

[5] Lazarus hatte gehofft, für Steinthal ebenfalls eine Dozentur an der Berner Universität vermitteln zu können.

[175]

Berlin, den 1. November 1860

Lieber Lazarus, Nun geht es schon wieder, mein Gleichmut ist seit gestern oder allenfalls vorgestern wieder hergestellt – so gut wie möglich. Die vorigen Tage aber, von Freitag bis Montag, war mir zu Mute wie in jenen ersten Wochen meines Pariser Aufenthaltes. Wie damals auf den Boulevards ging ich unter den Linden und weinte schluchzend, ohne es hindern zu können. So lange ich was im Kopfe hatte, wars gut; aber auf der Straße bin ich müßig, der Druck auf das Herz fällt fort, und es läuft über, dessen es voll ist. Mir ist dabei Folgendes eingefallen. Geistesgegenwart ist wohl nur die Übertragung von présence d'esprit und kein ursprüngliches Deutsch. Der Franzose hat diese Eigenschaft in hohem Grade, der Deutsche in geringerem, ich am

wenigsten. Schlagfertigkeit scheint mir echt deutsch, ist aber nur eine besondere Art der Geistesgegenwart. Diese ist auch verschieden von Takt, aber eine notwendige Bedingung für den Takt. Sie setzt die größte Schnelligkeit der Bewegungen der Vorstellungsmassen voraus; denn es muß alles in der Gegenwart, im Nu, geschehen. Langsamkeit ist ihr also entgegengesetzt, aber ist nicht der hauptsächlichste Grund ihres Mangelns; sondern der liegt in der großen Förderung und Hemmung, welche Affekt und Gefühl auf die eine und auf die andere Masse im Gegensatze zum Zweck des Augenblickes ausüben.

Spricht man denn aber wohl von Gefühlsgegenwart? und vom Mangeln desselben? Ich glaube, daß wirklich so etwas existiert. Der große Schauspieler hat Gefühlsgegenwart im höchsten Grade; ich habe weder Geistes- noch Gefühlsgegenwart. Ich fühle Vergangenes und Zukünftiges, aber die Gegenwart trifft mich meist mit Erstarrung, mit Stocken. Es bleibt mir ein ganz unbestimmter Druck. So war mir auch, als ich Euch Freitag früh abreisen sah...

Dein Bruder
Chajim

[176]

Berlin, den 6. November 1860

Lieber Lazarus,

... Der Druck des Heftes unserer Zeitschrift soll nächstens beginnen[1]... Es fehlt aber noch an Material. Dein Aufsatz über Mythologie soll den Anfang machen... Du hattest mir in Deinem Briefe einen Aufsatz über „Verschmelzung" versprochen. Kannst Du ihn schnell liefern? Schwerlich. Aber könntest Du nicht etliche Miscellen geben? Späne müßten doch genug von Deinen jetzigen Studien abfallen. Es wäre nicht gut, wenn das erste Heft ganz ohne Deine Mithilfe erschiene. Also tu, was sich tun läßt[2].

Von meinen Definitionen habe ich keine weggelassen und keinen Namen geändert. Indem ich nämlich Deinen Brief vorholte, fand ich, daß ich dort nur für solche Dinge neue Namen habe, welche bei Dir in dieser Gestalt nicht vorkommen. Mein „Vorstellungsverband" kann auf Deiner Association, Anfügung, Complication beruhen, ist also ein allgemeines Wort, das bequem ist und der innigeren Verschmelzung gegenüber tritt. Regung umfasst Vor-

[1] Das erste Heft des 2. Bandes der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (Jg. 62), das mit St.s Abhandlung über „Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus" beginnt; die folgenden Ausführungen des vorliegenden Briefes beziehen sich auf den zweiten Teil der Abhandlung, die psychologische Analyse des Mythos, in der St. zunächst die Begriffe „Verband", „Verschmelzung", „Verflechtung" (von Seelenregungen) und „Apperception" definiert (Seite 13 f.).

[2] Lazarus ist in diesem Heft mit dem Beitrag „Verdichtung des Denkens in der Geschichte" (S. 54 ff.) vertreten.

stellung, Gefühl und Trieb. Complication und Verschmelzung führst Du in Deinem Briefe bloß auf, ohne sie zu erklären, und ich weiß wirklich nicht, wie Du beide gefaßt hast. Ich habe aber durchweg das Vertrauen, daß Deine Bestimmungen die meinigen nur ergänzen und schärfer fassen werden. Ich fürchte keinen Widerspruch noch Umstoß. Die Definitionen aber, die ich gegeben habe, finden wirklich in der folgenden Anwendung ihre Giltigkeit. Du magst ihnen später die Richtigkeit geben, oder gleich wenn Du willst.

Über Apperception habe ich verwiesen und dann so definiert: „Apperception ist der Prozeß, welcher entsteht, so oft sich etwas dem Geiste zur Erkenntnis, Beurteilung oder Aufnahme darbietet, zwischen dem Aufzunehmenden einerseits und bestimmten älteren Vorstellungen, vermittelst deren die Aufnahme geschehen soll, andererseits." Dies ist eine Namenserklärung, die dem Leser willkommen sein wird. Wer mehr wissen will, kann nachlesen...

Dein Bruder
C.

[177]

Montag, den 12. November 1860, Abends 10 Uhr

Lieber Lazarus,

... Ich ging also ins Concert, und ganz allein. Die Ouverture zum Idomeneo, das war das erste Stück. Ich war spät gekommen und fand nur ganz hinten einen Stehplatz, kurz alle meine Abstraction war nötig, um zu hören; gespielt ward wohl auch nicht gut. Doch ich fand, es war eine ergreifende Composition, und ich bekam Achtung vor Mozart. Aber wie ward das anders, als nun die A-dur Symphonie von *Beethoven* kam! Da begriff ich, was es heißt: die Brust hebt sich, das Herz schlägt höher; ich begriff, was das ist, das Herz stehlen, und wie das Herz hüpft und wie es sich in Freude wälzt. Und als das Adagio kam, da konnte ich nicht länger an mir halten, bedeckte das Gesicht mit dem Tuch und weinte und weinte. Und dann trug mich die heitere Welle, ließ mich zum Scherz durch einen Ton einen Augenblick tief sinken, hob mich aber gleich wieder empor. Ich war weich und war glücklich. Eine Haydnsche Symphonie entließ mich endlich beruhigt. Aber ich konnte Dir doch gestern Abend nicht schreiben.

Heute Abend habe ich Pauls Grafen von der Esche[1] gelesen. Wie Paul dazu kommt, begreife ich nicht. Er tut mir leid. Von einzelnen Schönheiten rede ich nicht, davon abgesehen ist hier weder Ideal noch Leben. Der Kritik kann es nicht gefallen, und dem Publikum wird das auch nicht gefallen. Was für Geschichten sind das, und was gehen sie uns an. Ich fürchte, Paul hat sich alle

[1] Paul Heyse, Die Grafen von der Esche, Schauspiel in 5 Akten, München (Textbuch ohne Jahresangabe). Später in: Gesammelte Werke, Bd. 20, Berlin 1872.

tragische Kraft halb wegräsonniert, halb weggerücksichtelt. Wenn ihm das Stück etwas gilt, so ist er verloren. Ob es möglich wäre, ihn auf und aus seiner Ästhetik und seinem Hof und Gott weiß, woraus sonst noch, herauszurütteln! Aber ich wenigstens weiß garnicht, wie es in seinem Innern aussieht, was er denkt und will, und wenn man das nicht weiß, läßt sich nichts tun. Sollte er vereinsamt sein? Oder lebt er unter schlechten Einflüssen? Er tut mir leid, leid, leid...

Dienstag Früh.

... Ich komme auf Pauls Grafen von der Esche zurück. Das Stück scheint auch seiner Mutter nicht zu gefallen, und sie wünscht, es möchte hier nicht gespielt werden. Indessen ist es eingereicht und vielleicht schon angenommen[2]. Was nun das Publikum und die Kritik dazu sagen wird, weiß ich nicht und geht mich nichts an... Man muß bedenken, daß auch Shakespeare nicht lauter Othellos gedichtet hat, sondern auch Wintermärchen. Er hat es einmal auch so machen wollen. Wenn Paul so spricht, bin ich allenfalls zufrieden. Schlimm aber ist, daß während Shakespeare uns von vornherein in eine Märchenwelt versetzt, nur unsere Phantasie frei schalten läßt und den Verstand beseitigt, Paul uns in der wirklichen geschichtlichen Welt läßt; da kommt denn auch der Verstand mit seinem kalten Urteil und will sich kein zufälliges Spiel vormachen lassen. Überdies scheint mir allerdings Paul in eine Richtung geraten zu sein, alle Stücke glücklich enden zu lassen. Paul liebt seine dramatischen Helden; er hat nicht die Festigkeit, ihnen den Dolch ins Herz zu stoßen, sondern er will sie gerettet sehen, er ist zu weich, zu nachgiebig. Darum zerrt und zupft er so lange an den Geschichten, bis sich alles in Freude auflöst. Das ist das Unglück der Kleinstaaterei. Der tragische Dichter muß die Kraft haben, die größte Persönlichkeit dem allgemeinen Zweck zu *opfern*. Das kann man nur, wenn man die Größe dieses allgemeinen Zweckes vor Augen hat und das ganze Bewußtsein davon durchtränkt ist. *Wie* soll dies aber in einem Dichter an einem kleinen Hofe – erstlich Hof, und zweitens klein – möglich sein! ... So war alles zu einer herrlichen Tragödie vorhanden, die dem Shakespeareschen Othello hätte können den Rang ablaufen. Aber ein Münchener Hof verträgt das nicht, und so hat Paul alles verpfuscht. Wahrhaftig es ist schade um das Stück, und, wie ich fürchte, um den ganzen Paul...

Steinthal

[2] Heyse reichte das Schauspiel nicht der Berliner Hofbühne ein, weil er es im Einvernehmen mit seiner Freundin Julie Rettich für das Wiener Burgtheater bestimmt hatte, wo es unter der Regie von Heinrich Laube am 11. Januar 1861 uraufgeführt wurde.

[178]

Berlin, den 1. December 1860

Lieber Lazarus,

Wenn Du gewußt hast, welche Freude mir Deine gestern empfangene Sendung machen mußte, so hat Dir auch die Mühe, die Du auf die Arbeit verwendet hast, nicht leid getan. Ich aber wollte Dich nicht so drängen, wie ich gemocht hätte, weil ich mir denken kann, wie angestrengt Du jetzt bist. Aber die Späne mußt Du sammeln, sie geben ein schnelles Feuer, und die Kohle wärmt lange nach. – ... Wir müssen suchen, mehr Mitarbeiter zu bekommen ... Neulich sagte mir Dilthey[1] Dinge über unsere Zeitschrift, die teils Unverständnis, teils arges Mißverständnis verrieten. Ich wünsche sehr, daß solche Ansicht nicht verbreitet sei. Wir würden, meint er, ganz andern Erfolg mit der Zeitschrift haben, wenn sie überhaupt für philosophische Geschichte wäre; dann würden wir bedeutende Historiker heranziehen können. Durch unser erstes Heft müßten sich Leute wie Gervinus[2], die in sich fühlten, daß sie für Philosophie der Geschichte Großes geleistet haben, zurückgestoßen und beleidigt fühlen. Wir erklärten, daß alle Leistungen dieser Männer nichts seien, Vorarbeiten, Material; das Rechte müsse erst noch kommen; wir, die wir doch auf dem Gebiete noch gar nichts geleistet hätten, spielten die Meister.

[1] Wilhelm Christian Ludwig Dilthey (1833–1911), Historiker und Philosoph; Professor der Philosophie u. Ästhetik in Basel (1866), Kiel (1868), Breslau (1871) und seit 1882 an der Universität Berlin. D. begründete eine geschichtliche Lebensphilosophie, unter Ablehnung jeglicher Metaphysik. Für die „Geisteswissenschaften", die er von der Orientierung an den Naturwissenschaften löste, entwickelte er in einer systematischen Grundlegung besondere Methoden u. Prinzipien, die von großem Einfluß waren auf die philosophische Entwicklung (Einleitung in die Geisteswissenschaften..., I. Bd., Berlin 1883) und auf die Nachbardisziplinen (z. B. die Literaturwissenschaft). Hilfsmittel der Geisteswissenschaften ist eine „beschreibende" Psychologie, die drei, immer wiederkehrende Grundtypen der Weltanschauung unterscheidet („Die Typen der Weltanschauung...", Berlin/Leipzig 1911). In seinen geisteswissenschaftlichen Arbeiten, die bisher in 12 Bänden gesammelt erschienen, zeigt er den Zusammenhang von Person, Werk und Zeitlage: „Das Leben Schleiermachers", Bd. I, Berlin 1870; „Die Jugendgeschichte Hegels", Berlin 1905; „Weltanschauung u. Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation", Berlin 1913.

[2] Georg Gottfried Gervinus (1805–1871), Historiker; seit 1836 o. Prof. für Geschichte u. Literaturgesch. in Göttingen, 1837, zu den „Göttinger Sieben" gehörend, des Landes verwiesen. 1844 Honorarprof. in Heidelberg; Gründer der „Deutschen Zeitung" (1847) und Mitglied der Nationalversammlung (bis 1848). G. wollte nicht die ästhetische oder biographisch isolierte Literaturbetrachtung, sondern den histor. Zusammenhang, die Ideen, Tendenzen u. Bewegungen einer Epoche zeigen: „Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen" (seit 1853: „Geschichte der deutschen Dichtung"), 5 Bde., Leipzig 1835–42. Als Historiker Gegner Rankes; für die geplante „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig 1855–66) schrieb er eine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jh.s" (Leipzig 1853), die ihm eine Anklage wegen „Aufforderung zum Hochverrat und der Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" und den Verlust der venia legendi eintrug.

Jene Männer könnten sich gar nicht auf unsere Einladung einlassen, weil sie damit ihre eigenen Leistungen als unwesentlich herabsetzten; das könne von Niemandem verlangt werden. Da nehme denn jeder eine abwartende Stellung ein, was wir wohl zu leisten vermöchten[3]. – Was hilft da alles Gegenreden? Nun erkläre ich, was Vorarbeit, Material heiße; ich erkläre, daß eine Zeitschrift nicht wie ein Buch Leistungen verspricht, sondern zu Arbeiten auffordert. Was hift alles? Das Vorurteil steht fest; man liest so wenig, wie man hört. Und dann meinte Dilthey, solche geschichtsphilosophischen Entwicklungen seien die Hauptsache und die *ganze* Sache; die psychologischen Gesetze, die wir hinzufügten, seien sehr gleichgültig. Damit ist denn doch die Sache zu Ende. Und ich fürchte, Viele, Viele denken wie Dilthey, und unser Unternehmen kommt 10–15 Jahre zu früh... Wir können nur auf junge Leute rechnen, denen ein Licht aufgeht. Die aber sind bescheiden und warten auf unsere Arbeiten. Daß an ihn die Einladung ergangen, bedenkt keiner. Jeder meint, wir hätten unsere Leute schon. Der eigentliche Grund aber dieses Benehmens ist doch die Unfähigkeit. Denn wer kann, der legt auch Hand an.

Leb wohl! Grüße Deine Frau und Deine Schwestern. Jetzt kann ich Deiner Frau nicht schreiben. Das Heft muß mir erst aus dem Kopfe. Überhaupt aber dürfte wohl die Zeit meiner Schreibseligkeit vorüber sein, leider ohne daß ich redseliger geworden wäre.

[3] Dilthey schrieb selbst im Frühjahr 1859 an seine Schwester Marie (Lade): „... Ohnehin habe ich gegen die Auffassung der Frage, um die es sich da handelt, vielfache wissenschaftliche Bedenken. Aber da ich fürchte, daß Philologen und Historiker, besonders die ersten, die ja oft so unsäglich eng von Begriffen sind, zu kurz absprechend sein werden und gegen die ganze, offenbar doch richtige Absicht, feindlich gestimmt: so ist es wohl nöthig, daß sich im Publikum hier und da eine den Sachverhalt auseinandersetzende Stimme hören lasse..." (Aus: Der junge Dilthey, Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern – 1852–1870. Hg. von Clara Misch. Leipzig/Berlin 1933, Seite 69).

[179]

Berlin, den 15. Dezember 1860

Lieber Lazarus, Unser Heft ist nun endlich fertig; diese Woche wird es ausgegeben. Du wirst hoffentlich mit ihm zufrieden sein. Was Du über das Einzelne in ihm denkst, hoffe ich bald aus Deinem Munde zu hören. Auch der Prospekt wird neu ausgegeben. Ich habe ihn geändert, und zwar so: zuerst die Einleitung – Aufgabe der Völkerpsychologie – wie Du sie geschrieben hast; alles Folgende aber über die einzelnen Rubriken habe ich weggelassen und dafür Dinge gesagt, zu denen mich eine Unterredung mit Dilthey veranlaßte, wovon ich Dir wohl neulich geschrieben habe...

Dein Bruder
Chajim

[180]

Berlin, den 3. Januar 1861

Lieber Lazarus,

Als Du gestern Abend packtest, da war mir, wie wenn *ich* abreise, und es war Ebbe in mir; als Du zur Tür hinaus warst, stieg die Flut. Ich stellte mich eine Minute an den Ofen, dann aber dachte ich, laß es in Briefe fließen und schrieb so zuerst an Jeannettchen, dann an Deine Frau[1]. So wurde es 11 Uhr. Ich lag lange ohne einzuschlafen, und dann waren die Träume da. Aber ich bin heiter aufgewacht und weiß noch garnicht, wie ich es überwinden werde, daß ich nicht zu jedem Bekannten statt des Grußes sage: Ich bin verlobt mit J[eannette].

Adieu!
Dein Bruder
Chajim

[1] Lazarus war in den Weihnachtsferien für einige Tage wegen dringender Vormundschaftsangelegenheiten – von Bern – nach Berlin gefahren. Steinthal hatte ihm dort seinen Wunsch anvertraut, Jeannette, eine jüngere Schwester von Lazarus, zu heiraten.

[181]

Berlin, den 8. Januar 1861 מזל טוב[1]

Lieber Lazarus,

Du weißt vielleicht noch nicht, – nicht, daß ich kein großer Sänger bin, denn das weißt Du; aber – daß ich viel singe, wenn ich nämlich keinen Zuhörer habe, es sei denn einen unfreiwilligen Lauscher. Dieser Gabe des Gesanges freue ich mich recht. Wenn ich in mir vertieft bin, bringt mich mein Lied zum Bewußtsein über meine Stimmung. Denn je nach der Stimmung bricht absichtslos das Lied hervor. Damit mache ich mich dann frei. Daran habe ich auch einen Regulator meiner Stimmung; denn hat das Singen erst begonnen, so kann ich von den נגונים am תשעה באב und נוראים ימים[2] aufsteigen bis zum rauschenden קדיש am מוסף של יו"ט[3]. Als ich nun heute Mittag kurz vor 12 Uhr Dein Telegramm[4] gekriegt hatte und mich gleich anzog, um zu meinem Bruder zu gehen, da sang ich auch und zwar אנא ה' הושיעה נא[5]. Meines Bruders Benehmen muß ich anerkennen. Es ist etwas, daß ein Mensch, der in

[1] „Gut Glück!", „Glückauf!", Wunsch zu freudigen Ereignissen. (B.)
[2] Melodien der Gesänge am Tischa be-aw und an den hohen Feiertagen. (B.)
[3] Kaddisch (wohl keduscha gemeint) am Mussaf von Feiertagen. (B.)
[4] Das Telegramm mit dem Ja-Wort von Jeannette. Die Hochzeit fand am 20. Oktober 1861 statt.
[5] „O hilf doch" aus dem Hallelgebet. (B.)

Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin

seinem Berufe gewöhnt ist, seinen Glauben (Credit) nach Zahlen zu bestimmen und nur zu Schwarz auf Weiß vorm Auge Vertrauen zu haben, sich sagt: hier mußt du aus deinen Gedanken heraus dich in eine andere Welt versetzen, wo das Wort die [ge]offenbarte Kraft des Willens ist, eine Realität ausdrückt, und wo sogar dieses Wort fehlen kann. Den Wunsch kann er freilich nicht unterdrücken, ich möchte, wenn auch noch so bald zur Hochzeit, doch noch früher zur Professur kommen. Das ist aber eine gerechtfertigte Praktik...

Donnerstag.

Ich habe noch heute an den Vater[6] geschrieben, und zwar hebräisch. Es war mir natürlich nicht um ein Kunststück zu tun; sondern weil es mir in diesem Falle natürlich war, hebräisch zu schreiben. Wenn ich nicht aus der individuellsten Beziehung heraus schreibe, werden meine Briefe wunderbar nichtig, fade und formlos zugleich; meine Beziehung zum Vater aber konnte nur eine hebräische sein. So konnte ich ihm noch das Meiste sagen. Jetzt eben fällt mir ein, daß ich etwas vergessen habe. Ich habe um des Vaters Liebe gebeten und nichts von meiner zu ihm gesagt. Nun, der Vater wird meine Liebe aus dem Schweigen herauslesen. An meine Mutter habe ich schon Dienstag geschrieben.

Ja, nun wirst Du mir noch einmal Bruder, nachdem Du es schon potenziert warst; und wirst Du mir nicht auch Vater? Wollte Gott – Deinetwegen! – ich könnte Dir sagen: הלא אנכי טוב לך מעשרה בנים[7].

Adieu, Doppelbruder und Vater!
Der Deinige und wäre ich zehnfach
Chajim

Liebe Schwester, Es handelt sich, wie ich die Sache ansehe, um nichts Kleines; es kommt darauf an, auf dieser Erde ein Verhältnis zwischen 4 Menschen zu verwirklichen, das für diese Welt zu schön zu sein scheint, zu ideal. Und andererseits kommt mir die Sache nicht einmal schwer vor. Ich denke, Gott hat uns innerlich mit solchem Reichtume gesegnet, daß wir wohl ein Leben zu führen vermöchten, an dem Er Wohlgefallen findet. Wenn wir alle Kleinigkeiten als Kleinigkeiten nehmen und vor dem Großen gar keiner Beachtung wert halten: wie schön kann alles werden! Wir haben wahrhaftig eine Verbindung zu pflegen, die Gott gestiftet hat, wenn irgend eine. In der Welt sind Ehen nicht häufig, Geschwister selten, Verwandte nur dem Namen nach, Freundschaft – wer glaubt an sie? Aber bei uns soll alles dies vermehrfacht ineinander greifen. O Gott!

Ich danke Ihnen für Ihren ausführlichen Bericht über den Hergang am Dienstag Vormittag. Ich kann ihn mir nun lebhaft vorstellen. Mein Gemüt

[6] An den Vater von M. Lazarus, Aron Leb Lazarus.

[7] „Bin ich Dir nicht teurer als zehn Kinder?", I. Buch Samuelis 1, 8. (B.)

geht in Jeannettchens Ja so völlig auf, daß ich darüber alles Praktische vergesse. Bis Ostern bleibt alles geheim. Der Heyse[8] und dem Kleeblatt Wehrenpfennig[9], Müller[10] und Dilthey[11] werde ich es als Geheimnis mitteilen...

Lieber Lazarus,

Gestern erhielt ich einen Brief von einem Verwandten in Dessau, daß dort die Stelle des Bibliothekars an der Herzogl. Bibliothek durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigt sei. Mir wird geraten, direkt beim Herzog um die Stelle anzuhalten, wenn ich überhaupt sie haben wollte? Was denkst Du? ...

[8] Der Mutter von Paul Heyse.

[9] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 15.

[10] Von diesem Müller erzählte Wilhelm Dilthey seiner Schwester Marie zu Neujahr 1859 (in: Der junge Dilthey, Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern 1852–1870, S. 58 ff.): Müller sei schon während der Schulzeit mit Wehrenpfennig befreundet gewesen, habe mit ihm zusammen Theologie studiert und sei wie Wehrenpfennig sehr nationalistisch. Nach dem Studium und einer kurzen Praxis als Pädagoge in Hamburg und Elberfeld trieb er vor allem Geschichte an der Universität in Berlin.

[11] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 178.

[182]

Berlin, den 19. Februar 1861

Lieber Lazarus, ...„Geduld, Einsehen und gute Gesundheit" – ein schönes Kleeblatt! aber schwer zu finden. Gott weiß, in welchem Walde das wächst. Was Einsehen und Gesundheit betrifft, die will ich ganz dem lieben Gott anheimstellen, und das Körnchen Geduld, das ich habe, werde ich versuchen, in einem Topf großzuziehen. In Entsagung eingepflanzt, begossen mit Stolz und mit Demut, wird es wohl fortkommen, da es an schönem Sonnenschein nicht fehlt; es wäre ja sogar alles sehr gut, wenn nur die Luft nicht so übel wäre, was durch die vielen, klugen und dummen, Esel bewirkt wird. Was wird für Geld verschleudert! und wofür! Man darf nicht daran denken.

Daß ich zu meinem Bruder[1] ziehe, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Meine Schwägerin würde es mir übelnehmen, wenn ich anderswo eine Stube mietete...

Ein Bild der Freude hatte ich kürzlich an unserem kleinen hübschen Theodor[2]. Man hatte die beiden Mädchen Rosa und Grete, um etwas zu holen, in den Keller gegenüber dem Hause geschickt und ihnen gesagt, auf der Straße ein wenig zu verweilen. Nun ließ man den Jungen durch das Fenster auf die

[1] Hermann Steinthal, der ebenfalls in Berlin lebte.

[2] Der Sohn von Hermann Steinthal und dessen Frau Bertha.

Straße sehen. Er starrte stumpf durch die Scheibe. Nun fing Grete an, umherzuspringen, wie sie in der Stube um ihn zu springen pflegt, und da erkannte er sie persönlich. Er jauchzte: Dethe! nicht nur der Mund tats, sondern jedes Glied. Dabei flog über das Gesicht nicht nur der Glanz der Freude, sondern auch der Strahl der Erkenntnis. Nur beim Kinde läßt der Körper die Seele so klar durchschimmern. Auch sonst beweist der Junge schon viel Menschlichkeit. Er sollte ein Stück Zucker zurückgeben, weil er es nicht so genommen hatte, wie der Vater es wollte. Statt es hinzugeben, hielt er es fest, trat schrittweise zurück, wollte es in den Mund stecken, zog aber bei jeder Drohung des Vaters die Hand wieder zurück. Als er an der entgegengesetzten Wand angelangt war, der Vater aber immer wieder drohte, lief er auf ihn zu und legte schmeichelnd den Kopf auf den Schoß. – Ist nicht auch das merkwürdig? Dem Kinde hat doch kein Mensch etwas zuleide getan. Jeder zeigt sich ihm freundlich und gut. Woher also könnte er etwas von bösen Menschen wissen? Nun wohnt gegenüber, ein Restaurant, ein alter Kerl mit grauem Demokratenbart und eben solchem Haar an beiden Seiten, sonst aber eine Glatze. Vor diesem Anblick erschrickt neulich der arme kleine Junge, daß man zu tun hatte, ihn wieder zu beruhigen. Er schien das Bild nicht los zu werden und schrie immer wieder: nein, nein. Ganz ebenso erschrak er vor einem Manne mit Mausefallen. Er fühlt also das Häßliche unmittelbar als das Böse, Beschädigende.

Ich war heute Nachmittag wieder bei der Heyse... Pauls Grafen[3] sind hier nicht unter den auf unserer Bühne zu erwartenden neuen Stücken aufgezählt. Paul schreibt entzückt von Geibels Brunhilde[4], die in München vortrefflich gegeben werde...

Euer Bruder
Chajim

[3] Vgl. Anm. 1 u. 2 zu Nr. 177.

[4] Emanuel Geibel (1815–1884), das Haupt der sogenannten „Münchener Dichterschule", die durch die Tafelrunde König Maximilians II. in München gebildet wurde. Dank eines stark ausgeprägten Formgefühls erwies er sich als gewandter Übersetzer griechischer, römischer, französ. und span. Lyrik, in den eigenen Werken – Gedichten u. historischen Dramen – blieb er jedoch weit hinter seinen Vorbildern der klassischen u. romantischen Literatur zurück. – „Brunhilde. Eine Tragödie aus der Nibelungensage." Stuttgart 1858.

[183]

Berlin, den 6. März 1861

Lieber Lazarus,...

Besten Dank, liebe Schwester, für Übernahme der geschäftlichen Correspondenz. – Wenn man vom Denken guten Appetit bekäme, so würden die Materialisten darauf schwören, Denken ist Magentätigkeit. Da nun aber Verdauung und Denken im Gegensatze zu einander stehen, so können wir viel-

leicht sagen, daß jene Leute Materialisten sind, weil sie so gut verdauen. – Bei B.[1] bin ich nicht persönlich gewesen. Das war vielleicht unartig. Indessen Unterlassungssünden nehme ich mir wenig zu Herzen, weil ich denke: immer noch besser so, als wenn du was Dummes gesagt oder geschrieben hättest; denn das wäre eine positive Sünde. Und es ist wahr, selten daß ich mit den Leuten verkehrte, ohne eine Dummheit zu sagen oder zu schreiben. Ich meine alles ganz unschuldig und bin immer des Todes verwundert, wenn ich merke, wie die Leute alles ganz anders verstehen, als ich es gesagt haben wollte. Also kein Mitleid mehr mit mir! Früher war ich allein; und jetzt bin ich getrennt. Das ist freilich ein Unterschied. Und nun sag ich so: Getrennt sein ist zwar schlimmer als allein sein; aber hier heißt es, man müsse von zwei Übeln das Größere für kleiner halten. Und wenn Sie je wieder von mir eine Klage über diese Trennung hören oder lesen, sollen Sie mich einen Schwächling nennen dürfen.

Ihr Bruder
C.

Paul ist in Wien gewesen, wo seine Grafen von der Esche mit vielem Beifall aufgeführt werden[2]. Persönlich ist er von allen dortigen literarischen oder künstlerischen Notabilitäten sehr schmeichelhaft aufgenommen worden. Kurz, er ist entzückt von Wien. Ein brausender Strom auf der alten Heyse ihre Mühle.

[1] Hugo von Blomberg (1820–1871), Maler und Schriftsteller; er besorgte u. a. die dritte Auflage von F. Kuglers „Geschichte der Malerei" (Leipzig 1869) und hatte für die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" gerade eine Abhandlung über „Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen" geschrieben (ZfV, Bd. 1, S. 478–501, und Bd. 2, S. 179–211; 343–377).

[2] Vgl. Anm. 1 u. 2 zu Nr. 177.

[184]

Berlin, [den] 12. Juni 1861

Liebe Schwester, Heute ist des Vaters Geburtstag[1]. Er wird sich seiner Kinder freuen, und ich denke, er gehört zu den glücklichsten Menschen. Vieles ist ihm ja gegeben, und was er nicht hat und leidet, erträgt er in religiöser Ergebung, ohne welche auf Erden überhaupt kein Glück möglich ist. Wer so lebhafte Wünsche hat, daß er sie nicht beherrschen kann, wird nie zufrieden sein, und wäre ihm auch selten viel und ausgezeichnetes Gut gegeben; ihm wird immer noch mehr fehlen, als er hat, und er wird nur sehr schmerzlich entbehren. Eine

[1] Der Geburtstag von Aron Leb Lazarus.

ideale Gesinnung allein gibt uns Herrschaft über unser Begehren, läßt uns genießen trotz und im Verzichtleisten: während Materialismus und, was damit immer zusammenhängt, Egoismus, die Sehnsucht nach dem Besitz des Fehlenden immer herrschend werden und selbst im Genusse verschmachten lassen. Wer nur das zu haben meint, was er leiblich in Händen und im Auge hat, kann nur wenig und selten haben; der Idealismus gibt uns alles zugleich und dauernd. Mit dem Geiste Halten, im Herzen Umschließen ist das einzige Haben; körperlich greifen ist ein bloßes Soll, das nie bezahlt wird. Die leidenschaftliche Reizbarkeit, die immer sehen und tasten muß, ist nicht Lebendigkeit, sondern kindische Schwäche und Schlaffheit des Geistes. Der kräftige Geist braucht nicht Hand und Auge; auch ohne diese holt er sich das Fernste und hat es mehr als nahe – denn Nähe ist doch immer Entfernung, immer Getrenntheit –, er hat es wirklich in sich. Ich habe dem Vater meine Photographie geschickt und in Loschaun hakaudesch[2] gratuliert. Wie mein Geist einmal organisiert ist, bin ich, auch wenn ich in fremder Sprache schreibe, vor Phrasen geschützt, und Hebräisch kommt gerade meiner Kürze entgegen, indem es gestattet, das bloß anzudeuten, was ich sonst ausführlich sagen müßte.

Man sagt, Liebe stifte viel Unheil an auf der Erde. Die Liebe wahrlich tuts nicht; sie ist immer göttlich und tut nur Erfreuendes. Die Leute aber schieben gar zu gern die Schuld von sich auf Anderes; können sie es nicht auf andere Menschen wälzen, dann auf den lieben Gott. Die Liebe würde immer schön sein; aber mangelhafte Bildung und Mangel an Bildung, vorherrschende Sinnlichkeit, Mangel an Idealität, an Zartheit, Egoismus und Rohheit ziehen die Liebe in ihren Schmutz herab, und die soll dann die Schuld für jene tragen, jene entschuldigen, beschönigen! Und wenns Goethe ist! Auch er gehört zu denen, welche Nachtigallen *essen* wollen, weil sie so schön singen. Sie würden auch an Gott bloß glauben, wenn er sich ihnen als gebratene Taube auftischte.

Donnerstag

... Glücklicher könnte ich sein, das weiß Gott; aber obs von meinem Willen abhängt? Es gibt vielleicht unleidlich häßliche Gesichter, welche ein geschickter Maler mit *einem* Pinselstrich in sehr schöne verwandeln kann. Nur schade, daß er so etwas bloß im Bilde und nicht an der wirklichen Person machen kann. Ich glaube auch, daß der Mensch seines Glückes Schmied ist; aber bevor er es wird, ist er schon so gelähmt, daß er garnicht mehr hämmern kann, wie *er* will, sondern wies eben gehen will. Oder er rechnete darauf, er werde in Schmiede-Eisen zu arbeiten haben; man gibt ihm aber sprödes Guß-Eisen, das er nicht gebrauchen kann. Er rechnete auf gehöriges Handwerkszeug; sein Blasebalg aber ist durchlöchert und die Hämmer zu leicht oder zu schwer. Nun schmiede nur! Er tuts auch, bloß nicht, wie er will.

Meine Briefe sind selten zur Beantwortung geeignet: ich glaubs. Es sind Monologe, Tagebuchblätter, Späne; was ist darauf zu antworten? Entweder

[2] „Heilige Sprache", Hebräisch. (B.)

ich schreibe Monologe oder Dialoge; aber mit einem Anderen eine Unterredung führen, eine Correspondenz unterhalten, zu antworten auf das Gesagte und etwas zu sagen, was eine Antwort veranlaßt, das habe ich, bevor ich Schmied war und als ich noch geschmiedet wurde, nicht gelernt.

Warum das Gefühl Gefühl heißt, weiß ich; nämlich weils fühlt. Warum aber der Verstand Verstand heißt, sehe ich nicht ein, da er garnichts versteht. Vielleicht aber heißt er so, weil man sich damit die Wege versperrt...

Lieber Lazarus!... Ich habe Dir wohl nicht einmal mitgeteilt, daß ich vom 7. Mai einen Brief vom Japanisten Hoffmann aus Leyden[3] erhalten habe, worin es heißt: „Sie, den mit mir alle niederländischen Forscher, welche der neueren Richtung folgen, als ihren Meister verehren". Die Adresse: Professor Dr. Steinthal.

Es haben 27 oder 28 Studenten bei mir belegt. Für den Winter habe ich ein Privat- und ein Gratis-Colleg angekündigt: Allgemeine Grammatik und Geschichte der Grammatik.

Adieu! Dein Bruder
C.

[3] Johann Joseph Hoffmann (geb. 1805 in Würzburg, gest. 1878 in Den Haag), Sprachwissenschaftler; zunächst im holländischen Staatsdienst Übersetzer des Japanischen, dann Prof. für oriental. Sprachen und Chinesisch in Leiden. H. schrieb u. a. eine „Japanische Sprachlehre" (dt. Leiden 1877) und gab zusammen mit Ph. Fr. von Siebold „Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan..." (Leiden 1832–54) heraus. Das von ihm begonnene Japanische Wörterbuch konnte er nicht mehr fertigstellen; es wurde vollendet und überarbeitet von Le Serrurier (Leiden 1881–92).

[185] Jeannette Lazarus an H. Steinthal

Montag, den 16. Juni 1861

Wenn ich Dich, mein Leben, nur erst zufrieden und glücklich wüßte. Scheint es mir auch manchmal, als glaubtest Du jetzt mehr daran, es zu werden, so benimmst Du mir dann aber wieder sehr bald die Hoffnung durch entsagende, verzweiflungsvolle Ausdrücke, die mich dann sehr ernst stimmen und tief nachdenken machen. Du hast so Vieles vom lieben Gott erhalten, daß Du Grund hättest, viel glücklicher zu sein, als Du es eigentlich bist. Ich brauche Dir wohl nicht erst vorzurechnen, welche Schätze Dir gegeben sind; es sind solche, die den wenigsten Menschen auf Erden nur zu Teil werden. Du hast Freunde gefunden, wie man sie nicht häufig findet. Wird Dir auch von mancher Seite für Deine Leistungen nicht die rechte Anerkennung gezollt, so mußt Du Dich schon in Geduld darin ergeben und denken, daß schon eine Zeit kommen wird, wo man das Echte und Wahre herausfinden und es dann auch in gebührender

Weise anerkennen wird. Es geht mit dem Prachtstück im Schaufenster auch so. Sieht das nur der ernste Kenner, dann kauft er es gewiß sogleich und gibt gern einen hohen Preis dafür.

Du wirst mich nun gewiß wieder für recht kindisch halten und denken, sie schreibt, wie sie es versteht; aber ich kann mir nicht helfen, so denke ich, so muß ich es Dir auch schreiben. Sieh, wie soll das denn werden, wenn wir uns einmal heiraten, und Du bist immer so unglücklich und unzufrieden, das wäre ja für mich, wo ich bisher so glücklich und harmlos war, ein sehr betrübtes Leben. Denn könnte ich etwas zu Deinem Glücke beitragen, würdest Du es ja auch jetzt schon mehr sein.

[186]

Berlin, den 13. September 1861

Lieber Lazarus, Morgen ist Jom Kippur[1] und dazu Dein Geburtstag. Dieses Zusammentreffen ist nicht übel, könnte mir gefallen. Möge Gott Dein Glück besiegeln! Ich mußte 38 Jahre alt werden, um zu lernen, daß der Mensch zu wünschen habe: Gott erhalte uns, was wir haben; weil es schmerzlicher ist, zu verlieren, als ein [nicht?] Gehabtes zu entbehren, und weil wir doch leicht verlieren und schwer gewinnen. Es gibt aber noch ein Drittes zu wünschen: Gott lasse uns *haben*, was wir haben! z. B. Dich: Zeit, mich: anderes. Ich muß mir doch zu Deinem Geburtstage was wünschen.

Was hilft aber alles Denken über unsere Wünsche! Die Erfüllung ist uns nicht anheimgegeben; aber die Wünsche sinds auch nicht. Wer einen Druck, wer einen Mangel fühlt, der wünscht. Mit dem Gefühl sind die Wünsche gegeben, mit den Genüssen die des Beharrens, mit den Entbehrungen die der Ergänzung. So sind sie nur die Energie der Gefühle und hören nur mit diesen, d. h. mit dem Leben selbst auf. So sind sie aber auch nur die Betätigung der Endlichkeit, d. h. die Selbstnegierung der Endlichkeit, die Anerkennung der Unendlichkeit. Der Wunsch wird früher gewußt als das Gefühl, dem er entquillt, und ist ein Hebel zum Selbstbewußtsein. Er ist der egoistische Zug zum Unendlichen, der uns unsere Endlichkeit kennen lehrt. Das ist er von Natur; und der Wandel der Natur in der Sittlichkeit besteht darin, das egoistische Streben nach Unendlichkeit in die Hingebung an die Unendlichkeit, den Wunsch in die Liebe zu verwandeln.

Adieu, Du Einziger! Dein Bruder

[1] „Tag der Vergebung", Versöhnungstag am 10. Tischri.

Liebe Schwester, Sie sollen entscheiden! Kann ich etwas dafür, daß, wenn ich höre, Sie seien leidend am Fuße, mir unmittelbar einfällt, „und gerade am Fuße ist sie so empfindlich!" Kann ich etwas dafür, und doch ist es so schändlich maliciös! und nun ist noch obendrein, wenn Sie dies lesen, Jom Kippur! Ich hoffe zwar, Sie werden sagen: „nein, er kann nichts dafür". Ich aber weiß doch besser, wie es steht, nämlich viel schlimmer, als wenn Sie nur kurzweg meinten: er kann wohl dafür. Viel schlimmer steht es, wenigstens nach meinem Gefühl. Wenn jemand aus bösem, heimtückischem Gemüt seinen Geist in Malice übt und es endlich dahin bringt, daß ihm dieselbe jeden Augenblick zu Gebote steht: so sehen wir einen unzweideutigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Überwältigt ihn seine Fähigkeit und entfährt ihm die Malice da, wo sie ihm selbst schadet und wo er sie nicht haben wollte: so sagen wir ruhig: das ist die Nemesis. So ist es bei mir nicht. Sondern aus Liebe zur Wahrheit habe ich mich unaufhörlich in einer Denkweise geübt, die sich für die einzige hielt, die zur Wahrheit führen könne – in aller, in vollster Unschuld; diese Denkweise aber ist Sophistik und Malice, sagen mir jetzt die Leute. Daß die Leute hiermit nicht ganz recht haben, weiß ich bestimmt; denn wenn sie recht hätten, dürfte kein gutes Haar an mir sein, da ich ganz und gar von jener Denkweise beherrscht werde infolge langjähriger Gewohnheit. Daß ich aber so ganz schlecht sei, hat noch Keiner behauptet, und wenn ers täte, würde ichs ihm nicht glauben. Also kann ich auch nicht glauben, daß meine Denkweise Sophistik und Malice wirklich ist. Daß sie aber den Schein davon hat, den sie sogar an Jom Kippur nicht abwischen kann, das gestehe ich. Eigentlich und schließlich also ist meine Meinung die: Entweder die Leute haben recht, und ich bin total sophistisch und maliciös, und insofern ich es nicht bin, ist es Gottes Gnade, daß ich es nicht bin, so ist es wahrlich, in meinen Augen wenigstens, das Allertraurigste, was ich mir denken kann, daß ein Mensch so blind sein kann, im Streben nach Wahrheit so vom rechten Wege abzuirren, daß er geradezu beim Gegenteil anlangt. Dann übergebe ich mich lediglich Gottes Mitleid. Oder ich habe recht, ich bin auf dem Wege zur Wahrheit, aber als ein Mensch wie ein Mensch, d. h. das beste Menschliche hat seine Schattenseiten, dann vertraue ich auf Jom Kippur und rechne auf Verzeihung.

Wie geht es nun aber mit Ihrem Befinden? Die Ungeduld hat Gott dem Menschen eingepflanzt, mutet ihm daneben aber zu, Geduld zu üben. Die Härte der Proben ist nicht das Schlimmste, sondern die Dauer...

[187]

Zürich, den 5. Mai 1864

Liebe Geschwister, Wir sind munter hier angekommen... fuhren wir, da ein Fiaker gar nicht mehr zu haben war, mit dem Omnibus in den Falken, und nachdem wir uns frisch gewaschen hatten, zu Schweizer[1]. Er sprach auch sehr bald von Eurer Herkunft[2] mit großer Bestimmtheit; und als wir dagegen bemerkten, daß Ihr noch nichts wüßtet, sagte er, daß schon vorige Woche die Angelegenheit im Erziehungs-Directorium erledigt worden sei, und daß man wohl nur auf Lazarus' Rückkehr gewartet habe, um ihm davon Anzeige zu machen. Man denkt also hier an gar keine Schwierigkeit, und Schweizer freut sich sehr auf Euch...

Euer Bruder
Steinthal

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 34.

[2] Kollegen und die Züricher Regierung bemühten sich seit 1863, Lazarus zur Annahme einer Professur in Zürich zu bewegen.

[188]

Bex [-les-Bains], Canton de Vaud, Suisse, Pension de crochet,
Freitag, 13. September 1867

Lieber Lazarus! Ich glaubte erst, Du würdest übermorgen schon in Leipzig sein. Da Ihr aber erst Mittag Paris verlassen habt, so vermute ich, oder halte ich für möglich, daß Du erst Montag nach Leipzig reisest, Deinen Geburtstag[1] noch mit den Frauen verbringst.

Ich habe Dir nach Leipzig ein Geschenk geschickt, also getroffen wirst Du von mir, Du magst da oder dort sein, die Mandesprachen[2] mit einer Widmung. Es ist wohl nicht möglich, in eine Form alle Beziehungen zusammenzupressen, die uns verbinden. Dort habe ich in einer wissenschaftlichen Arbeit auch nur die wissenschaftliche Seite herausgehoben. Hier hätte ich die gemütliche Seite vorzukehren; aber ich entblöße mich ungern und schwer, und eine Entblößung ist jede Rede, die das Herz aufdeckt. Es gibt auch hier Mysterien, welche die Sonne nicht bescheinen darf. Und Wünschen! Das Wünschen ist mir vergangen. Die Natur ist eisern und die Welt ist ledern; jene läßt keinen [Wunsch] zu, diese ist keinen wert. Dennoch sage ich gratulierend: lebe für immer nach Deinem eigenen und nach dem Wunsche

Deines Bruders
C.

[1] Der 15. September.

[2] Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet. Berlin 1867.

[189]

Berlin, den 27. Juli 1869

Lieber Lazarus, meinen Dank für Deine Äußerungen über die Synode[1]. Ich glaube zu wissen, daß jetzt notwendig für den Bestand des Judentums etwas geschehen muß, da die „Jüdischkeit" ausgegangen ist. Gemacht kann dergleichen nicht werden, doch kann nichts ohne die Kraft der Beteiligten geschehen. Nun überkommt mich oft ein Bangen, (oder vielmehr Andere machen mir bange), es sei in den Juden keine Kraft mehr, kein lebendiger jüdischer Gesamtgeist... Das muß ich mir allerdings sagen: Begeisterungsfähigkeit haben die Juden noch in hohem Grade; aber ist sie nachhaltig? Wie steht es mit der Hochschule?[2] Hast Du nach London geschrieben? Apropos, in Breslau soll ja auch eine Rabbinerversammlung getagt haben[3]? und auch diese hatte noch nicht die eigentlichen Zionswächter in ihrer Mitte. Die halten vermutlich jede Discussion für schädlich und wollen nichts wissen und nichts hören...

Heute Mittag haben die Studenten in der Aula eine Humboldt-Feier[4] veranstaltet, zu der die Universität, Akademie, Magistrat, Familie Humboldt geladen waren. Ein Student hielt die Festrede. Mir fiel Alice ein, und gelächert hat mich fortwährend. Er wollte beweisen, daß Alex. v. Humboldt ein Dichter war, und daß der Kosmos ein episches Gedicht ist. Er will mir beweisen!

Ich schicke Dir entweder mit diesem Brief zugleich oder morgen einen Separatabzug meines Aufsatzes „Poesie und Prosa"[5], und ich wollte, der heutige Festredner hätte ihn gelesen gehabt...

Dein Bruder
C.

[1] Vergleiche dazu den Brief von Lazarus an Steinthal (vom 22. Juli 1869) und die von Lazarus am 4. Juli 1869 gehaltene Rede zum Schluß der israelitischen Synode in Leipzig, veröffentlicht in: M. L., Treu und Frei, Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum. Leipzig 1887.

[2] Die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums wurde am 26. Dezember 1869 begründet, aber erst am 6. Mai 1872 eröffnet.

[3] Eine letzte, im Sinne der Reformbewegung erfolglose Rabbinerversammlung fand noch 1868 in Kassel statt.

[4] Zum 100jährigen Geburtstag und zum 10jährigen Todestag des bedeutenden Naturforschers Alexander von Humboldt (1769–1859). Sein fünfbändiges Hauptwerk „Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" (Tübingen/Stuttgart 1845–62) ist das Zeugnis seiner universalen Interessen und Kenntnisse, eine Darstellung des gesamten naturwissenschaftlichen Wissens seiner Zeit.

[5] Der Aufsatz „Poesie und Prosa" erschien im VI. Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, S. 285–352.

[190]

Partenkirchen [zum 15. September 1871]

Lieber Lazarus, ich habe Dir diesmal öffentlich gratuliert[1]. Ich weiß wohl, ein öffentliches Umarmen, wie es Paul nannte, ist etwas, was bedacht werden muß. Und ich habe es mir bedacht. Was zu sagen sei, fand ich bald; aber wie es zu sagen sei, ward mir schwer, weil es mir allemal schwer wird, was ich meine so zu sagen, daß der Leser mit Bestimmtheit und Genauigkeit ersehe, was ich meine, und nicht herausnehme, was ich nicht hineingelegt. Ich habe aber alles gesagt, was ich im Herzen habe, und nichts zurückbehalten, weil ich meine, daß ich auch dieses mein Stück Herz so gut wie Gedanken der Öffentlichkeit übergeben dürfte, weil es ihr gehört. Und darum habe ich hier nichts hinzuzufügen. Möge Dir die Widmung gefallen: יהיו לרצון אמרי פי והגיון לבי[2]. Dein Geburtstag und Rosch-haschono[3] und unser Arbeitsjahresanfang fallen zusammen. Möge Anfang und Fortgang mit Glück und Erfolg geschmückt sein! Mögen unsere Wünsche in Erfüllung gehen!

Dein Bruder
Steinthal.

Geschrieben auf einer Bank ohne Tisch im Anblicke von Gottes großer Natur[4].

[1] Steinthal hatte Lazarus zum Geburtstag den 1. Band von „Abriß der Sprachwissenschaft", nämlich „Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft" (Berlin 1871), geschenkt und ihn „meinem lieben, lieben M. Lazarus" gewidmet. Im Vorwort erklärt er auch diese außergewöhnlich herzliche Widmung: „So kehrt zu Dir zurück was in gewissem Verstande Ausfluß Deiner Persönlichkeit ist. Ob es sich nun mit uns so wiederholen wird, wie wir es erlebt haben? daß wir nämlich *eines* Geistes uns hoben wie ein Turner, welcher, eine Sprosse fassend, sich an der Leiter hinaufzieht, den Körper mit dem einen Arme hebend, während die andere Hand die nächst höhere Sprosse faßt, und dann wieder mit dieser den Körper hochziehend, damit die erstere weiter hinaufgreifen könne..." (Seite IX).

[2] Mögen die Worte meines Mundes und das Sinnen meines Herzens wohlgefällig sein" (aus dem Schluß des Achtzehngebets). (B.)

[3] Das jüdische Neujahrsfest.

[4] Auf der Rückseite des Briefes stand: „Meinem lieben, lieben Lazarus zum Geburtstage 1871."

[191]

Berlin, den 18. Mai 1873

Lieber Lazarus, ich danke Dir für Deine Gratulation von und zu vorgestern. Ich fühlte mich an dem Tage unglücklich, war durchaus trübe und rang fortwährend mit Tränen. Und doch hatte ich manche Freundlichkeit erfahren in Worten und Geschenken. Aber daß eine kleine Gratulation, von kleiner Hand

in großen Zügen aus kleinem Herzen mit weiter Zukunft geschrieben, mir fehlte[1], ließ mich zu keiner Freude über das Dargebotene kommen. Ich machte mir selbst Vorwürfe deswegen; ich schien mir ein Unrecht zu begehen gegen die Personen und die Sache. Dann schien es mir wunderbar, um wie viel stärker unser Gemüt vom Schmerze ergriffen wird, als von der Freude; und so erklärte ich mir wenigstens meine Stimmung. Es ist aber, wie ich jetzt sehe, nicht richtig, daß das Vermissen eines Glücks mächtiger errege als der Besitz, obwohl dies, wenn ich mich recht erinnere, oft gesagt wird. Der Besitz und der Genuß nämlich mit seiner Freude verbreitet sich über lange Zeiten; der Schmerz des Verlustes ist zusammengedrängt: nur darum ist dieser stärker als jener.

Man muß Verlust und Entbehren, Bekommen und Genießen trennen, und Verlust mit Bekommen, Entbehren mit Genießen vergleichen: dann werden sie in ihrer Macht gleich groß sein. Wenn sich der Schmerz über die Zeit ausbreitet, wird er dünn, wie das Glück. Auch unser Schmerz wird dünn, bis wir selbst es sind und uns endlich auflösen. Mein Geburtstag ist nun auch für Dich eine Art Geburtstag, beziehungsweise ein Anfangstag geworden. Möge er viel Freude und innere Genugtuung für Dich mit sich führen, zum Troste für alles, was sich nicht ändern läßt.

Bleibe gesund! Dein Bruder Steinthal

[1] Steinthal hatte am 15. März 1873 seine kleine Tochter Agathe verloren, die auch Lazarus sehr geliebt hatte. (B.)

[192]

Berlin, den 6. Juni 1877

Lieber Lazarus,

... Heute Vormittag waren drei Studenten der Universität bei mir, drei Juden, und meldeten mir, daß sie einen Studentenverein zur Unterstützung armer jüdischer Studenten bilden wollten. Sie baten mich, ich möchte mich für die Sache interessieren und wirken. Ich sagte: erstlich sei ich nicht für übermäßige Förderung des Studiums unter den Juden; zweitens dürfe der Student von seinem Ersparten, aber nicht auf Kosten seines Vaters wohltätig sein; drittens Studentenvereine müssen immer intellektuelle Zwecke verfolgen. Wollten sie also den armen jüdischen Studenten vom Osten dienlich sein, so sollten sie ihnen helfen, ihre Gymnasialstudien [zu] machen, um das Abiturientenexamen bestehen zu können, und sollten das Wissen vom Judentum pflegen. In dieser Richtung sollten sie ein Statut ausarbeiten, und dann würde ich mich für die Sache interessieren...

Euer Bruder C.

[193]

Berlin, den 18. Juli 1878

Lieber Lazarus, ... In einer Sitzung, die gestern Curatorium und Lehrer der Hochschule [für die Wissenschaft des Judentums] hatten, ward auch über Vorlesungen beraten, die wir im Winter vor dem großen Publikum halten sollten[1]. Es handelte sich zunächst darum, Vortragende zu finden. Natürlich wurde sogleich an Dich gedacht. Ich sagte, Du werdest den Winter über in Italien sein. So wurde von Dir abgesehen. Wenn aber die Sache anders ist, und wenn Du willst, so brauche ich nur ein Wort fallen zu lassen. Es ward auch an [Berthold] Auerbach[2], an Prof. Goldschmidt[3], an Prof. Sachau[4] gedacht, und man will sich an sie wenden. Es sollen 8, mindestens 6 Vorträge werden, die halb vor 1. Jan. und halb nach dem 1. Jan. gehalten werden sollen, damit wir nicht mit dem Carneval u. dgl. collidieren. Ich habe für mich noch kein Thema. Nur ganz unbestimmt schwebt mir vor: Das Gemüt in der Bibel. Es ist mir aber noch nicht klar, was das Gemüt ist.

Dein Bruder
C.

[1] Zugunsten des Stipendienfonds der Hochschule.

[2] Vgl. S. 337 ff. dieses Bandes.

[3] Levin Goldschmidt (1829–1897), Nationalökonom und Politiker; seit 1860 a. o., seit 1866 o. Professor für Handelsrecht in Heidelberg, seit 1875 in Berlin. 1875 bis 1877 war G. nationalliberaler Reichstagsabgeordneter für Leipzig. Mit der 1858 gegründeten „Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht" und mit dem „Handbuch des Handelsrechts" (Erlangen 1864–68) beeinflußte G. entscheidend die Gestaltung des Handelsrechts in Deutschland.

[4] Eduard Sachau (1845–1930), Orientalist; seit 1869 Professor in Wien, seit 1876 in Berlin, wo er die Leitung des neugegründeten Seminars für orientalische Sprachen übernahm. S. bereiste 1879/80 Syrien und Mesopotamien, 1897–98 mit Koldewey Babylonien und Assyrien und publizierte Beschreibungen dieser Reisen, u. a. „Am Euphrat und Tigris – Reisenotizen aus dem Winter 1897–98". Leipzig 1900. Außerdem gab er Texte und Übersetzungen arab. und syrischer Literatur heraus, u. a. „Syrische Rechtsbücher", 3 Bde., Berlin 1907–14.

[194]

Berlin, den 23. Juli 1878

Lieber Lazarus,

Ein lieberes Geschenk zu Irenens[1] Geburtstag als „ideale" Gedanken[2] konnte mir nicht kommen. Mag das liebe Kind die idealen Fragen praktisch, die Ideen betätigend, beantworten, und wenn sie dies zunächst „in Einfalt

[1] Das jüngste Kind Steinthals; David und Agathe sind in frühem Alter gestorben.

[2] Moritz Lazarus, Ideale Fragen in Reden und Vorträgen behandelt, Berlin 1878.

üben" lernt, später (warum denn nicht?) auch eine Einsicht in den idealen Zusammenhang der Menschenwelt gewinnen. Einstweilen bin *ich* der Studierende. Ich werde an den „Idealen Fragen" wie an dem „Leben der Seele"[3] eine schöne Ferienarbeit haben...

Dein Bruder
C.

[3] Steinthal meint hier die 2. erweiterte und vermehrte Auflage des 2. Bandes, der mit dem Untertitel „Geist und Sprache" 1878 in Berlin erschienen war.

BERTHOLD AUERBACH AN MORITZ LAZARUS

BERTHOLD AUERBACH

Der Erzähler Berthold Auerbach (geboren am 28. Februar 1812 in Nordstetten/Württemberg) war ursprünglich zum Rabbiner bestimmt: Nach dem Besuch der jüdischen Volksschule in Nordstetten (1822–25) ging er in die Talmudschule in Hechingen; 1827 setzte er die theologischen Studien in Karlsruhe fort und besuchte dort eifrig das Lyzeum, um sich für das Stuttgarter Gymnasium vorzubereiten (in Württemberg waren Gymnasial- und Universitätsausbildung die Voraussetzung für das Rabbinatsexamen). 1830 wurde er in die achte Klasse des Stuttgarter Gymnasiums aufgenommen; begeistert las er griechische (sein Lehrer war Gustav Schwab!) und deutsche Literatur – obwohl er sich, da die Eltern inzwischen völlig verarmten, mit Unterrichtgeben, Freitischen und einem kleinen Stipendium recht mühselig durchschlagen mußte. Seit 1832 hörte er an der Universität Tübingen, und zwar, da er über seinen zukünftigen Beruf zunehmend Zweifel hatte, sowohl in der juristischen als auch in der theologischen und philosophischen Fakultät. Vor allem David F. Strauß beeinflußte ihn dort sehr nachhaltig und bestärkte ihn in seinem religiösen Liberalismus; an die Verehrung für den Lehrer schloß sich „ein ununterbrochenes, lebenslanges Freundschaftsverhältniß".

Auerbachs Teilnahme an der burschenschaftlichen Bewegung führte zu polizeilicher Überwachung, schließlich zu zweimonatiger Haft auf dem Hohenasperg; damit verlor er sein Stipendium, wurde von der Landesuniversität verwiesen und erhielt am 2. November 1835 von der israelitischen Oberkirchenbehörde den Bescheid, daß er zum Rabbinatsexamen nicht zugelassen und „wahrscheinlich niemals württembergischer Rabbiner" werden könne.

So wandte sich Auerbach schriftstellerischer und journalistischer Tätigkeit zu. Nach der Flugschrift „Das Judentum und die neueste Literatur" (Stuttgart 1836), die er selbst nie in seine gesammelten Werke aufnehmen lassen wollte, und Kurzbiographien für das Sammelwerk „Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte..." (Stuttgart 1834 ff.), v. a. dem guten Porträt von Gabriel Riesser, dem Vorbild B. Auerbachs, folgten die Vorarbeiten für die „Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Gettos". Das erste war „Spinoza. Ein historischer Roman" (Stuttgarter 1837), mit einer Fülle von Details aus dem niederländischen Volksleben, gut gezeichneten Charakteren aus den niederen Ständen, die aber den Hauptmangel, die fehlende Darstellung von Spinozas philosophischer Leistung, nicht verdecken kann. Im

Mittelpunkt des zweiten historischen Romans, „Dichter und Kaufmann" (Stuttgart 1839), steht der jüdische Epigrammdichter Ephraim Kuh, etwas halt- und ratlos, wie Auerbach selbst damals war, wie überhaupt der ganze Roman die bezeichnenden Schwächen und Stärken des Auerbachschen Werks verrät: Es enthält zu viel Selbstbespiegelung und lehrhafte Reflexion – glänzend erfaßt und dargestellt sind dagegen die Menschen und Dinge seiner Welt, die Juden auf dem Land, die Bauern und Händler. Auerbach ist ein Meister der Genremalerei; das bewiesen, nach einigen erfolglosen dramatischen Versuchen, die ersten „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (Mannheim 1843 ff.; 4 Bde. Stuttgart 1854, 8 Bde. Stuttgart 1871). Mit ihnen hatte er Welterfolg: Die kraftvollen Gestalten seiner Heimat, ihre realistische, oft ein wenig idealisierende und sentimentale Darstellung, die Neigung des Autors zu psychologischer Reflexion, seine humane Haltung, sein Glaube an eine Besserung der Zustände innerhalb des Bestehenden und die entsprechend gemäßigte Kulturkritik, die pädagogische Tendenz kamen dem Bedürfnis breiter Leserschichten entgegen. Von Gustav Freytag wurden sie als „Erlösung" von „öder Salonliteratur" gefeiert, selbst der Antisemit Wolfgang Menzel pries sie als „gesunde Kost" gegenüber „Konvenienz" und „Unnatur" [1]. Der Ruhm der „Dorfgeschichten" ging weit über Deutschland hinaus, sie wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Nur wenige blieben ablehnend, unter ihnen Heinrich Heine [2]. Weiten Anklang fanden auch noch der Roman „Auf der Höhe" (Stuttgart 1865), wenn auch Auerbachs Gestaltungskraft für großangelegte Erzählwerke nicht ganz ausreichte, und die Arbeiten für die von ihm herausgegebenen Volkskalender (Schatzkästlein des Gevattermannes, 1856; Deutsche Illustrierte Volksbücher, 1880).

[1] Vgl. dazu A. Bettelheim, Berthold Auerbach – Der Mann, sein Werk, sein Nachlaß –, Stuttgart/Berlin 1907, S. 157, auch S. 166 f.

[2] Die Ablehnung war gegenseitig; Heines Verherrlichung der „selbsttrunkensten Subjektivität, der weltenzügelten Individualität, der gottfreien Persönlichkeit mit all ihrer Lebenslust", Heines „sensualistische Emeuten" lehnte er schroff ab: „Jeder sinnlichen *Un*natur widerstreiten Philosophie ebenso wie Politik, das häusliche wie das öffentliche Leben, das Judentum nicht minder wie das Christentum" (vgl. A. Bettelheim, aaO, S. 89 f., und H. Heine, Briefe, hrsg. von F. Hirth, 6 Bde., Mainz 1951 ff., Bd. V, S. 184). Im Alter kommt Auerbach bei der Lektüre von Heines Leben zu einem gerechteren Urteil: „Ich habe Heine vielfach Unrecht getan, er ist ein Schelm, ein Nichtsnutz ... aber ... wie schwer und bitter hat er kämpfen müssen" (vgl. B. Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Frankfurt a. M. 1884, am 22. Juli und 22. September 1879). Heine äußert sich selten (nur in 4 Briefen!), meist ironisch, aber dem Urteil der heutigen Leser mehr entsprechend, über den „Spinoza" an August Lewald am 4. XII. 1837: „...Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie..." (H. Heine, Briefe aaO, Bd. II, S. 226), oder an Heinrich Laube am 5. IV. 1847: „...Mein Zustand ist noch immer derselbe – mein Kopf so schwach als wäre ich der Verfasser einer Auerbachschen Dorfnovelle – mein Magen ebenso katzenjämmerlich sentimental und religiös-sittlich flau wie eine dto Novelle..." (Briefe, aaO, Bd. III, S. 105).

War Auerbach auch keine kämpferische Natur, so lebte er doch mit Wort und Tat für das Ideal der Humanität; freilich haben ihm dabei sein Patriotismus, sein Fortschrittsglaube und Optimismus oft – im Menschlichen und Politischen – den Blick für die Realität getrübt (1871 jubelte er mit Treitschke über das „deutsche Siegesfest", die Warnungen des kritischen Gervinus konnte er, trotz aller Hochachtung für ihn, nicht begreifen). Eine Vielseitigkeit der Beziehungen von Mensch zu Mensch war ihm großes Bedürfnis, sie zu pflegen hatte er ein außergewöhnliches Talent. Er war gern gesehener Gast an vielen Fürstenhöfen, verkehrte mit den ersten Gelehrten seiner Zeit, mit Hermann von Helmholtz, Emil Du Bois-Reymond, Rudolf Virchow, Justus von Liebig, Theodor Mommsen; Turgenjew korrespondierte mit ihm, der junge Tolstoi besuchte ihn gar 1860 und wollte sich unbedingt mit einer von Auerbachs Romangestalten identifizieren[3], David F. Strauß, Otto Ludwig, Paul Heyse, Gottfried Keller, Gustav Freytag nannten ihn Freund. Und das sind nur einige wenige ausgewählte Namen.

Eine schwere Krankheit, die ihn 1872 heimsuchte, hinterließ ihre Spuren; zu körperlichen Leiden und Schwächeanfällen kam 1879/80 die furchtbare Enttäuschung, die die antisemitische Hetze bei dem gutgläubigen, patriotischen Mann auslöste: „Vergebens gelebt und gearbeitet", rief er 1880 nach der zweitägigen Judendebatte im Abgeordnetenhaus aus[4]. Er starb am 8. Februar 1882 in Cannes.

Die Bekanntschaft zwischen Moritz Lazarus und Berthold Auerbach vermittelte Heinrich König, ebenfalls Schriftsteller und Wortführer der Judenemanzipation in der hessischen Kammer. Auerbach fuhr 1855 von Dresden, wo er von 1849 bis 1859 wohnte, nach Leipzig, um Lazarus dort zu treffen. Beide schlossen damals, darin wesensverwandt, stürmisch herzliche Freundschaft. Lazarus schrieb beglückt nach der Begegnung, am 26. Februar 1855, einen beschwingten Brief aus Berlin, der die hier vorliegenden, schon von A. Tänzer zur Publikation ausgewählten Briefe von B. Auerbach an M. Lazarus einleiten soll. Dieser und ein weiterer Brief vom 12. September, der ebenfalls die freundschaftliche und teilnehmende Beziehung von Moritz Lazarus zu Berthold Auerbach sehr schön demonstriert, sind neu hinzugefügt worden[5].

[3] Vgl. dazu Leo N. Tolstois Biographie und Memoiren, hrsg. von Paul Birukoff und durchgesehen von L. Tolstoi, Wien 1906, S. 374, und A. Bettelheim, aaO, bes. S. 234.

[4] Berthold Auerbach, Brief an seinen Freund Jakob Auerbach, aaO, am 23. November 1880.

[5] Die übrigen Briefe von Moritz Lazarus an Berthold Auerbach, die sich wie die beiden hier veröffentlichten im Auerbach-Nachlaß des Schiller-Nationalmuseums, Marbach, befinden, enthalten inhaltlich nicht viel Bedeutendes; sie sind Ausdruck einer herzlichen Zuneigung und Verehrung oder beschränken sich, da beide einander häufig sahen, auf kurze Informationen und Verabredungen.

[195] Moritz Lazarus an Berthold Auerbach

Berlin Exercirplatz, den 26ten Februar 1855

Mein lieber und verehrter Freund!

Was gibt es Schöneres im Gemütsleben als lieben zu dürfen, wo man längst verehrt, und verehren zu können, wo man gern liebt. Der Ertrag der wenigen Tage also, in denen ich Ihnen persönlich nahe war, gehört zu dem Schönsten was mein Herz zu eigen hat. Von dem Danke, den ich Ihnen dafür hege, kann ich zu jedem Anderen eher reden, als zu Ihnen selbst; es bedarf aber hierüber unter uns auch keiner Worte; selbst nicht um mein langes Stillschweigen gut zu machen, das zum Teil äußere Ursachen hatte, die ich Freund W.[1] genannt habe. Lassen Sie mich aber den Wunsch ausdrücken, daß es mir vergönnt sein möchte, Ihre Liebe durch die Tat, durch ein ganz persönliches Verhältnis zu erwerben. Persönlich ist ja noch nicht egoistisch; erst wo wir für das Größte und Allgemeinste streben, zeigt sich ja das Höchste unserer Persönlichkeit. Es ist indessen mit dieser nicht anders als mit allen übrigen inneren Beziehungen und Eigenschaften des Menschen, wie ein großes und kleines ABC, gibt es von allen eine höhere und niedere Form, adäquate und inadäquate Ideen, ein himmlisches und irdisches Jerusalem kann jeder Mensch in seinem Gemüt erbauen.

Gelegenheit zu einer solchen im höheren Sinne persönlich-innigen Bewährung hoffe ich schon gefunden zu haben: in Ihrem Buche Schrift und Volk[2]. Mit der Feder in der Hand habe ich es zu lesen angefangen; bald aber kam

[1] Wilhelm Wolfsohn (geb. 1820 in Odessa, gest. 1865 in Dresden), Schriftsteller; von seinen eigenen Werken (Gedichte, Dramen) erregte damals vor allem das Drama „Nur eine Seele" (1858), das die russische Leibeigenschaft zum Thema hatte, großes Aufsehen und wurde Repertoirestück an fast allen deutschen Bühnen. Bedeutsam war Wolfsohn als Übersetzer und Vermittler: Er lehrte in Odessa und Moskau deutsche Literatur (eine Professur lehnte er wegen der daran geknüpften Bedingung der Taufe ab) und vermittelte durch seine Übersetzungen (Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski) die russische Literatur nach Deutschland. Ähnlich wie Auerbach, mit dem er gut befreundet war, wirkte er als Schriftsteller auch für das Judentum: „Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden" (Leipzig 1841). Mit Robert Prutz gründete W. 1851 die Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben: „Deutsches Museum".

[2] Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels. Leipzig 1846.

mir so viel zu bemerken, daß ich die durchschossenen Blätter in friedlicher Reinheit ließ und eigenes Papier zur Hand nehmen mußte.

Öfter ist mir hier, wie Sie sehen werden, dasselbe wie mündlich mit Ihnen begegnet, was ich niederschrieb zur Ergänzung, fand ich hinterher auch schon vorhanden. Sie können sich indes leicht vorstellen, wie sehr einem Menschen, der über den Gedanken einer Völkerpsychologie gebrütet hat, Kopf und Herz bewegt werden müssen bei Ihrer Schrift, bei solchen und so vielen Gedanken. Wollte ich Alles, wozu ich angeregt wurde, niederschreiben, es würden nicht bloß Bogen voll, sondern, soll es verständlich sein, Abhandlungen. So sehr bin ich bei diesem Reichtum von Ideen mit meinem ganzen eigenen Ideenkreise berührt und beteiligt, daß es sich um ein paar kleine polemische oder parenthetische Bemerkungen gar nicht handeln kann. – Es gibt da nur Einen Ausweg, die mündliche Besprechung. Könnten Sie doch kommen und ein paar Tage mit mir leben! Wir wollen dann das Buch mit einander durchlesen, leicht auch werden wir uns über Alles verständigen wozu ich durch die Lectüre angeregt wurde, und dann werden flüchtige Notizen für Sie genügen, um fest zu halten, was Ihnen der Mühe und der Sache wert erscheint. Ob ich den möglichen Wert solcher Besprechung nicht weit überschätze, weiß ich nicht; nur liegt mir ein Capitel aus der Völkerpsychologie sehr am Herzen und ich möchte es so vollkommen als möglich behandelt wissen, und bei Ihnen setze ich voraus, Sie werden jeden Beitrag gern empfangen zu dieser, wie ich glaube, besten und ideenreichsten Ihrer bisherigen Schriften. Die fortlaufende Beziehung auf Hebel scheint mir der freien Ausbreitung des Gedankens, sowohl subjektiv psychologisch beim Autor als objektiv und beim Leser, etwas im Wege zu stehen. Zwar der Kranz auf Hebels Haupt verdient selber einen, wegen der schönen Dankbarkeit und der Schönheit überhaupt; dennoch kann ein einzelner Dichter, selbst Hebel, an diesem Ihrem Kometen weder der Stern noch der Schweif sein. –

Über den Dichter und Kaufmann[3] werde ich Ihnen recht bald mein Urteil auf Druckpapier senden; ich werde dem Publicum nicht mehr und nicht weniger darüber sagen als etwa Ihnen selbst. Gestatten Sie mir aber die Eine Frage: Haben Sie wohl einmal bei Ephraim Mosi an Wilh. Meister gedacht? es wäre wunderbar, sollte es nicht geschehen sein. Er ist der jüdische Meister, aber es folgt dies sicher aus keiner Nachahmung des Dichters sondern nur aus

[3] Der Roman „Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde" (2 Bde., Stuttgart 1840) behandelt das Leben von Ephraim Moses Kuh (1731–1790), Sohn eines vermögenden Breslauer Kaufmanns, der, zunächst zum Rabbiner bestimmt, durch den Einfluß seines freigeistigen Talmudlehrers der Theologie entfremdet wurde und sich dem Kaufmannsberuf zuwandte. Mit ererbtem Geld siedelte er nach Berlin über und hatte Kontakt mit Mendelssohn. Nach schweren Differenzen mit seinem Onkel entfernte Kuh sich von Berlin, reiste und verarmte. Trauer und Krankheit lösten das Schreiben von Epigrammen aus, die Kuh bekannt machten. Versorgt und gepflegt von den inzwischen protestantisch gewordenen Schwestern, starb Kuh schließlich in Breslau.

der Gleichheit der Zeit. Der jüdische ist innerlich tiefer und strebsamer, der deutsche äußerlich glänzender, weiter: auch die einwirkenden Umgebungskreise sind hier Barone, Grafen, Illuminaten, dort Lessing und Mendelssohn u.s.w. –; die ganze innere Bewegung im Meister ist vorwiegend ästhetisch, und er wird endlich ein – Wundarzt; bei Kuh ist sie ethisch und er wird ein Epigrammdichter.

In Beiden sehe ich die an der Grenzscheide von Culturepochen aufstrebenden Geister, die, einer solchen Zeit angemessen, mit den Widersprüchen sowohl der ersten Bildungskeime die sie empfangen haben unter einander, als der Welt- und Lebenslagen denen sie angehören mit ihrem Streben, aufwachsen und emporstreben ohne wahrhaften Erfolg; beide aber können die hervorragenden Gedankenmassen nur teilnehmend fühlen aber nicht selbständig denken, nur begehren und streben, aber nicht wollen und handeln, darum wird jener kein Lessing und dieser kein Mendelssohn.

– Über den Spinoza ein anderes Mal; mündlich oder wenn ich mit meiner Kritik desselben fertig bin. –

Beifolgend übersende ich Ihnen meine Abhandlung über Spiele, auch die frühere über den Humor und bitte Sie gef. beide nebst der über Ehre und Ruhm wieder zurückschicken zu wollen[4]. Auch meine Recension über einige Dorfgeschichtenpfuscher[5] lege ich bei. Sie müssen aber ruhig bleiben, wenn Sie mich so zahm und ruhig sehen; die armen Leute verdienen keine Hiebe sondern nur Tadel, sie ärgern mich nicht, sie dauern mich nur. – Somit Gott befohlen, und schönsten Gruß für Ihre liebe Frau Gemahlin von Ihrem innig ergebenen

Lazarus

[4] „Über Humor", in: Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart 1853, Nr. 33, 34, 36, 37; „Ehre und Ruhm", aaO 1854, Nr. 39, 40, 41; „Spiele", aaO 1854, Nr. 51, 52, und 1855, Nr. 3, 4 und 5.

[5] Lazarus bezieht sich hier auf einen Artikel, der ungezeichnet im „Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts" (hrsg. von Fr. Eggers) im 1. Jg. (1854) S. 81–84 und und S. 85–87 erschien. Unter dem Titel „Dorfgeschichten" besprach Lazarus folgende Werke: „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von B. Auerbach (Mannheim 1854); „Das Hoferkäthchen", eine Erzählung von Joseph Rank (Leipzig 1854); „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz", von Jeremias Gotthelf (Berlin 1853). Nur für das erstgenannte Werk hatte Lazarus uneingeschränktes Lob.

[196]

25. Januar 1857

Heute, mein guter, lieber Lazarus, ist ein stiller Briefsonntagsmorgen, mein Zimmer ist gut warm, draußen liegt der Schnee und da rauche ich eine gute Cigarre und schreibe an Sie. Warum ichs nicht früher tat? Weil ich nicht konnte. Sie haben das Glück und die Kraft der Gleichmäßigkeit, und ich, der

ich doch so viel älter bin als Sie, habe oft Tage und Wochen und längere Zeiten, wo mir alle Tempel des Geistes verschlossen sind, und wenn ich aus dieser Seelennacht herauskomme, muß ich zuerst eine Zeitlang verträumend umhergehen, ehe ich etwas frisch anfasse. Ich danke meiner Natur eine immer wieder auflebende Regenerationskraft, aber ich brauche auch viel Brache und zwar totale Brache.

Doch, wohin komme ich? Ich habe bald genug über mich gegrübelt, und es ist ein sehr bezeichnendes Sprichwort, daß man damit keinen Hund vom Ofen lockt, es behagt dem Faulpelz zu sehr in der warmen Ruhe. Ich will also ordentlich schreiben.

Ja ihr guten, lieben Menschen, ihr beide habt mir kühlende, sanfte, wohltuende Ruhekissen geschickt. Ihre Recension, lieber Lazarus, ist auch ein solches, und ich lasse meinen oft brennenden Kopf behaglich darauf ruhen und lasse mirs ganz wohl sein dabei. Ich wüßte nichts, was mich je mehr innerlich erquickt und gespeist hätte, als dieses treue, reine Nachgehen und Deuten dessen, was ich gewollt. Es ist eine sehr hohe Tugend, alles Tun zum Guten zu deuten, wie unsere Altvorderen so oft ermahnten, sie hatten aber nicht geahnt, daß einst einer kommen werde, der das nicht nur auf sociale Handlungen, sondern auch auf das Gebiet geistigen Schaffens so treu und machtvoll ausdehnen werde. Mir wird durch Ihr Denken und Verbinden das Wesen der Humanität auf solchem Grunde immer klarer; es ist nicht nur subjektives Wohlwollen, sondern auch der Glaube an das objektive Wohlwollen; die naive und intellektuelle Zuversicht, daß der Tuende und Schaffende das Echte gewollt habe und daraus die Macht, ihm klar zu machen, was er erreicht und was er verfehlt hat, und demzufolge durch die Wechselwirkung der Zuversicht, ich möchte sagen durch Hin- und Herströmen des heiligen Geistes, die Fähigmachung, zum Bessern fortzugehen. Ich spüre Ihren Blick, der auf mir und auf meinem Tun ruht, und er ist mir zum Segen.

Nicht nur positiv, auch, wenn man so sagen kann, negativ fühle ich Ihre Handreichung. Haben Sie in diesen Tagen die Recension von Gutzkow[1] und J. Schmidt[2] über mein Buch[3] gelesen? Ich fühle jenseits der Erkenntnis des

[1] Karl Gutzkow (1811–1878), Schriftsteller und Programmatiker des „Jungen Deutschland"; er kämpfte – auch als Journalist – gegen die Reaktion und für die Ideen des Liberalismus. Die Gründung einer Zeitschrift, „Deutsche Revue", scheiterte an der Zensur (1835 wurden alle Werke der sog. „Jungdeutschen Schule" verboten!). Gutzkow schrieb Dramen und Romane, die heute vergessen sind. Ein bedeutendes Zeitdokument sind seine Erinnerungen, u. a. „Lebensbilder", 2 Bde., Stuttgart 1870 (2. Aufl.: 3 Bde., 1874). Gutzkows Kritik über „Barfüßele" steht in den Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1857, Nr. 17.

[2] Heinrich Julian Aurel Schmidt (1818–1886), Journalist und Literarhistoriker; 1847 in Leipzig Redakteur des national-liberalen „Grenzboten", den er 1848–1860 mit Gustav Freytag leitete, später, 1862/1863, Leiter der „Berliner Allgemeinen Zeitung", dann freier Schriftsteller in Berlin. In seinem Hauptwerk, der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit" (Leipzig 1853) hatte

Mißwollens und der Unfähigkeit, das Gegebene treu zu erfassen, doch auch die Berechtigung des Tadels. Mir war es bald inmitten der Arbeit klar, daß ich jene Simplicität nicht inne gehalten, die ich eigentlich wollte, die Instrumentalbegleitung neben der einfachen Melodie wurde mir zu stark; aber ich konnte nicht darüber hinaus und ich getröstete mich, daß es eben etwas anderes wurde, als ich wollen zu können meinte. So weckt der Tadel, auch bei der Kenntnis seiner teilweise unlautern Beimischung, doch auch das innere Bewußtsein einer still empfundenen Unzulänglichkeit; aber ich gestehe, daß ich die herben Angriffe viel leichter ertrage, weil ich den allgemeinen Ausdruck des Wohlwollens, der in Ihnen den prägnantesten Vertreter gefunden, zur Seite habe. Ich sage mir aber auch ehrlich, es muß etwas nicht recht sein, wenn es so mißgriffen werden kann, so viel Böswilligkeit und protegierende Großmannssucht auch dabei mitwirkt. – Es ist mir bei Gelegenheit der erneuerten Fraglichkeit dessen, wie ich die innere Genesis des Kindergemütes faßte, wieder eine allgemeine Frage lebendig geworden, die mir eine der schwierigsten scheint. Der Schritt vom Denken, Sinnen, Träumen, zum artikulierten Sprechen ist ein ungeheurer, der psychologischen Analyse kaum faßbar, und der poetischen Synthese nur durch einen immanenten Tact auf Geratewohl gelingend. Wenn man Erwachsenen, gedankenlos Dreinlebenden, die innere Bewegung ihres Seins und Empfindens in Worten veranschaulicht, sind sie in guten Fällen wie von einer Offenbarung überrascht und dafür dankbar, in schlimmen Fällen aber empört und beteuern, daß sie das nicht gedacht, empfunden usw.

Allerdings! Wer denkt in Worten? Das innere Denken ist immer mehr oder minder das Chaos, das Schaffen oder Bilden des bloßen Seins; man kann es ein Schaffen aus dem Nichts nennen, denn weil das Chaos als Weltanfang und als Denkensanfang Alles war, ist es auch Nichts, denn erst das Bestimmte ist, als denkbar für uns. – Dieser Übergang nun in Betracht auf das verschlossene Sein im Kinderherzen bis zum erschlossenen in der Fassung durch einen Bewußten, ist ein äußerst schwieriger, da Alles angezweifelt werden kann, weil die Evidenz fehlt. Die in sich verhüllte Rosenknospe ist farblos, und verfolgen wir sie auch auf allen Stufen ihrer Entwicklung in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, sobald wir sie aufbrechen, ist sie anders, und erst am Lichte gewinnt sie Farbe. – Ich weiß nicht, wohin ich komme in diesem Zurückversetzen in das verhüllte Sein, ich wollte eigentlich bloß sagen und habe es, wie

Julian Schmidt zunächst recht negativ und – antisemitisch! – über Auerbach geurteilt (Bd. 2, S. 397: „Es kommt noch dazu, daß Auerbach ein Jude ist, also gar nicht ursprünglich von jenem Heimatsgefühl ausgehen konnte, das uns doch erst eigentlich den Blick für das vaterländische Leben eröffnet…"), in späteren Auflagen und in „Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (Bd. 4, Leipzig 1875, S. 37 ff.) ist sein Urteil wärmer und gerechter.

[3] Die „Schwarzwälder Dorfgeschichte" „Barfüßele", deren erste Auflage 1856 bei Cotta in Stuttgart erschienen war.

ich sehe, auf einem schwerfälligen Umwege getan, daß die Intuition, mit der wir das Kinderleben erfassen, äußerst behutsam sein muß, und daß mir klar geworden ist, warum so selten die Dichter es anfaßten. Die Vogelperspective und die Froschperspective sieht die Dinge nicht, wie sie sind. Sie sehen nur die Dinge recht, die in unsern natürlichen Sehwinkel fallen, aber freilich wohin man da zu sehen hat, das kann einen niemand lehren; das wollten die Vertreter der Offenbarung, sie sagten: der Weltkünstler hat angegeben: stellt euch so und so da und dahin zu dem Werke, und ihr werdet es so und so sehen. Der Dichter muß Standpunkte geben, die Jeder bewußt oder unbewußt inne hatte, und dies ist im Leben der Erwachsenen leichter tunlich und zur Hand.

Freitag, den 30. Januar

Ich wurde in diesem Briefe sehr unterbrochen und schreibe erst heute weiter, muß aber viel Allgemeines, was ich noch so gerne mit Ihnen erörtert hätte, zurücklassen. Ich war in diesen Tagen schwer im Gemüte belastet durch eine fabelhafte Perfidie Hettners[4] gegen mich, die er, im täglichen freundschaftlichen Verkehr mit mir, in einem Briefe an Carus[5] beging, von dem er glaubte, daß ich nie davon erführe oder ihn zu Gesicht bekäme. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weh mir das tut, obgleich ich, wie Sie sich erinnern, schon im Sommer einen Handel mit ihm hatte, weil er Ihr Buch Ihnen ins Gesicht hinein so übermäßig panegyrisch herausstrich, während er sonst mehr als kühl gesprochen hatte. Ich hatte gehofft, ihm zur Wahrhaftigkeit zu verhelfen. Und was mußte ich nun erfahren! Die erbärmlichste Hinterlist und Zweizüngigkeit, und das von einem Menschen, dem ich Jahre lang näher zu stehen glaubte und alle Freundespflichten in den schwersten Lagen des Lebens unbedingt erfüllte. O guter Lazarus! Warum muß ich so schwer mit allen

[4] Hermann Julius Theodor Hettner (1821–1882), Kunst- und Literarhistoriker; seit 1847 Dozent in Heidelberg, seit 1851 a. o. Professor in Jena, 1855 Direktor der Antikensammlung u. a. in Dresden. In seinem Hauptwerk, der „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (6 Bde., Braunschweig 1856–70), stellte er die geistigen Bewegungen in England, Frankreich und Deutschland dar. – Anlaß dieser hier erwähnten „Perfidie" war die Wahl Hettners in die Deutsche Schillerstiftung; Hettner erklärte Carus in einem Brief, weshalb Auerbach auf diese Wahl und überhaupt „reizbar und argwöhnisch" reagiere und er nun Auerbachs Aufforderung Folge leiste, aus der Schillerstiftung auszutreten, obwohl sein Verstand die Auerbachsche Forderung verdamme. Der Brief wurde erstmals veröffentlicht in: A. Bettelheim, Berthold Auerbach – Der Mann – Sein Werk – Sein Nachlaß, Stuttgart/Berlin 1907, S. 261–262.

[5] Carl Gustav Carus (1789–1869), Naturforscher und -philosoph, Leibarzt des Königs von Sachsen, Landschaftsmaler. Entscheidend war für den nach Universalität strebenden Gelehrten die Begegnung mit Goethe, mit dem er seit 1818 in brieflicher Verbindung stand und dem er später eine Monographie widmete: „Goethe, zu dessen näherem Verständnis", Leipzig 1843. Bleibendes Zeugnis seiner erstaunlichen Vielseitigkeit sind die „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten", 4 Bde., Leipzig 1865–66 (Bd. 5 erschien 1931), und von Bedeutung für die Psychologie: „Symbolik der menschlichen Gestalt", Leipzig 1853.

Dämonen kämpfen? Ich bin eigentlich keine natura militans, der Friede mit der Welt ist mein eigentliches Lebenselement, ich bin eigentlich waffenlos gegen Bosheit und Herzenshärte, und muß immer wieder in den Kampf dagegen. Doch, ich werde mich fassen.

Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in meinem Hause[6] die Ruhe finde, die Bedürfnis ist. Die turbierenden Wiener Einflüsse sind möglichst abgesperrt.

Ich will den Brief heute enden und sage Ihnen nur noch die innigsten Grüße. Erhalten Sie auch in Ihrem Freundeskreise ein gutes Gedenken

an Ihren
Berthold Auerbach

Ich lese eben Ihren Brief noch einmal durch und sehe, daß ich eine Hauptsache vergessen. Ja, Sie haben Recht. In meinem Drama[7] muß Ulrich vor unseren Augen unsere eigene Sympathie gewinnen, so daß wir ihm Rettung aus Mißgeschick und den Folgen der Missetat wünschen. Ich habe die Scene, die das – freilich jetzt nur noch episodisch möglich – bewirken soll, bereits völlig entworfen, und ich hoffe Ihnen zu Dank, d. h. Sie werden sehen, wie sehr ich Ihrer eingehenden Betrachtung gerecht zu werden suche. Ich glaube indessen, daß das Stück jetzt noch nicht auf die Bühne kommt.

Wolfsohn[8] grüßt und will bald selbst schreiben.

[6] Auerbach lebte seit 1849 in zweiter, wenig glücklicher Ehe mit der Wienerin Nina Landesmann. Im Juni 1854 war Nina mit den Kindern gegen ihres Mannes Willen auf mehrere Monate in ihr Elternhaus zurückgegangen. Die störenden Wiener Einflüsse, von denen Auerbach hier spricht, beziehen sich wahrscheinlich auf den spöttisch überlegenen Salonton, der nach Bettelheims Schilderung in der wohlhabenden Familie Landesmann geherrscht haben soll und der Auerbach zuwider war. Wieso allerdings auch Ninas Bruder, der Lyriker Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm), hier von Bettelheim miteinbegriffen werden konnte, ist nicht ganz verständlich (vgl. dazu A. Bettelheim, Berthold Auerbach, aaO, S. 222 und 250). (B.)

[7] In dem Schauspiel „Der Wahrspruch", das 1859 in Leipzig erschien.

[8] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 195.

[197]

Dresden, 7. Mai 1857

Ich hatte gehofft, lieber Freund, Sie in Leipzig zu sehen und Ihnen Anliegendes zur Abendlektüre aus allem Wirrwarr heraus zu geben. Nun erfahre ich, daß Sie diesmal garnicht nach Leipzig kommen, und doch soll dieses und noch anderes, was nachfolgen wird, vor Ihrem Geiste Revue passieren, ehe es in die Welt geht. So wird man verwöhnt. Ich gedenke Ihres innigen Eingehens in meine letzte Arbeit und will auch für diese Ihren Reisesegen und einige Wegweisung.

Schreiben Sie auf ein Blatt in jeder beliebigen Form Alles, was Ihnen dabei einfällt.

Ich weiß, daß es Ihnen eine Freude ist, das tun zu können, denn Sie wissen ja auch, wie sehr ich mich an jedem Ihrer Worte erfreue. Diese und die nachfolgenden Geschichten sind für den bereits besprochenen Familienkalender bestimmt und werden illustriert. Ich verreise Ende nächster Woche nach Schwaben, und darum muß ich Sie bitten, einen der nächsten Abende zum Durchsehen dieser Geschichte zu nehmen, und lesen Sie sie gleich Ihrer Frau [vor], und lassen Sie auch ihre Bemerkungen in Ihre Notizen einfließen, denn Sie wissen, wie viel ich darauf gebe.

Ich wollte, ich könnte wieder Ihre Stimme hören, wie Sie das lesen. Noch nicht leicht tat mir etwas wohler als jenes Vorlesen im Gartenzimmer und dabei der gute Blick Ihrer Frau.

Schicken Sie mir wo möglich Anliegendes wieder vor Ende oder zu Ende nächster Woche. Je bälder, desto besser...

Ich bin frischauf, heute aber in allerlei Zerstreuung. Darum kann ich keinen ordentlichen Brief schreiben.

Grüßen Sie den Freundeskreis.

Getreulich Ihr
Berthold Auerbach

Geben Sie den beiliegenden Brief auf die Stadtpost, oder wenn Sie meinen August[1] besuchen, ihm selber ab.

[1] August Auerbach (geb. 1848) war der älteste Sohn von Berthold Auerbach und dessen erster Frau, Auguste A., geb. Schreiber, die vier Wochen nach seiner Geburt starb.

[198]

Dresden, 1. Juli 1857

Geehrter Herr Doctor!

Nach unserer im vergangenen Jahre gehaltenen Übereinkunft, daß ich den Ihren Freundeshänden anheimgegebenen Brief meines Mannes zurückerhalte, bin ich so frei, mich, da derselbe heute noch von seiner Reise nicht zurückgekehrt, selbst an Sie zu wenden. – Es gehört zu meiner völligen Beruhigung, daß die tiefe Scharte, welche durch die traurige Katastrophe, deren liebevoller Zeuge Sie mir waren, und tröstender Freund Ihrem Freunde, meinem Gemüt verblieb, durch Rückgabe jenes Dokumentes möglichst ausgemerzt werde[1]. Ein Stück Lebens sinkt damit ein, und frohere Zukunft möge uns Dreien bevorstehen und zusammenführen.

[1] Dieser Brief Nina Auerbachs bezieht sich offenbar auf ein besonders schweres Zerwürfnis zwischen ihr und ihrem Gatten, von dem Lazarus Mitwisser wurde und bei dem er wie auch sonst öfter Berthold Auerbach mit freundschaftlicher Teilnahme

Der 1. Juli ist von meinem Mann zu diesem Akte bestimmt worden, und nun drücke ich zum Danke im Voraus Ihre Hand, grüße herzlich Ihre liebe Frau

als Ihre
Nina B. Auerbach

zur Seite stand. Bei einer dieser Aussprachen mit Lazarus warf sich Auerbach während eines Spaziergangs „plötzlich in den Rasen und weinte wie ein Kind" (M. Lazarus, Lebenserinnerungen, Berlin 1906, S. 55). (B.)

[199]

Dresden, 22. Oktober 1857

Nur zwei Worte, lieber Lazarus. Ich habe dem Großherzog von Weimar von Ihren beiden Büchern[1] gesprochen und geschrieben. Ich glaube, daß es von Bedeutung ist, wenn Sie dem Großherzog nahekommen, und es ist mir ein inneres Labsal, daß ich das vermitteln kann. Lassen Sie also Ihre beiden Bücher gut binden und schicken Sie sie an den Großherzog nach Weimar, d. h. so: In ein Paket (adressiert und mit einem kurzen Briefe an den Großherzog. Sächsischen Rat Vent, Secretär Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Weimar) legen Sie die Bücher und schreiben ein paar kurze Worte an den Großherzog, mit Berufung auf mich. Das Weitere wird sich dann schon ergeben[2].

Daß ich im tiefsten Herzen teilnehme an dem, was Sie und Ihre Frau, die ich herzlich grüße, so tief bewegt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Es ist wahrscheinlich, daß ich Sie im November in Berlin sehe.

Getreulich Ihr
Berthold Auerbach

P. S.

Ich habe dem Großherzog bereits geschrieben, daß Sie ihm Ihre Bücher schicken. Also rasch!

[1] Das Leben der Seele, 2 Bde., Berlin 1855 und 1857.

[2] Lazarus antwortete, daß er die Bücher nicht schicken werde, und Auerbach schrieb ihm daraufhin, daß er des Freundes „Gründe" dafür „billigen" müsse. Vgl. dazu M. Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 47.

[200]

21. Februar 1860

Glückauf, mein geliebter Freund!

Konnte am Sonnabend, so gerne ich wollte, nicht zu Ihnen kommen, mußte zu Virchows[1] Vorlesung.

[1] Vgl. Anm. 4 zu Nr. 147.

Konnte gestern nicht kommen, um Ihnen das und noch vieles Andere, besonders aber wegen der Berner Berufung[2], zu sagen. Da ich nun heute auch nicht weiß, was aus mir wird, schreibe ich Ihnen wenigstens in aller Frühe.

Sie hatten gleich Anfangs Recht, Berlin reißt auseinander! Ich hoffe aber, wir finden noch eine regelrechte feste Bindung. Heute also nur von ganzem Herzen Glückauf Ihnen und Ihrer lieben Frau.

Ihr

Berthold Auerbach

[2] Moritz Lazarus erhielt 1860 einen Ruf an die Universität Bern.

[201]

Berlin, Potsdamerstraße 134 a, 12. Jan. 1861

Herzlichen Dank für Ihren guten Brief, mein geliebter Freund. Bin begierig zu vernehmen, ob Sie so gut wie der junge Bursch, den Sie mit sich führten, durch den Schnee warm und wohl heimgekommen sind. Sagen Sie mirs bald, und da kriege ich dann auch gewiß ein paar gute Worte von Ihrer Frau.

Wie finden Sie den Freund auf der rauhen Alb gezeichnet? Es ist mißlich, bei so viel Gemeinleben zu objektiver Herausgestaltung zu kommen. Ich habe ihm selbst das Buch geschickt. Er schweigt aber bis jetzt. Die kurzen Bemerkungen, die Sie mir über Edelweiß[1] machten, schmecken nach mehr. Wenn ich auch die über die verschiedenen Anfänge wohl gelten lassen, aber nicht zur Geltung mehr bringen kann, so finden Sie gewiß noch andere sachlich neu erweckende. Es ist aber nicht nötig, daß ich Ihnen ein Exemplar schicke und Sie solches wieder zurücksenden. Auf dem Lese-Museum dort ist das letzte Quartal 60 der Kölnischen Zeitung. Nehmen Sie es an sich, in 3 Abenden lesen Sie's gut, und ich werde Ihnen gewiß für Ihre Bemerkungen eine ungemessene Zeit zu danken haben.

Sie haben 2–3 Wochen Zeit bis zum Einsenden Ihrer Bemerkungen. Warum soll ichs nicht genießen, einen so trefflich eingehenden Freund zu haben, während alle andern schweigen? Grüßen Sie Ihre Schwestern, Valentins und Hagens[2] bestens von Ihrem

Berthold Auerbach

[1] „Edelweiß", eine Erzählung, erschien 1861 bei Cotta in Stuttgart. Vgl. dazu Nr. 203.

[2] Gemeint sind wahrscheinlich der Physiologe G. G. Valentin und der Philologe Hermann Hagen, beide Professoren der Universität Bern, mit denen Lazarus guten Kontakt hatte.

[202]

Baden, 19. August 1861, morgens 10 Uhr

Ich will weiter nichts als der erste sein, der Dich – mach Dir alle Epitheta, die es gibt, um die innerste Zugehörigkeit zu stottern – und die Deinigen in Nauheim begrüßt.

Der Sonnenschein, der Bergesatem, die schimmernden Weißtannen und alles Denkfliegen weit in den unbegrenzten Äther – es ist kein gestern, es ist heute und ewig, wir habens und habens miteinander und haben *uns*! Jetzt rollst du auf der Eisenbahn, aber sei wo Du willst, du bist selbander mit Deinem

Berthold Auerbach

[203] MORITZ LAZARUS AN BERTHOLD AUERBACH

Nauheim, den 12. September [18]61

Mein geliebter Freund!

Du wirst in dem beifolgenden Druckmanuskript[1] wenig von meiner Hand bemerkt finden. Nicht als ob mir nicht öfter einmal die Möglichkeit, Etwas zu ändern eingefallen wäre; allein schon im Allgemeinen bin ich scheu, der Kritik neben der Dichtung das Wort zu gönnen, – ich wäre ein schlechter Winzer geworden, die Ehrfucht vor der *schaffenden* Natur hemmte meine Hand ihre Schößlinge zu vernichten –; im vorliegenden Falle aber wollte ich besonders erst rasch und ungestört zu Ende lesen, Wert und Maß des Einzelnen aus seiner Stellung im Ganzen finden, und zumeist aber: eben dies Ganze erkennen, das Problem, ich darf sagen: das gewagte Problem in seiner Lösung sehen.

Als ich nun aber zu Ende gekommen war, verging mir vollends der Sinn für die kleine Mäkelei und Du hast in mir statt des kritisierenden Freundes nur den dankbaren Leser. Mir, als psychologischem Fachmann und wiederum mit dieser Qualität als Freund, der in Dein Gemüt so viel klarer sieht, je näher er ihm steht, mir geht es bei der Lectüre solcher, ich möchte sagen, dichterisch-analytischer Werke von Dir, wie dem Kunsthistoriker, der neben Laien in den Gallerieen steht: hätte er auch rein ästhetisch genommen keinen höheren Genuß als diese, so genießt er doch zugleich allerlei geistige Nebenfreuden, sieht, was die Andern nicht sehen, weiß, was die Andern nicht wissen und beantwortet sich Fragen, die die Andern nicht aufwerfen können. Ich werde deshalb Vieles und Freudiges mit Dir über Edelweiß zu sprechen haben. Ich verehre immer von Neuem Deine Meisterschaft, ob ich gleich einige Bedenken über die Composition, die ich Dir um Neujahr mitgeteilt, nicht verwinden kann; sie greifen etwas zu weit, um noch auf den Abdruck Einfluß zu gewinnen, daher mag ich sie nicht wiederholen; innerlich genommen betreffen sie auch das Wesen und den Grundstock der Dichtung nicht.

Nur eine kritische Frage habe ich Dir, geliebter Freund, mit herzlichem Ernst vorzulegen; sie gilt *mir* mehr als allerlei kleine Anmerkungen, die ich

[1] Lazarus hatte die Erzählung „Edelweiß" schon durch den Zeitungsvorabdruck kennengelernt. Sie erschien in der Buchausgabe noch im Jahre 1861 bei Cotta – auf Anraten von Lazarus mit einem neuen Schluß.

hätte machen können, denn nach meiner Überzeugung dringt sie ins Mark Deines Helden. Lenz wollte nicht bloß sich sondern auch – sein Weib ermorden[2]; ein Zufall, ein sehr schön und kunstgerecht vorbereiteter, aber immerhin ein Zufall ist der Tat in den Weg getreten. Aus welchem Grund? „Sie muß mit…" ist der einzige Grund.

Ich bitte Dich, es ernst und reiflich zu überlegen; es geht nicht an. Lenz darf kein Mörder sein wollen; er wird in die Verzweiflung gehetzt, aus Verzweiflung will er sich das Leben nehmen, das ist Viel, aber das ist möglich und poetisch, aber es ist Alles. Das Leben eines Menschen nehmen, an welchem keine Blutschuld haftet, ist – Mord; die Rede, daß sie sein Leben *vergiftet*, ist eine Metapher, worauf man kein Todesurteil gründen darf, und daß er sie töten darf oder muß, weil sie ihn zum Selbstmord zwingt, also sie ihn mittelbar tötet, ist eine nicht ungewöhnliche Sophistik der Leidenschaft. So kann, so darf, so muß etwa ein Fritz Nettenmaier denken und handeln wollen; aber ein Lenz? Nimmermehr!

Alles, sage ich, wozu Lenz getrieben werden kann, ist: sich selbst töten zu wollen; es in Gegenwart seiner Frau tun zu wollen. Das ist *seine* Notwendigkeit, und als Schlacke [?]: *seine Rache an ihr*. Statt hundert Gründe einen. Auf dem Selbstmord ruht nach der Auffassung nicht bloß der classischen Völker, sondern auch des alten Testaments der Adel der Freiheit, darum kann trotz, der veränderten Lebensanschauung der Poet auch heute noch seinen Helden mit dieser ultima ratio argumentieren lassen. Aber das Leben eines Andern nehmen, nota bene, im Privatleben die Parcenschere ergreifen, das liefert den Helden in die Hände der Criminaljustiz; nun kann auch ein Delinquent Gegenstand der Poesie sein, aber das ist ganz und gar nicht die Seite von welcher ein Lenz es sein kann und soll.

Es wird Alles reiner, edler und doch ebenso kräftig und eindringend, wenn auch dieser Schatten fehlt.

Ich will nur noch sagen, daß ich auch recht gut weiß, daß ein solcher Mordgedanke auch in dem Kopfe eines Lenz entspringen kann, (ja ich halte es für möglich, daß der Dichter erzählend darauf hindeuten kann; aber episch und dramatisch die Vorbereitungen dazu treffen ist doch ein anderes) – allein Du weißt ebenso gut wie ich, daß aus dieser psychologischen Möglichkeit und selbst Wahrscheinlichkeit noch nicht folgt, daß ihr eine an die Wirklichkeit und Ausführung streifende Stelle in der Dichtung zukommt.

Und nun, mein lieber, geliebter Freund, wünsche ich Dir eine glückliche Vollendung und in jeder Art glücklichen Erfolg Deiner Reise. Kommst Du

[2] In der ursprünglichen Fassung griff der „Held" der Erzählung, der Uhrmacher Lenz, ein sanftmütiger und gutherziger Mensch, vor seiner Flucht nach der Axt, um seine Frau zu töten. Lazarus empfindet diesen Zug als entstellend und rät, den Schluß der Erzählung umzuschreiben. In der neuen Fassung verläßt der Uhrmacher nun zwar Weib und Kind, weil er glaubt, nicht mit ihnen leben zu können; aber bei dem ausbrechenden Schneesturm kehrt er zurück, um sie zu retten und sich mit ihnen wieder zu versöhnen.

über Leipzig, so fragst Du wohl nach mir, da ich in den ersten fünf Wochen mehr dort als in Berlin sein werde; sonst sehen wir uns in Berlin, worauf sich von ganzem Herzen freut Dein Dir mit voller Seele anhangender

Lazarus

Meine Adresse in Leipzig:
Katharinenstraße No. 6.

[204]

Straßburg, 13. September 1861

Ich bitte dich, lieber Freund, falls du das Manuscript noch nicht abgesendet, mir dasselbe sofort nach Achern (Ghgt.[1] Baden, poste restante) zu schikken. Ich wünsche כו"ח[2] Dir und den Deinen

Dein
Berthold Auerbach

Ich habe in Kehl nachgefragt, es war nichts von Dir da. Schick mir doch die Sache sofort an obige Adresse. In Appenweier geschrieben ע"י כ[3].

[1] Großherzogtum.
[2] Abkürzung von כתיבה וחתימה טובה, „gute Einschrift und Einsiegelung (in das Buch des Lebens)" – der übliche Wunsch zum Versöhnungstag. (B.)
[3] Abkürzung für „Vorabend des Versöhnungstages". (B.)

[205]

Erlenbach bei Achern, Sonntag, 22. Sept. 1861

Eine ganze Stube voll Bergluft, ein wonniges Schwingen und Schweben und Halten und Schwimmen in der reinsten Region des Daseins, alles, alles möchte ich *Dir* bringen, mein herzgeliebter Freund, und Dich damit sättigen und einhüllen.

Du mußt es fühlen, Du und Deine liebe Frau, wie tief erquickt und genährt mich Euer Brief hat. Ich bin glücklich, daß ich in gereiften Jahren nach so vielen Splitterungen noch einmal solche eingewurzelte Zugehörigkeit gewinne.

Ich ringe mit der Sprache, sie ist mir zu spröd, um auszudrücken, wie mirs in der Seele ist. Es ist aber nicht nötig, daß man alles sagen könne.

Ich bin seit 10 Tagen hier in tieferlabender Einsamkeit. Ich habe auch Edelweiß nochmals durchgearbeitet und, wie ichs hoffe, keine Interpolation aus fremder Stimmung dabei gemacht, obgleich mir das Thema und seine Abhandlung bereits glücklicherweise ganz fremd ist.

Die eine Bemerkung, die Du mir gemacht[1], ist von tiefgreifender Wichtigkeit, und ich bin ihr in übereinstimmender Erkenntnis gefolgt. Nun ist gestern das Buch fort an Cotta[2], und ich fühle mich befreit. Ich war 14 Tage in Straßburg und dem Elsaß und habe viel gewonnen für meinen neuen Plan, der mich nun ganz einnimmt.

Auch in Bern war ich 2 Tage[3] und habe Euch viel davon zu erzählen. Ich wollte Euch von dort aus schreiben, kam nicht dazu. Die Frau Valentin glaubt geistreich zu sein, weil sie fremden Wein durch Aufschlagen moussieren machen kann, ich habe aber keine Silbe von ihr gehört, die auf individuellen Geist hinwies. Warum nur die jüdischen Frauen, wenn sie etwas Bildung haben, so leicht sich für Genies halten und rahelisieren[4]?

Prof. Sprenger[5] sprach mit großer Liebe von Dir und Deiner Frau. Doch das erzähle ich Euch alles besser. Es tut mir im Herzen wohl, daß Dir mein Kalender[6] so zusagt. Ich bin glücklich, daß ich diesen Weg der Wirksamkeit ins Weite habe. Die Biographie Fichtes[7] sollte eigentlich ganz anders sein; ich glaube, es machen zu können, einen Philosophen dem gesamten Volk zu schildern usw., aber ich hatte nicht Zeit und Stimmung dazu. Lies auch bald meine Goethe-Schrift[8], sie wird Dir auch in Deiner jetzigen Tätigkeit leicht zu Handhabendes bieten, und ich freue mich in dem Gedanken, daß ich dir damit jetzt etwas bieten kann.

Ich gehe nun mit doppelter Locomotive nach Berlin, da ich weiß, daß ich auch Euch dort habe. Möge die Segenswonne, die Ihr mir gebet, tausendfach auf Euch zurückkehren.

Von ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzer Kraft Dein
Berthold Auerbach

[1] Vgl. Brief von Moritz Lazarus an Berthold Auerbach, Nr. 203.

[2] Johann Georg Cotta (1796–1863), der die Cotta'sche Buchhandlung von 1832 bis 1863 leitete und vor allem zeitgemäße Ausgaben der deutschen Klassiker verlegte. Sein Vater, Johann Friedrich Cotta (1764–1832), war als Verleger Schillers und Goethes einer der bedeutendsten und bekanntesten seiner Zeit.

[3] Am 1. und 2. September 1861.

[4] Nach Rahel Varnhagen von Ense (1771–1833), die in Berlin einen Salon hielt.

[5] Aloys Sprenger (1813–1893), Orientalist; seit 1836 in London, 1843 bei der East India Company in Kalkutta, 1845 in Delhi, 1851–57 als Dolmetscher der Regierung und Vorsteher der mohammedanischen Hochschulen von Kalkutta tätig. 1858–1881 Professor der orientalischen Sprachen in Bern, zur Zeit des vorliegenden Briefes also Kollege von Moritz Lazarus, seit November 1881 in Heidelberg. Sein viel beachtetes Hauptwerk ist „Das Leben und die Lehre Mohammeds", 3 Bde., Berlin 1861–65.

[6] Der „Deutsche Familienkalender auf das Jahr...", den Auerbach redigierte und der zunächst – auf das Jahr 1858 und 1859 – bei Cotta in Stuttgart, dann 1860–65 bei Keil in Leipzig und 1866–69 bei Dümmler in Berlin erschien.

[7] Am 15. Mai 1862, dem 100. Geburtstag J. G. Fichtes, sollte B. Auerbach im Berliner Nationalverein vor viertausend Hörern über den Philosophen sprechen. Die Rede wurde veröffentlicht in: Die Fichtefeier der Berliner Mitglieder des Nationalvereins, Berlin 1862.

[8] Goethe und die Erzählkunst. Vortrag. Stuttgart 1861.

[206]

29. Oktober 1861

Hier sind die ersten Exemplare von Edelweiß angekommen, und Du, lieber Freund, sollst das erste haben, das ich aus dem Hause gebe. Behalte es aber auch nur für Dich und die Deinen und gib es nicht aus dem Haus. Ich hätte Dir das Buch gerne selber in die Hand gelegt, aber ich bin heute sehr in Anspruch genommen. Ich bin sehr begierig, von Dir und Deiner lieben Frau, die ich herzlich grüße, bald zu hören, wie Ihr das Buch nun findet.

Grüße auch Steinthal und Rese[1] von

Deinem
Berthold Auerbach

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 53.

[207]

11. November 1861

Damit ichs nicht vergesse!

Sieh Dir einmal die Stelle in meiner Goethe-Schrift an, wo ich darauf hindeutete, daß Goethe den Werther seine Briefe an einen Wilhelm schreiben läßt, der der Wilhelm-Meister sein kann.

Das gehört auf die Schwelle des Bewußtseins. Schwelle des Bewußtseins! Dieser Ausdruck ist mir seit gestern – und wird wohl noch lange sein – wie ein Magnetberg; alles was ich von eisernen psychologischen Klammern, Haken und Nägeln habe, zieht er an[1].

Hier das verbesserte Exemplar Edelweiß für Deine Frau, die ich von ganzem Herzen grüße. Schick mir das andere.

Dein
Berthold Auerbach

Ich möchte gerne nach der neuen, alles superlativierenden Mode: „der Deinigste" sagen und da hätte es wirklich einen Sinn!

[1] Lazarus hatte Auerbach über den Begriff „Schwelle des Bewußtseins" ein kleines Privatkolleg gehalten.

[208]

Berlin, 14. Juni 1862

Auch Du, mein herzlich lieber, getreuer Freund, kannst die Erfüllung eines Versprechens verzögern? Nun habe ich Absolution für alle Briefunterlassungs-Sünden meines ganzen Lebens. Damit bist aber Du noch nicht frei-

gesprochen, mir zu berichten, wie es Dir und Deiner lieben Frau ergeht. Wir kamen gerade noch zeitig genug an den Bahnhof, um dem rückkehrenden Wehrenpfennig[1] zu begegnen. Ich bin auch besonders verlangend, zu vernehmen, wie Du es in Karlsruhe gefunden. Schreib mir das recht ausführlich.

Was aus mir, und zunächst und aus meinem Sommer wird, weiß ich selbst noch nicht. Ich werde mindestens bis Mitte Juli wohl hier bleiben. Ich grüße von Herzen Deine liebe Frau und die Deinen.

Dein
Berthold Auerbach

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 15.

[209]

Rolandseck bei Groyen, 3. Juli 1866

Ohne Wortabschied bin ich von Dir gegangen, mein geliebter Freund. Wir habens aber so, daß wir kaum zu reden brauchen; ich fühle mich im Besitze des Besten, wenn ich an Dich denke, und gerade jetzt, wo wir im Chaos stehen[1], tut solch fester Punkt doppelt not und wohl. Daß wir das erleben müssen, ist entsetzlich. Wir müssen dem Culturstaat Preußen den Sieg wünschen und können uns doch mit dem Siege um solche Opfer nicht freuen. Ich wünsche mir oft, ich könnte mich für ewige Zeit chloroformieren, aber es geht nicht, wachen Sinnes muß der Jammer ertragen werden. Ich mag garnichts auf dem Papiere festhalten, was ich hier erlebe und sehe und in mir empfinde, und doch sind wir noch ruhig unter den Coblenzer Kanonen, und wir bleiben hier, da ich in meiner Heimat, auch wenn ich dorthin könnte, es jetzt nicht aushielte.

Ich turne über das Elend hinweg und gehe nun zu meiner Bitte an Dich. Hast Du die Korrektur meiner Kalendergeschichte erhalten? Hast Du Anmerkungen dazu gemacht, die Du mir sofort schicken kannst?

Es kommt mir freilich jetzt alle Schriftstellerei wie Unsinn vor, aber jeder muß doch, wenn auch mit gebeugter Seele, auf seinem Acker fortarbeiten.

Ich bitte Dich also, schicke mir, was Du hast, sofort hierher. Wir werden, wer weiß bis wann, noch hier bleiben. Grüße mir von Herzen Deine Frau sowie alle die Deinen.

Dein
Berthold Auerbach

[1] Bezieht sich auf Preußens Krieg mit anderen Bundesstaaten.

[210]

Bonn, Hotel Bellevue, 25. Nov. 1866

Lieber Freund!

...Ich bin hier ganz in wissenschaftlicher Umgebung und sehe zu meinem Schrecken oft, wie wenig ich weiß, wenn ich die allseitig sachliche Bereitschaft bei Sybel[1] und Jakob Bernays[2], mit denen ich am meisten und behaglichsten verkehre, wahrnehme.

Ich lebe nur der Arbeit und Lektüre, gehe aber auch bis jetzt alle 14 Tage zu den Dienstagskonzerten meines alten Freundes Ferdinand Hiller[3] nach Cöln.

Nächstens erscheinen meine gesammelten Vorträge usw. Ach wie viel hättest Du in Deiner treu eingehenden selbstschöpferischen und schöpferisch machenden Weise mir leisten können! Ich bin sehr zaghaft mit diesen theoretisierenden Sachen, kann sie aber bei aller Sorgfalt ohne weitgreifende und ablenkende Studien nicht besser machen. Ich freue mich, daß ich nun wieder zur freien Produktion kommen kann. Der Tag hat hier weit mehr Stunden als in Berlin. Mein Sohn August hat sich, was mir sehr lieb ist, nun zur Jurisprudenz entschlossen und ist dabei frischauf. Leb wohl! Ich weiß, Du hältst mich so in Gedanken wie ich Dich.

Dein
Berthold Auerbach

[1] Heinrich Karl Ludolf von Sybel (1817–1895), bedeutender Historiker und Politiker; Schüler Rankes; seit 1844 a. o. Prof. in Bonn, 1846 o. Prof. in Marburg, 1856 in München und 1861 in Bonn. Begründete die „Historische Zeitschrift". 1862–64 als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses heftiger Gegner Bismarcks, bekämpfte während des „Kulturkampfes" das Zentrum. Seit 1875 Direktor der Preußischen Staatsarchive. „Geschichte der Revolutionszeit 1789–1795", Marburg 1853 ff.; „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", München 1889–94.

[2] Vgl. Anm. 3 zu Nr. 161.

[3] Ferdinand Hiller (1811–1885), Pianist, Dirigent, Komponist; leitete 1843/44 die Gewandhauskonzerte in Vertretung von Felix Mendelssohn, der ihm Freund und Vorbild war. 1847 städtischer Kapellmeister in Düsseldorf, seit 1850 in Köln Dirigent der Gürzenichkonzerte und Direktor des neugegründeten Konservatoriums. Einflußreich auch als Musikschriftsteller: „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen". Köln 1874.

[211]

Bonn, 11. Dezember 1866

Du sollst gleich am ersten Heimatsmorgen wieder ein Wort von mir haben.

Ist es nötig, daß ich Dir sage, wie ich wieder einen erfrischenden Atem Deines Lebens in mir trage von den paar Stunden des Zusammenseins? Du

glaubst es garnicht, geliebter Freund, wie sehr nötig ich das habe. Ich werde noch immer fort und fort mir selbst entwendet und an mir irre gemacht, und wenn das nun Jahre und immer und immer so fortgeht – genug, ich will Dir nicht klagen, nur Dir sagen, wie heimisch und von der besten Quelle gespeist ich mich empfand. Wenn Du nur das Hundertstel der Freude an Dir selbst empfindest, die Du einem Freundesherzen bereitest, so bist Du einer der Glückseligsten.

Als ich auf der Eisenbahn saß, war mir das Gespräch der Menschen um mich her wie ein unverständliches Tönen aus einer fremden Welt, und ich hatte die Kraft, sie kaum zu hören und innerlich das Gespräch mit Dir fortzusetzen und an dem von Dir so klar erfaßten und Geförderten weiter zu phantasieren.

Ich freue mich, wenn das Ding fertig sein wird, Dir öffentlich einen Teil meiner Empfindung kundzugeben. Das Ganze kann und brauche ich nicht. Ich war so aufgeregt auf meiner einsamen Stube, daß ich erst nach Ein Uhr zu Bette ging und doch noch lange nicht einschlief, und heute Morgen – sollte man nicht an einen mystisch-prophetischen Zusammenhang der Welt glauben – ich durchfliege die Cöln. Ztg., die angekommen, da steht unter Vermischtes ganz genau dasselbe Factum, das erstes Motiv meiner Geschichte war und bleibt, und zwar der neue Accent, den wir nun hineinlegten, die Arbeitsmöglichkeit und Ergiebigkeit, ist hier ganz genau.

Ich schicke Dir heute das Blatt. Bitte, bewahre es mir auf, bis ich es einmal wieder wünsche, oder besser, schicke mir es bald unter Kreuzband wieder zurück. Das gibt Dir, Du Seelenkundiger und Seelenförderer, ein Kapitel von den geheimen Fluctuationen.

Der zerbrochene Stab geht mir noch immer nach[1]. Ich kann ihn nicht mehr ganz machen. Ganz aber und fest habe ich Dich und hast Du

Deinen
Berthold Auerbach

[1] Bei einer Unterhaltung mit Lazarus über den Plan eines neuen Romans war Auerbach so erregt über die ständigen Einwendungen seines Freundes, daß er beim Auf- und Abgehen im Zimmer Lazarus' Spazierstock in Gedanken so lange hin und her bog, bis er zerbrach.

[212]

Bonn, 31. Dezember 1867

Das alte Jahr soll nicht vorübergehen, ohne daß ich Dir, mein innig geliebter Freund, Deiner Frau und all den Deinen ein Gedenken zugerufen habe. Du weißt zwar – und wenn Du es nicht weißt, wer solls denn? – daß ich meine Freunde und vor allem auch Dich treu in der Seele hege. Aber man muß es einander doch auch sagen!

Was ich lebe, werde ich Dir bald erzählen. Du und Dein Haus, Ihr seid mir ein heimischer Zielpunkt, und mein Wunsch ist nur, daß es noch lange, lange Jahre so bleibe, wie es ist, und damit auch die Herzerquickung zu sein

Dein Freund
Berthold Auerbach

[213]

Bonn, 21. Februar 1868

Dir, lieber Freund, will ichs voraus anzeigen, daß ich nächste Woche wieder nach Berlin heimkehre. *Du* sollst mit mir zu gleicher Zeit die freudige Vorempfindung des Wiedersehens haben. Das wird mir auf der Reise oft wohltun, wenn ich daran denke.

Herzlichen Gruß den Deinen.

Dein
Berthold Auerbach

[214]

2. März 1872

Das wird also, הנה מה טוב ומה נעים שבת אחים גם יחד[1], lieber Lazarus, heute Abend sich erfüllen. Ich hoffe, bei Dir zu sitzen und will Dirs doch noch vorher sagen.

Dein alter
Berthold Auerbach

[1] „Siehe, wie gut und hold es ist, wenn Brüder einträchtig beieinander sitzen" (Psalm 133, 1). (B.)

[215]

B.(erlin) 30. April 1874

וחסרון לא יוכל להמנות[1] Da hast Du recht, lieber Freund, so mit den Cigarren aus der Kiste, so mit den Tagen aus dem Leben. Wie schade, daß so viele ohne Gemeinsamkeit verraucht und vergangen sind. Um so haushälterischer heißt es fortan sein, und dazu halte Du Dich wie Dein alter

Berthold Auerbach
der selbstverständlich oder
selbstherzlich Deine Frau
grüßt.

[1] „Der Mangel [des Nichts] kann nicht gezählt [= abgemessen] werden" (Kohelet 1, 15). (B.)

[216]

Freiburg [Baden], 4. Dezember 1874

„Wie und was lebst Du? und wann kommst Du?"

Auf die erste Frage kann ich Dir, lieber Freund, bestimmt antworten. Ich lebe in ruhiger Arbeit, so weit von Ruhe beim Poeten die Rede sein kann. Wann ich komme? Das kann ich auf den Tag noch nicht sagen. Ich möchte gern in ununterbrochener Stimmung etwas fertig bringen und ich verrechne mich immer in der Zeitbestimmung.

Ich möchte Dich also vor Allem bitten, auf ein Correferat beim Comité für die rumänischen Angelegenheiten in keinem Fall zu rechnen. Ich habe in den letzten Tagen viel in Deine Seele hinein gedacht, aber da Du es nicht erwähnst, scheinst Du es nicht zu wissen, daß Rudolph Kausler[1] gestorben ist. Daß Du ihn auf mein Erzählen hin besuchtest und die Erinnerung an Euer symphonisches Denken war ein strahlender Punkt in seinen letzten Lebensjahren, und Du kannst ermessen, wie schmerzlich es mir ist, diese anima candida[2] nicht mehr auf Erden zu wissen.

Man möchte bei solchen Erfahrungen sich und den Freunden zurufen: Laßt uns keine Minute des Zusammenlebens versäumen, so lang es noch tagt.

Getreulich

Dein
Berthold Auerbach

Herzlichen Gruß Deiner Frau und Steinthals.

[1] Rudolf Kausler (Pseudonym: K. Rudolf) (1811–1874), schwäbischer Landpfarrer und Erzähler, dessen „Erzählungen" (Stuttgart 1851) heute kaum mehr bekannt sind, war ein naher Studienfreund Auerbachs. Über ihn vgl. Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Stuttgart 1884, Seite 232 (am 29. November 1874); Arnold Bettelheim, Berthold Auerbach, 1907, S. 64 ff.

[2] Lateinisch: „Reine Seele".

[217]

Berlin, 28. Dezember 1877

Vielleicht, ja sicherlich hast Du es nicht so nötig wie ich, ein Echo zu vernehmen. Dennoch drängte es mich, Dir, lieber Freund, gestern zu sagen, welch eine Lebenserfüllung Du empfinden darfst im Frohgefühle einer solchen vollendeten Arbeit wie Geist und Sprache[1]. Das ist ein ausgezeichnetes, nährsames Produkt, und die vielen Sonnentage, die darin Duft und Saft geworden, beleben und erhellen auch einen Leser wie ich, der nicht nur sich erst in dieser

[1] „Geist und Sprache" ist der Titel des in 2. Auflage erschienenen 2. Bandes von „Das Leben der Seele" (Berlin 1878).

neu aufgeschlossenen eigen bewegten Welt zurecht zu finden hat. Das ist ein Baum, da hängen nicht nur an den untern Zweigen einem Früchte sozusagen in den Mund, es hängen auch viele hoch oben, denen man erst nachklettern muß.

Das und noch viel mehr und viel deutlicher wollte ich Dir sagen, lieber Freund, und – Du bist wieder fort. So schreibe ich Dirs also und hoffe bald Dir ins Auge zu sprechen.

Ich habe Dir auch einen Probedruck des Landolin[2] zu lesen und zu Bemerkungen gebracht, und es freut mich, daß Deine Frau einstweilen, während sie Dich vermißt, mit meinen Gebilden sich vergessen kann; sie hat mir aber auch versprochen, mir Notabenes zu geben, die mir natürlich von Bedeutung sind. Freue Dich in Dir, wie sich an Dir freut Dein

Berthold Auerbach

[2] Die Erzählung „Landolin von Reutershöfen" erschien 1878 in Berlin.

[218] An Sara Lazarus

23. März 1878

... Das war gestern wieder einmal ein Abend, um dessentwillen es sich zu leben und in Berlin zu leben verlohnt!

Hier also, verehrte Freundin, die versprochenen beiden Sachen, den Landolin mögen Sie in seiner Blattform behalten, auch der „alte Freund" Steinthal soll ihn lesen, das andere senden Sie mir gelegentlich wieder.

Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus Ihr

Berthold Auerbach

[219]

Karlsruhe, Hotel Germania, 8. Dez. 1879

Gelobt seist du, Gott, der du einem Manne ruhige Weisheit und ein friedsames, krafterhebendes Dasein gegeben – so möchte man sprechen beim Lesen von Deinem Vortrage[1] über die alle Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit zertretende Judenhetze. Ja, lieber Freund, ich habe doch erst einen Auszug aus Deinem Vortrage gelesen, aber ich kann mir den weiten Hintergrund doch denken, und es hat mir unsäglich wohlgetan, daß Du ausgeführt, was auch ich gerne mit ganzer Seele getan hätte, wenn nicht allerlei Verhältnisse mich jetzt hinderten. Es ist mir besonders lieb, daß einmal auch streng gezeigt

[1] „Was heißt national?" Vortrag, gehalten am 2. Dezember 1879. Berlin 1879.

wurde, wie das Übel nicht durch Witzboldereien geheilt wird, sondern durch den heiligen Ernst reinen Denkens. Ich selber habe auch noch im Sinn, da einzugreifen. Aber einstweilen will ich Dir nur kurz sagen, freue Dich Deines Tuns, wie sich dessen freut

Dein alter Freund
Berthold Auerbach

Herzlichen Gruß Deiner Frau und Steinthals. Ich hoffe, Euch bald zu sehen.

[220]

Cannstatt, Hotel Herrmann, 19. Okt. 1881

Lieber Freund!

Vielleicht ist da irgend ein Zusammentreffen; darum teile ich Dir mit, daß gestern Abend, als ich aus Fieberphantasien meinen Schreibtisch sah, mir plötzlich die Büste der großen, hochblonden Dame erschien, die einen so häßlichen Namen als treffliches Wesen besitzt[1], und die nahe Freundin von Frau Küstner und Frau Bertha Oppenheimer war. Bei Deiner Antwort sagst Du mir wohl auch den Grund, warum die Döllinger'sche Rede mit den 2 Antworten[2] nicht als Broschüre erschienen ist.

Dein alter, bettlägeriger Freund; sag aber das letzte Beiwort keinem Journalisten

Berthold Auerbach

[1] Gemeint ist Augusta Jauch, vgl. Anm. 1 zu Nr. 26 und auch Lazarus' Anmerkung zu seiner Rede auf Frau Bertha Oppenheimer über deren Freundinnen, „Frau Generalconsul Küstner und Fräulein Augusta Jauch", im Anhang zu: Treu und Frei. Gesammelte Rede und Vorträge über Juden und Judenthum, Leipzig 1887, S. 347.

[2] Zu I. von Döllinger vgl. Anm. 1 zu Nr. 111. – Auerbach bezieht sich hier auf die ungewöhnlich mutige Rede über „Die Juden in Europa", die der Reichsrat und Stiftsprobst vor der Kgl. Akademie der Wissenschaften in München hielt. Er zeigte an Hand der historischen Fakten auf, daß die Urheber des Antisemitismus, übelster Mißachtung und Mißhandlung der Juden, die höchsten Würdenträger der römisch-katholischen Kirche waren. Die Rede war in der Allgemeinen Zeitung, Augsburg 1881, Nr. 214 (Beilage, zum 2. August) und Nr. 215 (Beilage, zum 3. August) abgedruckt worden. Am 7. August 1881 (Nr. 223, ebenfalls in der Beilage) erschien ein „Dank von Berthold Auerbach an den Stiftsprobst Dr. Ignaz von Döllinger"; auf diesen bezieht sich Auerbach hier wohl. Bei der zweiten Antwort denkt er vielleicht an den Dankbrief, den ihm Steinthal geschrieben hatte. Die Rede Döllingers wurde aufgenommen in die dreibändige Ausgabe der „Akademischen Vorträge", die 1888 in München erschien (vgl. dort Bd. 1, S. 209–241).

[221]

[diktiert] Cannstatt, den 22. Nov. 1881

Ein wandelbarer Kranker und gar noch ein wandelbarer kranker Dichter. Für den Stimmungswechsel gibt es kein Thermometer. Diesmal aber, lieber Freund, bin nicht ich schuld, sondern mein Arzt. Derselbe beharrt nämlich noch dabei, daß ich zuerst noch einige Zeit nach Cannes in das Haus des Dr. Tritschler unter dessen ärztliche Aufsicht mich begebe. Ich bitte Dich also, die in meinem Briefe gewünschten Vorbereitungen nur als vorläufige und unverbindliche zu treffen; ich komme dann jedenfalls bald von Cannes aus zu Dir oder Du kommst zu mir.

[eigenhändig] Dein wieder auflebender
Berthold Auerbach

[222]

Cannes, Villa Mauvarre bei Dr. Tritschler, 19. Dezember 1881

Nur eine Zeitstunde bin ich von Euch entfernt und die Nähe soll Wahrheit werden.

Heute vor 8 Tagen kam ich mit meiner Tochter[1] hier an, konnte aber Euch, Ihr Lieben, noch nicht schreiben; ich war von der überhasteten Reise mit meiner Überfracht von schweren Gedanken noch mehrere Tage schwer angegriffen.

Ich habe es hier gut getroffen und heimisch bei einem trefflichen Landsmann und einer Gesellschaft von lauter Deutschen. Dennoch wäre ich natürlich gerne bei Euch, aber der Cannstatter Arzt verlangte absolut, daß ich vorerst hierher und unter spezielle Aufsicht des Hausherrn Dr. Tritschler gehe.

In freien Augenblicken (in der eigentlichen Bedeutung des Wortes) sehe ich wohl die wundersame Schönheit um mich her und spüre mich wie in einem Märchen. Wenn ich sitze oder liege, meine ich oftmals, ich sei ganz gesund, aber wenn ich gehen will und es geht nicht und mich Beängstigungen überfallen, dann spüre ich, daß ich einen Knacks bekommen habe, der eben in meinen Jahren nicht so leicht sich wieder einrenkt. Eben indem ich schreibe, erhalte ich die 2. Auflage deines 3. Bandes Leben der Seele[2]. Ich freue mich besonders auf die Abhandlung über Freundschaft. Habe ich ja auch in letzter Zeit das Vollgefühl schönster Freundschaft gehabt im Zusammenleben mit Paul Heyse. Daß wir auch oft Eurer gedachten, könnt Ihr Euch denken. Wenn Ihr einmal hierher kommen wollt, zeigt es vorher telegraphisch an. Herzlichen Gruß an Steinthal und Frau und Schwester Jeannette. Getreulich Euer

Berthold Auerbach

[1] Mit Ottilie Auerbach (geb. 1850).

[2] Erschienen Berlin 1882.

[223]

Cannes, 29. Dezember 1881

Was geht vor, lieber Freund, daß ich gar keine Nachricht von Dir erhalte? Hast Du denn meinen Brief nicht bekommen? Ich bin leider noch immer sehr schwach und finde mich nur schwer drein, daß ich eben alt und krank bin. Gern wäre ich mit Ottilien zu Euch gekommen, aber ich muß jede Emotion vermeiden und ruhig warten, was noch aus mir werden soll. Herzlichen Gruß Dir und Allem, was Dein.

Dein
Berthold Auerbach

[224]

Cannes, 9. Januar 1882

Lieber Freund!

Nur bedachtsam, weil besonders bedeutsam, darf man Dich Freund nennen. Ich meine aber, ich darfs auch nach Deiner gediegenen Abhandlung über Freundschaft. Da konntest Du das Orchester Deines Geistes voll und harmonisch spielen lassen und auf einzelnen Instrumenten prächtig variieren.

Von einzelnen rhetorischen Absonderlichkeiten abgesehen, (die sich leicht tilgen lassen) hast Du da ein durchaus brav Stück Arbeit gemacht, das nahezu erschöpfend ist. Weißt Du, daß ich auch einmal das Thema vorhatte in dem Kapitel de amicitia in Dichter und Kaufmann? Für eine Unterabteilung hättest Du auch das Verhältnis von Spinoza und Oldenburg anführen können, zumal die Stelle im 2. oder 3. Buch, wo Spinoza die Grundlage ihrer Freundschaft bezeichnet und außerdem wäre da die Freundschaft zwischen gläubigem und freiem Denker zu erweisen. Aber wie gesagt, Deine Arbeit ist so erleuchtend wie erhebend. Der eingelegte Brief ist offenbar von Paul Heyse.

Ich will Dir heute nur noch sagen, daß meine Zustände mir noch keine Fahrt nach Nizza gestatten. Ich denke aber, daß es doch bald tunlich werden soll. Einstweilen aber grüße ich Dich und die Deinen von ganzem Herzen.

Dein
Berthold Auerbach

Denke auch darüber, daß Shakespeare und Lessing dem Shylock und Nathan keinen Specialfreund geben konnten.

[225] Ottilie Auerbach an Moritz Lazarus

Cannes, d. 27. Jan. 1882

Verehrte Freunde!

Bei Ihrem gestrigen freundlichen Besuch versprach ich Ihnen Nachricht über meines gel. Vaters Befinden zu geben. Leider kann ich Ihnen heute nicht viel Gutes melden; Vater hatte trotz Morphium eine fast schlaflose Nacht; ich blieb bis gegen 6 Uhr bei ihm, da schlief er in Absätzen und dann hintereinander, halbe und ganze Stunden. Dr. Tritschler sagt, daß trotz etwas erhöhter Temperatur der Puls ein gleichmäßiger ist...

[226] Ottilie Auerbach an Moritz Lazarus

30. Januar 1882

Heute habe ich Ihnen schnell telegraphieren müssen, wie Sie aber, geehrter Herr Professor, sehen, wollte ich schon vor einigen Tagen schreiben. Zweimal hat Vater nach Morphium-Einspritzung geschlafen, heute Nacht aber wieder ohne Morphium garnicht. – Heute geht es ihm aber doch etwas besser. Dr. Tr.[itschler] hat sich nicht mit Dr. Bourcart hier beraten.

Ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß ich heute weiter nichts schreibe; aber ich bin sehr verwirrt und herunter von 3 Nachtwachen. Morgen will ich wieder schreiben.

Sie bei bestem Wohlsein hoffend bin ich mit vielen Grüßen

Ihre
erg.[ebene] Ottilie Auerbach

[227] Ottilie Auerbach an Moritz Lazarus

Cannes, d. 31. Januar 1882

Verehrter Herr Professor!

Heute ist nach dem Ausspruch der Ärzte eine merkliche Besserung eingetreten. Vater sagt: „Schreib Lazarus, wie wohl mirs tat, daß er gestern da war."

Die Wärterin kam gegen 8 Uhr und ist Vater sympathisch; eine Württembergerin. Tausend Dank nochmals für Ihre wahrhaft humane und freundschaftliche Betätigung. Ich kann nicht viel schreiben; ich muß zu viel in mir niederkämpfen, damit Vater durch meine Angst nicht erschreckt werde.

Innige herzliche Grüße sendet Ihnen die fast verzweifelte

Ottilie Auerbach

[228]

[diktiert:] Cannes, 4. Februar 1882

An der Handschrift siehst Du, lieber Freund, daß mein Sohn Eugen[1] in raschester Weise sofort über Paris hierhergekommen ist. Du weißt, wie gerne ich mich auf ihn stütze, und ich will Dir und Deiner Frau und den freundlich Gesinnten nur sagen, daß mein Zustand ein ungeheuerlich beschwerdevoller ist. Vor allem durch Ruhelosigkeit und absolute Schlafvertilgung, gegen die aber jetzt neue Mittel versucht werden sollen, denn die mehrfach angewandten Morphium-Einspritzungen bringen zwar Schlaf, zerstören aber die Funktionen der Verdauung. Ich hoffe, Dich bald einmal wieder hier zu sehen; ich bin geistig so deprimiert, wie ich es mir selber nicht verzeihen kann. Grüße auch Dr. Lippert herzlich von mir.

[eigenhändig:] Dein alter schwerkranker
Berthold Auerbach

Der unterzeichnete „Kanzlist" dankt herzlich für die Vater bewiesene Teilnahme und bittet, die schlechte Handschrift zu entschuldigen.

E. A.

[1] Sohn (geb. 1852) von Berthold Auerbach, dem – er war Rechtsanwalt – Auerbach zusammen mit dem Vetter Jakob Auerbach, Friedrich Spielhagen und Arnold Bettelheim seinen schriftlichen Nachlaß vermachte.

[229] Ottilie Auerbach an Moritz Lazarus

Berlin, d. 7. März 1882

Sehr geehrter Herr Professor!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, ist es gerade ein Monat, seit Sie durch Ihre schönen Worte den sterblichen Resten meines geliebten Vaters, Ihres treuen Freundes, die erste Weihe gaben. Gestern erhielten wir von der Buchhandlung auf Ihren Wunsch die kleine Broschüre[1]; besten Dank dafür.

Nun möchten wir alle Ihnen gern ein nahes Andenken auch äußerlich an den verehrten Verstorbenen geben. Ich habe in diesem Sinn schon das Bild von Spinoza in Cannes hängen lassen; es war von meiner Freundin Ida Brentano für meinen Vater gemalt worden und hat ihn sehr erfreut; es war

[1] Rede auf Berthold Auerbach. An seinem Sarge zu Cannes am 9. Februar 1882 gesprochen von Prof. Dr. M. Lazarus. Die Rede erschien 1882 als Sonderdruck aus der „Gegenwart" in Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin. Sie wurde wieder abgedruckt in: Moritz Lazarus. Treu und Frei. Reden und Vorträge über Juden und Judentum, Leipzig 1887.

der einzige künstlerische Schmuck seines letzten Zimmers. In diesem Sinne hat es wohl auch für Sie einen allerdings wehmütigen Wert; wollen Sie also, verehrter Herr Professor, veranlassen, daß es Ihnen von Cannes, vielleicht durch Tritschlers direkt, übermittelt werde.

Meine Mutter und wir alle senden Ihnen und den verehrten Ihrigen warme Grüße; vielleicht benachrichtigt mich Ihre liebe Frau von dem Termin Ihres Herkommens; ich bitte Sie, falls irgend etwas vorzubereiten ist, mich nicht zu übergehen, sondern mir Gelegenheit zu geben, Ihnen wenigstens äußerlich behilflich zu sein.

In Verehrung
freundschaftlich erg.
Ottilie Auerbach

ANHANG

STAMMBAUM VON MORITZ LAZARUS[1]

Rabbi Mosche Wronke

Stiftsrabbiner in der Synagoge „Ez Chajim" der Bankiers Salomo und Moses Levi in Berlin, gestorben am 16. Weadar 5567 = 26. März 1807 in Berlin.

Dessen Töchter:

1. Gitel, verehelicht mit Waldenburg. Deren Sohn: Abraham Waldenburg, Lehrer in Filehne, gest. 1838. Dessen Sohn: Prof. Ludwig Waldenburg in Berlin, geb. 1837, gest. 1881.
2. *Esther*, verehelicht mit *Rabbi Leser Lazarus*, Stiftsrabbiner in Hannover.

Deren Kinder:

1. *Aron Leb Lazarus*, geb. 1790, gest. 26. Februar 1874.
2. Alexander Lazarus, späterhin Lazarus Sander, in Hastedt bei Bremen und Bremen, geb. 1793, gest. 1861. Verehelicht mit Elise Abraham, geb. 1798. Deren Kinder: Johanna, geb. 1822, verehelicht mit Berendt in Kopenhagen, gest. 1917. Leopold, geb. 1823. Nanny, geb. 1824.
3. Eine Tochter, verehelicht in Filehne mit einem Sohn des Rabbi Seckel.

Rabbi Aron Leb Lazarus

Erste Gattin: Bela geb. Wollenberg

Zweite Gattin: *Bina geb. Wollenberg*, geb. 1. Oktober 1802, gest. 15. Januar 1869.

Kinder aus der ersten Ehe:

1. Rachel, verehelicht mit Samuel Saller.

Kinder aus der zweiten Ehe:

2. Leiser, geb. 8. April 1822, Rabbiner in Prenzlau, Rektor des Jüd. theol. Seminars in Breslau, gest. 16. April 1879.
3. *Moritz*, geb. 15. September 1824, gest. 13. April 1903.
4. Amalie, verehelicht mit Sigmund Saller, Sohn des ad 1 Genannten.
5. Jeannette, verehelicht mit Prof. Chaim Steinthal in Berlin.
6. Henriette, verehelicht mit Liebling, Kantor in Prenzlau, später in Leipzig.
7. Ernestine, gest. am 27. Dezember 1907.

Moritz Lazarus

Erste Gattin: Sarah geb. Lebenheim, geb. 14. Januar 1819, gest. 31. März 1894.

Zweite Gattin: Nahida Ruth geb. Sturmhöfel, verw. Remy, geb. 3. Februar 1849, gest. 12. Januar 1928.

[1] Aus dem Nachlaß von A. Tänzer, der sich im Besitze der jüdischen National- und Universitätsbibliothek befindet.

AUS DEN JUGENDERINNERUNGEN STEINTHALS

Mit einer Vorbemerkung

von

LEO BAECK [1]

Vorbemerkung: Heymann Steinthal gehört zu den wenigen Forschern der vorigen Generation, deren Gedanken in unsere Tage hineinreichen. Nach zwei Richtungen erstreckt sich sein Einfluß.

Zunächst zur modernen *Psychologie* hin. In der psychologischen Wissenschaft seiner Zeit hatte Steinthal den besonderen Platz dadurch, daß er die lebendige Kraft und die funktionelle Bedeutung erkannte, die jedem der Seele eingefügten Bewußtseinsinhalt zukommt, und daß er die wirksamen Zusammenhänge von Erlebnis und Erinnerung aufzeigte, die sich daraus ergeben. Er hatte dargelegt, wie „die Seele von ihren Reaktionen beherrscht wird"; denn deren jede behält „eine bestimmte Selbständigkeit in der Seele, eine Existenz in irgendeiner Form und von einer gewissen Macht, sich in der Seele zu betätigen". Eine deutliche Linie führt von hier zur Tiefenpsychologie und Psychoanalyse wie auch zur Charakterologie der Gegenwart.

Die andere Richtung ist die in der Wissenschaft von der *Sprache*. Steinthal hatte ihrem Werden und Wesen vor allem von der Beobachtung seelischen und worthaften Ausdrucks, besonders auch am Kinde, nahezukommen gesucht. Diesem Wege haben sich moderne Pädagogen wieder zugewandt, ganz besonders der erste starke Anreger unserer Arbeits- und Lebensschule, Berthold Otto. Dessen Lehre von der „Altersmundart" und von der Pädagogik vom Kinde aus hat von der Steinthalschen Sprachpsychologie ihren Ausgang genommen; er spricht selbst des öfteren dankbar davon.

Vielleicht sind diese beiden Wissenschaften, die psychologische und die pädagogische, heute die, die am meisten ins Leben hineingreifen. In ihnen beiden wirken Gedanken des Mannes fort, von dessen Kindheitserinnerungen die folgenden Blätter Kunde geben.

L. B.

[1] Erstmals veröffentlicht in: Der Morgen, Juni 1932, S. 141–146.

Es war um das Jahr 1720, als zwei Brüder, Juden, von Landsberg a. d. Warthe, ihrer Heimat, nach dem Städtchen Gröbzig in Anhalt zogen. Es waren hausierende Bücherhändler, welche auf der Reise nach Amsterdam begriffen waren. So jung die beiden Männer waren, mochten sie doch die Reise schon ein paarmal zurückgelegt haben, unterwegs benutzte und unbenutzte hebräische Bücher kaufend und verkaufend. Der Jüngere war dieses fahrenden Lebens überdrüssig geworden und faßte den Entschluß, sich in Gröbzig niederzulassen.

Von den Verhältnissen der Anhaltiner Juden jener Zeit bin ich nur wenig unterrichtet; doch scheint mir das Folgende nicht ungewiß und nicht ohne Interesse:

Das Herzogtum Anhalt war in jener Zeit in vier Fürstentümer geteilt, deren jedes sich zu den Juden verschieden hielt. In Zerbst wurden die Juden gar nicht zugelassen. In Köthen sind sie wohl erst spät, also in diesem Jahrhundert eingewandert. In Bernburg und dem dazugehörigen Ballenstädt im Harz dagegen sind sie wohl schon im siebzehnten Jahrhundert eingewandert. Aus diesen verschiedenen Einwanderungen und verschiedenen Verhältnissen, unter denen die Juden in Anhalt lebten, ergaben sich natürlicherweise verschiedene Charaktere derselben. Nach Dessau wurden die Juden von dem berühmten Fürsten Leopold herbeigezogen. Es mochte dies eine seiner Finanzoperationen sein: denn jeder verheiratete Jude zahlte dem Herzog jährlich Schutz, der ihm gewisses Privilegium gab. Er durfte mit Schnittwaren, auch mit Materialwaren handeln, die Wolle und Felle des Viehs der Bauern kaufen, und auch der Handel mit Metallwaren war ihm gestattet, ebenso der Pferdehandel, aber kein Handwerk. Die Juden durften Häuser erwerben oder auch Ackerbau treiben; der war den Warenhändlern freilich unmöglich, aber den Pferdehändlern nicht unbequem. Infolgedessen bildeten sich in Anhalt-Dessau schnell einige mehr oder weniger blühende Gemeinden. Obenan stand die jüdische Gemeinde zu Dessau, deren Vorsteher ein gewisses Aufsichtsrecht auch über die anderen Gemeinden hatte; wie ebenso der Rabbiner von Dessau Landrabbiner war. Berühmter aber war die Gemeinde zu Jeßnitz durch eine hebräische Buchdruckerei, aus welcher viele vorzügliche Werke hervorgingen. Ich nenne noch Gröbzig, Sandersleben, Wörlitz.

In Gröbzig ließ sich der junge Buchhändler, mein Urgroßvater, nieder. Sein Bruder indessen zog weiter, und viele Jahre vergingen, ohne daß sie voneinander hörten. Wie mein Urgroßvater Elasar sein Leben verbrachte, weiß ich nicht. Als er in seinem Alter wieder einmal nach Amsterdam zog, kam er unterwegs in einer holländischen Stadt an und beabsichtigte dort den Fasttag um die Zerstörung Jerusalems zu begehen. In der Synagoge fragte ihn der Synagogendiener, woher er sei. Als er antwortete, er sei wohnhaft in Gröbzig, sagte ihm jener, daß in dieser Gemeinde ein Mitglied den Namen Gröbzig führe; und da auch der Vorname dieses Mannes mit dem seines Bruders übereinstimmte, so zweifelte er nicht, hier seinen Bruder wiedergefunden zu haben.

Er ließ sich zu ihm weisen, erkannte ihn auch wieder, der Andere aber erkannte den Jüngeren nicht; erst vielfache Beweise konnten ihn bewegen, ihn als seinen Bruder anzunehmen. Er erklärte dann, da er unverheiratet sei und das einsame Leben an diesem Orte satt habe, im nächsten Frühjahr nach Gröbzig ziehen zu wollen. Er war im Begriff diesen Entschluß auszuführen, aber er starb unterwegs durch einen unglücklichen Zufall: die Post, in der er fuhr, schlug um.

Mein Großvater, geboren 1729, gestorben 1813, gehörte zu den angesehensten und hochherzigsten Männern der Gemeinde. Er war keineswegs der Reichste, aber doch wohlhabend und übte einen großen Einfluß durch seinen ungewöhnlichen Verstand und seine großartige Wohltätigkeit aus. Die letztere wurde für ihn, für meinen Vater, endlich für meinen älteren Bruder verhängnisvoll. Noch in meiner Kindheit war das Andenken an meinen Großvater Jechiel, genannt Jchel, in der Gemeinde lebendig.

Man erzählte mancherlei Anekdoten und witzige Äußerungen von ihm, die er natürlich nicht alle erfunden, aber angewandt hat. Am glänzendsten bewährte sich seine Einsicht 1806. Als alle Welt um ihn sich einrichtete, französisch zu werden, da meinte er, die Franzosen würden sicherlich Deutschland sehr bald räumen müssen. Die Freude der Schlacht bei Leipzig hat er nicht erlebt.

Er hinterließ acht Söhne, von denen der Älteste schon ein reifer Mann war, als der Jüngste geboren ward. Dieser Älteste, Josua (genannt Falk), studierte in Fürth, wurde in Dessau Lehrer der Talmudanstalt und als solcher Mitglied des Bet-Din. Ich habe ihn persönlich nicht gekannt. Mein Vater, viel jünger als er, blieb als einziger Sohn seines Vaters in Gröbzig, und sein Ansehen in der Gemeinde war noch größer als das seines Vaters. Er hatte dieselben Charaktereigenschaften und auch eine gewisse Bildung. Als er, 42 Jahre alt, 1832 starb, hinterließ er eine Witwe mit drei Söhnen in guten, aber verwickelten Verhältnissen. Er hatte von seinem Vater auch das Prinzip einer Wohltätigkeit in sozialer Form übernommen. Abgesehen nämlich von reichen Almosen, gab er armen, kräftigen Männern Waren leihweise zu einem so niederen Preise, daß sie dieselben fast ebenso billig wie er verkaufen konnten und doch ihren reichlichen Gewinn davon hatten. Dies war der Grund, weswegen er nicht reich werden konnte, weswegen mein Großvater sogar arm verstarb und wodurch wir Erben unseres Vaters große Verluste erlitten, weil man der Witwe, meiner Mutter, nicht so gewissenhaft bezahlte. Als nun gar mein älterer Bruder, damals ein Knabe von noch nicht 13 Jahren (geb. 1820), mit meiner Mutter die Wohltätigkeiten fortsetzen wollte, waren die Verluste nach wenigen Jahren so groß, daß er das Geschäft gänzlich aufgeben mußte. Ich bin der mittlere von den drei Brüdern und hatte dadurch den Vorteil, vom älteren und vom jüngeren, von jedem in seiner Weise, geliebt zu werden. Jener belehrte mich, dieser spielte mit mir.

Meine Mutter war ganz meines Vaters würdig. Neben ihren drei Söhnen erzog sie zwei Knaben und zwei Mädchen. Daß ihr Haus den Armen offen stand, ist fast selbstverständlich. Wenn sie uns Brüdern das Nachmittagsbrot schnitt, führten wir wohl oft arme Christenknaben von der Straße ihr zu, und sie bekamen wie wir.

Die wenigen Armen wurden von den Wohlhabenden der Gemeinde erhalten; wirklich reich war niemand (niemand hatte 10 000 Taler). Alle waren teils durch Blut, teils durch Heirat, teils durch achtungsvolle Freundschaft miteinander verbunden, und es herrschte ein schöner, heiterer, geselliger Geist. Durch Vermächtnisse und Geschenke war die Gemeinde als solche recht wohlhabend. Dankbare Erinnerung lohnte die verstorbenen Geber.

Dem Fürsten, dem späteren Herzog Franz, kam das Verdienst zu, die Franzschule in Dessau gegründet zu haben, welche die hohe Schule für alle Juden Anhalt-Dessaus ward, aber auch von weit her, besonders aus Berlin (auch aus Konstanz) Zöglinge erhielt. Sie stand in Verbindung mit der Talmudanstalt und war so zugleich Lehrerseminar.

Wir drei Brüder hatten das stillschweigende Gefühl, die Söhne des ersten Mannes der Gemeinde zu sein und späterhin bei unseren Altersgenossen dasselbe Ansehen wie unser Vater zu genießen. Mein älterer Bruder war der erste in der Schule und ich, geboren 1823, wußte, daß nach seinem Austritt aus derselben, ich seinen Sitz einnehmen würde, wie nach mir mein jüngerer Bruder. Diese unsere Stellung wurde auch von allen Knaben stillschweigend anerkannt, auch von den christlichen Kindern der Stadt.

Das Alphabet, Lesen und Schreiben, hebräisch und deutsch und die ersten Übungen im Übersetzen des Hebräischen hatte ich noch von einem Lehrer gelernt, der aus dem Herzogtum Posen stammte. Da kam plötzlich, 1831, von dem Vorstande der Dessauer Gemeinde der Befehl, alle ausländischen Lehrer zu entlassen und dafür junge Männer zu nehmen, die in Dessau auf der Franzschule ausgebildet waren. Nach Gröbzig wurde uns ein Jüngling gesandt, der ein geborener Gröbziger war, *Baruch Herzfeld*. Ich glaube, daß er von allen Zöglingen der Franzschule der begabteste und auch der bescheidenste war. Obwohl es ihm an eigentlicher didaktischer und pädagogischer Methode fehlen mochte, konnten wir bei ihm, bei der geringen Zahl der Schüler mehr lernen, als auf einer Volksschule zu erwarten war.

Das Verhältnis zwischen Juden und Christen in meiner Vaterstadt war zwar – insoweit man im Verkehr einander bedurfte – ein durchaus freundliches; aber alle offiziellen Schranken, die ich oben bezeichnet habe, bestanden immer noch; nur, wenn ein Handwerk in der Stadt nicht vertreten war, konnte ein Jude als Böhnhase (Pfuscher) es betreiben. So gab es einen jüdischen Buchbinder, einen Uhrmacher, einen Eisenwarenhändler, neben einem Buchbinder, der besonders von einer Leihbibliothek in dem benachbarten Löbinn beschäftigt ward.

In keiner Stadt Anhalt-Dessaus konnten die jüdischen Kinder die christlichen Schulen besuchen, auch als Soldaten wurden sie nicht genommen, bis das Revolutionsjahr 1848 in allen diesen Punkten Änderung brachte.

In Geigers „Zeitschrift für jüdische Geschichte" habe ich den allgemeinen Zuschnitt der jüdischen Schule in Gröbzig schon gezeichnet. Ich erinnere mich nur noch weniger Augenblicke aus jener Zeit.

Als charakteristisch für mich erzähle ich, daß ich, als ich ungefähr neun Jahre alt war, nachdem ich schon längere Zeit Diktate ohne besondere Fehler geschrieben hatte, eines Nachmittags in die Geheimnisse der Orthographie gründlicher eingeführt werden sollte. Es ward uns ein Lehrheft diktiert, welches begann: „Orthographie ist die Kunst, richtig zu schreiben, und Grammatik ist die Kunst, richtig zu sprechen." Obwohl es ein Sommernachmittag war, spielte ich an diesem Tage nach Schluß nicht mit den anderen Knaben, sondern ging einsam und still für mich, im Hochgefühl der erlernten Weisheit. Ich habe ein ähnliches Gefühl im späteren Leben recht oft gehabt; vielleicht aber niemals in solcher Stärke. Es traf damals ein Doppeltes zusammen: Einerseits die mir bis dahin völlig fremde Form der Definition und andrerseits der Parallelismus der beiden Definitionen. Ich sagte mir beide fortwährend vor.

Wir Kinder kannten ein vierfaches Deutsch: Unsere Eltern sprachen das eigentliche Jüdisch-Deutsch, mit eingestreuten hebräischen Wörtern, die in der lebendigen Rede oft anders gesprochen wurden als im hebräischen Gebet. Die christlichen Knaben sprachen den mitteldeutschen Volksdialekt. Wir jüdische Knaben sprachen weder wie unsere Väter und Mütter, noch auch wie die christlichen Kinder, die natürlich genau so wie ihre Eltern sprachen. Es war ein gemäßigtes Judendeutsch. Ich muß hinzufügen, daß manche der älteren Juden und Jüdinnen, die eine gewisse Bildung hatten, z. B. auch mein Vater, der sogar französisch gelernt hatte und ein ziemlich korrektes Deutsch schrieb, im Umgang mit den Christen genau so sprach wie diese: den Dialekt mit den Bürgern; reines oder dem reinen sich näherndes Deutsch mit den Honoratioren.

In der Schule sollten wir Knaben reines Deutsch sprechen, was uns schwer ward, weil es uns geziert schien. Durch die Grammatik sollten wir sprechen lernen; aber sie schien mir oft überflüssig, weil ich schon zu wissen glaubte, was sie mich lehrte. Die Anweisung, „wem" oder „wen" zu fragen, und danach den Kasus zu bestimmen, schien mir geradezu lächerlich. Denn, sagte ich mir, wenn ich weiß, ob ich „wem" oder „wen" fragen soll, dann brauche ich nicht mehr zu fragen. Mein Gedächtnis war derartig, daß Vokabeln oder zusammenhängende Stücke, die ich absichtlich auswendig lernen wollte, mir schwer wurden und auch nicht lange fest saßen. Stücke dagegen, die ich auswendig zu lernen gar nicht die Absicht hatte, aber oft hörte oder las, wußte ich auswendig, und sie blieben unverwischlich durch die regelmäßige Wiederholung, z. B. die Gebete.

Als in meinem elften Jahre zwei meiner Mitschüler sich rühmten, dieses oder jenes Gebet auswendig zu können, erklärte ich ganz ruhig: Ich aber kann den „lang wehu rachum" auswendig. Ich bewies mein Können, indem ich jenes Gebet von Anfang bis zu Ende auswendig vortrug, während jene mich im Gebetbuch verfolgten. Herr Herzfeld hatte uns belauscht, und als ich ohne Verwirrung und ohne ein Wort auszulassen, das ganze ohne Anstoß hergesagt hatte, war auch er überrascht und schenkte mir einen Dreier. Im Hebräischen lernte ich außer dem Text des Pentateuch, einiger Psalmen, einiger Kapitel der Sprüche, der fünf Megilloth und der Propheten auch Raschi und gelegentlich Biur[2].

Hebräische Grammatik lernte ich nach der Methode, in der im Mittelalter in den Klöstern Latein gelernt wurde: wir übersetzten die hebräisch verfaßte Grammatik der hebräischen Sprache von Ben-Sew. Und da wir uns bei den Gesetzen des Dagesch, des Vokalwandels und der Akzente sehr lange aufhielten, so lernte ich von der Konjugation, den Verben nur wenig, von der Wortbildung gar nichts.

Nicht in der Schule, sondern bei unserem Chason[3] Reb Hirsch lernte ich Mischna und ein klein wenig Gemara. Hier habe ich ein Beispiel davon zu erzählen, wie stillschweigend und selbstverständlich unter uns die Sachen hergingen. Eines Nachmittags gab mir mein älterer Bruder ein Buch in die Hand und sagte: „gehe damit zum Chason". Das tat ich, und dieser sagte zu mir: „Setze dich". Und so setzte ich mich mit seinem Sohne, der gleichaltrig mit mir war, an den Tisch, und wir lernten. Dieser Unterricht war natürlich umsonst. Doch ich hatte nicht daran gedacht zu fragen oder mich jemals zu bedanken.

Obwohl ich, ebenso wie mein jüngerer Bruder, zuweilen, wenn niemand sonst im Laden meiner Eltern war, für einen Dreier Stecknadeln, Zwirn oder Seide verkaufte, hörte ich häufig Bekannte meiner Eltern von mir sagen: Der wird kein Kaufmann, der wird ein Rabbiner. Gefragt, sagte ich, daß ich kein Rabbiner werde, aber viel lernen möchte. Mein älterer Bruder aber, der nach dem Tode meines Vaters im Geschäft bleiben mußte, wozu er weder Lust fühlte, noch Befähigung hatte, war entschlossen, mich studieren zu lassen. Er fühlte sich unglücklich; er war ein hervorragendes mathematisches Talent und mußte im Handel verkommen. Damit es mir nicht ebenso ergehe, wollte er aus mir etwas machen. Er veranlaßte meine Mutter an Ostern 1836, als ich noch nicht dreizehn Jahre alt war, mich nach Bernburg zu bringen.

[2] Den hebr. Kommentar Moses Mendelssohns.
[3] Vorbeter.

Die jüdische Volksschule in Anhalt von 1830–1840[1]

Das allgemeine Interesse, das sich an die folgenden Erinnerungen aus meiner Knabenzeit knüpfen kann, scheint mir darin zu liegen, daß aus denselben klar wird, welcher geistige Strahl von der ehemaligen Herzoglichen Franz-Schule zu Dessau auf die zum Ländchen Anhalt-Dessau gehörigen kleinen Städte überging. Die Anziehungskraft der Franz-Schule reicht bis Konstanz am Bodensee; diese Handelsschule hat ungezählte gebildete Kaufleute unter den Juden geschaffen; was aber hat sie, abgesehen von der Hauptstadt, für die Juden des Landes geleistet? – Ich bedaure nur, daß meine Erinnerung sehr lückenhaft ist, und daß mir kein Archiv zu Gebote steht.

Die nahegelegenen Wörlitz und Jeßnitz empfingen das Licht von Dessau dadurch ganz unmittelbar, daß nicht wenige Eltern von beiden Orten ihre Kinder auf die Schule nach Dessau brachten. In meiner Vaterstadt Gröbzig, ferner gelegen, ist ein solcher Fall nur ganz vereinzelt vorgekommen, bis 1830 sich die Sache auf höheren Befehl änderte. Um diese Änderung zu würdigen, muß ich aber den vorangehenden Zustand des Unterrichts und der Kultur der Juden meiner Vaterstadt beleuchten.

Die Gemeinde wird im ersten oder zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts gegründet worden sein. In meiner Knabenzeit zählte sie ungefähr 150 Seelen. Gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fehlte es nicht an reichen und wohlhabenden Mitgliedern. Die reichen hielten für ihre Kinder einen Hauslehrer, und der eine oder andere begabtere Jüngling zog dann auf die Jeschiba nach Fürth. Auch ist wohl bemerkenswert, daß mein Großvater im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts von der Leipziger Messe ein Chumosch mit „Mosche Dessaus Deutsch" mitbrachte und es seinen Söhnen mit den Worten übergab: „Nun werdet ihr das Chumosch richtig übersetzen lernen." Die nicht reichen, aber wohlhabenderen Mitglieder vereinigten sich und unterhielten einen gemeinsamen Lehrer, welcher auch die Kinder der ärmeren unterrichtete, für welche die Talmud-Tauro-Chewro[2] bezahlte. Der Lehrer war zuallermeist ein Pole, der Talmud

[1] Aus: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. Bd. IV. S. 66 ff.; wiederabgedruckt in: H. Steinthal, Über Juden und Judentum, hrsg. von G. Karpeles, Berlin 1906.

[2] Außer dem genannten Verein gab es noch zwei: die Chewro Kaddischo zur Leichenbestattung, immer aus 18 (chaj Anspielung auf Leben) verheirateten Mit-

verstand, oder wohl auch ein eingeborener talmudisch Gelehrter. Wie für das Erlernen des Deutschschreibens und -lesens und des Rechnens gesorgt ward, weiß ich nicht, aber es ward gesorgt. Die meisten Männer, die ich als Knabe kannte und deren Kindheit in die angegebene Zeit fiel, schrieben deutsch und rechneten genügend. Mein Vater, zu den jüngsten dieser Generation gehörig, ward mit einigen Altersgenossen von dem in jeder Geschichte der jüdischen Literatur genannten R. Fürstenthal (damals natürlich noch jung) unterrichtet. Ob er auch sein Französisch von diesem Autodidakten gelernt hat, weiß ich nicht. – Sehr bald aber trat eine Verarmung der Gemeinde ein, die Hauslehrer schwanden, und es wuchs ein rohes, aller Kenntnis bares Geschlecht auf.

Da nun eben hatte David Fränkel, der Direktor der Franz-Schule, von der Regierung den Befehl an die jüdischen Landgemeinden erwirkt, die polnischen Lehrer (nicht Vorbeter) zu entlassen und dafür einen der jungen Männer zu nehmen, welche auf der Dessauer Schule gebildet waren. Gröbzig erhielt ein Stadtkind, Baruch Herzfeld, einen der beiden Gröbziger, welche die Franz-Schule besucht hatten; der andere, ebenfalls zum Lehrer bestimmt, war körperlich verunglückt. Herr Herzfeld war also mein Lehrer etwa vom 8. bis zum 13. Jahre. Er ist jetzt tot, und sein Andenken ist gesegnet.

Er war ein begabter Mensch. Er war ein Liebling des Direktors Fränkel und hatte das volle Maß der Kenntnisse, die für einen Volkslehrer wünschenswert sind. Er verstand auch Talmud, den er in dem damals in Dessau noch bestehenden Beth-Hamidrasch[3] gelernt hatte. Er wußte Geschichte und Geographie genügend, deutsche Grammatik, wie sie zu der Zeit gelehrt ward, als Heinsius noch herrschte und man weder Grimm noch Becker kannte; er sprach französisch und sprach auch etwas englisch. Pädagogik als Wissenschaft hatte er wohl nicht gelernt; er übte sie eklektisch, nach Erfahrung. Die glückliche Methode, nach der heute die Kinder so leicht und schnell schreiben und lesen lernen, war damals noch unbekannt, ist ja ganz jungen Datums. Er hatte aber gewiß von Pestalozzi und Basedow usw. gehört, und wohl auch manches hierher Gehörige gelesen. – Er sprach angenehm, erzählte vortrefflich, nicht zu kurz und nicht zu lang. Er predigte bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, besonders bei Konfirmationen. Denn diese führte er ein und vollzog sie am Sabbat der Bar-Mizwa; er lehrte und prüfte nach Johlson. Über den Wert seiner Predigten hatte ich kein Urteil; aber ich glaube, daß sie nach Inhalt und Form dem Zweck und den Ansprüchen völlig genügten. Bevor er sie hielt, gab er sie dem christlichen Geistlichen der Stadt zur Durch-

gliedern bestehend, und die Chewro für Unterstützung der Armen. Vor dem jüdischen Gottesacker wurden 18 Pappeln gepflanzt, die alle gediehen und auch heute noch stehen. Jeder der drei Vereine ließ sich jeden Sonnabend einen Vortrag halten. Ich hörte als Knabe diese Vorträge ziemlich fleißig und kannte daraus die Sagen von Abraham, Joseph, Moses und der Zerstörung des Tempels.

[3] Talmudlehrer dieser Anstalt, an welcher der Dessauer Rabbiner (damals Lipschütz) nicht tätig war, war mein Onkel Josua Falk.

sicht[4]. Als ich als Primaner ihm eines Tages meine Disposition zu einem Aufsatze zeigte, sagte er mir: „Siehst du, das haben wir nicht gelernt. Ich habe Gedanken genug für Predigten; aber eine solche Einteilung kann ich nicht machen."

Er ward als *Gemeinde*lehrer angestellt, erhielt 60 Taler jährlich als Gehalt und bei den Mitgliedern der Gemeinde wechselnd Mittagsfreitische, wie letzteres auch früher bei den polnischen Lehrern der Fall gewesen war. Bald leuchtete das Unziemende eines solchen Verhältnisses ein, Herzfeld aß bei seiner noch lebenden Mutter, und sein Gehalt ward auf 100 Taler erhöht. Ja, sehr bald stieg sein Gehalt auf 150 Taler, indem er zugleich Sekretär der Gemeinde ward. Bis dahin nämlich gab es für die Juden kein Standesamt; das Mohelbuch war für die Knaben ein zuverlässiges Geburtsregister, für die Mädchen gab es keine amtliche Aufzeichnung. Von jetzt ab ward Herzfeld beauftragt, nachdem er ein Verzeichnis sämtlicher Mitglieder der Gemeinde und ihrer Familien aufgenommen hatte, die Geburten sorgfältig aufzuzeichnen. Die Ehen wurden vor dem Richter geschlossen, bevor das Paar unter die Chuppa ging. Aus dem älteren Verhältnis rührt es z. B., daß ich erst spät meinen Geburtstag nach unserem westeuropäischen Kalender kennen lernte, und daß, wenn mein hebräischer Vorname nicht feststünde, ich nicht sicher wüßte, wie ich heiße. Denn mein deutscher Vorname ist nicht amtlich beglaubigt und willkürlich verändert. – Das Gehalt für die Lehrtätigkeit Herzfelds ward nur von den Eltern der Schulkinder aufgebracht; und wie die Anzahl der Kinder wechselte, so auch die Höhe des für jedes derselben zu legenden Schulgeldes. Auch jetzt noch bezahlte für die Armen entweder die Talmud-Tora-Chewra oder die Gemeinde. Auch Kinder des naheliegenden Dorfes kamen nach Gröbzig zur Schule und erhielten, wenn sie arm waren, Freitische.

Die Schule befand sich anfangs noch in einer gemieteten Stube, später in dem gekauften Gemeindehause, und dies war zugleich der Ort für die Gemeindeversammlungen (in denen meine Mutter als beitragzahlende Witwe auch ihre Stimme hatte). Diese Schulräumlichkeit war sehr einfach ausgerüstet. Es stand darin ein längerer und ein kürzerer Tisch, jener für etwa 12 Knaben, dieser für 8 Mädchen. Die Mädchen kamen um ein oder zwei Jahre später zur Schule als die Knaben, und verließen sie meist ein Jahr früher. Die Knaben begannen mit dem zurückgelegten sechsten oder auch schon fünften Jahre. Wir

[4] Der Verkehr einiger Juden Gröbzigs mit dem dortigen Pastor verdient wohl eine Anmerkung. In meiner Kindheit lebte dort ein ehrwürdiger Greis Walkopf, aus der Rationalistenschule, der recht gut Hebräisch verstand; und namentlich waren es zwei gelehrte Juden (der jüngere hatte in seiner Jugend die Jeschiba von Fürth besucht), mit denen er gern umging. Mir ist aus guter Quelle erzählt, daß er am Sterbebett des älteren jüdischen Freundes, als dieser eben das Leben aushauchte, neben dem jüngeren stehend, gesagt habe: tomaus nafschi maus jĕschorim usw. – Auch mit dem jungen Nachfolger dieses Mannes stand Herzfeld in freundlichem Verkehr; er hatte vor Tholucks Herrschaft studiert.

saßen auf vier Bänken ohne Lehnen. Der Lehrer hatte einen Stuhl. Die Wände waren weiß getüncht und völlig leer; doch gab es eine schwarze Tafel, ein kleines Bücherbrett für Herzfelds Bibliothek und eine Guitarre für seinen Privatgesang. Unterricht im Singen erhielten wir nicht.

Herzfeld hielt allerdings darauf, daß wir ordentlich deutsch sprechen sollten, aber wir taten es nur beim Unterricht. Es schien uns gar zu seltsam und unnatürlich, daß wir *nein* statt *nee* usw. sagen sollten, oder *gib mir* für *jib mich*. Wir Judenkinder hatten nämlich einen ganz eigenen Dialekt; wir sprachen nicht wie die christlichen Bewohner des Städtchens, das damals etwa 1300 Seelen zählte, in einem mitteldeutschen Dialekt. Wir mauschelten, aber nicht so sehr wie unsere Eltern, wenn diese unter sich waren; denn mit den Christen sprachen sie wie diese. Wir sagten nicht *du host*, sondern *du hast*; nicht *geih*, sondern *geh*. Wir sprachen auch besser, als die christlichen Kinder; wir sagten *ja*, jene *jo*, unsere Eltern *jau*.

Etwa 20 Kinder, Knaben und Mädchen, 6–13 Jahre in *einem* Raume zu unterrichten, bleibt immer eine schwierige Aufgabe. Wir zerfielen naturgemäß in drei Klassen; die beiden unteren enthielten auch Mädchen; die obere hatte nur Knaben. Die Schule begann des Sommers um 8, des Winters um 9, und dauerte bis 12 Uhr; dann des Nachmittags von 1–5, im Winter bis 4 Uhr. Daß ein Lehrer bei 7 bis 8 Stunden täglich nicht allezeit gleich angespannt sein kann, versteht sich wohl von selbst, und unser Herzfeld war es auch nicht. Manche Schulstunde verbrachten wir Kinder in heiterem Geplauder, während Herzfeld irgendetwas trieb. Auch hatte er die Einrichtung getroffen, daß einer der älteren Knaben die jüngeren abfragte, wie wir sagten: verhörte.

Der Vormittag war wesentlich dem Hebräischen gewidmet, der Nachmittag dem Deutschen, ersteres jedoch mit einer Ausnahme, von der unten die Rede sein wird. Der Unterricht begann mit einem deutschen Gebet (aus Johlson); dann *ōrten* (beteten hebräisch) die Kleineren das Schachris (Morgengebet). Von den Älteren konnte mit Grund vorausgesetzt werden, daß sie es schon zu Hause getan hatten. Jene beteten, indem je einer ein Stück laut las; dabei kontrollierte einer den andern. Herzfeld konnte sich nicht um sie kümmern. In der Zeit nämlich, wo jene laut beteten, diktierte er der ersten Klasse, um sie in der Rechtschreibung zu üben. Am Dienstag aber gab es statt des Diktates eine Aufgabe zu einer Erzählung oder einem Briefe. Diesen Aufsatz machten wir sogleich auf unserer Bank, und sobald wir fertig waren, wurden sie von Herzfeld korrigiert, wie auch die Diktate sogleich korrigiert wurden. – Die Reihenfolge der Schüler machte sich ganz von selbst unter allgemeiner Zustimmung der Knaben, und zwar vom ersten Schuljahre ab. Ein Rauf- und Runterkommen gab es nicht; die Ordnung war fest, weil naturgemäß: das begabteste Kind saß oben.

Danach ward Chumosch vorgenommen. Jede Woche ward der Wochenabschnitt übersetzt. Die erste Klasse konnte es, die zweite Klasse hörte zu und lernte es. Die Sache ist mir aber rätselhaft und meine Erinnerung nicht mehr

vollständig; gar leicht erscheint einem etwas besser, als es wirklich gewesen ist; aber ich vermute, daß mir Tausende aus ihrer Kindheit meine Bemerkung bestätigen werden. – Unser Herzfeld nämlich hat den Anfängern ein Stück vorübersetzt, aus dem Pentateuch und dem Gebetbuche. So ward mir ebenfalls die Genesis vorübersetzt bis zur Geschichte Josephs. Von da an übersetzte ich selbständig die erzählenden Stücke, mit Nachhilfe gewiß, aber nur geringer; und besonders, wenn Stücke kamen, wie die Beschreibung der Stiftshütte mit ihren Geräten, so mußte viel geboten werden.

Wir übersetzten auch das Gebetbuch von einem Ende zum andern. Die Gebete für Wochentage und Sabbat wurden irgendeinmal im Laufe des Jahres übersetzt; vor den Herbstfeiertagen wurden die Gebete für dieselben von beiden Klassen fleißig übersetzt. Ebenso aber auch das Hohelied, Ruth, die Klagelieder und der Prediger; für ersteres und letzteres jedoch war die Zeit nie ausreichend, da vor Ostern auch die Hagada übersetzt werden mußte und zwischen dem Jom Kippur und Hüttenfest zu kurze Zeit liegt. Im Sommer waren die Sprüche der Väter Leseübungen für beide Klassen und für die Mädchen; sie wurden aber auch übersetzt von Knaben und Mädchen, welche letzteren auch alle Stücke des Gebetbuches, aber nicht den Pentateuch mitübersetzten. – Diesen hebräischen Kursus machten wir wohl drei- oder viermal durch. Nebenbei wurden auch etwa die 25 ersten Psalmen, die ersten 12 Kapitel des Jesaja, die ersten Kapitel der Sprüche übersetzt.

Hebräische Grammatik aber ward recht wenig getrieben, obwohl Herzfeld selbst die empirische Formenlehre inne hatte. Raschi ward zu manchen Abschnitten des Pentateuchs übersetzt. – Die Methode, nach der in früherer Zeit hebräisch lesen gelehrt ward, war diese: Kometz dalet–do usw. Ich hatte aber schon bei einem Polen nach einer neueren Methode gelernt: dalet o–do. Das war gewiß kein kleiner Fortschritt gegen die alte, bei welcher das Lesenlernen sehr schwierig sein mußte. Nun aber, unter Herzfelds Leitung ward die Lautiermethode eingeführt: dĕ o–do. Es kam mir jedoch lächerlich vor, nicht mehr sagen zu sollen: „der kann schon das alef beis", sondern: „er kann das ĕbĕge". Immer aber ward Hebräisch lesen früher gelehrt als das deutsche Abc.

Wir übersetzten derart, daß wir unmittelbar nach dem hebräischen Worte die deutsche Übersetzung sprachen, ohne Rücksicht auf die deutschen Wortstellungsgesetze, und so den Pentateuch von vorn bis hinten, ohne ein Wort auszulassen. Also z. B. wehoodom und der Mensch joda erkannte es chawo Eva ischtau seine Frau, watahar und sie ward schwanger, wateiled und sie gebar usw. Ebenso die Erzählung von Lot und seinen Töchtern usw., auch den Abschnitt tasria und mezauro, der uns sehr unangenehm war, und von dem wir noch weniger verstanden. Daß dies unserer Sittlichkeit schädlich gewesen wäre, darf ich entschieden leugnen. Die Stimmung war eine ernste, und es ward nicht weiter über das Unverstandene nachgedacht. Schlechte Übersetzungen ließ in solchen Fällen unser Herzfeld wohlweislich ohne Korrektur vor-

übergehen. So besinne ich mich, daß ich in der Peßach-Hagada übersetzt habe: perischus derech erez „die Ausmessung des Landes", ohne korrigiert zu werden. Es ist wunderlich, wieviel ein Kind wissen kann, ohne es zu verstehen. Ich war vielleicht zwölf Jahre alt, als ich einem gleichaltrigen Mädchen auf der Straße begegnete, das mich anredete und mir erzählte, im Handkorbe trage sie Kirschen, die sie soeben gekauft habe. Frau R. habe sie gefragt, was sie da habe, und sie habe ihr die Kirschen gezeigt und sie aufgefordert, davon zu nehmen. „Denn", sagte sie, „die Frau ist hochschwanger, und schwangeren Frauen muß man von allem geben, worauf sie Appetit haben."

Biblische Geschichte ward nicht gelehrt; ich hätte mich gewundert, wenn mir der Lehrer hätte erzählen wollen, was ich in der Bibel selbst lesen konnte. Zu unsere großen Freude aber zeichnete uns unser Herzfeld die Geräte der Stiftshütte an die Tafel, während wir die betreffenden Verse übersetzten. Religion ward sehr bald nicht mehr nach Johlson, sondern nach Herxheimer gelehrt.

Der Bar Mizwo erhielt in besonderer Vorbereitung Anleitung zum Legen der Tefillin und zum Vortrage mit dem Trop.

Nun kommen wir zum Nachmittag. Er begann jeden Tag mit den Schreibübungen. Die unterste Klasse schrieb nur Jüdisch, die mittlere abwechselnd Jüdisch und Deutsch, die obere nur Deutsch und Lateinisch, und die geschickteren Knaben konnten sich auch in Römisch und Gotisch und in hebräischer Druckschrift und Raschischrift üben. Dann folgte Rechnen. Wir rechneten aber nicht bloß vier Stunden wöchentlich, sondern hier gab es auch fortwährend eine häusliche Aufgabe. Unser Herzfeld besaß nämlich eine Sammlung gedruckter Tafeln mit Rechenaufgaben, wozu ein Buch gehörte, das die Auflösungen enthielt. Jeder Knabe erhielt eine solche Tafel und rechnete still für sich. Herzfeld brauchte also keine Exempel zu diktieren. Hatte der Knabe ein Exempel gelöst, so trat er vor den Lehrer, der nach jenem Buche die Lösung für richtig oder falsch erklärte. Wußte er sich nicht zu helfen, so bat er den Lehrer, ihm zu zeigen, wie das Exempel zu rechnen sei. Jeder erhielt nun auch eine Tafel mit nach Hause und mußte eine Anzahl von Exempeln ausrechnen, deren Lösung dann in der Schule kontrolliert ward. – Hatte ein Knabe alle Karten durchgerechnet, so begann der höhere Kursus mit Quinque (Zinsrechnung), Kettensatz, Gesellschaftsrechnung usw. nach dem Lehrbuche von *Arnheim*, dem Rechenlehrer der Franz-Schule. So wird man es glauben, wenn ich sage, daß ich, als ich 13 Jahre alt war, im Rechnen die Reife hatte, um als Lehrling in ein Bankiergeschäft einzutreten. Ich kannte die Kurse von Hamburg, London und Amsterdam, wie die preußischen Friedrichsd'or. – Dann folgte deutsche Grammatik nach Heinsius[5] oder Geschichte nach dem kleinen

[5] Wir lernten hier aber sehr wenig und am wenigsten richtig sprechen. Die Methode, den Kasus durch Fragen zu bestimmen: wessen? wem? wen? schien mir lächerlich. Ich sagte mir, wüßte ich, ob ich *wem* oder *wen* sagen soll, so brauchte ich nicht zu fragen.

Bredow oder Geographie nach dem Anhange eines Lesebuches. Wir wußten, zu Wasser und zu Lande von Odessa nach Paris und um die ganze runde Erde zu reisen, obwohl ich für mich die Vorstellung von der Kugelform der Erde und von Antipoden für eine Torheit hielt: dann müßte ja der südliche Ozean in den Himmel ausfließen! Indessen von mathematischer und physikalischer Geographie war nur sehr wenig die Rede. – In der Geschichte lernten wir die vier großen Weltreiche kennen, die tapferen Spartaner und die noch tapfereren Römer, die schreckliche Völkerwanderung (schrecklich für uns; denn wir konnten die Namen nicht behalten); freundlicher war uns Karl der Große und Friedrich der Rotbart, die Zeit der Entdeckungen und Erfindungen und der Reformation. Verstanden haben wir von der letzteren doch nur wenig. Wir kannten keine Katholiken, und so blieb uns auch der dreißigjährige Krieg einfach eine Reihe von Schlachten. Von der französischen Revolution und Napoleon lernte mein älterer Bruder sehr viel, ich aber sehr wenig: denn ich war ein Feind aller Kriege.

Nachdem ich so 7 oder 8 Stunden im Schulzimmer verbracht hatte und unser Lehrer ebenfalls, hatte ich mit einem Altersgenossen bei ihm wöchentlich noch drei Privatstunden Französisch, nach den Lehrbüchern von J. Louis, dem Lehrer des Französischen und Englischen an der Franz-Schule, und der berühmten Grammatik von Meidinger. Wir übersetzten die reizenden Anekdoten.

Ähnlich wie in Gröbzig wird es in Jeßnitz (welches ja eine durch viele Drucke alter hebräischer Schriften berühmte Gemeinde hatte) und in den anderen Städtchen gewesen sein.

Noch folgendes ist zu berichten, was außerhalb des eigentlichen Schulplans liegt.

Hier habe ich vor allem einer merkwürdigen Einrichtung zu gedenken, die wohl einzig in der Schulordnung der Welt dasteht. Um zu verhüten, daß es einem Knaben in der Schule plötzlich an Schreibmaterialien fehlte, an Papier oder Federn, traten sämtliche Kinder zu einem (so darf ich es jetzt nennen) Konsumverein zusammen. Wir gründeten eine *Schulkasse*, so nannten wir es. Der älteste oder erste führte die Kasse, hielt die Materialien unter Verschluß und verteilte sie. So hatten wir auch besseres Papier und bessere Federn, als wir sie in dem Örtchen hätten haben können. Wir bezogen den Bedarf aus Cöthen. Alles stand natürlich unter Aufsicht unseres Lehrers; aber wir übten in voller Selbständigkeit freie Selbsthilfe.

Zu Rosch-Haschono schrieben wir den Eltern stets Neujahrswünsche. Die älteren Knaben mußten immer versuchen, eigene Wünsche auszuarbeiten; es wollte aber nie gelingen. Wir wollten nicht jedesmal mit den Worten beginnen: „Schon wieder ist ein Jahr vorüber"; aber wir fanden keinen anderen Anfang.

In den Zwischentagen des Peßach war jährlich ein öffentliches Examen, zu dem außer den Eltern die Vorsteher der Gemeinde, der Pastor und der Justizamtmann erschienen. Letzterer fragte aus der alten Geschichte, ersterer aus

der neueren, auch wohl nach Naturkunde. Einmal fragte er, was Atmosphäre sei, was niemand von uns wußte. Zu den Prüfungen gehörten auch Probeschriften, deutsche und hebräische, wobei wir unsere ganze Kunst in gotischer, in hebräischer Quadrat- und Raschischrift offenbarten. Es ward auch von einigen Knaben deklamiert. Wir lernten im Laufe des Jahres manches Gedicht, namentlich von Gellert, Pfeffel. Die Auswahl war gering. Unsere Lesebücher von Funke und von Hempel hatten nur sehr wenig Poesie. In der ganzen Gemeinde aber gab es kein Exemplar von Schillers Gedichten. Einmal deklamierte ich die drei Ringe aus dem Nathan. – Nachmittags war Prüfung im Hebräischen, und auch da ward gelegentlich ein hebräisches Gedicht deklamiert aus der Sammlung von den Anhängern Mendelssohns.

Zu Purim aber ward ein Lustspiel aufgeführt – entweder ein Stück, das für Kinder geschrieben war, oder eins, welches Herzfeld so gestaltete, daß es von Kindern gespielt werden konnte. Zu diesen Aufführungen war die Gemeinde geladen, und man kann denken, wie wir beklatscht wurden.

Einige Jahre nach 1840 (wenn ich nicht irre, schon vor 1848) ward die Schule aufgelöst; die Kinder gingen in die allgemeine Stadtschule und erhielten von einem Manne, der als Chason, Schochet und Religionslehrer angenommen ward, den Unterricht in Religion und Hebräisch. Hierüber weiß ich nichts Näheres.

Wenn nun der Leser Sympathie mit meinem Lehrer Baruch Herzfeld gewonnen hat, so nimmt er wohl noch die Nachricht hin, daß derselbe bald nach 1840 seine Stelle niederlegte, das schönste und gebildetste Mädchen heiratete, ein Geschäft eröffnete und sich durch seine höhere Bildung und strenge Gewissenhaftigkeit die Achtung seiner Mitbürger in immer höherem Maße erwarb. Sein Andenken zum Segen!

Aus der Synagoge

Eine Jugenderinnerung[1]

Der Leser wolle mich mit seiner Phantasie in die Synagoge einer kleinen Gemeinde in Mitteldeutschland begleiten, zugleich aber auch sich in der Zeit um 50 Jahre rückwärts versetzen; nach Gröbzig in Anhalt um 1835.

Die Synagoge ist, nächst der Kirche, das höchste Gebäude des Städtchens, sie ragt über alle Häuser hervor, und (ein noch kräftigerer Beweis ihrer Höhe) kein Knabe kann den Ball über sie hinwegwerfen. Sie trägt von außen kein Symbol; ganz oben auf dem Dache befindet sich aber eine Wetterfahne, welche in durchbrochenen Buchstaben das Jahr der Erbauung angibt. Die Mauern sind sehr dick, wie für die Ewigkeit bestimmt. Man schließt die Tür auf, nachdem man mit dem Schlüssel dreimal angeklopft, um dem Heiligtum seine Ankunft zu melden. Man tritt ein, indem man eine Stufe niedersteigt. Der Almemor ist gerade in der Mitte; an den Seiten desselben (mit Ausschluß des Westens) wie an den vier Umfassungsmauern des Gebäudes sind Sitze angebracht, und vor denselben stehen „Ständer" (Pulte). Die Frauen finden ihren Platz auf einer Galerie an der Westseite; ein Gitter verbirgt sie, während sie durch dasselbe alles überschauen können. Die Decke ist hochgewölbt, von Holz, bemalt mit vereinzelten sehr dunklen, schweres Gewitter dräuenden Wolken, zwischen denen im blauen Himmel sich Sterne zeigen. Von der Decke herab hängen acht Armleuchter und in der Mitte, über dem Almemor, ein Kronleuchter von Kristall. Die Menauro, an der üblichen Stelle, darf nicht vergessen werden. Die Mauern tragen zwischen den Fenstern Blaker und auf großen Tafeln geschriebene (oder gedruckte?) Gebete: das Gebet für den Landesfürsten, Al hakkol und Ähnliches.

Über der heiligen Lade sind die zehn Gebote auf zwei Tafeln, die von zwei heraldischen Löwen gehalten werden. In derselben sind wohl fast ein Dutzend größere und kleinere Thorarollen, von denen etwa die Hälfte auch ihren eigenen silbernen Schmuck tragen, den sie zeitweise den andern leihen. Man sieht, die Synagoge war reich; die darin beteten, waren es weniger, als man aus diesem Luxus hätte meinen können. Die eine Rolle zumal war sehr hoch,

[1] Mitteilungen vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde. Nr. 16, S. 23 ff. Wiederabgedruckt in: H. Steinthal, Über Juden und Judentum, hrsg. von G. Karpeles, Berlin 1906.

mit großen Buchstaben geschrieben und trug zwei Kronen von einer Pracht, die ich nie vergessen werde. Jede derselben war wohl eine „kurze" Elle hoch und war außer dem Schafte, mit dem sie auf den beiden Hölzern der Rolle aufsaß, aus vier übereinanderstehenden Kronen aufgebaut. Jede von diesen bestand aus einem goldenen Reifen, der mit mehreren Edelsteinen geschmückt war, und zwei sich schneidenden silbernen Halbbögen: das waren die vier Kronen: „der Lehre, des Priestertums, des Königtums und die des guten Namens, die über allen steht." An den Reifen und Bögen waren die üblichen silbernen Glöcklein. Dazu das große silberne Schild, auf welchem Aaron zu sehen war mit der Stirnbinde und dem Priestergewande. Auch trug er das Brustschild, von Juwelen umgeben; die Platte desselben aber war beweglich, und für den Sabbat und für jeden Festtag ward eine andere eingeschoben, auf welcher der Name des Tages eingegraben war. Endlich die Hand mit dem zeigenden Finger, an welchem ein Diamant saß. War das eine Pracht, wenn diese Rolle ausgehoben ward! Es geschah nur an den guten Sabbaten und den Feiertagen. Dem entsprachen die Kleider der Rollen, die Vorhänge vor der Lade und die Decken über dem Almemor. Sie waren teils farbig und mit Goldfäden durchwirkt, teils weiß mit Silberfäden, und zwar diese für die drei strengsten Feiertage und die Totenfeier, auch bei Geschem und Tal. Bei letzteren hatte der Vorbeter (der nicht immer der Chason war), an ersteren hatten sämtliche Balbattim das weiße Sterbehemd angezogen und hatten ihre Ständer mit weißen Tüchern bedeckt.

Das steht hier alles so trocken, wie ja auch in der heiligen Schrift die Geräte des Zeltes und Tempels nur trocken beschrieben werden. Ich hoffe aber, der Leser wird begreifen, wie dies alles das Gemüt des Knaben hob, wie es ihn mit frommem Stolze und mit frommer Demut füllte, mit religiöser Andacht und sittlicher Scheu. Auch wußte jeder von uns Knaben, welcher Großvater und Vater diese und jene Rolle dem Heiligtum geschenkt hatte; und von welcher Großmutter und Mutter dieser und jener Vorhang und Decke herrühre, das stand mit silberner und goldener Borte darauf verzeichnet. Und wenn am Kol Nidre nicht nur alle Leuchter strahlten, sondern auch die Wachskerzen brannten, von denen jedes Haus eine in die Synagoge gebracht hatte, und alles Licht auf weißes Linnen, weiße Seide und Silber fiel, Gold aber und Buntes so sehr wie möglich verbannt war: da fühlte ich, wie es mir gesagt war, daß die Erinnerung an das goldene Kalb vor Gott und in uns getilgt und die weiße Unschuld hergestellt werden mußte – da war alles eine *Mystik*.

So lebhaft mir auch dies alles vor der Seele steht, so war doch kein Eindruck, selbst nicht der des Kol Nidre, so mächtig wie der jenes andern Abends, wo all diese Pracht in den Staub sank, der Abend des Tische Bow. Obwohl ein Hochsommerabend, war es doch in der Synagoge, wenn man eintrat, schon dunkel. Kein Kronleuchter brannte, nur ein einziges Licht war angezündet auf dem Omed, dem Pulte des Vorbeters, wo doch sonst immer zwei Kerzen leuchteten. Ich sah den Chason an seine Stätte gehen, mit gesenktem Haupte

dahinschleichend, ohne den gewohnten Gebetmantel (Tallis), ganz geräuschlos, in Filzschuhen, wie auch wir andern entweder in Filzschuhen oder in Strümpfen standen. So hatte ich ihn und manchen der Gemeinde in der Schiwo (den sieben Tagen nach dem Begräbnis verstorbener Eltern oder Kinder) gehen sehen. Ganz leise, stimmlos, begann er: borchu; und wie schaurig war es, wenn in dem hohen dunklen Raume die Gemeinde dumpf murmelnd antwortete: boruch. – Und wenn so das übliche Abendgebet stehend gesprochen war, dann – als wäre uns allen das Teuerste entrissen, setzten wir uns zu Boden auf Fußbänke, und die Ständer wurden niedergelegt, und ihre Seitenbretter dienten uns als Pulte für den Text der Klagelieder Jeremias. Es schien alles gestürzt, ein Bild der Zerstörung, und wir saßen, wie ausruhend auf dem Gang in die Gefangenschaft. Wir saßen in kleinen Gruppen zusammengehockt, je um einen Lichtstumpf herum, den einer mit der Hand halten mußte, und den wir nur angezündet hatten, um die Klagen zu lesen. Diese kleinen Lichtflammen, von den Umlagernden verhüllt, waren noch grausiger als die vorangehende Dunkelheit, als fürchteten wir, das Licht könne uns dem verfolgenden Feinde verraten. Das Beängstigendste an dem Abend aber war die heilige Lade *ohne Vorhang*. Daß man die Bretter sah, profane Brettertüren, an Stelle des Allerheiligsten: das war die Zerstörung des Tempels. Da fühlte ich wirklich: das Teuerste ist uns entrissen, zerstört, entwürdigt; ich sah ein Gleichnis.

Der Chason begann das „Eicho" leise in abwechselnd kurzen, schmerzhaft zitternden und langgezogenen klagenden Tönen; außerdem war alles still, was sonst in der Synagoge nicht vorkam. Der Chason bewegte sonst das ganze Jahr hindurch beim Gebet den Oberkörper langsam nach vorn und unten; heute aber gingen die Schwingungen seitwärts nach rechts und links. So hatte ich manchen in der Schiwo sich schwingen sehen, schweigend und von Zeit zu Zeit ächzend. Wie das alles mit sinnlicher Eindringlichkeit auf die Phantasie meines Herzens wirkte! Ich hörte die Tochter Zions unaufhaltsam „weinen in der Nacht" und sah „die Träne auf ihrer Wange", sah sie trostlos, vereinsamt, ruhelos, hilflos, sie hatte gesündigt! Und Gott ist gerecht! Beim zweiten Liede hob sich die Stimme und beim dritten hatte sie schon die mittlere Stärke. Dieses Lied ist in anderm Rhythmus gedichtet; so ward es auch in andrem Rezitativ vorgetragen: in den kurzen Ausbrüchen eines Verzweifelnden. Nicht das Volk beklagt der Dichter, sondern sich selbst, daß er all das Elend schauen muß. Wie schnitt das ach bi des dritten Verses, das volle a mit dem Brustlaute ch und darauf das scharfe i durch das Herz! Ja, „es gibt keinen Schmerz wie mein Schmerz".

Auf diesen Schmerz war ich vorbereitet, ich möchte sagen: ich war darauf präpariert. Schon seit drei Wochen war die hauptsächlichste Arbeit in der Schule die Übersetzung dieser Klagelieder, und an den Sonnabenden nachmittags hörte ich im Schiur von demselben Chason die Geschichte von der Zerstörung des Tempels vortragen: wie der Prophet Jeremia auf die Gräber der Erzväter und -mütter ging und diese wachrief, bei Gott Fürbitte für ihr Volk

einzulegen, und wie das alles den Ratschluß Gottes nicht abändern konnte. Ich wußte es ja, daß es nicht anders werden konnte („es war der Brand, den Gott gebrannt hatte"), und doch horchte ich pochenden Herzens auf die Worte Abrahams, Mosis und der andern, die alle zurückgewiesen wurden, weil jeder Buchstabe der Thora gegen das Volk zeugte. – „Glaubtest du denn diese Legenden?" fragt man mich. Ich versichere euch, ein Knabe glaubt an die poetische Wahrheit. Und ich fühlte es, wenn wir hörten und nachsagten das verzweifelnde Wort: „Zion spricht: Gott hat mich verlassen!" und wenn die Gemeinde den oft wiederholten Kehrreim in immer gleicher Eintönigkeit murmelte: „Wehe, was ist über uns ergangen."

Wir hatten aber auch einen ganz einzigen Chason! Wie schön seine Stimme war, muß ich dahingestellt lassen, aber ich glaube, sie konnte sich mit der unserer berühmten Chasonim messen. Und wenn sie das konnte, so wäre er ja noch nicht einzig gewesen. Das aber war er in Wahrheit, ein Phänomen, denn er war kein Narr; er war ein Lamdon[2], kein Charif, aber sehr belesen, außer im Talmud und im Midrasch auch in der Bibel und in den ethischen Werken des Mittelalters, soweit sie einem Manne in der kleinen Stadt zugänglich sein konnten. Er war schaz umaz, ein Seelsorger seiner Gemeinde. Er hat nie Gesänge vorgetragen; sondern er hat nur laut gebetet, für sich und für uns, und so mußten wir ihn natürlich hören; und oft hat er singend gebetet, weil das Herz, den Ausdruck suchend, vom gesprochenen Worte zum gesungenen überging: da haben wir ihn singen hören. Er hat sich nie zeigen wollen, nie wollen hören lassen. Und wir glaubten ihm; wir sagten: er spricht mit unserm Herrgott, und damit hat er unser Gemüt, unsre Stimmung beherrscht in Trauer und Freude und zu allermeist in Wehmut. Besonders wirkte er mit seinen Rezitativen; sein „Sagen" war einzig, tief ergreifend, und das hätte es wohl nicht sein können, wenn nicht jeder Laut deutlich ausgesprochen gewesen wäre. Um diesen Chittuch haddibbur gebe ich jede andere musikalische Bildung hin. Und endlich, so „sagt" nur der, der versteht und wirklich fühlt, was er sagt und singt. O, der Mann hat auch Arien aus der Oper gesungen, z. B. das Gebet aus dem „Freischütz" zu mechalkel chajim. Und wie paßte das! als wäre die Melodie dazu komponiert; wie bezeichnet sie namentlich den Ausruf: mi chomaucho. Das gehörte ja mit dazu, daß er gut zu „setzen" verstand, d. h. Text und Melodie einander anpassen. Das tat er aber nicht durch sorgfältig probierende Vorbereitung; er betete ja, und man kann sich doch nicht aufs Beten vorbereiten. Es ward sogar an ihm getadelt: denn es hatte auch Übelstände; aber er blieb dabei: er „übersah sich" das Machsor nicht. All sein Singen und Sagen war jedesmal die Eingabe des Augenblicks.

[2] Es blieb ihm nicht erspart, das wie alle Sprichwörter nur teilweise wahre Wort zu hören: „Alle Chasonim sind Narronim." Dann entgegnete er wohl, ruhig lächelnd: „Ja; aber nicht alle Narronim sind Chasonim."

Er trug weder Ornat noch Barett; sondern den Kopf (zunächst mit einem schwarzen Käppchen bedeckt) und die ganze Gestalt umhüllte ein wollener Tallis, der auf die rechte Schulter in breiter Falte geschlagen war, so daß der rechte Arm frei blieb. Wenn er nun aber den unessane taukef sagte oder den jehi rozaun vor Mussaf, dann zog er den Tallis tief nach vorn über den Kopf auf sein Pult, um (wie es Kinder machen, die sich innerhalb der Stube ein eigenes Stübchen bauen wollen) sich ganz abzuschließen und in sich zurückzuziehen, O, er verstand es, bekawonoh u-weretet uwecharodoh mit Andacht, Schauer und Beben zu beten. Leise wimmernd begann er sein hinneni heoni und ward dann lauter und dann wieder leise murmelnd und wieder ganz laut anrufend und wieder leise schluchzend – immer Herz und Stimme auf- und abwogend, wie Sinn und Wort es wollte und wirkte. Dann schlug er den Tallis zurück und begann laut den Kaddisch, der uns mehr als Glockengeläut zur Andacht rief; und seiner Melodie entsprechend erscholl aus dem Munde der Gemeinde einstimmig das Omein, kräftig bekundend: ja wir wollen in Andacht beten.

Den unessane taukef begann er bei den Worten uweschaufor godaul, aber nicht, wie ich es von andern Chasonim gehört habe, mit lauter Stimme, an den Posaunenton erinnernd. Den hatte er schon abends zuvor angebracht, bei Tik'u bachaudesch schaufor. Da klang schaufor wie das Teruoblasen, während chauk den gebrochenen Ton darstellte, in chageinu aber und im Schluß Jaakauw die Tekio austönte. Beim unessane taukef lag für ihn der Nachdruck auf dem leisen Flüstern, das die Richtstätte durchzieht. Umso gewaltiger wirkte dann der erschütternd erhabene Ausruf der Engel: „dies ist der Gerichtstag!", gewaltiger als jede tuba mirum spargens sonum es hätte tun können.

Wie könnte ich alle die Lieder durchgehen, die mir heute noch im Gehör tönen, als hätte ich sie jüngst gehört. So aufrüttelnde, frommstolze Töne wie lema'an da'as und lehiswada und ki socher sind nie wieder an mein Ohr geschlagen; so sehnsüchtige, langgezogene Klage wie in der Sephirazeit lomoh lenezach, oder aw horachamim oder vor dem Priestersegen in wesseeraw, so innig freud- und leidvolles Liebessehnen wie in aud jiskaur lonu u. a. haben mich nie wieder aus menschlichem Munde gerührt.

Wie schon erwähnt, verstand er es so gut, die Stimme allmählich anschwellen zu lassen. So besonders beim Seelengedächtnis, auf welches statt des anderwärts gesagten eil molei rachamim bei uns, da wir keine Rabbinen hatten, ein mit denselben Worten beginnendes Trauerlied auf alle Märtyrer folgte mit einer ergreifenden Melodie. Ganz leise, mild und weich begann er eil molei rachamim und verstärkte den Ton allmählich steigend bei dem gleich folgenden lau aus we-saazumim und festigte denselben mit kaunen erez we-hadaumim. Und dann, nachdem er den Ton bei den Worten dauresch domim gesenkt hatte, hob sich die bange Frage: lomoh ssabit zorim „und warum siehst du den Drängern ruhig zu?" Wieder sank die Stimme mit niskelu wenisrefu

usw. Aber nun änderte die Melodie Ton und Takt mit der Erinnerung an Gottes Verheißungen laakeidas Jizchak, und sie hätte ein Rachelied werden können, wenn sie nicht mit dem Text wieder eingelenkt und wehmütig geschlossen hätte: es chatoeinu tislach.

Bei zwei Gelegenheiten gestikulierte auch unser Chason, was alle die, welche auf der linken Seite standen, gar nicht bemerken konnten, gewiß auch von denen auf der rechten Seite nur wenige bemerkt haben. Meines Vaters Stelle war gerade hinter dem Omed; und er hatte nicht einen einfachen Ständer, sondern einen Schrank. Es war an der rechten Ecke des Almemor. An der freien Seite des Schrankes war eine Klappe, die aufgeschlagen und niedergelassen, höher und tiefer gestellt werden konnte. An dieser stand ich, und so konnte ich den Chason sehr genau sehen. Er gestikulierte also, wenn er im unessane taukef sang: „Der Mensch, sein Ursprung aus Staub und sein Ende Staub." Da wies er mit dem Zeigefinger auf den Boden, hob dann die Hand und senkte sie wieder, auf den Boden zeigend. Und bei der Awaudo, wenn er sang, wie der Hohepriester das Opferblut sprengte, da machte auch er die Bewegung des Sprengens. Ich war überzeugt, daß diese Bewegung vor Gott so viel gelte, als das Sprengen des Hohenpriesters.

Auch Humor hatte unser Chason. Wenn am Jom kippur gegen Ende des Mussaf manchem, wie mir, schon herzlich weh zumute war, dann sang er ki onu amecho mit einer bei allen Gliedern der Gemeinde beliebten Melodie zu zur mi-schelau ochalnu, und da stimmten wir denn auch alle mit ein (das war erlaubt), und fühlten uns erquickt und gestärkt.

Ich fürchte, daß diese gesanglichen Erinnerungen, die mich immer so wohltätig erfrischen, die mich durch mein ganzes Leben je nach Bedarf getröstet, erheitert, ermutigt haben, dem Leser zu kalt bleiben müssen. Nur ein merkwürdiges Stück sei mir zu erwähnen noch gestattet. Ich kenne ein Rezitativ, das nie ein Mensch gehört hat, das nie jemand vorgetragen hat – nämlich niemals vollständig, das sich aber unbewußt aus lauter Teilen in meiner Phantasie zusammengeschoben hat. Es betrifft den 90. Psalm, Tefilloh le-Mauscheh, der bekanntlich Sonnabends und an Feiertagen inmitten anderer Psalmen in jeder jüdischen Gemeinde gebetet wird. Man kennt die Weise, wie diese Stücke gesprochen wurden: sie wurden von jedem vor sich hingemurmelt und plötzlich laut jubiliert, jisměchu haschomajim und so ähnliche Verse. So machte es unser Chason auch. Er hob aber je nach seiner Stimmung bald diesen, bald jenen Vers hervor, und am häufigsten gerade Verse aus dem 90. Psalm. Das tat er, ohne daran zu denken, daß ihm einer zuhören solle oder könne; er tat es für sich; und es wird ihm auch niemand zugehört haben – ausgenommen ein Knabe, der aufmerksam lauschte, und der war ich. Und so kam es, daß lange nach dem Tode des Mannes, als ich selbst schon Mann war, es mir gelegentlich zu Bewußtsein kam, daß ich den ganzen Psalm in seinem Rezitativ vortragen könnte. Aus lauter wirklich gehörten Teilen gestaltete ich mir ein ideales

Ganzes. Als Ganzes aber hat es der Mann gedacht, gefühlt. Manches Nähere ist hierbei merkwürdig.

Das Motiv des Rezitativs war ganz dasselbe einfache, welches durch alle jene Stücke von haudu bis kaul haneschomoh tehallel Joh gleichmäßig hindurchgeht, nur ward es dem ganzen Sinne des 90. Psalms gemäß variiert. Fest setzte die Stimme ein mit „Herr, Zuflucht". Beim dritten Verse: „Du führest den Sterblichen bis zur Zerknirschung" erhielt die Stimme einen Bruch, aber sogleich darauf ertönte um so ergreifender der Weckruf: „Kehret zurück Menschenkinder!" – Vers 5 „Du schwemmst sie weg" ward kurz und scharf gesprochen. Der folgende Gegensatz von der Blüte des Morgens und der Dürre am Abend ward wohl angedeutet, aber jenes nicht etwa jubelnd, sondern mit wehmütiger Vorschau. Der 7. Vers und so auch wieder der 11. ward eigentlich wie jisměchu haschomajim gesprochen; und dennoch klangen sie ganz entgegengesetzt, nämlich erbauungsvoll zusammenbrechend! Mitleid und sogar Ironie klang aus dem 10. Verse: „und wenn es hochkommt" „und ihr Prahlen". Und hier machte sich der Kontrast sogar stark geltend durch Höhe und Tiefe und selbst eine kleine Pause für die getäuschte Erwartung. Denn das letzt angeführte Wort klang mit einem kurzen Jauchzen, und darauf nach kleiner Pause folgten: „Mühsal und Nichtigkeit" in demselben Tone wie zuvor Vers 6: „wird's abgeschnitten und es verdorret", und wie auch diese durch eine Pause von „am Abend" getrennt waren. Die drei folgenden einsilbigen Worte: „denn schnell schwand's" lauteten schnell und wurden kurz voneinander abgestoßen, worauf dann der klagende Vers 11 genau wie Vers 7. – Einen neuen Ansatz nahm Vers 12: „lehre uns unsere Tage zählen" in bittendem Tone, worauf der langgezogene Klageton Vers 13: „wie lange!" Mit Nachdruck und Wehmut Vers 15: „erfreue uns."

Nun hoffe ich, es werden den Leser noch einige Anekdoten aus dem Leben dieses Mannes interessieren. Wie kam es denn, daß dieser wirklich große Chason sich noch ganz jung in der kleinen Gemeinde niederließ und daselbst bis zu seinem Ende verblieb, und immer in Zufriedenheit? Hatte er denn keinen Ehrgeiz? Strebte er nicht nach Anerkennung? Wußte er nicht, was er konnte? Ohne Zweifel, möchte ich antworten. Er war aus seinem Geburtsort im russischen Polen, ich glaube 1812, ausgezogen, um Deutschland zu durchwandern und sein Glück zu suchen. Einen Bassisten und einen „Singer" hatte er mit sich genommen. Nun mochte wohl dieses Trio schon durch manche Stadt gezogen sein, in der ihm nicht behaglich war. Unser Chason suchte eine fromme, friedliche, gesangsempfängliche Gemeinde, und die hatte er wohl noch nicht gefunden. In Bernburg hatte er den Sonnabend und die folgenden Wochentage verbracht, ohne einen Laut von sich hören zu lassen; da hatte es ihm gründlich mißfallen. Nun kam er am Freitag nach Gröbzig. Durchs Tor führte ihn die Straße auf den Marktplatz. Da stand er mißmutig; aber er hatte für drei „Pletten" zu sorgen. Ein Haus gab sich sogleich als das eines Bäckers kund, da heraus strömten die Mädchen mit den Barches und dem

Freitagskuchen. Ein ganz junges, frisches Ding kommt in der Richtung auf ihn zu. Er redet sie an: „Wo wohnt der Gabbe?“ Und die Antwort: „Kommen Sie mit! Der Gabbe ist mein Vater.“ – Und nun – fahre hin Ehre und Geld! Die Kleine hatte es ihm angetan, und sie war nach Jahresfrist sein Weib. Er sagte sich, es sei Herbst, und der Winter stehe bevor, und wahrscheinlich komme Milchomo (Krieg) übers Land, und die Gemeinde ist ja so fromm, wie nur zu wünschen, ist begeistert für den Gesang, und hat einige Lamdonim – was willst du mehr? Er blieb zunächst den Winter, und blieb dann auch den Sommer, entließ den Bassisten, heiratete, und verschaffte auch dem Singer eine gute Stelle in der Nähe. Nun erst lernte er bei einem ausgezeichneten Lamdon, Reb Tanchum, und als dieser gestorben war, mochte er im Trauerjahre nicht Klavier spielen (denn er war musikalisch) und setzte es auf den Boden, holte es aber nie wieder herab. Statt zu spielen, lernte er weiter für sich, und als ihm der erste Knabe geboren ward, nannte er ihn nach seinem Rebbe: Tanchum. – Nicht wahr? es war sehr natürlich, daß er blieb. Wo würde ihn, das wußte er, nach dem Gebet von den Gemeindegliedern ein so vollherzliches „Jischar kauch“ entgegengetönt sein! Wo hätten die Männer und Jünglinge einander, von seinem Gebet erbaut, so freudig „gut Schabbes“ und „gut Jontow“ gewünscht!

Er war, wie gesagt, nicht bloß Chason, sondern auch Seelsorger. Und wie machte er als solcher seinen Einfluß geltend? – Ein junger Mann hatte sich ein Mädchen aus einer anderen Gemeinde zum Weibe genommen. Die junge Frau tat in aller Unbefangenheit so, wie sie es in ihrem Geburtsorte gesehen hatte: sie ging mit ihrem eigenen Haar und setzte nur Sonnabends ein Häubchen auf zum Schmucke, aber nicht um das Haar zu verstecken. Was gab das für ein Rumoren unter den Frauen des Örtchens! „Die versündigt die Kehille! Die Chasente muß es ihr sagen.“ Die Chasente sagte ihr, wie sie den Kopf tragen müsse; sie aber erklärte kurz, daß sie davon nichts wisse, und in ihrem Orte gehen alle Frauen so wie sie, und so wolle sie auch gehen. Die Chasente klagte ihrem Manne. Nun ging der Chason zu der jungen Frau und sagte ihr, sie müsse so gehen, wie nach jüdischem Gesetz gefordert werde; und wenn sie das nicht tue, so werde er ihr keinen Aurech (Gast) schicken. Diese Drohung wirkte. Zum Sabbat und Feiertag keinen Aurech am Tische haben! Nein, lieber kein Haar! Und die Frau setzte eine Haube auf, wie die anderen jüdischen Frauen des Ortes.

Und nun zum Schluß. Es war, glaube ich, im Frühjahr 1847. Da war eine Teuerung im Lande; denn die Ernte, die Getreide- und Kartoffelernte, war schlecht geraten. Der liebevolle Landesvater und die einsichtsvolle Regierung waren mit gutem Beispiel vorangegangen und hatten die Gehälter der Beamten erhöht; die Stände waren gefolgt und hatten auch ihren Beamten Zulage bewilligt; der Vorstand der jüdischen Gemeinde glaubte unter solchen Umständen nicht zurückbleiben zu dürfen. Er kam mit den fünf Repräsentanten zusammen auf Kohels Stub. Das war ein sehr kleines Dachstübchen, in wel-

chem sieben Personen nur unbequem Platz fanden. Sonst diente es unserm Chason als Lernstube; auch als Lehrstube: denn ich z. B. lernte bei ihm in diesem engen Raume. Es lag in demselben Hause, dessen Erdgeschoß er bewohnte, und das Haus hatte nur eben dieses Erdgeschoß und jenes Dachstübchen und Boden und Keller. Man beschloß also ohne viel Debatte das Gehalt des Reb Hirsch (so hieß der Chason) zu erhöhen. Das Verfahren war mehr als brevi manu, nämlich bloß mündlich. Man ließ Reb Hirsch heraufrufen und kündigte ihm die Zulage zum Gehalt an. Das nahm der vortreffliche Mann ganz wider Erwarten auf. „Wie", sagte er, „über dreißig Jahre bin ich hier und bin immer mit meinem Gehalt ausgekommen und habe kleine Kinder gehabt; und jetzt, wo meine ältesten Kinder schon versorgt sind, und in dieser schlechten Zeit, wo ich weiß, daß *meine* Balbattim sich bedrückt fühlen – jetzt soll ich *meinen* Balbattim noch zur Last werden! Ich nehme nicht mehr, als ich immer gehabt habe." Und dabei blieb es.

Und nun, denke ich, werden alle meine Leser mit mir sagen: Das Andenken dieses Mannes sei zum Segen.

BIBLIOGRAPHIE[1]

Die selbständig erschienenen Schriften von M. Lazarus in chronologischer Reihenfolge[2]

1846 Rede am Grabe des Gymnasiasten Otto Schliephake, Braunschweig 1846.

1850 Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland, Berlin 1850.

1855 Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, 1. Bd., Berlin 1855.

Der Band enthält:
I. Bildung und Wissenschaft.
II. Ehre und Ruhm.
III. Der Humor als psychologisches Phänomen.
IV. Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit (erst in der 2. Auflage).

(2., erweiterte und vermehrte Auflage, Berlin 1876; 3. Auflage, Berlin 1883; ein unveränderter Nachdruck der 3. Auflage von „Das Leben der Seele" erschien nochmals 1917 in Berlin).

1857 Das Leben der Seele..., 2. Bd., Berlin 1857. Die 2., erweiterte und vermehrte Auflage mit dem Untertitel: Geist und Sprache, Berlin 1878, enthält:

I. Geist und Sprache (erst in der 2. Auflage).
II. Ursprung der Sprache.
III. Die Erlernung und Fortbildung der Sprache.
IV. Einfluß der Sprache auf den Geist.
V. Die Congruenz von Geist und Sprache und das Verständnis.

(3. Auflage, Berlin 1884).

1860 Über den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern. Berlin 1860 (2. Auflage, Berlin 1867). (Auch in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft [= ZfV], Bd. I, Berlin 1860, S. 437–477).

1862 Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit. Ein Vortrag, gehalten im Großratssaal zu Bern am 11. Januar 1861. Berlin 1862. (Auch in: ZfV, Bd. II, Berlin 1862, S. 393–453).

[1] Ein ausführliches Verzeichnis der Sekundärliteratur folgt im 2. Band der Briefe von M. Lazarus und H. Steinthal.

[2] Bei der vorliegenden Bibliographie von M. Lazarus' Schriften handelt es sich um eine überprüfte und erweiterte Fassung des Werkverzeichnisses, das A. Tänzer für eine geplante Biographie von M. Lazarus erstellte und das sich, zusammen mit deren ersten Kapiteln, im Nachlaß A. Tänzers in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek von Jerusalem befindet.

1865 Über die Ideen in der Geschichte. Rectoratsrede am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern gehalten. Berlin 1865 (2. Auflage, Berlin 1872). (Auch in: ZfV, Bd. III, Berlin 1865, S. 385–486).

1867 Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. Nach einem Vortrag, gehalten in der medizinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin 1867. (Auch in: ZfV Bd. V (1868), S. 113–152).

1868 Über das Schöne im Leben. Ein Vortrag, gehalten in Berlin. Berlin 1868.

1869 Rede auf W. Griesinger, gehalten am 17. November 1868 in der medizinisch-psychologischen Gesellschaft. Berlin 1869.

Rede am Schluß der ersten israelitischen Synode zu Leipzig am 4. Juli 1869 gehalten. Nebst Ansprache des Oberrabbiners [L.] Löw ... an den Präsidenten. Leipzig 1869.
(Auch in: Treu und Frei..., Leipzig 1887).

1871 Reden zur Eröffnung und zum Schluß der zweiten israelitischen Synode in Augsburg am 11. und 17. Juli 1871 gehalten. Berlin 1871.

1872 Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Vortrag, im Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie am 20. Januar 1872 gehalten. Berlin 1872.
(Auch in: Ideale Fragen..., Berlin 1878).

1876 Rede auf Herbart, bei der Enthüllung des Denkmals in Oldenburg zum 100jährigen Geburtstage am 4. Mai 1876 gehalten. Berlin 1876.
(Auch in: Ideale Fragen..., Berlin 1878).

1878 Ideale Fragen, in Reden und Vorträgen behandelt. Berlin 1878.
Der Band enthält:
I. Rede auf Herbart.
II. Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.
III. Das Herz, nach einem Vortrage, gehalten im Wissenschaftlichen Verein in Berlin am 3. März 1877.
IV. Zeit und Weile, nach einem in der „Concordia" in Wien am 2. April 1878 gehaltenen Vortrage.
V. Über Gespräche, nach einem Vortrage im Wissenschaftlichen Verein in Berlin am 24. Februar 1876.
VI. Gedanken über Aufklärung, nach einem Vortrag in der „Gemeinnützigen Gesellschaft" in Leipzig am 12. Februar 1877.
(2., unveränderte Auflage Berlin 1879).

1880 Was heißt national? Ein Vortrag, gehalten am 2. Dezember 1879. (1. und 2. Auflage) Berlin 1880.
(Auch in: Treu und Frei..., Leipzig 1887). Neu hrsg. mit einem Vorwort von Isidor Levy, Berlin 1925.

Rede auf Frau Bertha Oppenheimer am Sarge gesprochen den 21. Mai 1880. Reichenberg 1880.

1881 Unser Standpunkt. Zwei Reden an seine Religionsgenossen, gehalten am 1. und 16. Dezember 1880. Berlin 1881.
(Auch in: Treu und Frei..., Leipzig 1887).

Erziehung und Geschichte, Breslau und Leipzig 1881.

1882 Rede auf Berthold Auerbach. An seinem Sarge zu Cannes am 9. Februar 1882 gesprochen. Berlin 1882.

Christliche Zeugnisse gegen die Blutbeschuldigung der Juden, Berlin 1882.

Das Leben der Seele..., 3. Bd., Berlin 1882.

Der Band enthält:
I. Der Takt.
II. Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste.
III. Die Freundschaft.
IV. Über den Ursprung der Sitten.

(2. Auflage, Berlin 1897).

1883 Rede auf Miß Georgina Archer [† 21. November 1882] bei ihrer Gedenkfeier in der Singakademie am 17. Dezember 1882. Berlin 1883.
Die Reize des Spiels, Berlin 1883.

1885 Juden als Ackerbauern. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage der Juden in Galizien. Lemberg 1885.
Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden. Berlin 1885.

1887 An die deutschen Juden, Berlin 1887.
Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum. Leipzig 1887.

Der Band enthält:
I. Rede zum Schluß der ersten israelitischen Synode zu Leipzig am 4. Juli 1869.
Reden zur Eröffnung und zum Schluß der zweiten israelitischen Synode in Augsburg am 11. und 17. Juli 1871.
II. Was heißt national? Ein Vortrag, gehalten am 2. Dezember 1879.
III. Unser Standpunkt. Zwei Reden an seine Religionsgenossen am 1. und 16. Dezember 1880.
IV. An die deutschen Juden.
V. Zwei Reden auf Moses Mendelssohn zur Gedenkfeier seines hundertjährigen Todestages am 4. Januar in Dessau und am 11. Januar 1886 in Berlin.
VI. Rede auf Dr. Michael Sachs bei der Feier seines 25jährigen Amtsjubiläums am 3. Februar 1862, nebst einem Anhang (Brief von M. Sachs an M. Lazarus und Lazarus' Vorrede zu „Stimmen vom Jordan und Euphrat").
VII. Rede am Sarge Ludwig Traubes am 11. April 1876.
VIII. Rede auf Moritz Kohner. Zur Eröffnung des Deutsch-Israelitischen Gemeindetags zu Leipzig am 19. September 1877.
IX. Rede auf Frau Bertha Oppenheimer am Sarge gegesprochen den 21. Mai 1880.
X. Rede auf Berthold Auerbach an seinem Sarge zu Cannes, am 9. Februar 1882.
XI. Aus einer jüdischen Gemeinde vor fünfzig Jahren.

1894 Der Prophet Jeremias. Breslau 1894.
Die hebräische Übersetzung von R. Brainin erschien in Warschau 1922.

1898 Die Ethik des Judentums, Band 1, Frankfurt am Main 1898.
Die englische Übersetzung von Henrietta Szold wurde unter dem Titel „The Ethics of the Judaism" in den USA von der Jewish Publication Society in Philadelphia 1900/01, in England 1901 von der Jewish Historical Society of England in London herausgegeben. In russischer Übersetzung: 1903.

1899 Sprüche von Lazarus, hrsg. von Nahida Ruth Lazarus, Leipzig 1899.

1900 Was heißt und zu welchem Ende studiert man jüdische Geschichte und Literatur? Ein Vortrag. Leipzig 1900.

1903 Pädagogische Briefe, hrsg. von Alfred Leicht, Breslau 1903.

1906 Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin 1906.

1909 Die Erneuerung des Judentums. Ein Aufruf. Hrsg. von Nahida Lazarus. Berlin 1909.

1911 Die Ethik des Judentums, Band 2. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers hrsg. von J. Winter und Aug. Wünsche. Frankfurt am Main 1911.

1913 Aus meiner Jugend. Autobiographie von M. Lazarus, mit Vorwort und Anhang hrsg. von Nahida Lazarus. Frankfurt am Main 1913.

Herausgegeben von M. Lazarus

1872 C. Twesten, Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter in ihrer historischen Entwicklung. Berlin 1872.

Zeitschriften- bzw. Zeitungsartikel und Buchbesprechungen von M. Lazarus

1848 Verschiedene Artikel in der „Bürgerwehr" (Berlin), die Lazarus vier Monate redigierte.

1850 Die Ästhetik für Künstler, in: Deutsches Kunstblatt, Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunstgewerbe, hrsg. von Friedrich Eggers, Jg. 1 (Leipzig 1850), Nr. 7.

1851 Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie, in: Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hrsg. von Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn, Jg. 1 (Leipzig 1851), S. 113–126.

1852 Verschiedene Buchbesprechungen in: Deutsches Museum, u. a. von: H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache, Berlin 1851, und J. F. Bruch, Die Weisheits-Lehre der Hebräer, Straßburg 1851, in: Deutsches Museum, 2. Jg. (1852), Bd. 1, S. 231 und 232.

1853 Über Humor, in: Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart 1853, Nr. 33, 34, 36 und 37.

1854 Charakterbilder aus der Wirklichkeit. 1. Der Antiquar, in: Novellenzeitung, Neueste Folge 3. Jg. (Leipzig 1854), Nr. 39 und 40.

Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. Psychologische Andeutungen, in: Deutsches Kunstblatt, Jg. 1854, Nr. 28 und 29 (1. Malerei und Musik), Nr. 30 (2. Baukunst, Bildhauerei und Malerei) und Nr. 31 (3. Plastische und redende Künste).

Verschiedene Buchbesprechungen in: Deutsches Kunstblatt.

Dorfgeschichten, eine Rezension von: B. Auerbach, Schwarzwälder Dorfgeschichten, Mannheim 1854; Jos. Rank, Das Hoferkäthchen, Leipzig 1854; Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz, in: Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts, hrsg. von Friedrich Eggers, 1. Jg. (1854), S. 81–84 und S. 85–87 (ungezeichnet).

Spiele, in: Morgenblatt für gebildete Leser, Jg. 1854, Nr. 51 und 52, und Jg. 1855, Nr. 3, 4 und 5.

Ehre und Ruhm, in: Morgenblatt für gebildete Leser, Jg. 1854, Nr. 39, 40 und 41.

1855 Verschiedene Buchbesprechungen in: Deutsches Kunstblatt.
Mathematische Psychologie, in: Morgenblatt für gebildete Leser, Jg. 1855, Nr. 21 und 22.

1860 Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (mit Heymann Steinthal gemeinsam verfaßt), in: ZfV I (1860), S. 1–73.
Über: W. O. Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft, in: ZfV I (1860), S. 89–90.
Über: M. Duncker, Feudalität und Aristokratie, in: ZfV I (1860), S. 90–91.
Über: A. Böckh, Festrede, gehalten am 15. Oktober 1858, in: ZfV I (1860), S. 91–92.
Über: H. Wedewer, Über die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständnis des Volkscharakters, in: ZfV I (1860), S. 180.
Geographie und Psychologie. Auf Anlaß von K. Andree, Geographische Wanderungen, in: ZfV I (1860), S. 212–221.
Über: G. Goltz, Der Mensch und die Leute, in: ZfV I (1860), S. 244–253.
Über: M. Perty, Grundzüge der Ethnographie, in: ZfV I (1860), S. 435–436.
Über den Ursprung der Sitten, in: ZfV I (1860), S. 437–477.
Über: Z. Frankel, Grundlinien des mosaisch-talmudischen Eherechts, in: ZfV I (1860), S. 518.
Über: M. Steinschneider, Bibliographisches Handbuch über die theoretische und praktische Literatur für hebräische Sprachkunde, in: ZfV I (1860), S. 518.

1862 Verdichtung des Denkens in der Geschichte. Ein Fragment. In: ZfV II (1862), S. 54–62.
Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, in: ZfV II (1862), S. 393–453.

1865 Über die Ideen in der Geschichte, in: ZfV III (1865), S. 385–486.
Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie, in: ZfV III (1865), S. 1–94.

1866 Zur Geschichte der Naturwissenschaften. Mit Rücksicht auf B. Studer, Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815, in: ZfV IV (1866), S. 481–491.

1868 Zur Lehre von den Sinnestäuschungen, in: ZfV V (1868), S. 113–152.

1878 Sprache, in: K. A. Schmids Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, Leipzig 1877–1879.

1881 Erziehung und Geschichte, in: Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift, hrsg. von Paul Lindau, Breslau, März 1881.

1882 Carnaval. Eine psychologische Studie, in: Nord und Süd, April 1882.

1886 Die Sonntagsfeier. Eine Vision. In: Nord und Süd, April 1886.
Moses Mendelssohn in seinem Verhältnis zu Juden und Judentum, in: Deutsche Revue, hrsg. von R. Fleischer, Jg. 11 (Stuttgart/Leipzig 1886), Bd. 1, S. 215–228.

1891 Die Berliner Gemeinde und die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, hrsg. von Gustav Karpeles, Berlin, am 25. Dezember 1891.

1892 Vorrede zu: Nahida Remy, Das jüdische Weib, Leipzig 1892.

1893 Vorbemerkung zu: Dr. William Stern, Die Analogie im volkstümlichen Denken, Berlin 1893.

1898 Tischrede zum Sederabend, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, hrsg. vom Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 1, Berlin 1898.

Die Fortbildung des jüdischen Gesetzes durch den Talmud, in: Deutsche Revue, Bd. 3, August 1898.

Die Idee des Friedens und das Recht, in: Die Gegenwart, Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hrsg. von Theophil Zolling, Berlin, am 19. November 1898.

1905 Simon ben Jochai, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, am 6. Januar (Nr. 1) und 13. Januar (Nr. 2) 1905.

Ein vergessener Held (Josua ben Chananja), in: Allgemeine Zeitung des Judentums, am 29. Sept. (Nr. 39), am 6. und 13. Oktober (Nr. 40 u. 41) 1905.

Ethisches Wissen und Leben im Judentum, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 8, Berlin 1905.

1909 Das Buch Ruth. Ein Vortrag. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 12, Berlin 1909.

Die selbständig erschienenen Schriften H. Steinthals in chronologischer Reihenfolge

1847 De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica, cum excursu de nominativi particula. Adjecta est tabula lithographica signa Sinica continens. Dissertation Tübingen 1847. Erschienen in Berlin 1847.

1848 Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts und die Hegel'sche Philosophie. Berlin 1848.

1850 Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee. Berlin 1850.

1851 Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung der Ansicht Wilhelm von Humboldts, verglichen mit denen Herders und Hamanns. Berlin 1851 (2., umgearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 1858; 3., abermals erweiterte Auflage, Berlin 1877; 4., abermals erweiterte Auflage, Berlin 1888).

1852 Die Entwickelung der Schrift. Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Professor Pott. Berlin 1852.

1854 Die Wurzeln der verschiedenen chinesischen Dialekte. Berlin 1854.

1855 Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander. Berlin 1855 (unveränderter Nachdruck, Hildesheim 1968).

1860 Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860 (Eine Neubearbeitung und Erweiterung der „Classifikation der Sprachen...", Berlin 1850).

1863 Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 2 Bände. Berlin 1863 (2., vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin 1890/91; unveränderter Nachdruck der 2. Auflage, Bonn 1961).

1864 Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meißen 1863. Überarbeitet und erweitert erschienen in Berlin 1864.

1867 Die Mande-Neger-Sprachen. Psychologisch und phonetisch betrachtet. Berlin 1867.
Gedächtnisrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage. Sonnabend, den 22. Juni 1867. Berlin 1867.

1870 Mythos und Religion. Heft 97 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hrsg. von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Berlin 1870.

1871 Abriß der Sprachwissenschaft. – I. Teil: Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1871 (2., mit Zusätzen versehene Auflage, Berlin 1881 = Erweiterung und Bearbeitung von „Grammatik, Logik und Psychologie", Berlin 1855). – II. Teil: Eine geplante Neubearbeitung der „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" (Berlin 1860), die 1893 in Berlin in der Bearbeitung von F. Misteli erschien.

1880 Gesammelte kleine Schriften. – I. Teil: Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Recensionen. Berlin 1880. Neu herausgegeben von W. Bumann, Hildesheim 1970. (Der II. Teil, der Beiträge zur allgemeinen Philosophie, Mythologie und Literaturgeschichte bringen sollte, ist nicht erschienen).

1883 Über Wilhelm von Humboldt. Bei Gelegenheit der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler. Montag, den 28. Mai 1883, im Festsaale des Rathauses. Berlin 1883.

1885 Allgemeine Ethik. Berlin 1885.

1890 Zu Bibel und Religionsphilosophie. Vorträge und Abhandlungen. Berlin 1890.

1895 Zu Bibel und Religionsphilosophie. Vorträge und Abhandlungen. Neue Folge. Berlin 1895.

1906 Über Juden und Judentum. Vorträge und Aufsätze. In der Reihe der Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums. Hrsg. von Gustav Karpeles. Berlin 1906 (2. Auflage, hrsg. von N. M. Nathan, Berlin 1910; 3. Auflage, hrsg. von N. M. Nathan, Berlin 1925).

Von H. Steinthal herausgegebene Schriften

1850 Koptische Grammatik von M. G. Schwartze, Berlin 1850.

1856 System der Sprachwissenschaft von C. W. L. Heyse, Berlin 1856.

1857 Grundzüge einer Grammatik des Herreró (im westlichen Afrika), nebst einem Wörterbuche von C. H. Hahn, Berlin 1857.

1873 Nachtrag zur Chronik der Gesellschaft der Freunde in Berlin (zur Feier ihres fünfzigjährigen Jubiläums, hrsg. von L. Lesser, Berlin 1842) vom Jahre 1842–1872, bearbeitet von H. Steinthal, Berlin 1873.

1884 Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung, der Abhandlung „Der Styl Humboldts" und mit Einführungen und Erklärungen des Herausgebers zu den einzelnen Schriften Humboldts. Berlin 1884.

Zeitschriften- bzw. Zeitungsartikel und Buchbesprechungen von H. Steinthal

1849 C. W. L. Heyse, Lehrbuch der deutschen Sprache, in: Hallische Allgemeine Literaturzeitung 1849, Nr. 256 ff., und in: Gesammelte kleine Schriften, S. 21–45.

1850 Der heutige Zustand der Sprachwissenschaft, in: Allgemeine Monatsschrift für Literatur, Bd. 1 (Halle 1850), Seite 97–110 und S. 208–217.

1851 Über die Sprache der Taubstummen, in: Deutsches Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hrsg. von Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn, Jg. 1 (Leipzig 1851), S. 904–925, und in: Ges. kleine Schriften, S. 21–45.

1852 Die deutsche Sprachwissenschaft im Auslande (in Verbindung mit einer Rezension von J. Stecher, Analyse des doctrines linguistiques de Guillaume de Humboldt, Tournai 1851), in: Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Bd. 3 (Halle 1852), S. 437–439.

1858 Zur Sprachphilosophie, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Neue Folge Bd. 32 (Halle 1858), S. 68–95 und S. 194–224, und in: Ges. kleine Schriften, S. 45–97.

1860 Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (mit Moritz Lazarus gemeinsam verfaßt), in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (= ZfV) I (Berlin 1860), S. 1–73.

Über die unpersönlichen Zeitwörter, in: ZfV I (1860), S. 73–89, und in Ges. kleine Schriften, S. 406–421.

Assimilation und Attraktion psychologisch beleuchtet (Auf Anlaß von J. Grimm, Über einige Fälle der Attraktion, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1858), in: ZfV I (1860), S. 93–170, und in: Ges. kleine Schriften, S. 107–190.

Wilhelm von Humboldts Briefe an F. G. Welcker, hrsg. von R. Haym, Berlin 1859, in: ZfV I (1860), S. 221–244.

Über den Idealismus in der Sprachwissenschaft (Auf Veranlassung von A. F. Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen, Lemgo 1859, 1. Teil: Präpositionen), in: ZfV I (1860), S. 294–328; unter dem Titel: Anti-Kaulen oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen, in: ZfV III (1865), S. 225–245, und in: Ges. kleine Schriften, S. 190–223 und 223–238.

Zur Charakteristik der semitischen Völker (Auf Anlaß von E. Renan, Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques, et en particulier sur leur tendance au monothéisme, Extrait du Journal Asiatique 1859), in: ZfV I (1860), S. 328–345, und in: Über Juden und Judentum..., hrsg. von N. M. Nathan, Berlin 1925, S. 91–104.

Über den Wandel der Laute und des Begriffs (Mit Bezug auf G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, I. Teil, Leipzig 1858), in: ZfV I (1860), S. 416–432, und in: Ges. kleine Schriften, S. 238–253.

Mathematische Sprachwissenschaft (Auf Veranlassung von A. Schleicher, Zur Morphologie der Sprache, Leipzig 1859), in: ZfV I (1860), S. 432–435.

Über Substanz und Person (F. Fabri, Die Entstehung des Heidentums und die Aufgabe der Heidenmission. Nebst zwei Beilagen: Über den Ursprung der Sprache und über den christlichen Staat, Barmen 1859), in: ZfV I (1860), S. 501–510.

1862 Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. (Mit Bezug auf A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes, Berlin 1859), in: ZfV II (1862), S. 1–29.

Über den Aberglauben (Ad. Wuttke, Der deutsche Volksglaube der Gegenwart, Hamburg 1860), in: ZfV II (1862), S. 83–101.

Die Simsonssage nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung und der Heraclesmythos (Besprechung der gleichnamigen Abhandlung von Prof. G. Roskoff, Leipzig 1860), in: ZfV II (1862), S. 110–120 und, unter dem Titel: Die Sage von Simson, S. 129–178; auch in: Zu Bibel und Religionsphilosophie, Neue Folge, Berlin 1895, S. 35–77.

Über Charakteristik der Sprachen (Auf Veranlassung von A. Schleicher, Die deutsche Sprache, Stuttgart 1860), in: ZfV II (1862), S. 224–242.

Über das Passivum (H. C. von der Gabelentz, Über das Passivum. Eine sprachlich vergleichende Abhandlung, Abhandlung der Kgl. Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Bd. VIII, Leipzig 1860, S. 451–546), in: ZfV II (1862), S. 244–254, und in: Ges. kleine Schriften, S. 438–443.

Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. Ein geschichts-psychologischer Versuch, in: ZfV II (1862), S. 279–342.

H. Ewald, Über den Bau der Tatwörter im Koptischen, Abhandlung der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. IX, 1861, in: ZfV II (1862), S. 378–391, und in: Ges. kleine Schriften, S. 438–443.

Kern und Schale. Bemerkungen über den Wert der Lautlehre, in: ZfV II (1862), S. 391–392.

Über die Wurzeln der Sprache (A. F. Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen, II. Teil, 1. Abt.: Wurzeln, Einleitung, Lemgo 1861), in: ZfV II (1862), S. 453–472, und in: Ges. kleine Schriften, S. 253–271.

Der Ursprung des Adverbs, in: ZfV II (1862), S. 480–486, und in: Ges. kleine Schriften, S. 444–450.

Aus Syrien (H. Petermann, Reisen im Orient, Berlin 1860; J. G. Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen, Berlin 1860), in: ZfV II (1862), S. 487–497.

G. F. Schoemann, Die Lehre von den Redeteilen, nach den Alten dargestellt..., Berlin 1862, in: ZfV II (1862), S. 509–511, und in: Ges. kleine Schriften, S. 355–357. – Ausführlicher behandelt in: Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1863, S. 274–291, und in: Ges. kleine Schriften, S. 357–382.

1864 Über den gegenwärtigen Zustand der Sprachwissenschaft, in: Preußische Jahrbücher Bd. XIII (Berlin 1864), S. 563–587.

1865 Formalismus und Forschung, in: ZfV III (1865), S. 134–136.

Doppelung (A. F. Pott, Doppelung [Reduplikation, Gemination] als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, Lemgo 1862), in: ZfV III (1865), S. 245–248, und in: Ges. kleine Schriften, S. 351–354.

G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, Teil II, Leipzig 1862, in: ZfV III (1865), S. 249–255, und in: Ges. kleine Schriften, S. 277–283.

H. K. Brandes, Die neugriechische Sprache und die Verwandtschaft der Sprache mit der deutschen, Lemgo 1862, in: ZfV III (1865), S. 255–256.

Die Zählmethode der Mandenga-Neger, in: ZfV III (1865), S. 360–369.

Th. Möbius, Über die altnordische Philologie im skandinavischen Norden. Ein vor der germanistischen Sektion der Philologen-Versammlung zu Meißen gehaltener Vortrag. 1864. In: ZfV III (1865), S. 370–373, und in: Ges. kleine Schriften, S. 283–286.

R. Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache, Leipzig 1863, in: ZfV III (1865), S. 373–376.

E. Curtius, Göttinger Festreden, Berlin 1864, in: ZfV III (1865), S. 377–382.

E. Zeller, Die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen, Stuttgart 1862, in: ZfV III (1865), S. 382–384.

J. Caesar, Das finnische Volksepos Kalewala, Stuttgart 1862, in: ZfV III (1865), S. 384.

J. F. Horn, Zur Philosophie, Drei Abhandlungen, Kiel 1862, in: ZfV III (1865), S. 384.

Aug. Schleicher, Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form, Abhandlung der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1865, S. 501–586, in: ZfV III (1865), S. 497–506.

1866 Über H. Lotze, Mikrokosmos (Leipzig 1856–64) unter dem Titel: I. Niederer und höherer Verlauf der Vorstellungen, in: ZfV IV (1866), S. 115–132, und: II. Die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts, in: ZfV IV (1866), S. 211–225.

Zur Geschichte der Wissenschaft, in: ZfV IV (1866), S. 133–138.

A. Geiger, Das Judentum und seine Geschichte, Breslau 1864 (1865^2), in: ZfV IV (1866), S. 225–234.

F. v. Miklosich, Die Verba impersonalia im Slawischen, Wien 1865, in: ZfV IV (1866), S. 235–242, und in: Ges. kleine Schriften, S. 421–428.

R. Gosche, Jahrbuch für Literaturgeschichte, Bd. 1, Berlin 1865, in: ZfV IV (1866), S. 242–246.

W. Scherer, Jacob Grimm, Berlin 1865, in: ZfV IV (1866), S. 247–252.

F. L. W. Schwartz, Sonne, Mond und Sterne, Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit. Berlin 1864. In: ZfV IV (1866), S. 253–258.

Zur Stilistik, in: ZfV IV (1866), S. 465–480.

W. Arnold, Kultur und Rechtsleben, Berlin 1865, in: ZfV IV (1866), S. 505–514.

1867 Von der Liebe zur Muttersprache, in: Berthold Auerbachs Deutschem Volkskalender, Berlin 1867, S. 29–38, und in: Ges. kleine Schriften, S. 97–107.

1868 Das Epos, in: ZfV V (1868), S. 1–57.

Zum Ursprung der Sprache, in ZfV V (1868), S. 73–82, und in: Ges. kleine Schriften, S. 288–296.

Zur Physiologie der Sprachlaute (F. H. du Bois Reymond, Kadmus oder allgemeine Alphabetik vom physikalischen, physiologischen und graphischen Standpunkt, Berlin 1862; M. Thausing, Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache, Leipzig 1863; C. L. Merkel, Physiologie der menschlichen Sprache, Leipzig 1866), in: ZfV V (1868), S. 82–95, und in: Ges. kleine Schriften, S. 338–350.

J. H. Oswald, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung, Paderborn 1866, in: ZfV V (1868), S. 95–106, und in: Ges. kleine Schriften, S. 396–406.

Aus Paris, in: ZfV V (1868), S. 111–112.

A. F. von Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, in: ZfV V (1868), S. 232–240.

G. Curtius, Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, Leipzig 1867, in: ZfV V (1868), S. 340–358, und in: Ges. kleine Schriften, S. 296–314.

A. F. Pott, Wurzel-Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, Detmold 1867, in: ZfV V (1868), S. 359–364, und ZfV VII (1871), S. 345–347, und in: Ges. kleine Schriften, S. 271–274.

W. D. Whitney, Language and the study of language, New York 1867, in: ZfV V (1868), S. 364–366; vgl. dazu auch: Antikritik. Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft. Gegen Whitney. In: ZfV VIII (1875), S. 216–250.

Aug. Boltz, Die Sprache und ihr Leben, Offenbach a. M. 1868, in: ZfV V (1868), S. 366–367.

B. Werneke, Über die Bedeutung des Lautes in der Sprache, Paderborn 1864, in: ZfV V (1868), S. 367–368, und in: Ges. kleine Schriften, S. 350–351.

W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1868, in: ZfV V (1868), S. 464–490, und in: Ges. kleine Schriften, S. 314–338.

1869 L. Tobler, Über die Wortzusammensetzung, Berlin 1868, in: ZfV VI (1869), S. 264–280.

M. Bréal, Les idées latentes du language, Paris 1868, in: ZfV VI (1869), S. 281–284.

Poesie und Prosa, in: ZfV VI (1869), S. 285–352.

L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, 1. Bd., Stuttgart 1868, in: ZfV VI (1869), S. 465–481; Der Ursprung der Sprache, Stuttgart 1869, in: ZfV VII (1871), S. 347–349; Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, 2. Bd., Stuttgart 1872, und Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit, Stuttgart 1871, in: ZfV VIII (1875), S. 120–127.

1871 Über Homer und insbesondere die Odyssee, in: ZfV VII (1871), S. 1–88.

S. Nagel, Französisch-englisches etymologisches Wörterbuch innerhalb des Lateinischen, Berlin 1869; M. Weishaupt, Sammlung von französischen Wörtern und Redensarten mit Angabe der Abstammung, oder Vocabulaire étymologique, Kempten 1866, in: ZfV VII (1871), S. 105–109.

J. B. Meyer, Kants Psychologie, Berlin 1870, in: ZfV VII (1871), S. 110–111.

Daniel G. Brinton, The myths of the New World: A treatise on the symbolism and mythology of the red race of America, New York 1868, in: ZfV VII (1871), S. 297–320.

B. Erdmannsdörffer, Das Zeitalter der Novelle in Hellas, Berlin 1870, in: ZfV VII (1871), S. 330–332.

S. Lefmann, August Schleicher. Skizze. Leipzig 1870. In: ZfV VII (1871), S. 349–350.

Joh. Czermak, Populäre physiologische Vorträge, Wien 1869, in: ZfV VII (1871), S. 351–352.

E. Brücke, Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst, Wien 1871, in: ZfV VII (1871), S. 477–479.

L. Steub, Die oberdeutschen Familiennamen, München 1870, in: ZfV VII (1871), S. 479–481.

1874 Herrn Prof. Dr. M. Lazarus zu seinem fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläum am 30. November 1874, in: Über Juden und Judentum..., Berlin 1925[3], S. 237–241.

Völker und Sprachen des großen Ozeans, in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VI, Berlin 1874, Beilage: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, S. 83–90.

Diskussion über Aphasie (Teilnehmer: Hitzig, Westphal, Steinthal, Lazarus, Virchow), in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VI, Berlin 1874, Beilage: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, S. 130–140.

1875 O. Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens, Leipzig 1873, in: ZfV VIII (1875), S. 113–120.

W. H. J. Bleek, Über den Ursprung der Sprache, Weimar 1868, in: ZfV VIII (1875), S. 127–128.

Zusatz zu: W. Windelband, Die Erkenntnislehre unter dem Völkerpsychologischen Gesichtspunkte. Mit Rücksicht auf Ch. Sigwart, Logik I, Tübingen 1873, in: ZfV VIII (1875), S. 178–189.

Notizen aus Amerika, in: ZfV VIII (1875), S. 250–253.

Zur deutschen Orthographie, in: ZfV VIII (1875), S. 253–256.

Zur Religionsphilosophie, in: ZfV VIII (1875), S. 257–299, und IX (1877), S. 1–50.

Der Semitismus (Mit Rücksicht auf E. Schrader, Die Höllenfahrt der Istar, Gießen 1874), in: ZfV VIII (1875), S. 339–350.

E. Hecker, Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen, Berlin 1873, in: ZfV VIII (1875), S. 351–356.

V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, Berlin 1874, in: ZfV VIII (1875), S. 357–359.

Nachtrag zum Infinitiv, in: ZfV VIII (1875), S. 369–372.

W. J. A. Werber, Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung, Heidelberg 1871, in: ZfV VIII (1875), S. 377.

Vorbemerkung zu: G. Glogau, Zur Seelenfrage. Kritik von Steinthals Ansicht über Menschen- und Tierseele, in: ZfV VIII (1875), S. 381–385. – Mit Rücksicht auf denselben Aufsatz: Zur Darwinschen Frage, in: ZfV VIII (1875), S. 428–433.

Edward B. Tylor, Die Anfänge der Kultur, Leipzig 1873, in: ZfV VIII (1875), S. 473–478.

H. Rönsch, Itala und Vulgata, Marburg 1875, in: ZfV VIII (1875), S. 487–488.

Linguistik, in: Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen in Einzelabhandlungen, hrsg. von G. Neumayer, Berlin 1875, S. 551–570 (in der 2. umgearbeiteten und vermehrten Auflage, Berlin 1888, Bd. 2, S. 258–287, mit kleiner Ergänzung).

1877 J. G. Christaller, A grammar of the Asante and Fante language called Tshi, Basel 1875, in: ZfV IX (1877), S. 164–172.

Über Mythen-Schichtung (Mit Rücksicht auf Ignaz Goldziher, Der Mythos bei den Hebräern und seine geschichtliche Entwicklung, Leipzig 1876), in: ZfV IX (1877), S. 272–303.

Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Pott, in: ZfV IX (1877), S. 304–323.

1878 Die Arten und Formen der Interpretation. Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wiesbaden vom 26.–29. September 1877. Leipzig 1878, S. 25–35.

H. Osthoff, Forschungen im Gebiete der indogermanischen nominalen Stammbildung, Jena 1876, in: ZfV X (1878), S. 112–120.

Aug. Böckh, Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften, hrsg. von E. Bratuschek, Leipzig 1877, in: ZfV X (1878), S. 235–255.

Nachtrag zu: K. Bruchmann, Über die Lehre vom Stottern, in: ZfV X (1878), S. 312.

Bruno Bauer, Philo, Strauß und Renan und das Urchristentum, Berlin 1874; Christus und die Cäsaren. Der Ursprung des Christentums aus dem römischen Griechentum, Berlin 1877, in: ZfV X (1878), S. 409–469, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 148–194.

1879 Über die Sprache der Australier, in: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1879, S. 20–28.

Über Toleranz. Ein Vortrag. In: National-Zeitung, 1879, Nr. 31 und 35, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 189–205.

Über religiöse und nationale Vorurteile. Eine Abhandlung. In: Deutsche Revue, Jg. 4 (1879), Bd. 4, S. 189–206, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 206–237.

1880 Das fünfte Buch Mose. Ein Beitrag zur epischen Frage. In: ZfV XI (1880), S. 1–28, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1895, S. 126–153.

Zur Volksdichtung (Mit Rücksicht auf H. Dunger, Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande, Plauen 1876), in: ZfV XI (1880), S. 28–42 und 139–140.

Darstellung und Kritik der Böckhschen Encyclopädie und Methodologie der Philologie, in: ZfV XI (1880), S. 80–96, und S. 302–326.

Die ethische Idee der Vollkommenheit, in: ZfV XI (1880), S. 161–223.

M. E. Egger, Observations et réflexions sur le développement de l'intelligence et du langage chez les enfants, Paris 1879, in: ZfV XI (1880), S. 475–476.

Unser heutiges Deutsch, in: ZfV XII (1880), S. 124.

Die erzählenden Stücke im fünften Buch Mose, in: ZfV XII (1880), S. 253–289, und in: ZfV XX (1890), S. 47–88.

R. Lepsius, Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas, Berlin 1880, in: ZfV XII (1880), S. 335–360.

A. F. Potts Artikel „Geschlecht" in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber, Leipzig 1856, in: A. Kuhns Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung, Bd. 1, Berlin 1858, S. 292–307, und in: Ges. kleine Schriften, S. 382–395.

1882 Die Juden und kein Ende, in: Die Gegenwart, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hrsg. von Th. Zolling, Berlin 1882, Nr. 22, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 81–83.

G. Glogau, Abriß der philosophischen Grundwissenschaften. 1. Teil: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes, Breslau 1880, in: ZfV XIII (1882), S. 178–199.

P. J. Andeer, Rhätoromanische Elementargrammatik, Zürich 1880, in: ZfV XIII (1882), S. 200.

Programm zu einer neuen Ausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt, in: ZfV XIII (1882), S. 201–232.

Die Humboldtschen Manuscripte, in: ZfV XIII (1882), S. 347–348.

J. Volkelt, Die Farben und die Seele, Leipzig 1881, in: ZfV XIII (1882), S. 479–480.

1883 Die heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881, in: ZfV XIV (1883), S. 121–124.

H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Anthropologische Studien. Berlin 1882². In: ZfV XIV (1883), S. 125–128.

Bemerkungen zu J. Dubocs Artikel, Kant und der Eudämonismus, in: ZfV XIV (1883), S. 280–289.

1884 O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, Jena 1883, in: ZfV XV (1884), S. 199–201.

Aus Frankreich, in: ZfV XV (1884), S. 472–479.

1885 Die Erzählkunst der Bibel. Ein Vortrag. In: National-Zeitung, Berlin 1885, Nr. 38 und 41, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 1–15.

Haman, Bileam und der jüdische Nabi. Abhandlung vor dem Bericht Nr. 3 der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Berlin 1885. Auch in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 70–77.

1886 A. Lichtenheld, Das Studium der Sprachen, besonders der klassischen, und die intellectuelle Bildung, Wien 1882, in: ZfV XVI (1886), S. 356–361.

S. Maybaum, Die Entwickelung des altisraelitischen Priestertums, Breslau 1880, und: Die Entwickelung des israelitischen Prophetentums, Berlin 1883, in: ZfV XVI (1886), S. 361–367.

M. Schwengberg, Das Spies'sche Faustbuch und seine Quelle, in: ZfV XVI (1886), S. 368.

Aus der Synagoge. Eine Jugenderinnerung. In: Mitteilungen vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebund, Berlin 1886, Nr. 16, S. 23 ff., und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 296–305.

Dr. Leopold Zunz, geboren den 10. August 1794, gestorben den 17. März 1886. Ein Nachruf. In: Die Nation, Berlin 1885/86, Nr. 26, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 225–230.

Über Andacht. Ein Vortrag. In: Vossische Zeitung, Berlin 1886, Sonntagsbeilage Nr. 9 und 10, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 151–165.

1887 Daniel Sanders, Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache, Halle 1883/84, in: ZfV XVII (1887), S. 103–109.

Bemerkungen zu dem Aufsatz von Th. Achelis, Der wissenschaftliche Charakter der Ethnologie, in: ZfV XVII (1887), S. 109–112.

Mythos, Sage, Märchen, Legende, Erzählung, Fabel, in: ZfV XVII (1887), 113–139. 232. 351.

H. Gaidoz, Etudes de mythologie gauloise. I. Le Dieu gaulois du Soleil et de symbolisme de la roue, Paris 1886, und: Bibliotheca Mythica. I. La rage et St. Hubert, Paris 1886, in: ZfV XVII (1887), S. 226–232.

Der Begriff der Völkerpsychologie, in: ZfV XVII (1887), S. 233–264.

S. Gelbhaus, Über Stoffe altdeutscher Poesie, Berlin 1887, in: ZfV XVII (1887), S. 345–351.

C. Abel, Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch, Leipzig 1886, in: ZfV XVII (1887), S. 432–444.

Leopold Kompert, geboren am 15. Mai 1822, gestorben am 23. November 1886. In: Die Nation, Berlin 1886/87, Nr. 11, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 231–236.

Die Klagelieder Jeremiae. Ein Vortrag. In: Nationalzeitung, Berlin 1887, Nr. 68, 70 und 72, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 16–33.

1888 Ch. Sigwart, Die Impersonalien, Freiburg 1888, in: ZfV XVIII (1888), S. 170–180.

Th. Nöldeke, Die semitischen Sprachen, Leipzig 1887, in: ZfV XVIII (1888), S. 206–213.

A. H. Sayce, Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschungen, Leipzig 1886, in: ZfV XVIII (1888), S. 213–219.

Hans Müller, Griechische Reisen und Studien, Leipzig 1887, in: ZfV XVIII (1888), S. 219–224.

Folklore. Nachtrag zu P. Steinthals Besprechung, Custom and myth, by A. Lang, in: ZfV XVIII (1888), S. 311–324.

Hört ihr Himmel, merk' auf Erde (Mit Rücksicht auf K. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, Leipzig 1888), in: ZfV XVIII (1888), S. 431–450.

Über Demut. Ein Vortrag. In: National-Zeitung, Berlin 1888, Nr. 133 und 136, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 166–179.

1889 W. Scherer, Poetik, Berlin 1888, in: ZfV XIX (1889), S. 87–97.

F. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889, in: ZfV XIX (1889), S. 445–448.

A. Seidel, Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffs bei Kant, in: ZfV XIX (1889), S. 448–453.

Wahrheit und Entwickelung, in: Deutsche Revue, hrsg. von R. Fleischer, Jg. 14 (Stuttgart/Leipzig 1889), Bd. 3, S. 186–194, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 115–126.

Vom Erhabenen überhaupt und insbesondere in der Bibel. Ein Vortrag. In: National-Zeitung, Berlin 1889, Nr. 99 und 101, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1890, S. 34–52.

1890 Das periodische Auftreten der Sage, in: ZfV XX (1890), S. 306–317.

S. Maybaum, Jüdische Homiletik, nebst einer Auswahl von Texten und Themen, Berlin 1890, in: ZfV XX (1890), S. 359–370.

P. Kleinert, Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte, Berlin 1889, in: ZfV XX (1890), S. 370–372.

Eine Fortsetzung und kein Schluß, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, hrsg. von G. Karpeles, Berlin 1890, Nr. 7, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 45–50.

Ludwig Börne, in: Allg. Zeitung des Judentums, Jg. 54 (1890), S. 507–509. 520–522 und 533–534, zum großen Teil auch in: Illustrierte deutsche Monatshefte, Bd. 50, S. 304 ff., und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 208–224. An die Eltern, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1890, Nr. 10, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 5–11.

Das auserwählte Volk oder Juden und Deutsche, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1890, Nr. 17, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 12–17.

Bescheidenheit, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1890, Nr. 50, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 18–24.

Sprachvergleichung und Entwickelung, in: Deutsche Revue, Jg. 15 (1890), Bd. 4, S. 242–244.

Die jüdische Volksschule in Anhalt von 1830–1840, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, hrsg. von Ludwig Geiger, Bd. IV (Braunschweig 1890/91), S. 66 ff., und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 287–295.

1891 An den Leser, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 1 (Berlin 1891), S. 10–17.

Herrn J. Derenbourg zum 21. August 1891 (Über Psalm 92), in: Allg. Ztg. des Judentums, Jg. 55 (1891), S. 399–401, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1895, S. 154–161.

Das Zehngebot, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1891, Nr. 52, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 37–41.

Profan! in: Allg. Ztg. des Judentums, 1891, Nr. 38, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 25–30.

Gibt es noch Jüdinnen? in: Allg. Ztg. des Judentums, 1891, Nr. 42, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 31–36.

Über Erholung, in: Allg. Ztg. des Judentums, Jg. 55 (1891), S. 210–212, und in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1895, S. 249–258.

Zur Geschichte Sauls und Davids. Abhandlung vor dem Bericht Nr. 9 der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Berlin 1891. Auch in: Zu Bibel und Religionsphilosophie..., Berlin 1895, S. 78–108.

Das Junge Deutschland, in: Die Nation, Berlin 1891, Nr. 10.

1892 Schämen wir uns! in: Allg. Ztg. des Judentums, 1892, Nr. 18, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 42–44.

Der Juden tägliches Gebet, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1892, Nr. 21 und 22, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 250–263.

Über Genügsamkeit, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1892, Nr. 46.

Judentum und Patriotismus, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1892, Nr. 53, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 67–70.

1893 Reindeutsche Sprache, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1893, Nr. 1, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 78–80.

Der Talmud, in: Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, Nr. 9, Berlin 1893, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 76–77.

1894 Die jüdischen Melodien, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1894, Nr. 12 und 13, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 264–275.

1895 Was wollen wir mit den jüdischen Melodien, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1895, Nr. 52, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 276–284.

Der Jude am Lutherdenkmal, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1895, Nr. 26, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 71–72.

Ein jüdischer Religionsphilosoph unseres Jahrhunderts [i. e. Samuel Hirsch], in: Allg. Ztg. des Judentums, Jg. 59 (1895), Nr. 11 und 12 (S. 126–128. 138–140), und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 195–207. Eine englische

Übersetzung erschien unter dem Titel „Samuel Hirsch and his philosophy of religion. A lecture, in: The Reform Advocate, Chicago 1895, vol. 9, p. 11–13. 25–27.

1896 „Fürchte dich nicht, Würmlein Jakob!", in: Allg. Ztg. des Judentums, 1896, Nr. 14, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 51–54.

Werden die Menschen immer schlechter? In: Deutsche Revue, Jg. 21 (1896), Bd. 1, S. 104–108, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 142–147.

Zur psychologischen Grundlage der Unterrichts-Lehre. Abhandlung vor dem Bericht Nr. 14 der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Berlin 1896.

1897 Festrede zum 25jährigen Jubiläum der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1897, Nr. 23, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 242–249.

Shakespeare und die Völkerpsychologie, mit Bezug auf Georg Brandes, in: Deutsche Revue, Jg. 22 (1897), Bd. 1, S. 123–125.

Ein wohlgemeinter Rat, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1897, Nr. 31, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 73–75.

Über den Charakter der Semiten, in: Semitic studies in memory of Alexander Kohut, Berlin 1897, S. 557–559, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 89–90.

Mehemed Emin Efendi, Kultur und Humanität, Würzburg 1897, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 7 (Berlin 1897), Seite 330–331.

1898 „Unser Gott und Gott unserer Väter", in: Allg. Ztg. des Judentums, 1898, Nr. 51, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 55–58.

Lehre uns unsere Tage zählen! Der Psalm 90. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 1, Berlin 1898, S. 54 ff., und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 137–141.

Archiv für Religionswissenschaft, hrsg. von Th. Achelis, Freiburg i. Br./Leipzig/Tübingen 1898, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 8 (Berlin 1898), Seite 459.

Die Kröte im Mythos, in: Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 1 (Freiburg i. Br./Leipzig/Tübingen 1898), S. 183–187.

1899 Die Idee der Weltschöpfung, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 2, Berlin 1899, S. 39 ff., und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 126–130.

1900 Unsere Fehler, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1900, Nr. 52, und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 59–62.

An Herrn Professor Albrecht Weber, in: Allg. Ztg. des Judentums, 1900, Nr. 39 (S. 464–465), und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 84–86.

Allgemeine Einleitung in die Mythologie, in: Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 3 (Freiburg i. Br./Leipzig/Tübingen 1900), S. 249–273 und S. 297–323.

1901 Die Stellung der Semiten in der Weltgeschichte, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Bd. 4, Berlin 1901, S. 46 ff., und in: Über Juden und Judentum, aaO, S. 105–125.

1925 Buddhismus und Judentum, in: Religionen, hrsg. von Max Dienemann, Schriftenreihe der Vereinigung für das liberale Judentum, Berlin 1925.

1932 Aus den Jugenderinnerungen Steinthals, mit einer Vorbemerkung von Leo Baeck, in: Der Morgen, Monatsschrift der deutschen Juden, Jg. 7 (Berlin 1932), S. 141–146.

PERSONENREGISTER

Die Namen der Briefempfänger erscheinen mit den betreffenden Seitenzahlen im Kursivdruck.

Abeken, Bernhard XXIV, *58–63*
Abrabanel, Don Isaak 295
Achelis, Hans 231 f.
Achelis, Theodor LXXXI
Adler, Felix 227
Adler, Hermann 209
Ahlwardt, Theodor Wilhelm 294
Andree, Karl Theodor 307
Antoni, Carlo LVIII
Arens, Hans CXII
Aristoteles XV, XLII, XLIX, LXXVIII, 13, 40, 42, 60, 211, 244
Arnheim, M. 382
Aronheim, Felix 195
Assmann, August Gottlieb Wilhelm 66
Aub, Joseph 151
Auerbach, August 347, 356
Auerbach, Auguste (geb. Schreiber) 347
Auerbach, Berthold XXXI ff., XXXVIII, LXV, XCI, 115, 161, 300, 333, 337–339, *340–342*, 342–350, *350–352*, 352–366
Auerbach, Eugen 365
Auerbach, Jakob 338 f., 365
Auerbach, Nina (geb. Landesmann) 346–348
Auerbach, Ottilie 362–366

Bachja ben Joseph Ibn Pakuda 165
Baeck, Leo 371
Bamberger, Ludwig XXXII, LXVI, 119, 152
Basedow, Johann Bernhard 378
Bauer, Bruno CXXIX, 267
Baumgardt, David LXXV, CXXXVII
Baumgarten 227
Bayer, Joseph Jakob XXXII
Bazin, Antoine Pierre Louis XCV f., 92, 286, 293
Becker, Carl Ferdinand LXXXVII, XC, XCVIII, CVI, CIX, 378
Beethoven, Ludwig van 269, 316
Benamozegh, Elia 186
Benary, Franz Simon Ferdinand LXXXVI
Beneke, Friedrich Eduard XIX
Benfey, Theodor XCVIII
Benfey (Hannover) 195
Bennigsen, Rudolf von XXVI
Bensef, Juda Löw 376
Berendt, Johanna (geb. Sander) XLVI, *3–19, 97–102, 242–243*, 369
Berendt, Leopold 3, 369
Berendt, Sigismund 11, 18, 98
Berliner, Abraham (Adolf) 238
Bernays, Jacob XXIII, XCII, XCV, 280 f., 356
Bernays, Michael XXXV
Bernfeld, Simon LXXXII, XCIX, CXXX
Bernhardy, Gottfried 45 f.
Bernstein, Aron 196
Bettelheim, Arnold 338, 365
Bismarck, Otto von XXXIV, 110, 145
Bleichröder, Gerson von XXXII
Bleichröder, Julius XXXVIII, *154*
Bloch, Joseph Samuel 206–210
Bloch, Moses Löb 215
Blomberg, Hugo von 324
Bocher (Paris) 273–275
Böckh, August XX, LXXXV, CIII f., 233 f., 241
Böckh, Richard 241
Boehlich, Walter LXII ff.
Börne, Ludwig CXXVIII f., CXXIX, CXXXV, CXLII, 129, 264
Bois-Reymond, Emile Heinrich Du 240, 339

Bonald, Louis Vicomte de XLIV
Bopp, Franz XLV, LXXXV, LXXXVIII, XCIV, CVII, CIX
Bormann, Karl XXXII, XXXV
Bourcart (Dr.) 364
Brainin, Reuben 214–215
Brandes, Georg XXXV, 129 f., 144
Braune, Wilhelm CXV
Bredow, Gabr. Gf. 383
Brentano, Franz CXXXVII
Brentano, Ida 365
Bresslau, Harry LXVI, 153
Breysig, Curt 246
Brink, Bernhard ten CXXIII
Brosius, Caspar Max 297
Bruchmann, Curt CII
Brugmann, Karl CIX f.
Brunner, Heinrich LXIII
Buber, Salomon 226
Buchholz, Robert XXXII
Buckle, H. Thomas XLV, LV
Bumann, Waltraud LXXXVII, CV, CX, CXII
Bunsen, Chr. K. Josias von XCV, 272
Burckhardt, Jacob XXIII
Burke, Edmund LXIX
Buschmann, Joh. Karl Eduard CI

Caesar, Gaius Julius XLII
Caro s. Karo
Carus, C. Gustav XXXIII, 345
Cassel, David 168
Cassel, Paulus LXVIII, CXXXV
Cassirer, Ernst XLIII
Cattaneo, Carlo XLIV
Cervantes, Miguel de 285
Chorin, Aaron 113
Cicero, Marcus Tullius 47, 90
Cohen, Hermann XLI, LIII, LXI, LXIV, LXVII–LXX, LXXV, LXXVII ff., CXXXIX, 229–231
Cohn, Mayer XXXVIII, 115
Comte, Auguste XLIV, LV ff., LXI, 265–267
Confucius s. Konfuzius
Cotta, Johann Georg 353
Crémieux, Isaac Adolphe XXXIV, XXXVII, 110, 112, 118
Curtius, Ernst XXXII
Cybulski LXXXV

Dahn, Felix XXXV
Darwin, Charles XLIV, LXXIX, C, CXIII f., CXXXI, CXXXVI
Dawison, Bogumil XXXIII
Delbrück, Berthold LXI
Delitzsch, Franz J. 155–156, 245
Delitzsch, Friedrich 245
Dernburg (Derenbourg), Joseph LXXVI
Dessauer, Moritz 149–150
Deuschle, Julius LXXXIX, *49–58*
Deutsch, Gotthard 221–222
Dickens, Charles 127
Dilthey, Karl XCII
Dilthey, Wilhelm XXIV f., XXIX, XXXIX, L, LIII–LXI, XCII, XCIV f., CXIX, CXXI, 63, 66, 318 f., 322
Disraeli, Benjamin (Earl of Beaconsfield) 142–143
Döllinger, J. J. Ignaz von 182–183, 206, 361
Dove, Wilhelm XX
Drobisch, Moritz W. XIX
Dropsie, Moses A. 191
Dubs, Jakob XXXIV, 118

Ebers, Georg XXXV
Eckstein, Ferdinand von XCV, 280
Eger, R. Akiba XIV
Eggers, Friedrich XXIV, XXXIII ff., XCV
Eichendorff, Joseph von XXXIII
Elasar (Urgroßvater von H. Steinthal) 372
Ellinger, Moritz 216 f.
Engels, Friedrich LXXIX, CXL
Epikur 13, 33
Etzel, Friedrich August von XXXIX, 122 f.
Eucken, Rudolf L, CXXXVII

Falk, Josua 373, 378
Falk, P. L. Adalbert 125, 145
Falk, R. 42
Fassel, Hirsch B. 211
Fechner, Gustav Theodor LV
Feuchtwang, David 220–221
Feuerbach, Ludwig CXXXI
Fialla, Hermann 227–228
Fichte, Immanuel Hermann LXXXVII
Fichte, Johann Gottlieb XLVI, CXXXIV, 33, 68, 79, 251, 353
Flügel, Otto 197–198

Fontane, Theodor XXIII, XXXII–XXXV, 108, 118
Forest (London) 268 f.
Forster, Georg 307
Fränkel, David 378
Fränkel (aus Schönlanke) 291
Frankel, Zacharias 25
Frankenberger, Julius XLII, L, CXXXVII
Frankl, Pinkus Fritz 168 f.
Franz (Herzog von Anhalt-Dessau) 374
Freudenthal, Jacob LXXIII, 164 f., *187–189*
Freytag, Gustav XXXV, 338 f.
Friedlaender, Georg XXXIV f.
Friedrich I. Barbarossa 383
Friedrich II., der Große (König von Preußen) 313
Friedrich III. (Deutscher Kaiser und König von Preußen 1888, vorher Kronprinz Friedrich Wilhelm) XXXIX, 117, 128, 134, *175*
Friedrich Wilhelm III. (König von Preußen) 313
Fürstenthal, Rafael Jakob 378
Funke, K. Ph. 384

Gabelentz, Georg von der CX, 255
Gabler, Georg Andreas XIX, LXXXVI, 54
Galen(os) von Pergamon XLII
Gall, Franz Joseph 266
Gans, Eduard 70
Garve, Christian 40
Geck, L. H. Adolf XLIII
Geibel, Emanuel XXXIV, 323
Geiger, Abraham 109 f., 188, 225, 235
Geiger, Lazarus CXIV
Geiger, Ludwig 219, 375
Gelber, N. M. XXXVIII
Gellert, Christian Fürchtegott 384
George, J. F. Leopold 19 f.
Gerber, Karl Friedrich Wilhelm von 70
Gerschel-Gossmann 110
Gervinus, Georg Gottfried LIII, 318, 339
Giseke, Robert 87–89
Glagau, Otto LXII
Glogau, Gustav LXXXII, XCIX, C, CXLI
Glogau, Marie LXXXII
Gneist, H. Rudolf H. F. von 128
Göppert, Heinrich Robert 144–146
Goethe, Johann Wolfgang von CXXXIV, 24, 221, 254, 270, 284, 325, 353 f.
Goldammer, Leo XXXIV
Goldschmidt, Levin LXXIII, 333
Goldsmith, Francis XXXVIII
Gomperz, Irma 155
Gomperz, Sigmund 155
Gordon, David 209
Gosche, Hermann Richard A. 301
Gotthelf, Jeremias XXXI, 342
Graetz, Heinrich 148 f., 172
Graffunder, Alfred XXXI, *132–133*
Griepenkerl, Friedrich Konrad XVII, XXIX, XLVI, 3, 6, 19, 36
Griepenkerl, Wolfgang Robert 276
Griesinger, Wilhelm (und Frau) (XXXII) XXXVI
Grimm, Herman LXIII
Grimm, Jacob XLV, XLVIII, LIV, LVII, XC, CIX, 298, 378
Grimm, Wilhelm XX, XLV, LXXXV
Güdemann, Moritz 209
Günther, Karl 22, 24
Gumbinner, N. 110
Gumpel, Gustav 81–85
Gutmann, Wilhelm von LXXIII f., 164 f.
Guttmann, Julius LXXX
Gutzkow, Karl XXXII f., 343

Haase, Kurt XLIII
Haeckel, Ernst 239 f.
Haeseler, Abt 101
Hagen, Hermann 349
Hamann, Johann Georg XCIV
Hamburger, Ernest LXXIII
Hann (Dr., Braunschweig) 7
Harms, Friedrich XXXIX
Harrwitz, Julius LXXXVII, 110, 260 f.
Hartmann, Alfred XXXI
Hartmann, Eduard von LIX, 172 f.
Hase, Karl August von 165
Haug, Karl Friedrich LXXXVII
Haupt, Moritz LIX, CXV
Haydn, Joseph 316
Haym, Rudolf 296
Hebel, Johann Peter 340 f.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich XIX f., XLIII, XLVI, XLIX ff., LXXXVIII, CIV f., CVII, CXVIII, 6 f., 13, 23 f.,

49, 54, 61, 71, 261, 267, 278 f., 287, 300
Heidenheim, Ph. 36, 43
Heine, Heinrich CXXIX, 338
Heinsius, Otto Fr. 378, 382
Helfferich, Adolf 20
Helmholtz, Hermann von LV, 233 f., 240, 339
Hempel, Friedrich Wilhelm 384
Herbart, Johann Friedrich XVII, XIX f., XXXVI, XLV f., LI, LVI f., LXXVIII, XCIII, CIV, CIX, CXIV, CXVI, CXVIII f., CXXI, CXXXVII, 3, 7, 23, 34, 62, 67, 77 f., 80, 89 f., 101, 135, 197, 267, 269, 276, 279, 292, 295 f., 303
Herbig, Gustav LXXXVIII ff.
Herbst (Direktor des Bernburger Gymnasiums) LXXXV
Herder, Johann Gottfried von XV, XXXIII, XLIII, XLVI, LIV, LVII, XCIV, CXXXIV, CXXXV, 24
Hermann (Direktor) 169
Herodot XLII
Herxheimer, Salomon LXXXV, 177, 382
Herz, Ulrich XXXVIII
Herz, Wilhelm 169
Herz (Onkel von H. Steinthal) LXXXIV
Herzfeld, Baruch LXXXIII, 374, 376, 378–384
Herzfeld, Levi XVI, 8, 114
Herzfeld (Bankier in Braunschweig) 196
Herzog (Direktor des Bernburger Gymnasiums) LXXXV
Hettner, Hermann Julius Th. XXXIII, 345
Heuse, Georges A. XLIII
Heuß, Alfred LXXII
Heyse, Carl Wilhelm L. XX, XXIII, LXXXII, LXXXVIII ff., XCII, CIV, CVII, 132, 255 f., 268, 276 f., 287, 289
Heyse, Julie (geb. Saaling) XC, 131, 317, 322 f.
Heyse, Paul XXIII, XXXIV f., LXXXII, LXXXVIII f., XCV ff., *47–49*, 93, *96–97*, *105–108*, *112*, *114–119*, *122*, *124–125*, *127–132*, *135*, *140*, *143–144*, *150–153*, *164*, 256, 268, 275 ff., 280, 287, 316 f., 323 f., 331, 339, 362
Hildebrand, Bruno XXVI, XXVII
Hildesheimer, Esriel (Israel) 118, 149, 243–245
Hillel 207, 220, 244
Hiller, Ferdinand 356
Hinrichs, Hermann Friedrich Wilhelm 46
Hippokrates von Kos XLII
Hirsch, Emil Gustav LXXXI, CXXX, *224–225*
Hirsch, Samuel CXXIX
Hirsch, Reb (Chasan) LXXXIII, 376, 388–393
His, Wilhelm LV
Hoffmann, David 222 f.
Hoffmann, Johann Joseph 326
Holzman, Michael LXXXI, LXXXVII, CII, 169
Honigmann, David 109
Horwitz, Aron 113
Huber, Aimé LXXXV
Humboldt, Alexander von LXXXVI, CXXXIV, 296, 330
Humboldt, Wilhelm von XLVI, LXXXVI ff., XCIII, XCIV, CI–CVII, CXII ff., CXXXII, CXXXIV, CXLI, 255, 261 f., 296, 310 f.
Hurwicz, Elias XLII

Isaacs, Myer Samuel 137–140
Isokrates XLII

Jakob ben Ascher 225
Jauch, Augusta 95–96, 361
Jean Paul (Jean Paul Friedrich Richter) 24, 129, 284
Jechiel (Großvater von H. Steinthal) 373, 377
Jellinek, Adolph XXIX, LXXIII, 165, 174, 184 f., 193
Jerusalem, Wilhelm LXXXI
Jesus von Nazareth CXLI, 271
Joel, Manuel LXIV, LXX, 174, *178–181*
Johlson, Josef 380, 382
Jonas, Friedrich XLIII
Josephus, Flavius 179
Julien, Stanislas (Noel) XCV f., 286

Kahn, Zadoc 209, *212–213*, 217, 232
Kant, Immanuel XIX, XXII, XLVI, XLIX, LXXVIII f., CXXXIV, CXXXVI, 6, 33 ff., 37, 39 f., 46, 55, 80 f., 176, 180, 278 f., 284, 292

Karl der Große 383
Karl Alexander (Großherzog von Sachsen-Weimar) XXXVI, 348
Karo, Josef 179, 225
Karpeles, Gustav XCI, CXXV, CXXVIII, CXLII, *117–118*, 219
Katz, A. 117
Kaufmann, David 141 f., *146–149*, *154–155*, *164–166*, *169–174*, *184–185*
Kausler, Rudolf (Ps. K. Rudolf) 359
Kautzsch, Emil Friedrich 198, 203, *241–242*
Keller, Adelbert von LXXXVII
Keller, Gottfried XXXIV, 339
Kirschstein, Moritz 168 f.
Klein, Hermann XXX, LXXXII
Klopstock, Friedrich Gottlieb 263
König, Heinrich 339
Körner, Theodor 255
Kohler, Kaufmann LXXXII, CXXIV, 208, *215–218*
Kohner, Moritz XXXVII, *121–122*, 159
Kompert, Leopold XXXVIII
Konfuzius 288
Kossak, Ernst Ludwig 276
Kristeller, Samuel XXXVIII, 115, *158–159*, *166–167*, 169, *175–178*, *201–203*
Krüger, Georg Theodor Aug. XIX, *19–25*, *45–47*, *58*, *91–92*, 195
Krüger (hanseatischer Ministerresident) XXXII
Krug, Wilhelm Traugott 211
Küstner (Frau) 361
Kugler, Franz XXIV, XXXIII ff., 108
Kuh, Ephraim Moses 338, 341 f.

Laband, Paul LXI
Laboulaye, Edouard Réné Lefebvre 244
Lachmann, Karl K. Fr. W. 20
Lade, Marie (geb. Dilthey) 319, 322
Lamarck, Jean Baptiste de XLIV
Lamartine, Alphonse de XLIV
Lamennais, H. F. Robert de XLIV
Lamprecht, Karl LXI
Landesmann, Heinrich (Ps. Hieronymus Lorm) 346
Laotse (Lao zö) 288
Laube, Heinrich 317
Lawrence, William XLIV
Lazarus, Aron Levin (Leb) XIV f., XXVII, 26, 31, 129, 238, 321, 324 f., 369
Lazarus, Bela (geb. Wollenberg) 369
Lazarus, Bina (geb. Wollenberg) 26, 38, 369
Lazarus, Elise (geb. Abraham) 369
Lazarus, Ernestine CIII, 124, 127, 230, 258, 369
Lazarus, Esther 369
Lazarus, Leiser XVI, XVIII, XIX, XXI, *25–44*, 146 ff., 238, 298, 369
Lazarus, Leser (Stiftsrabbiner) 369
Lazarus, Moritz XIII f., LXXXI ff., LXXXIX–XCIII, XCV–XCIX, CII, CXII, CXIV–CXXI, CXXIV ff., CXXVIII, CXXXI, CXXXIV ff., CXXXIX, *251–334*, 339–342, *342–350*, *352–366*, 369
Lazarus, Nahida Ruth (verw. Remy) XVII, XXI, XXX ff., XLI f., LXXVI, LXXXI, XCII f., XCVII, 206–210, 218, 227–233, 239, 242 f., 369
Lazarus, Sara(h) (geb. Lebenheim) XIV, XXI, XXXI, XLI, 31, 48 f., *77*, 91, 94–95, 103, 117, 124, 126 f., 130, 161, *193–197*, *252–259*, *268–273*, *275–279*, 281, 283, *285–290*, 295, 298, *299–305*, *321–326*, *328–329*, *360*, 366, 369
Lebenheim, Elias Moses 48, 194
Lebenheim, Täubchen (geb. Aron) 48, 194, 258, 285, 300
Le Bon, Gustave LXI
Leibniz, Gottfried Wilhelm 12 f., 19, 90, 277, 282
Leicht, Alfred XX ff., XXIII, XXVI, XLII, XLVII, XLIX, LIX, CXIV
Leimdörfer, David 209
Leopold (Fürst von Anhalt-Dessau) 372
Lepel, Bernhard von XXXII f., XXXV
Lepsius, Karl Richard LXXXV
Lesage, Alain René 282
Leskien, August CIX
Lessing, Carl Robert *156–157*
Lessing, Gotthold Ephraim XXI, XXXVI, CXXXIV, CXXXVI, CXLII, 17, 156 f., 342, 363
Letteris, Max 197 f.
Lewinstein, M. XXXVIII
Lewy, Israel 234
Liebermann, Benjamin XXXVIII, 115
Liebeschütz, Hans XXV, LIII, LV, LVII, LXXVIII f.

Liebig, Justus von 339
Liebling, Henriette (geb. Lazarus) 369
Lilienfeld, Paul LVII
Linon (im preußischen Justizministerium) 301
Lippert (Dr.) 365
Lipschütz (Rabbiner in Dessau) 378
Locke, John 52, 263
Löw, Immanuel 123, 130, *151, 183–184, 238*
Löw, Leopold *111, 113–114, 123, 130–131,* 183, 188
Loewe, Ludwig LXXIII, 164, 169
Löwenthal, Leo LXXXII f.
Lotze, Rudolf Hermann XL, 53, 66, 279, 307, 310, 312
Louis, J. 383
Louis Philippe 263, 274
Lubin, David 191
Ludwig XIV. 263
Ludwig, Otto 339
Lüderitz, K. Fr. Gustav XXXIV
Lukács, Georg LVIII f.
Luther, Martin LXXI, 163
Luther, Wilhelm CX
Lyell, Sir Charles XLIV

Macaulay, Thomas Babington Lord M. of Rothlay 208
Magnus, Meyer XXXVIII
Magnus, Otto 194
Mahn, August LXXXVI, XCVI, 93, 255, 261, 265, 268 f., 272, 276
Maier, Joseph von 107
Maimonides (Moses ben Maimon) LXXV f., LXXVIII, 177, 211
Makower, Hermann 168 f.
Malthus, Thomas Robert XLIV
Mandelkern, Salomo 242
Margulies, Samuel Hirsch 232
Marr, Wilhelm LXII
Mar Samuel LXX
Marx, Karl LXXIX, CXL
Mauthner, Fritz CII, CIX
Maximilian II. (König von Bayern) 275 f., 323
Maybaum, Sigmund 169, 209, *211–212, 228–233*
Meidinger, Johann Val. 383
Meinecke, Friedrich XLVII
Meir ben Baruch von Rothenburg 178
Meisl, Josef XLII
Melanchthon, Philipp 163
Mendelssohn, Moses LXXV f., 3, 16, 150, 176, 180, 198, 341 f., 384
Menzel, Adolf (von) XXXII, XXXIV f., 108, *159–160*
Menzel, Wolfgang 338
Merckel, T. Wilhelm von XXXIV f.
Meyer, Jürgen Bona XXXVIII
Meyer, Michael A. CXXXIX
Meyer, Moritz XXXVII
Meyer, Siegmund 196
Meyer (Justizrat) 169
Michel, Jules 280
Michelangelo Buonarroti 90
Michelet, Jules XLIV
Michelet, Karl Ludwig XIX, 24, 36
Mignet, François-Auguste M. A. XLIV, 24
Mill, James XLIV
Mill, John Stuart XLIV, LV–LVIII
Mirabeau, Gabriel de 263
Misch, Georg LVI
Misteli, Franz XCVIII, CII
Mörike, Eduard XXXIII
Mommsen, Theodor LXIII, LXVIII, LXXII f., 154, 339
Montefiore, Moses 112
Montesquieu, Charles-Louis de Secondat XLIII
Montez, Lola 287
Montigni, Graf von 293
Morgenstern, Karl von 34
Morus, Thomas CXL
Moser, Moses 70
Mozart, Wolfgang Amadeus 269, 316
Müller, Johannes XX, LV
Müller (aus Diltheys Freundeskreis) 322
Munk, Salomon LXXVI

Nachod, Jacob 158
Napoleon I. 263, 383
Neumann, Salomon XXXVII f., 110, 115, 171, *233–237*
Newton, Sir Isaac 263
Niebuhr, Barthold Georg LVII
Nietzsche, Friedrich Wilhelm LXXIX
Nippold, Friedrich 165, *189–190,* 206, 240
Nitzsch, Karl Wilhelm LXIII
Nörrenberg, Joh. Gottlieb Christian LXXXVII

Novalis (G. Friedrich Ph. von Hardenberg) XLVII
Nürnberger, Helmuth XXXV

Oldenburg, Heinrich 363
Olearius, Adam XLII
Ollech, Karl Rudolf von XXXIX, 122 f., 128
Olshausen, Justus XCIX
Onkelos 197
Oppenheim, Heinrich Bernhard XXXVIII, 152
Oppenheimer, Bertha 92 f., 361
Oppert, Jules (Julius) 245
Osthoff, Hermann CX
Otto, Berthold 371

Paul, Hermann CIX, CXIV–CXX
Paulsen, Friedrich LXI
Paulus 251
Pertsch, Wilhelm 86
Pestalozzi, Johann Heinrich 378
Petzet, Erich XXXIV, LXXXVIII ff.
Peucker, Eduard von XXXIX
Pfeffel, Konrad 384
Pfeil, Sigurd von LXIV
Philippson, Ludwig 219
Philon von Alexandria LXXVI, 179
Pinsker, Leon 209
Platon XIX, XLII, LVII, CXXXVII, 12 f., 24, 33, 37, 42, 46, 61, 150, 244, 276
Plinius, Gaius P. Sec. (d. Ä.) XLII
Plotke, Julius 218
Popper, Karl Raimund LVII
Porzig, Walter CVI
Pott, August Friedrich XCIV, CVII, CXI, 255, 260 ff., 307, 311
Pressel, Wilhelm 181

Quételet, Adolphe XLIV

Raabe, Wilhelm XXIV, 58
Rank, Joseph 342
Ranke, Leopold von XX, 233 f.
Raschi 381
Raumer, Karl Otto von XCVII
Reichenheim, Ferdinand XXXVIII
Reinhold, Karl Leonhard 36 f.
Remak, Robert 281
Remy, Anna 245–247
Remy, Max 210
Renan, J. Ernest XCV, CXXIX, 300
Rese, Eduard XXIV, XXXIV, 7, 108, *124–128*, 195
Rettich, Julie 317
Reventlow, Fanny Gräfin von 133–134
Ribbeck, Otto XXXIX f., 116, *119–121*
Riesser, Gabriel 171, 337
Rippner, Benjamin 209
Ritschl, Friedrich Wilhelm 132
Ritter, Carl XLVI, LIV, LXXXVI, 233 f.
Rödiger, Emil 46
Roquette, Otto XXXIII
Rosenthal, Heinemann LXXXV
Rosenzweig, Adolf XCIX f., CXXIV
Rothacker, Erich LV
Rückert, Friedrich XXXIII, *85–87*, 96
Rückert, Marie XXXIII
Rümelin, Gustav LXIX, LXXVIII
Ruge, Arnold XLVIII
Runze, Georg 231 f.

Sachau, Eduard 333
Sachs, Felix 187, *189*
Sachs, Michael 43, 187, 189
Saint-Simon, Claude Henry de Rouvroy, Comte de CXL
Saller, Amalie (geb. Lazarus) 369
Saller, Rachel (geb. Lazarus) 369
Saller, Samuel 369
Saller, Sigmund 369
Salomon, Helene (geb. Meyer) 131
Salomon, Jacob Salomon 131
Salvini, Tommaso XXXIII
Samuel, D. S. 219
Sander, Lazarus (= Alexander Lazarus) XXI, 3, 369
Sander, Leopold 369
Sander, Nanny XXI, 369
Saussure, Ferdinand de CX f.
Savigny, Friedrich Carl von XLV f., LVII, 70
Schäffle, Albert E. Fr. LVII
Schalkowitz, Abraham Löb 217
Schammai 244
Schasler, Max CIV f.
Schelling, Friedrich Wilh. Jos. von 73–77
Scherenberg, Christian Friedrich XXXIV
Scherer, Wilhelm LV
Scherzer, Carl Ritter von 238 f.
Schiller, Friedrich XXII, XXXVI, CXXXIV, 221, 254 f., 259, 384

Schilling, Gustav 292
Schlegel, August Wilhelm (von) XCIV
Schlegel, Friedrich (von) XLVII, XCIV
Schleicher, August 311
Schleiden, Matthias Jacob XLIV
Schleiermacher, Friedrich E. D. XV, 33 f., 37, 68, 90
Schmidt, H. von 101
Schmidt, Heinrich Julian Aurel 343 f.
Schmidt, Ludwig 164
Schmidt, Wilhelm Adolf XLVIII f.
Scholem, Gershom XXVII
Schott, Wilhelm LXXXV
Schreinert, Kurt XXXIV
Schürer, Emil 231 f.
Schultz-Schultzenstein, Karl Heinrich XX, LXXXVI, 67
Schulze, Johannes K. H. 293 f.
Schumann, Clara XXXII, 116
Schwab, Gustav 337
Schwann, Theodor XLIV
Schwartze, Moritz Gotthilf LXXXV
Schwarz, Adolf 232
Schweiger, Lazarus XXX, XLIII
Schweitzer (Leiter des „Vereins junger Kaufleute") XXII
Schweizer-Sidler, Heinrich 104–105, 329
Schwertfeger, Bernhard XXXVIII
Schwinger, Reinhold CVI
Seckel, Rabbi (in Filehne) 369
Seidel, Heinrich XXXV
Selig, Rabbi XV
Seliger, Josef XXX
Sellin, Ernst 245 f.
Sganzini, Carlo XLIII
Shakespeare, William XV, LXXXV, 284, 317, 363
Siegert, Georg 160–162
Siegfried, Karl Gustav Adolf 190, 231
Sievers, Eduard CXV
Simmel, Georg L, LX f.
Simon, Ernst 229
Simon, Moritz 196
Singer, Josef LXXXIV
Smith, Adam 34
Smolenskin, Perez XXXVIII, 209
Sokrates 13, 33, 150, 261
Spencer, Herbert LV, LVI
Spielhagen, Friedrich 365
Spinoza, Benedictus de XXIV, XL, LXXVI, 12 f., 19, 35, 39, 49, 77 ff., 90, 99 f., 120, 150, 257 f., 269, 277, 282, 337, 342, 363, 365
Spitzemberg, Carl Freiherr Hugo von XXIX, 105
Spitzemberg, Hildegard Baronin von (geb. Varnbüler) XXXII
Sprenger, Aloys 353
Stäudlin, Karl Friedrich 34
Stein, Ludwig XXIII, XLII, LXXX
Steinschneider, Moritz 171
Steinthal, Agathe C, 123, 127, 332 f.
Steinthal, Bertha 322
Steinthal, David (Vater von H. Steinthal) LXXXII f., 259, 291, 333, 373 f., 378, 390
Steinthal, David (Sohn von H. Steinthal) C
Steinthal, Eduard LXXXII f., 259, 291, 373 f., 376
Steinthal, Henriette (geb. Heinemann) LXXXII f., LXXXV, 259, 291, 305, 321, 373 f., 376
Steinthal, Hermann LXXXII f., 253, 259, 261, 265, 290 f., 294, 300, 320, 322, 373 f., 376
Steinthal, Heymann (Chajim) XIII f., XV, XVII ff., XXI, XXIII, XXVI, XXXII, XLIV, XLV f., L, LIII, LIX f., LXXIII, LXXVIII ff., *77–81*, 86, *91–95*, *103–104*, 108, *109–111*, 127 f., 132 f., 164, *168–169*, 174, 206 f., *213–214*, 217, 224 f., 230, 233, 235–238, *326–327*, 360, 371–393
Steinthal, Irene CIII, 128, 333
Steinthal, Jeannette (geb. Lazarus) XCII, CIII, 66, 230, 281, 320, 322, 326 f.
Steinthal, Theodor 322
Stendhal, Marie-Henri 144
Stirner, Max LXXIX
Stockhausen, Julius XXXIII
Stöcker, Adolf XVIII, LXI–LXIV, 152
Stolp, Joseph LXXXII
Storm, Theodor XXXV, 108
Strachwitz, Moritz Graf von XXXIV
Strassmann, Fritz 169
Strauß, David F. 337, 339
Studer, Bernhard Rudolf 158
Studer, Gottlieb L. 157–158
Sulzberger, David 191
Sulzberger, Meyer 215 f.

Suter, Heinrich Eduard XXVIII, *102–103*, 105
Sybel, Heinrich Karl Ludolf von 356
Szántó, Simon 146
Szold, Henrietta 217

Tacitus, Publius Cornelius XLII
Tänzer, Aron XLII, LXXXIV, 227, *239–240*, 339
Taine, Hippolyte LV
Tedeschi, Moses Israel 185–187
Teichmüller, Gustav 65–72
Thibaut, Anton Friedrich Justus 70
Thiers, M. J. L. Adolphe XLIV
Tholuck, Friedrich August 379
Thurnwald, Richard XLIII
Tobler, Adolf LXI
Tobler, Ludwig LXI
Tolstoi, Lew N. 339
Toury, Jakob LXXIII
Traube, Ludwig 136, 281
Treitschke, Heinrich von LXII ff., LXVI ff., LXX ff., 153, 207, 229 f., 339
Trendelenburg, Friedrich Adolf XIX, LXXXVIII, XCV, 282
Tritschler (Dr. med., Cannes) 362, 366
Troeltsch, Ernst LVIII
Turgenjew, Iwan S. 339
Twesten, Karl LV

Ueberweg, Friedrich XXXIX
Ungerleider, Rudolf 169
Usener, Hermann XXIX

Valentin, G. G. 349
Valentin (Gattin von G. G. Valentin) 353
Varnhagen von Ense, Karl August 73
Varnhagen von Ense, Rahel 353
Vatke, Joh. Karl Wilhelm LXXXVI
Veit, Moritz 115
Vent, C. 348
Vernet, Horace 263
Vico, Giambattista XLIII
Viktoria (Deutsche Kaiserin) 117, 133 f.
Viktoria (Königin von England) XXXIX
Virchow, Rudolf Ludwig Karl 240, 339, 348
Vischer, Friedrich Theodor LXXXVII, 7
Vogelstein, Heinemann 209
Voltaire (François Marie Arouet) CXXXV
Voß, Johann Heinrich 270 f.

Wach, Joachim XCIV, CV
Waitz, Theodor LVII, 311 f.
Waldenburg, Abraham XV, 369
Waldenburg, Gitel 369
Waldenburg, Ludwig 369
Walkopf (Gröbzig) 379
Wallace, Alfred Russel XLIV
Walz, Christian LXXXVII
Wartensleben, Graf XXXIV
Weber, Albrecht CXXVI
Wehrenpfennig, Wilhelm XXIV ff., *63–65*, *89–90*, 94, 256, 264, 271, 276, 322, 355
Weinberg, Adolf 141
Weinhold, Karl LXXXI
Weinstock, Harris 191–193
Weis, Ludwig 162–163
Weisgerber, Leo CVI
Weiße, Christian Hermann 54
Weissmann, Arthur S. 185
Weisstein, Gotthilf XCII
Werder, Karl F. G. LXXXV, CXXVI, 23
Wertheimer, Joseph Ritter von 109, *147–148*
Wilhelm I. (Deutscher Kaiser) XL, 124
Windischmann, Carl Joseph LXXXVIII
Windischmann, Friedrich H. H. 280
Winter, Jakob LXXIV, 165, 172, 239
Wise, Isaac Meyer 204–206, *214*, 232
Wohlgemuth, Joseph 222–224, *243–245*
Wolf, Friedrich August LIV
Wolfsohn, Wilhelm XXXIII, 340, 346
Wronke, Mosche 369
Wünsche, August LXXIV, 165, 172, 239
Wundt, Wilhelm XX, LXI, CXIV–CXXIII

Zenon 65
Ziller, Tuiskon 307
Zunz, Leopold XXII, 70, 142, 170 ff., 198, 202, 235

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

---

13 | Entscheidungsjahr 1932

Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik

Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker

2. revidierte und erweiterte Auflage

1966. XX, 615 Seiten. Brosch. DM 43.–, Lw, DM 48.–

14 | Hanns Günther Reissner · Eduard Gans

Ein Leben im Vormärz

1965. X, 203 Seiten. Mit 23 Kunstdrucktafeln. Brosch. DM 24.–, Lw. DM 28.50

15 | Jacob Toury · Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland

Von Jena bis Weimar

1966. XI, 387 Seiten. Brosch. DM 44.–, Lw. DM 49.–

16 | Wissenschaft des Judentums im deutschen Sprachbereich

Ein Querschnitt

Mit einer Einführung herausgegeben von Kurt Wilhelm. 2. Bände

1967. XIX, Seiten 1–367 und VII, Seiten 369–796
Brosch. DM 72.–, Lw. DM 81.–

17 | Hans Liebeschütz · Das Judentum im deutschen Geschichtsbild von Hegel bis Max Weber

1967. XII, 360 Seiten. Brosch. DM 29.50, Lw. DM 35.–

18/1 | Ruth Kestenberg-Gladstein · Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern

Erster Teil: Das Zeitalter der Aufklärung 1780–1830

1969. XV, 418 Seiten. Mit 10 Kunstdrucktafeln. Brosch. DM 63.–, Lw. DM 69.–

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN DES LEO BAECK INSTITUTS

---

19 | Ernest Hamburger · Juden im öffentlichen Leben Deutschlands

Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit 1848–1918

1968. XXIV, 595 Seiten. Brosch. DM 48.–, Lw. DM 54.–

20 | Horst Fischer · Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen 19. Jahrhundert

Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik

1968. VIII, 232 Seiten. Brosch. DM 34.–, Lw. DM 39.–

22 | Leo Baeck Institute New York Bibliothek und Archiv

Katalog Band I: Deutschsprachige jüdische Gemeinden, Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher, Almanache und Kalender. Unveröffentlichte Memoiren und Erinnerungsschriften

herausgegeben von Max Kreutzberger unter Mitarbeit von Irmgard Foerg

1970. XLI, 623 Seiten. Mit 23 Kunstdrucktafeln. Brosch. DM 135.–, Lw. DM 143.–

23 | Hans Liebeschütz · Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig

Studien zum Jüdischen Denken im deutschen Kulturbereich
Mit einem Nachwort von Robert Weltsch

1970. VIII, 258 Seiten. Brosch. DM 32.–, Lw. DM 37.50

24 | Selma Stern · Der Preußische Staat und die Juden

Dritter Teil: Die Zeit Friedrichs des Großen. 1971

Erste Abteilung: Darstellung. XV, 426 Seiten.
Zweite Abteilung: Akten. Erster Halbband: V, Seiten 1–814
Zweiter Halbband: V, Seiten 815–1615
Brosch. DM 450.–, Lw. DM 480.–

25 | Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923

Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker

1971. XI, 704 Seiten. Brosch. DM 65.–, Lw. DM 72.–

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN